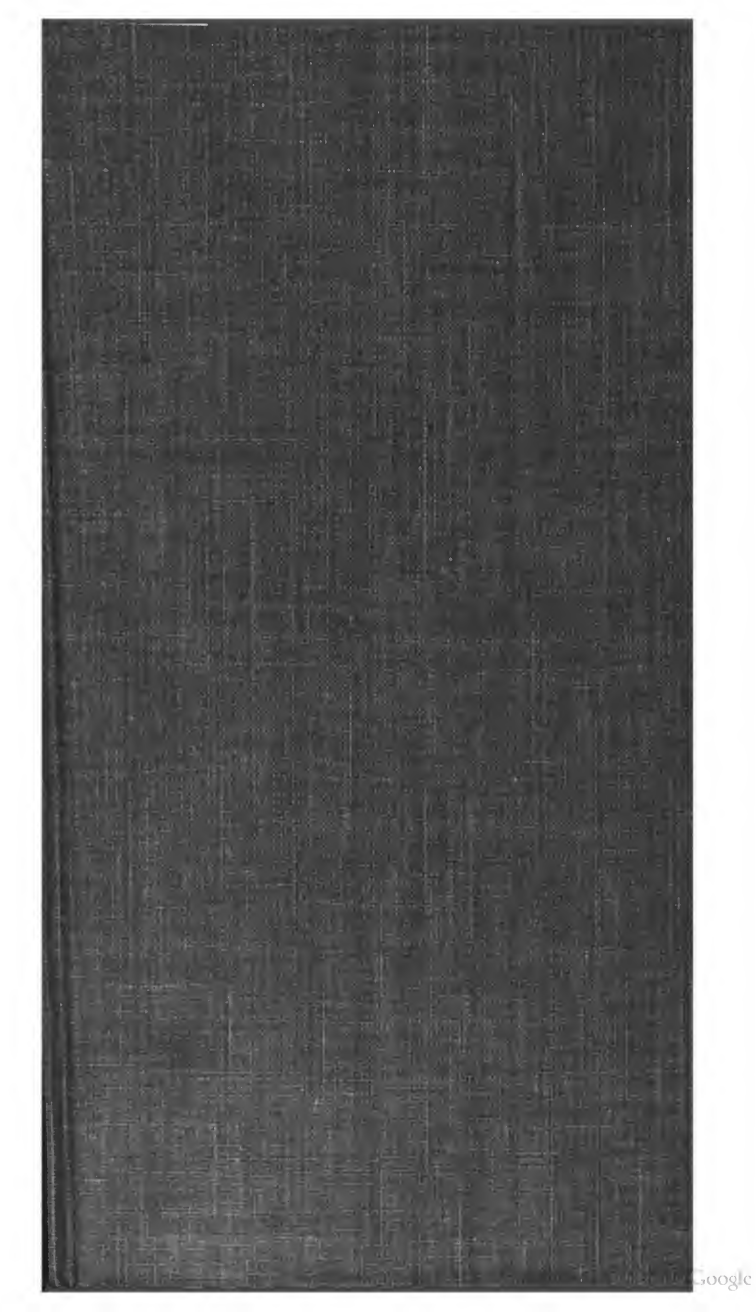


Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Clemens Grafen Pinto.

Achter Band.

Erstes Quartal. 1857.

Berlin.
Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.
1857.

Inhalts-Verzeichniß.

Alle Post-Anstalten, so wie alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen auf die „Berliner Revue" an. Der Abonnements-Preis beträgt vierteljährlich bei den königlich preußischen Post-Anstalten 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., bei den Post-Anstalten des deutsch-österreichischen Post-Vereins 2 Thlr. 20 Sgr.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Fünftes Capitel.

Unter der Fahne weiß und amaranthenfarben.

„Wie konnte man glauben, daß sich nicht die unwiderstehlichsten Versuchungen seines Herzens bemächtigen würden, angesichts der Appenninen, angesichts der Schlachtfelder von Montenotte, Arcole und Marengo, angesichts seiner drei schönsten Sclavinnen Venedig, Rom und Neapel? Sein Ehrgeiz war erschüttert, aber nicht erloschen; das Unglück und der Rachedurst schürten die Flamme von Neuem an."

(Chateaubriand.)

Wie ein weicher tiefblauer Mantel gebreitet liegt das tyrrhenische Meer über der Tiefe, in sammetnen Falten an den ligurischen Küsten hin, von der prächtigen Genua bis zu Livorno's altem Port. Immer heller und blasser wird das tiefe Blau nach Westen zu, ein breiter grünlicher Besatz hängt sich an den Prachtmantel und läuft endlich, wo in der Ferne zackige Inselküsten ragen, in einer matt schimmernden silbergrauen Borte aus.

Ein scharfer Hauch fährt nieder von den Appenninen, er fegt über die ligurischen Lande und weht den Duft der Orangen-, Oliven- und Rosenhaine hinaus in das tyrrhenische Meer; er trägt die Düfte als einen Gruß hinüber an die fern schimmernden Granitklippen der Inseln und Eilande im Westen; er schwellt auch das kleine dreieckige lateinische Segel der niedrigen Felucke, deren vier Ruder tactmäßig in's Wasser fallen und sich darüber erheben.

Ein lateinisches Segel und ein vierruderig Schiff! Die Seeleute vom tyrrhenischen Meer haben sich noch ganz die einfache Nautik des grauen Alterthums bewahrt. Als Jason, den die Heroensage in diesen Gewässern die Wohnung der Zauberin Kirke suchen läßt, über diese Meere schiffte, hatte er sicher ein Fahrzeug, das mit Rudern auf beiden Seiten und einem dreieckigen Segel versehen war und nicht viel anders aussah, als die Felucke da.

Es war fast Mittag, der schönste Sonnenschein lag auf dem Meer

und vergoldete die Küste der Insel, auf deren etwas zurückspringenden Theil die Felucke scharf zu hielt, während sie vom leichten Wind und der Ruderkraft zugleich getrieben mit der Schnelligkeit eines Vogels vorwärts zu fliegen schien.

Offenbar aber befriedigte diese Schnelligkeit die Ungeduld des Mannes nicht, welcher neben dem Padrone steht, der das Steuer handhabt; bald blickt der noch junge Mann, dessen schwarzer Krausbart eine lange Trennung vom Scheermesser nicht verläugnen kann, mit funkelnden Blicken höchster Unzufriedenheit auf die jammervollen Gestalten der Ruderer, deren Lumpen ebenso Mangel und Elend, wie ihre Gesichter Gemeinheit und Verworfenheit verrathen, bald hebt er das Fernrohr ans Auge und blickt nach der Küste hinüber; der Padrone kaut an einem Stück von unsäglich hart getrocknetem Fisch und kümmert sich wenig um die fieberhafte Ungeduld des Fremden, dessen Beförderung er übernommen, den er betrachtet wie jedes andere Stück der Schmuggelwaare, die er je aus Livorno ausführte..

Glücklicher Weise verstand der Padrone kein Wort französisch, sonst würden ihn die heftigen Worte, welche die Ungeduld des jungen Mannes aussprudelte, zwar nicht vermocht haben, den Lauf der Felucke zu beschleunigen, was auch in der That unmöglich war, vielleicht aber hätten sie ihn gereizt, das lange Messer zu zücken, denn des Italieners Hand ist nahe beim Stahl, und dennoch wäre er schlecht gefahren gegen diesen Krausbart, dessen kühnes Gesicht, dessen gedrungene Formen auf Stärke und Gewandtheit im Gebrauch der Waffen schließen ließen. Fürwahr, er ist nicht schlecht bewaffnet, dieser junge Mann, er hat den groben braunen Mantel hinter sich geworfen, aus der Brusttasche seines langen, schwarzen Reise-Ueberrockes ragen die silberbeschlagenen Kolben von zwei Pistolen ziemlich drohend heraus und an seiner Seite hängt eine kurze Waffe mit fast handbreiter Klinge, die mehr an die gefährlichen Schwerter erinnert, welcher man sich in früheren Tagen in der französischen Marine zu bedienen pflegte, als an ein Jagdmesser, mit dem es eigentlich nur das Gehäng und die Kürze gemein hat.

Der junge Mann ist groß, und ein nicht leicht mit kurzen Worten zu beschreibendes Etwas, das aber dem kundigen Auge sofort klar wird, verräth, daß wir jedenfalls einen Militair und wahrscheinlich einen Cavallerie-Offizier vor uns haben.

Die Felucke nähert sich einer Landzunge mit rapider Schnelligkeit, das unbewaffnete Auge schon erkennt eine Stadt mit Festungswerken.

Es ist Porto-Ferrajo, die Hauptstadt der Insel Elba, die Residenz des Kaisers Napoleon.

Da ist der Leuchtthurm, das sind die Werke von Del Falcone und Della Stella!

Der Hafen winkt, es wimmelt von Fahrzeugen darin, aber der junge Mann beachtet es nicht; ein eigenthümlicher Zug schwärmerischer

Begeisterung erscheint in seinem kühnen Gesicht, sein Blick hängt an den Soldaten, die da auf und ab schreiten auf den Bastions — es sind Grenadiere der alten Garde, die berühmten Grognard's, die von den Pyramiden her und Austerlitz über hundert Schlachtfelder nach Moskau und von dort zurück über Leipzig und Paris, über abermals hundert Schlachtfelder ihrem vergötterten „kleinen Caporal" nach der Insel Elba gefolgt sind. Es sind die alten Grenadiere von der alten Garde des alten Imperators, die Alten der Alten des Alten, wie sie sich mit hohem Stolz selbst zu nennen pflegten; die grauen Troupiers, in deren begeisterter Anhänglichkeit auch der Bonapartismus eine menschlich schöne und berechtigte Seite hat; denn die Anhänglichkeit dieser ruhmstolzen Soldaten, sie galt nicht dem großen Usurpator, dem Verächter göttlichen und menschlichen Rechtes, sie galt nur ihrem berühmten Feldherrn, der die Siegesgöttin so lange zu seiner Mitschuldigen gemacht hatte; das vive l'empereur! das aus ihrer Brust jauchzte, es galt nicht dem Kaiser Napoleon, sondern dem „kleinen Caporal", in ihrem Munde hatte „l'empereur" wieder die ursprüngliche Bedeutung des römischen „imperator" gewonnen; der Feldherr war es, für den sie in den Tod gingen und in's Exil, bitt'rer oft als der Tod, nicht der Usurpator, der seine Krönung in Notre-Dame erzwang.

Dem Ankömmling in der Felucke wurden die Augen naß beim Anblick der alten Träger jenes Kriegsruhmes, der die Welt erfüllte; es sind die alten Waffen, die alten Uniformen, mit Rührung und Entzücken sieht er seine alten Kameraden wieder. Da, ein finsterer Zug fliegt über sein Antlitz, ein Anblick scheint seine Freude zu stören, es ist nicht die alte Fahne mit den drei Streifen, roth blau weiß, jene Tricolore, die ihren Weg durch ganz Europa blutig und furchtbar, ein strahlendes Meteor, aber keine segenbringende Sonne, gewandelt ist in der Hand des großen Emporkömmlings; es ist nicht die gefürchtete Tricolore, die dort oben weht. Es ist eine weiße Fahne.

Unmöglich kann es der weiße Pavillon vom königlichen Frankreich sein!

Der Reisende nimmt sein Glas und blickt schärfer hin, er schüttelt verdrießlich sein lockiges Haupt; es ist eine Fahne, die er nicht kennt. eine Fahne ohne Geschichte, eine Fahne ohne Vergangenheit und — auch ohne Zukunft.

Es ist eine weiße Fahne mit einem amaranthfarbenen Querstreifen, der mit goldenen Bienen besetzt ist — die Fahne des neuen Souverains von Elba.

Die Felucke lag am Quai und einige Secunden später war der Reisende am Lande. Eine mächtige Aufregung ergriff ihn, er hörte trommeln, er blieb stehen und lauschte dem Schall der Kaiser-Trommel, deren Wirbel in allen Hauptstädten Europa's fast erklungen waren.

Er blieb stehen, die Vorübergehenden sahen ihn verwundert und Viele auch spöttisch an, denn er weinte.

In einer Herberge nahm er sich kaum Zeit, sich umzukleiden, dann eilte er, sich nach der Wohnung des Groß-Pallast-Marschalls Grafen Bertrand führen zu lassen, der Groß-Pallast-Marschall bewohnte ein paar kleine ziemlich wüste Zimmer in der Mairie von Porto-Ferrajo.

Als ihm Herr Dombideau gemeldet wurde, erschien Graf Bertrand fast augenblicklich.

„Kommen Sie aus Frankreich, mein Herr?“ fragte er hastig, indem er den jungen Mann zum Sitzen nöthigte.

„Ja, Herr Marschall!“ antwortete der Offizier.

„Und was wollen Sie hier?“ fragte der Großmarschall weiter.

„Den Kaiser sehen und ihn um Dienste bitten!“

„Kennt Sie der Kaiser persönlich?“

„Ich stand bei den Kürassiers der großen Armee!“ versetzte der junge Mann stolz, „und überdem hat mir Herzog von Bassano die Mittel gegeben, dem Kaiser zu beweisen, daß ich nicht unwerth seiner Beachtung bin.“

„Sie bringen uns Neuigkeiten aus Frankreich?“

„Ja, Herr Marschall, und, wie ich glaube, günstige!“

„Gott gebe es, wir sind so sehr unglücklich hier!“ rief der Großmarschall und seufzte tief, dann sagte er: „Ich brenne vor Begierde, mit Ihnen von Frankreich zu sprechen. Vor allen Dingen muß ich indessen den Kaiser von Ihrer Ankunft in Kenntniß setzen. Vielleicht kann er Sie nicht sofort empfangen. Sie haben gesehen, daß im Hafen eine englische Corvette liegt, und diese Leute sind mißtrauisch über alle Gebühr. Weiß man, wer Sie sind?“

„Man kann wohl sehen, daß ich ein französischer Offizier bin!“ entgegnete Dombideau.

„Desto schlimmer!“ rief Bertrand, „doch, ich gehe zum Kaiser, bleiben Sie indessen hier, ich werde Ihnen einen Imbiß serviren lassen, so gut, als es hier möglich ist, auf Wiedersehen!“

Der Pallast-Marschall entfernte sich eilig.

Das Frühstück, welches man dem Oberst-Lieutenant Dombideau vorsetzte, war allerdings nicht sehr reichhaltig; ein Stück kalter Ziegenbraten, ein Ziegenkäse von bedeutender Größe, ein Stück sehr trockenes Gerstenbrot; es herrschte eben keine Ueppigkeit in der Küche bei dem Pallast-Marschall des Souverains vom Inselreiche Elba. Aber der Offizier hatte einen durch Seeluft geschärften Appetit, und die einheimischen Früchte, welche das Dessert bildeten, Kastanien, leicht geröstet, Mandeln, Feigen und Nüsse, waren vortrefflich. Auch waren zwei Flaschen von dem würzreichen Wein, den die Insel Elba hervorbringt, aufgesetzt, dieser mundete dem jungen Manne nach den Strapazen der Seereise trefflich. Die eine Bouteille enthielt sogenannten Vermond,

den man auch in Südfrankreich trinkt und nach der Suppe nimmt, weil er für appetitreizend gilt. Der Vermond wird bereitet, indem man Wermuth und andere Gewürzkräuter, an denen die Insel Elba sehr reich ist, in dem besten weißen Wein des Landes weichen läßt. Die andere Flasche enthielt Aleatico, ein Wein, der in Italien sehr geschätzt wird; man gewinnt ihn aus Muscatellertrauben und versetzt ihn mit gekochtem Most und Rum. Der Aleatico von der Insel Elba ist vorzüglicher als der aus Toscana.

Es war kaum eine halbe Stunde seit Entfernung des Groß-Pallast-Marschalls vergangen, und der Oberst-Lieutenant hatte kaum seinen gesunden Appetit gestillt, als Bertrand zurückkehrte.

Die Entfernungen sind nicht groß in Porto-Ferrajo, einer Hauptstadt von kaum 3000 Einwohnern.

„Ich werde Sie gleich nach dem Garten des Kaisers führen lassen," sagte Bertrand, „bleiben Sie in der Nähe der Thür, der Kaiser wird da vorübergehen, und wird Sie rufen lassen, ohne den Anschein zu haben, Sie zu kennen!"

Dombideau war im Augenblick bereit, und wenige Schritte brachten ihn an die ihm bezeichnete Gartenthüre.

Er schaute sich um und sah sich ganz allein — war das die Residenz des Mannes, dem noch vor Kurzem ganz Europa zu eng war?"

Das elende Gebäude da war die Wohnung des Mannes, dessen Hof der prächtigste Europa's war, des Mannes, der mit bedecktem Haupte saß, während acht Könige respectvoll den Hut in der Hand um ihn standen.

Da nahte der Souverain von Elba, langsam schritt er dahin, das Haupt etwas vorwärts gebeugt, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, in bekannter Weise.

Einige Offiziere folgten in kurzer Entfernung hinter ihm.

Langsam ging er ein paarmal an dem Oberstlieutenant vorüber, er schien den Getreuen nicht zu sehen und dieser sah von seinem vergötterten Gebieter nur das scharfgeschnittene echt italienische Profil.

Napoleon war sehr vorsichtig, er glaubte sich überall von Spionen umgeben.

Endlich blieb er stehen und sah den Offizier eine Weile durchdringend an.

„Aus welchem Lande sind Sie?" fragte er plötzlich in italienischer Sprache.

„Aus Frankreich, Sire," antwortete der Oberstlieutenant Französisch, „ich bin ein Pariser, Geschäfte führten mich nach Italien, ich vermochte meinem Herzen nicht zu widerstehen, ich mußte meinen Kaiser wiedersehen!"

Der Kaiser schien angenehm berührt durch die Bewegung, die sich im Tone der Stimme des Sprechenden kundgab, und freundlich sagte

er nun auch Französisch: „Wohlan denn, mein Herr, erzählen Sie mir von Paris und Frankreich!"

Als er das gesagt, ging er langsam weiter und gab dem Offizier einen Wink ihm zu folgen.

Mit lauter Stimme that er einige unbedeutende Fragen und kehrte in seinen sogenannten Pallast zurück, der Oberstlieutenant, so wie die Generale Drouot und Cambronne, Letzterer war damals Commandant von Porto-Ferrajo, folgten.

Es war ein weites, beinahe unheimlich wüstes Gemach zu ebener Erde, in dem sich der Kaiser niedersetzte; die Meubles waren nur zum Theil prächtig und vermehrten durch ihren Abstich gegen die alterthümlichen Tapeten noch die Unbehaglichkeit, in die dieses Gemach jeden Eintretenden versetzen mußte. Es wurde draußen dunkel, die beiden Kerzen auf dem Kamin vermochten nicht den weiten Raum ganz zu erleuchten.

Der Kaiser aber befahl seinen Generalen, sich zurückzuziehen, ganz als ob er in dem großen Cabinet des Tuilerieenschlosses gesessen hätte, dann herrschte er in demselben Tone: „Setzen Sie sich, Herr, setzen Sie sich!"

Der Offizier gehorchte und es trat eine Pause ein, während welcher der Kaiser gedankenvoll vor sich hinblickte. Endlich begann er, kalt und zerstreut dem Anschein nach: „Der Großmarschall hat mir angezeigt, daß Sie aus Frankreich kämen!"

„So ist es, Sire!" entgegnete Dombideau.

„Und was gedenken Sie hier zu machen?" fragte Napoleon.

„Sire, ich komme, Ihnen meine Dienste anzubieten," entgegnete der Offizier sehr schüchtern; „meine Haltung im Jahre 1814 —"

„Ich zweifle nicht," unterbrach Napoleon etwas barsch, „daß Sie ein guter Offizier sind, allein die Offiziere, welche ich hier bei mir habe sind schon so zahlreich, daß ich in der That nicht weiß, wie ich etwas für Sie thun könnte, indessen könnte man sehen. Sie sind, wie es scheint, mit Herrn von Lavalette bekannt und mit dem Herzoge von Bassano?"

„So ist es, Sire!"

„Hat er Ihnen einen Brief für mich gegeben?" fragte der Kaiser hastig.

„Nein, Sire!"

„So hat auch er mich vergessen, wie alle die andern, ich habe von ihm kein Wort gehört, seit ich hier bin!" Napoleon sagte das mehr traurig und ärgerlich, als zornig.

„Sire," rief jetzt der Offizier erregt, „der Herzog von Bassano hat nicht aufgehört ein Muster zu sein in der Anhänglichkeit und Hingebung, welche alle wahren Franzosen für Eure Majestät bewahrt haben."

„Was? man denkt also noch an mich in Frankreich?"

Napoleon affectirte eiue Art von Verachtung, als er das sagte.

„Frankreich wird Sie niemals vergessen, Sire, niemals!" rief Dombideau.

„Niemals? das ist lange," versetzte Napoleon, „indessen die Franzosen haben einen andern Souverain, und ihr Glück und ihre Ruhe verlangen, daß sie nur an ihn und keinen andern denken!"

Der Oberstlieutenant senkte den Kopf, das hatte er nicht erwartet.

„Was denkt man in Frankreich von mir?" fragte Napoleon weiter.

„Man beklagt sich mehr als Ew. Majestät!" entgegnete der Gefragte kleinlaut.

„Man erzählt in Frankreich allerlei Geschichten von mir," fuhr der Kaiser fort, „bald sagt man, ich sei verrückt geworden, bald erklärt man mich für krank; nun Sie können sich überzeugt haben, daß ich keines von beiden bin. Man spricht davon, mich von hier fort nach Malta oder nach der Insel Saint Helena zu bringen. Man wird es nicht wagen, ich habe hier Tapfre genug. Aber ich kann nicht glauben, daß sich Europa so entehren könnte, sich gegen einen einzelnen Mann zu bewaffnen, der nichts mehr von ihm will. Kaiser Alexander liebt den Ruhm viel zu sehr, als daß er seine Einwilligung zu einem solchen Attentat geben könnte. Man hat mir die Insel Elba durch einen feierlichen Tractat gesichert und garantirt, ich bin hier bei mir, wehe dem, der mich anzugreifen wagen sollte. Haben Sie in der großen Armee gedient?"

„Ja, Sire," entgegnete der Obristlieutenant, „ich hatte das Glück, mich unter den Augen Ew. Majestät auszuzeichnen in der Ebene der Champagne, Ew. Majestät waren damals so gnädig gegen mich, daß ich der festen Ueberzeugung war, Sie würden mich wieder erkennen."

„Ich glaubte Sie wirklich wieder zu erkennen, aber die Erinnerung ist nur undeutlich, helfen Sie mir doch!"

„Marschall Ney," kam der Offizier dem Gedächtniß seines Feldherrn etwas beschämt zu Hülfe, „präsentirte mich Ew. Majestät und nannte mich den unerschrockenen Dombideau, Ew. Majestät gaben mir selbst die Decoration —"

„Ja, bei Arcis," rief Napoleon, dem die Erinnerung jetzt kam; „ja, Sie sind ein Mann von Energie, ich erkenne Sie, und nun sagen Sie mir, was machen die Bourbons, was meint Frankreich zu ihrer Regierung?"

Es war ein ganz anderer Ton, in welchem Napoleon jetzt sprach, sein Mißtrauen war in der That etwas beseitigt, aber noch nicht ganz.

„Sire, die Bourbonen haben den Erwartungen der Franzosen nicht entsprochen und die Zahl der Unzufriedenen wird mit jedem Tage größer."

Der junge Offizier, ohne es zu wissen, hatte den einzigen triftigen Grund ausgesprochen, den man für die Unzufriedenheit der Franzosen

mit der königlichen Regierung von 1814 und ihren beispiellosen Abfall von derselben angeben kann. Die Bourbonen hatten den Erwartungen der Franzosen nicht entsprochen! Gut, aber was erwarteten denn diese Franzosen in ihrer erquicklichen Bescheidenheit? Haben danach auch wohl die weisen Schriftsteller der Revolutionspartei, die sofort bereit sind, den Stab zu brechen über das bourbonische Königthum und die Unfähigkeit seiner Diener, haben sie danach wohl auch gefragt?

Das scheint ihnen niemals eingefallen zu sein.

Nun, die Franzosen verlangten von dem Königthum, das ihnen durch Gottes Gnade wieder geschenkt war, nur eine Kleinigkeit, es sollte in aller Kürze alle die moralischen und materiellen Schäden heilen, welche eine furchtbare Revolution und ein revolutionäres Kaiserthum bei ihnen angerichtet hatte, und zur Lösung dieser Aufgabe ließ man dem Königthum kein volles Jahr, sondern nur einige Monate Zeit.

Das spricht wohl für sich selbst, es bedarf gar keiner weitern Ausführung, daß die Franzosen Unmöglichkeiten verlangten und dann unzufrieden wurden, Viele aber verlangten auch nur darum Unmöglichkeiten, um unzufrieden sein zu können. Die Eigenthümlichkeit des französischen Volkes und der Parteihaß machen das Raisonnement über die Unfähigkeit der ersten Restauration erklärlich, wie aber spätere Schriftsteller so gewissenlos, denn selbst eine sehr stark betonte Unwissenheit kann sie nicht entschuldigen, dieses Urtheil haben nachschreiben können, das ist unerklärlich!

Damit soll gar nicht gesagt sein, daß die Bourbonen und ihre Diener keine Fehler gemacht hätten, mehr als genug Fehler, um das Schicksal verdient zu haben, das sie traf, aber die Fehler, die das Königthum beging, hat es gegen sich selbst, gegen sein Princip und gegen seine Anhänger, nicht gegen die Unzufriedenen begangen; die Fehler, die von jener Seite mit Recht getadelt wurden, waren unbedeutend und unter den gegebenen Verhältnissen meist unvermeidlich. Nicht die Liberalen und Bonapartisten hatten ein Recht, sich über das Königthum zu beklagen, sondern die eigentlichen Royalisten. Ludwig XVIII. machte den Fehler, daß er die Revolution und den Liberalismus mit dem Königsthron und der Legitimität versöhnen wollte, und seine Staatsmänner müheten sich um dieses Problem eben so vergebens, wie der Mathematiker um die Quadratur des Cirkels. Solches Bemühen aber war ein schwerer Fehler, der sich rächen mußte, denn die wahren Stützen des Königthums wurden dadurch untergraben, die rechten Royalisten entweder verletzt oder verführt und die Revolutionäre doch nicht gewonnen, denn sie mußten doch immer mit den Royalisten theilen, was sie in Republik und Kaiserthum allein besessen.

Das Hauptübel lag darin, daß die Franzosen in ihrer Masse noch immer nicht begriffen hatten, welcher Segen für ein Volk eine eigene Dynastie ist. Die Dynastie ist der höchste und erhabenste Ausdruck der

Volkspersönlichkeit; wohl dem Volke, das sich in seiner Dynastie selbst sieht und fühlt! Leider vermögen das nicht alle Völker, einige vermögen es nicht mehr, andere haben es noch nicht vermocht, eine Dynastie zu erzeugen, noch andere werden es nie können und nie im Stande sein, den letzten höchsten Ausdruck für ihre Persönlichkeit zu finden. Da liegt ein Hauptpfand für die Zukunft der deutschen Stämme, sie haben eigene Dynastieen, die deutschen Stämme vermögen noch Dynastieen zu zeugen, zu tragen, den letzten höchsten Ausdruck für ihre Volkspersönlichkeit zu finden.

Möge ein solches Pfand recht theuer gewahrt werden, es ist der köstlichsten Güter Eines, die ein Volk besitzt. Man blicke auf die Völker, die es nicht mehr haben! Mit Ausnahme des Königs von Sardinien sitzt auf keinem italischen Throne ein italienischer Fürst; das älteste Culturvolk Europa's vermag in keiner Dynastie mehr einen Ausdruck zu finden, aber es fühlt noch instinctmäßig, wo es seine Dynastie zu suchen hat; das ist der Grund der Sympathieen, der wahren berechtigten Sympathieen der Italiener für das Königthum Victor Emanuel's, nicht die liberalen Experimente seiner Cavoure und Ratazzi's, diese können Italien nur um seine letzte nationale Dynastie bringen. Frankreich hat sich um seine eigene Dynastie muthwillig, möchte man sagen, gebracht. Jetzt hat es gar keine Dynastie, denn der Bürgerkaiser Louis Napoleon ist eine Person, aber keine Dynastie, er ist es eben so wenig, als es der Bürgerkönig Louis Philippe war; der Bürgerkaiser ist nur ein potenzirter Bürgerkönig, so mächtig und bedeutend auch seine Persönlichkeit sein mag. In Spanien herrschen französische Bourbonen und auf den nationalen Stamm der portugiesischen Braganzer hat man ein deutsches Reis gepfropft. In Rußland, Dänemark und Niederland herrschen deutsche Dynastieen, die sich nach und nach zwar nationalisirt haben, aber es ist doch nicht ganz dasselbe. Die Bernadotten in Schweden, der Baierfürst in Griechenland, sie bilden noch lange keine nationale Dynastie, ja selbst das mächtige England hat es nicht vermocht, eine eigene Dynastie zu zeugen, das vermag nur noch das deutsche Volk, und darin liegt mit die Gewähr seiner Zukunft.

Napoleon verstand davon zwar nichts, aber auch er hatte eine dunkle Ahnung, denn es war in diesem Gefühl, daß er den Völkern, die er besiegte, ihre eigenen oder wenigstens ihre legitimen Dynastieen nahm und seine Brüder an deren Stelle setzte; schwerlich wußte er selbst, was er that, aber instinctmäßig bestrebte er sich, alle Throne, die einen andern Rechtsboden hatten, umzuwerfen und an ihrer Stelle neue aufzurichten, welche mit dem seinen auf dem gleichen Boden der Willkür und der Gewalt standen. Das Ungleichartige zwischen ihm und den legitimen Fürsten lag meist nicht in den Persönlichkeiten, leider dachten Viele eben so Napoleonisch wie er, es lag in dem andern Grund und Boden, auf dem ihre Throne standen; der Gegensatz aber, der daraus hervorging, ließ

und läßt sich nie vermitteln, sondern er muß vernichtet werden; darum sind zwischen legitimen Dynastieen und usurpatorischen Herrschern nur Waffenstillstände möglich, dauernder Frieden nicht.

Doch genug; wir befinden uns auf der Insel Elba, in den letzten Februartagen des Jahres 1815.

Napoleon schwieg nach der letzten Antwort des jungen Offiziers eine ziemliche Weile; offenbar kämpfte er immer noch mit einem gewissen Mißtrauen; endlich brach er sein Schweigen wieder und fragte beinahe schmeichelnden Tones: „Hat Ihnen Maret wirklich keinen Brief für mich mitgegeben?“

„Nein, Sire,“ entgegnete Dombideau, „er fürchtete, ein Brief könnte mir entrissen werden, in falsche Hände fallen; da der Herzog von Bassano sich aber denken konnte, daß Ew. Majestät vorsichtig sein und mir nicht gleich trauen würden, so hat er mir einige Umstände mitgetheilt, die nur Ew. Majestät und ihm bekannt sind; daran, Sire, mögen Sie erkennen, daß Sie mir Vertrauen schenken können.“

„Und was sind das für Umstände?“ fragte Napoleon, sich begierig vorwärts beugend.

„Ich weiß, was Ew. Majestät zu Maret gesagt haben nach der letzten Unterredung mit dem Papst zu Fontainebleau und die Antwort des Herzogs von Bassano.“

„Lassen Sie sehen!“

Napolean war in großer Aufregung, die er auch gar nicht zu verbergen sich bemühte.

„Ew. Majestät sagten,“ flüsterte der Offizier, „Maret, ich habe einen großen Fehler gemacht; ich hätte im Jahre 1798 Protestant werden sollen, der großen Masse wäre damals jede Confession recht gewesen, und in den Protestanten hätte ich eine zuverlässige Stütze gehabt“ —

„Gut, gut,“ rief Napoleon, „und was antwortete mir Maret?“

„Sire, der Herzog von Bassano antwortete Ihnen, die katholischen Erinnerungen wären zu mächtig in Frankreich; die Franzosen würden viel eher einen atheistischen Herrscher sich gefallen lassen, als einen hugenottischen, aber Ew. Majestät hätten sich zu dem Papst stellen können, wie der russische Czar zu dem Patriarchen von Constantinopel, die Salbung durch den Papst bei der Krönung sei ein wirklicher Fehler gewesen.“

„Das genügt, genügt vollkommen,“ rief Napoleon, „Maret hat Recht, die Salbung war ein Fehler; doch warum fingen Sie nicht damit an, mir das zu sagen, Sie haben mich um eine Viertelstunde gebracht, wissen Sie?“

Napoleon sagte das so drohend, daß der Offizier in große Verlegenheit gerieth, Napoleon beschwichtigte ihn indessen bald, indem er sagte: „Nun, nun, beruhigen Sie sich, und nun erzählen Sie mir von Frankreich.“

Der Offizier nahm sich zusammen und entwarf nun ein Gemälde von der Situation, das eben so traurig als wahrhaft war und nur

darum unrichtig, weil den Bourbonen die Schuld dieser allgemeinen Unzufriedenheit kurzweg gegeben wurde, obwohl Napoleon der eigentlich Schuldige war.

Der Kaiser hatte den jungen Mann mehrfach unterbrochen schon während seiner Schilderung, plötzlich aber bemächtigte er sich des Wortes ganz und fuhr in seiner brusquen und ungerechten Manier los: „Diese Bourbons! ich hätte nicht abgedankt, wenn ich das gewußt hätte, aber ich glaubte, das Unglück habe sie gebessert und belehrt. Ich glaubte, der König werde sich populär machen durch Wohlthaten aller Art, aber seit er den Boden Frankreichs betreten, hat er nichts als Sottisen begangen. Sein Tractat vom 23. April hat mich indignirt; durch einen Federzug hat Frankreich Belgien verloren und alle Besitzungen, die es seit der Revolution hatte —"

Napoleon vergaß, daß er alle diese Eroberungen selbst verloren hatte im Kriege; er vergaß, daß diese Länder, auf die Frankreich nur den Rechtstitel der Eroberung hatte, daß diese ihm nach demselben Recht wieder genommen wurden; und beinah albern war es, daß Ludwig XVIII., der über kein Bataillon verfügen konnte, mit der Feder Frankreich Provinzen erhalten sollte, die Napoleon mit seinem Feldherrngenie und Hunderttausenden nicht zu schützen vermochte. Aber er redete sich nach seiner Weise in eine wahre Wuth hinein: „Talleyrand," schrie er, „hat die Bourbonen zu dieser Infamie verleitet; er hat sich dazu durch Geld erkaufen lassen. Unter solchen Bedingungen kann man leicht Frieden schließen. Wenn ich gewollt hätte den Ruin Frankreichs unterschreiben, so säßen sie heute nicht auf meinem Throne, aber ich hätte mir lieber die Hand abhacken lassen. Ich verzichtete lieber auf einen Thron, als daß ich ihn mir erhalten hätte auf Kosten der Ehre Frankreichs!"

Es war in alledem, was Napoleon sagte, eine solche Mißkennung der Wahrheit, eine solche Mißachtung der Geschichte, daß er eine solche Sprache nur einem so begeisterten Anhänger gegenüber, wie der junge Offizier war, wagen konnte. Es war dieselbe Sprache, die er in seinen Manifesten und Bülletins sprach, nach deren Wortlaut man freilich annehmen mußte, daß er darin stets nur zu seinen enthusiastischen Verehrern gesprochen, zweitens aber auch, daß diese enthusiastischen Verehrer sämmtlich Narren und Unwissende gewesen. Aber Napoleon war nicht so thöricht, das zu glauben, er wußte sehr gut, warum er diese Sprache sprach, er richtete seine Worte stets an die Masse, und man kann sich die Masse nie dumm und verkehrt genug denken; in der Masse werden selbst die gescheutesten Menschen auf längere oder kürzere Zeit zu Schwachköpfen; die Verkehrtheit, die in der Masse liegt, ist überwältigend für jeden Einzelnen. Darin liegt der Fehler der Demagogen, daß sie zu allen Zeiten das Volk mit der Masse verwechselt haben, daß sie der Masse die Attribute des Volkes beilegen. Die Liberalen machen diesen Fehler mit ihren Kopfzahlwahlen noch heute. Das Volk ist eine sitt-

liche Gliederung, ein lebendiger Körper, für den jedes Glied eine innere Nothwendigkeit ist, an dem kein Organ leiden kann, ohne die übrigen Theile des Organismus in Mitleidenschaft zu ziehen; die Masse aber ist ein tausendmäuliges Ungeheuer, das nur den gröbsten Impulsen, der drohenden Gewalt, der dicken Schmeichelei, der klingenden Phrase und der gemeinen Lockung folgt. Napoleon hat das Volk nie anders gekannt, als in der Mißgestalt der Masse, und für diese Masse redete er die passende Sprache. Aber er hatte sich diese Sprache so angewöhnt, daß er bald gar keine andere mehr zu reden wußte. Es ging ihm wie gewissen modernen Schauspielern, die sich selbst so lieben und so hoch schätzen, daß sie in jeder Rolle nicht die Schöpfung des Dichters, sondern nur sich selbst geben, und höchstens noch eine Figur glücklich darzustellen vermögen, die ihrem eigenen liebenswürdigen „Ich" recht ähnlich ist.

Napoleon hatte immer die Masse vor sich, die er für das Volk hielt, er spielte eben seine Rolle.

„Man hat mich wie einen armseligen Verrückten geschildert," fuhr Napoleon fort, „der immer lüstern ist nach Menschenfleisch, der nach Blut lechzt; das paßte ihnen, denn wenn man einen Hund tödten will, so muß man die Leute glauben machen, er sei toll! Ha! ich werde ganz Europa von dem in Kenntniß setzen, was auf dem Congreß zu Chatillon geschehen ist, ich werde diese Engländer, diese Russen und diese Preußen demaskiren. Europa wird dann entscheiden, ob ich der war, der nach Blut dürstete. Wahrlich, wenn ich so fanatische Lust am Kriege gehabt hätte, so brauchte ich mich ja nur hinter die Loire zu werfen, da konnte ich einen Parteigängerkrieg ohne Gleichen führen, meine Soldaten machten die Alliirten zittern, noch als dieselben schon zu Paris waren. Aber ich hatte dies Blutvergießen satt. Die Alliirten boten mir Italien für meine Abdankung, ich schlug Italien aus, man darf nirgendwo sonst herrschen, wenn man der Herrscher Frankreichs gewesen. Ich wählte diese Insel. Ich wählte sie mit Absicht. Von dieser Insel aus konnte ich Frankreich und die Bourbonen bewachen. Ich habe Alles, was ich gethan habe, stets nur für Frankreich gethan. Nicht für mich, nein, nur für Frankreich führte ich Krieg. Mein Ruhm ist groß genug, mein Name wird eben so lange auf Erden leben, wie der Name Gottes!"

Der Kaiser war aufgesprungen und hatte die letzten Sätze der maßlosesten Selbstüberhebung, in denen er aber zugleich auch die Pläne enthüllte, die er seit seiner Abdankung gehegt, gesprochen, indem er lebhaft bewegt auf und ab schritt. Nach einer kurzen Pause blieb er vor dem Offizier, der sich gleichfalls erhoben hatte und mit höchster Bewunderung seinen vergötterten Kaiser declamiren hörte, stehen und fragte: „Meine Generale, gehen sie an den Hof? Sie müssen da eine klägliche Figur spielen?"

„Ja, Sire!“ rief der Offizier, „sie sind empört, daß ihnen dort Leute vorgezogen werden, welche nie Kanonendonner gehört haben.“

Es war wahrhaftig nicht die Schuld, sondern die Ehre der Legitimisten, daß sie die Schlachten des Kaiserthums nicht mitgemacht, nur eine der unsinnigsten Parteiverblendungen konnte von den Bourbonen verlangen, daß sie noch mehr, als es geschah, Bonapartisten ihren getreuen Anhängern vorziehen sollten.

„Ich habe die Emigranten nach Frankreich zurückgerufen,“ zürnte Napoleon, „ohne mich wären sie im Auslande verhungert, ich habe damit einen Fehler gemacht, einen großen Fehler, aber damals hatte ich den Plan, ganz Europa zu versöhnen mit Frankreich und die Aera der Revolutionen zu schließen. Meine Liebe zum Frieden und zur Versöhnung hat mir diesen Streich gespielt! Und was sagen meine Soldaten!“

„Die Soldaten, Sire!“ erwiederte Dombideau, „unterhalten sich ohne Aufhören von Ihren unsterblichen Siegen. Sie sprechen den Namen Napoleon nie ohne Bewunderung und Schmerz aus. Wenn ihnen die Prinzen Geld geben, so trinken sie dafür die Gesundheit des Kaisers, und nöthigt man sie zu rufen: es lebe der König! so setzten sie leise hinzu: es lebe der König von Rom!“

„Sie lieben mich also noch?“ fragte Napoleon lächelnd.

„Mehr als je, Sire,“ rief der Offizier, „sie behaupten, nur der schwärzeste Verrath habe den Kaiserthron gestürzt.“

„Sie haben Recht, Sie haben Recht,“ entgegnete Napoleon lebhaft, „es ist eine Genugthuung für mich, von Ihnen, mein Herr, zu hören, daß die Situation Frankreichs so ist, wie ich sie mir gedacht habe. Die Dynastie der Bourbonen ist nicht mehr fähig zu regieren, ihre Regierung mag gut sein für Pfaffen und Junker und alte Gräfinnen, sie taugt nichts für das gegenwärtige Geschlecht, die Armee wird niemals wieder königlich sein, nur mit mir findet die Armee Genugthuung, Rache, Siege, mit den Bourbonen kann sie nur Niederlagen finden; die Könige herrschen nur durch Liebe oder durch Furcht, die Bourbonen aber liebt Niemand und Niemand fürchtet sie; sie stürzen selbst ihren Thron, aber sie werden sich doch noch lange halten, denn Frankreich weiß nicht zu conspiriren.“

Napoleon hatte diese letzten Worte sehr langsam gesprochen; er warf einen ächt italienisch-corsischen Blick auf den Offizier, dann setzte er seinen Gang auf und ab im Zimmer fort. Immer anscheinend mit sich selbst mehr als mit Dombideau sprechend, declamirte er weiter gegen die Bourbonen und gegen die Alliirten, dazwischen aber that er eine Menge scheinbar ganz unbedeutender Fragen, die aber alle auf einen bestimmten Zweck hindeuteten. Der Offizier wußte trefflich Bescheid, die Leute, welche ihn gesandt, hatten in ihm ein treffliches Werkzeug gefunden. Er war wie ein Lexicon, der Kaiser brauchte es nur aufzuschlagen, um

Alles zu finden, was er wünschte. Plötzlich fragte derselbe direct: „Was würde man thun, wenn man die Bourbonen vertrieben hätte? Würde man die Republik wieder herstellen?"

„Die Republik? Sire, Niemand denkt an die Republik," entgegnete Dombideau, „vielleicht würde man eine Regentschaft proclamiren!"

„Eine Regentschaft," rief Bonaparte, sichtlich auf's unangenehmste überrascht, „eine Regentschaft, und warum eine Regentschaft, Monsieur? Bin ich denn todt?"

„Sire," stammelte der Offizier erschrocken, „Ihre Abwesenheit!"

„Meine Abwesenheit, was thut meine Abwesenheit dabei, in zwei Tagen bin ich in Frankreich, wenn mich das französische Volk ruft — glauben Sie, daß ich gut daran thäte, jetzt nach Frankreich zu kommen?"

Napoleon sah den jungen Mann mit flammenden Blicken an.

„Sire, ich bin, ich weiß" — Dombideau war so bestürzt, daß er nicht zu antworten vermochte.

„Das ist nichts," zürnte der Kaiser, „ja oder nein, antworten Sie!"

„Nun denn," rief der Offizier, „ja, ja!"

„Was sagt Maret?" fragte Napoleon zufrieden.

„Der Herzog von Bassano," erwiederte der Gefragte, sich seiner Lection erinnernd, „der diese Frage vorausgesehen, sagte mir: „„Sie werden dem Kaiser sagen, daß ich es nicht auf mich nehme, eine solche Frage allein zu entscheiden, daß er aber Folgendes als positiv annehmen könne: die Regierung hat keinen Fuß breit Boden, weder im Volk- noch in der Armee, das Mißvergnügen hat den höchsten Grad erreicht, die Regierung kann sich nicht mehr halten, der Kaiser ist der Gegenstand aller Wünsche der Nation, der Kaiser wird in seiner Weisheit selbst entscheiden, was er unter diesen Umständen zu thun hat."" Das, Sire, ist es, Wort für Wort, was mir der Herzog von Bassano gesagt hat."

Der Kaiser wurde nachdenklich, erst nach einer langen Pause der Ueberlegung sagte er: „Ich werde mir das überlegen, ich behalte Sie bei mir, kommen Sie morgen um eilf Uhr wieder."

Damit entließ er ihn.

Der junge Offizier wurde beim Heraustreten aus dem Cabinet des Kaisers von dem Großmarschall empfangen, der ihn zu seiner Gemahlin führte, dort fand er eine Menge Leute, die alle begierig waren, etwas von Frankreich zu hören. Er erzählte und plauderte; aber obgleich die ernste Unterredung, die er gehabt, immer wie ein mahnendes Gespenst hinter ihm stand, so hatte er doch keine Ahnung von dem Entschluß, den er zur Reife gebracht in der stürmischen Seele des verbannten Imperators.

Am folgenden Tage hatte er noch eine Unterredung mit dem Kaiser, aus welcher er schließen mußte, daß Napoleon in diesem Augenblicke wenigstens nicht daran denke, nach Frankreich zurückzukehren, wohl aber, daß er die Absicht habe, kurz, daß er in späterer Zeit diesen Schritt

thun werde, denn er verabredete eine Chiffre und eine Correspondenz sehr genau und bis in's geringste Detail mit ihm. Mit diesen Gedanken reiste der Offizier ab nach der Küste Italiens zurück.

Kaum aber waren seit seiner Abreise einige Stunden verflossen, als die Insel Elba plötzlich ein ganz anderes Ansehen bekam, Estafetten, Ordres, Contreordres gingen und kamen von Longone nach Porto Ferrajo und umgekehrt — die ganze Insel wurde zum kaiserlichen Hauptquartier, Napoleon gab sich der lange entbehrten Thätigkeit mit einem brennenden Eifer hin.

Am sechsundzwanzigsten Februar um ein Uhr erhielten die Garden und die Offiziere des Hauses den Befehl, sich reisefertig zu halten.

Ein nicht endendes Vive l'empereur! erscholl, die Repräsentanten der alten Schlachtenbanden jubelten dem Kampf entgegen, die ganze Bevölkerung der Insel gerieth in Bewegung, alle Welt glaubte, daß Napoleon Elba verlasse, um sich nach Neapel zu begeben, wo sein Schwager Murat noch auf dem wankenden Throne saß. Niemand hegte den Gedanken, daß Napoleon es wagen könne, nach Frankreich zu gehen.

Um acht Uhr Abends donnerte der Kanonenschuß, der das Zeichen zur Einschiffung gab, die Trommeln wirbelten und unter rauschender Musik bestiegen die Franzosen die Fahrzeuge. Es waren die Brigg „l'Inconstant", sie trug 26 Kanonen und 400 Mann Garde-Grenadiers, und sechs kleine Fahrzeuge, bemannt mit 200 Mann Infanterie, 200 corsischen Chasseurs und etwa 100 polnischen Chevauxlegers. Dem äußern Anblick nach waren sämmtliche Schiffe Handelsfahrzeuge.

Der Kaiser kam an Bord mit dem Grafen Bertrand, dessen Augen in Hoffnung funkelten, General Drouot war ernst, General Cambronne schien nur mit seinem Dienst beschäftigt.

Napoleon scherzte mit den Grenadieren, er zupfte sie an den Schnurrbärten und trieb jene Schäkereien mit ihnen, die sie so liebten; plötzlich rief er: „Grenadiers, wir gehen nach Frankreich, nach Paris!"

In allen Gesichtern leuchtete ein helleres Roth auf: „vive la France! vive la France!"

Hinaus in die Nacht, in den schweigenden Ocean schwamm das Schiff, das den Cäsar führte und sein Glück.

Aber der Wind legte sich; bei Anbruch des Tages hatte die Flotte erst wenige Meilen zurückgelegt, die Gefahr für das Unternehmen war groß, denn das Meer war mit französischen und englischen Kreuzern bedeckt.

Gegen Mittag frischte der Wind ein wenig auf, um vier Uhr war die Escadre auf den Höhen von Livorno.

Um fünf Uhr bemerkte man eine Corvette der königlichen Marine, nun wurde Alles verborgen, was die Anwesenheit von Truppen am Bord des „Inconstant" verrathen konnte; um sechs Uhr war der „Zephyr", Capitain Andrieux, auf dem Lee des „Inconstant".

Capitain Andrieux rief das ihm bekannte Schiff durch das Sprachrohr an und fragte, wie sich der Kaiser befinde.

Napoleon antwortete ihm selbst durch das Sprachrohr, daß sich der Kaiser vortrefflich befinde.

So entrann er der Gefahr.

In der Nacht segelten die Schiffe mit frischem Winde und am folgenden Tage lag Frankreichs Küste vor ihnen.

Mit lautem Jubelruf begrüßten sie die Soldaten, Napoleon aber ließ die Flaggen und Cocarden, die weißen mit dem amaranthenfarbenen Balken und den Bienen, ablegen und die alte Tricolore wehete wieder über ihren alten Trägern.

Die Mächte in ihren Gegensätzen.

IV.

Byzanz.

Dieselbe Ungewißheit der europäischen Zustände, die Rußland und seine Gegner in den Zustand der Nothwehr versetzt, die Völker über ihre Grenzen hinaustreibt und nach einem kurzen Kampfe wieder zurückruft, hat Preußen in der Neutralität festgehalten. In ihm vereinigen sich die Fragen, an deren Bewältigung die anderen Staaten arbeiten; als Concentration der europäischen Gegensätze hat es mit allen Großmächten gemeinsame Interessen, überallhin Berührungspunkte, überall aber auch die Gefahren desselben Prozesses vor Augen, dem es selbst unterworfen ist, den es aber in seiner eigenen Weise durchführen will, da es mit den Aufgaben, die ihm mit der einen Macht gemeinsam sind, zugleich die der anderen verbindet.

Wozu, das war die Frage, die nach den Erschütterungen der letzten Revolution an Rußland und an die beiden westlichen Mächte herantrat, wozu diese Centralisation der Regierungsgewalt, die sich über den Trümmern der politischen Parteien in England wie in Frankreich gebildet hat? Nur damit die Völker Ruhe haben und das Bürgerthum sich ungestört seinen friedlichen Geschäften widmen kann? Hat die Beendigung des Parteikampfes im Westen, die Herstellung der Ordnung und die Aufrichtung der „Autorität" — hat diese Ausbreitung des Absolutismus nur deshalb Rußland aus der hervorragenden Stellung gerückt, in der es bis zum Jahre 48 der Revolution gegenüberstand, damit die Gleichberechtigung auch endlich im System der Völker durchgeführt werde und alle unter dem Schutz derselben Lebensordnung friedlich neben einander leben? Hat das Bürgerthum des Westens mit seinem Ruf nach Ruhe und Ordnung nur deshalb den Sturm von 48 beschworen und die

Parteien ermattet, damit die Staaten und Völker sämmtlich abdanken, ihres eigenen Geistes vergessen und der Individualismus, wie er in den einzelnen Staaten die politischen Formeln entwerthet hat, auch die Ueberlieferungen des europäischen Staaten-Systems als veraltet bei Seite werfe?

Rußland und die beiden westlichen Mächte verstanden die Frage anders; — jenes sah es voraus, daß die Centralisation nur die Nationalkraft der abendländischen Staaten zusammenballen und nach dem Osten richten werde, und Frankreich und England bestätigten seine Berechnung.

Und die Centralisation, die auch in Preußen den Verfall der früheren Parteien bestätigt hat, welches ist ihr Zweck? Ist sie nur dazu bestimmt, in das Heerlager der Westmächte eine Verstärkung zu bringen und sich, wie es Sardinien that und thun mußte, zurückzuziehen, wenn die Gegner für einen Augenblick sich wieder die Hand reichen?

Warum zog sich aber England selbst so bald wieder zurück? Weil es von Frankreich abhängig ist — weil der romanische Geist es auch zu Hause beherrscht — weil es seinen germanischen Geist mit seiner Centralisation noch nicht in's Gleichgewicht gesetzt, also auch noch nicht die innere Form gefunden hat, die ihm im Bunde mit Frankreich seine freie Bewegung verbürgt. Die öffentliche Meinung verhandelte während der Schwankungen des letzten Krieges die Frage, wer von Beiden dem Andern diene, ob Frankreich das Mittel eines englischen Zweckes oder England der Trabant der französischen Sonne geworden sei. Statt dieser Frage, auf welche das Eindringen der französischen Centralisation in die Institutionen Englands bedeutsam genug antwortet, noch einen größeren Umfang zu geben, hat es Preußen vorgezogen, an sich selbst zu arbeiten und zu sehen, wie es innerhalb seiner Centralisation noch Lebenskreise von eigener Selbstständigkeit erhalten kann.

Wenn auch Louis Napoleon's Regierung fast allein dazu bestimmt ist, den Staatsbegriff aufzulösen und die Masse der Individuen zusammenzuhalten, so hat doch Frankreich noch ein Volk und ist dasselbe noch nicht zu einer Nationalität herabgesunken. Nur dann wäre diese Katastrophe bereits eingetreten, wenn das Volk nur noch im Blut seine Einheit besäße, wenn es nur noch in der Erinnerung an die Größe seiner Vergangenheit lebte, wenn es keine Aufgabe mehr hätte oder seine Kräfte bereits so abgenutzt wären, daß sie sich im Versuch, diese letzte, vielleicht die größte und die eigentliche Aufgabe des Volks auszuführen, vollends zerstören würden. Es hat aber noch eine Aufgabe, die es als celto-romanisches Volk ausführen will und um derentwillen es in der ersten Revolution seine germanischen Bestandtheile ausgeschieden oder unschädlich gemacht hat, — eine Aufgabe, die über die Staatsform hinausgehen soll und um derentwillen es durch den Staatsstreich alle seine politischen Formeln hat zertrümmern lassen. Das ist der Socialismus.

Die Furcht vor den Kämpfen, von denen die Ausführung dieser Aufgabe begleitet sein wird, beunruhigt das Bürgerthum, gegen dessen atomistische Zersplitterung der Socialismus die Interessen der Gemeinsamkeit zur Anerkennung bringen will, und bringt dasselbe dahin, daß es die Gewalt nicht stark und gewaltig genug sehen kann; um das Volk von dieser Aufgabe abzulenken, hat es sein Herr draußen beschäftigt, und aus Besorgniß vor der geheimen Arbeit, die sie im Innern des Landes unterhält, hat er seine Heere wieder zurückgerufen. Statt sich einem Verbündeten anzuschließen, dessen Herrschaft durch die einzige Aufgabe, für welche seine Unterworfenen sich noch begeistern können, bedroht ist und der nur herrscht, um das, was seine Untergebenen als ihre höchste Lebensäußerung betrachten, zurückzuhalten, hat es Preußen vorgezogen, seine inneren Gegensätze fortarbeiten und ihre Gemeinsamkeit suchen zu lassen. Louis Napoleon kann nur bestehen, so lange er die Franzosen hindert, das zu sein und zu leisten, was ihnen wieder das Bewußtsein ihres Volkswesens giebt, — welch ein Bundesgenosse für einen Staat, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, im Streit seiner inneren Gegensätze sein Volkswesen sich bewähren und kräftigen zu lassen.

Die Gegner, die im Orient zusammengetroffen sind, haben sich zwar noch einmal zurückgezogen, aber sie konnten es auch, weil sie das Schlachtfeld für die Zukunft vorbereitet haben, und die Frage, die Preußen für dieses Mal damit beantworten konnte, daß es sie zurückwies, wird sich dringender vor ihm aufstellen.

Die Zugeständnisse, die Rußland seinen Gegnern läßt, sind sein Gewinn, und wenn es sich zurückzieht, so hat es sich vielmehr bei seinem scheinbar erfolglosen Vorschreiten den Weg für die Zukunft gebahnt. Es hat nicht den Ehrgeiz, Alles selbst thun zu wollen; es ist nicht der Sclave eines Systems, wenn es auch systematisch verfährt; seine universellen Tendenzen frei beherrschend, läßt es auch die Anderen für sich arbeiten, verwickelt es seine Gegner in seine eigenen Zwecke und weiß es ihre Arbeiten seinen Absichten dienstbar zu machen. England glaubte für sich zu arbeiten, als es die Oberherrschaft des Türkenthums stürzte und die griechische Kirche aus der Verborgenheit, in der sie bisher ihre Erhaltung gefunden hatte, hervorzog und von dem Joch befreite, das ihr Schutz gewesen war. Es glaubte beide, das Türkenthum und die griechische Kirche, bloßzustellen und sich die Mittlerschaft zwischen beiden zu erwerben; es hat aber nur das russische Programm schroffer und schärfer, als es Mentschikoff ankündigte, ausgeführt und der russischen Mittlerschaft das Feld bereitet.

Als England den Boden der Türkei so gründlich unterwühlte, hat es allerdings auch im Interesse des ganzen Abendlandes gearbeitet; die Frage, die Rußland vor dem Ausbruch des Krieges stellte, ist zugleich eine europäische. Der Orient hat sich geregt und ist in Bewegung

gekommen, weil er fühlte, daß er für das Abendland eine erhöhte Bedeutung bekommen hat und bald dessen Ziel sein wird.

Wie die Aufrichtung der „Autorität“ im Westen Rußland den Blick in eine Zukunft eröffnete, wo sein Autoritäts-Princip im Abendlande nicht mehr principielle Gegner, sondern Concurrenten haben würde, so konnte es auch aus der kirchlichen Bewegung Europa's ersehen, daß sein kirchliches Alterthum, seine Tradition und sein dogmatisches Autoritäts-Princip bald nicht mehr allein stehen und das kirchliche Alterthum, zu dem sich die abendländischen Völker zurückwandten, zu seinem Gegner haben würde.

Die heilige Allianz war nur so lange haltbar, als die unbestimmte Vorstellung einer über den Gegensätzen schwebenden Einheit — eine Vorstellung, die sich auch in den kirchlichen Unionsversuchen aussprach, den Völkern genügte; und sie mußte zerfallen, als die Oberflächlichkeit der Aufklärung die Kirchen und die Nationen zu ihren alten Symbolen zurückführte. Sucht aber ganz Europa sein Alterthum auf, so genügt es nicht, auf Rom, auf Wittenberg und Genf zurückzugehen, so geht vielmehr der allgemeine Zug weiter — nach dem Orient, und hier müssen das Abendland und Rußland in Konstantinopel zusammentreffen; hier hat aber auch der Islam, der von der Stärke und Schwäche des byzantinischen Alterthums ein beredtes Zeugniß ablegt, sein Wort dazwischen zu legen.

Eine Angelegenheit des Gemüths wurde das Christenthum erst, als die Germanen sich in dasselbe eingelebt hatten und in der Mystik den Einheitspunkt suchten, in welchem gleichsam die Interessen und Bedürfnisse des Himmels und des menschlichen Ich zusammentrafen. Die hauptsächlichste Arbeit des christlichen Alterthums dagegen war, wenn wir von seinen Verfassungsarbeiten absehen, ein Werk des ausgleichenden und vermittelnden Verstandes, der dem Eindringen des philosophischen Griechenthums und des skeptischen Judenthums in die christliche Idee sich widersetzte, von beiden Gegnern aufnahm, was der letzteren unterworfen werden konnte, und als Ketzerei ausschied und zurückwies, was der christlichen Idee widersprach und sich ihr nicht unterwerfen wollte.

Dies Verstandeswerk der orientalischen Concilien hat nun zu Byzanz geherrscht — unverändert geherrscht, aber auch geherrscht, ohne den Willen, die Eigenmacht und die persönliche Leidenschaft, die es nur fesseln und gefangen halten konnte, zu durchdringen und ohne im Ich die Gluth zu entzünden, die in der abendländischen Mystik das Gemüth zur Heimath des Himmels machte.

Die Leidenschaft der inneren Concentration und die Kraft der Ausdehnung nach außen, welche die byzantinische Dogmenherrschaft weder dulden noch befriedigen konnte, mußten ihr unter der Form einer fremden Macht entgegentreten und mit dem Schwert in der Hand die Anerkennung ihres Rechts, ja, ihrer Oberhoheit abkämpfen.

Der Islam, in dem jene Leidenschaft zum Ausbruch kam, ist eine christliche Geburt. Die Starrheit der Dogmenherrschaft hat das Seelenfeuer, das sie in ihren Unterworfenen nicht nähren konnte, hinausgeworfen und zu ihrem Gegner gemacht; die Furcht des Dogma vor dem Ich hat sich als Wuth der Leidenschaft gegen sie selbst gerichtet; die Gleichgültigkeit, mit der die Dogmenwelt auf die Bedürfnisse des Gemüths herabsah, hat den Haß der Skepsis und deistischen Aufklärung gegen sich hervorgerufen; das byzantinische Christenthum und der Islam gehören zu einander, der letztere ist die Ergänzung des ersteren, die sogleich ins Leben trat, als die orientalischen Concilien ihr Werk vollbracht hatten; die speculativen Streitigkeiten der letzten Concilien waren kaum verhallt, als Muhamed auftrat und das leidenschaftliche Feuer seiner Gläubigen gegen das kalte Verstandeswerk richtete. Die byzantinische Kirche fühlte es, daß ihr im Islam die Willenskraft und Leidenschaft entgegentraten, die sie verworfen und verurtheilt hatte, daher die Verträglichkeit, die sie im Arrangement mit ihrer Ergänzung bewies, aber auch die Feindschaft, die dem Gefühl der Schaam entspringt, daß sie sich zum Sclaven eines Gegners gemacht hat, der aus ihrer Schwäche seine Kraft gezogen und ihren Mangel zu einer Waffe gegen sie selbst umgebildet hat.

Während die byzantinische Kirche dem Sieger den Glanz seiner Siege und Herrschaft überließ, bis auch seine Angriffskraft an der deutschen Macht, an Oesterreich sich brach, widmete sie sich ihrer einzigen Aufgabe, die Gelüste und Empörungsversuche des Ich gegen ihr Dogma und ihre Lebensordnung niederzuhalten; Gebundenheit und Erhaltung blieb ihr Ziel, das ewige Maß, das den Leidenschaften und der Selbstüberhebung gesetzt ist, hielt sie dem Zweifel und der Wissenschaft entgegen, und neben der geistigen Disciplin, die das Ich zur Entsagung anhielt, pflegte sie die leibliche Kasteiung des Fastens, in welchem ihre Gläubigen den Ernst ihrer geistigen Selbstüberwindung beweisen.

So steht die byzantinische Kirche als das ungeschwächte Alterthum da, indessen die abendländischen Neuerungen die Pracht und Größe ihrer Geschichte bereuen und die Kühnheit ihrer Entwickelung als den Grund ihres Verfalls anklagen, — steht sie da als die Aufgabe inmitten der widersprechenden und an sich selbst verzweifelnden Lösungsversuche. Die katholische Kirche des Mittelalters stürzte sich selbst durch die Kunst und Wissenschaft, deren Pflege sie sich widmete; die abendländischen Klöster verweltlichten sehr bald und riefen nur durch die Nahrung und durch das Selbstgefühl, welches der Mysticismus dem Ich gab, die Empörungen hervor, die sich endlich gegen alle Tradition richteten; ritterliche Orden wie der der Tempelherren rivalisirten während der Blüthe ihrer Macht mit dem heiligen Stuhl und gingen zuletzt bis zur Empörung und zum Atheismus fort; es war endlich eine Illusion, wenn die Stifter der reformirten Kirchen, obwohl mit innerer Angst und noch bei

Lebzeiten von den Anzeichen der vordringenden Auflösung umgeben, darauf hofften, daß dieselbe Durchdringung des Ich und des Glaubensinhalts, die ihnen den Sieg über Rom gegeben hatte, sich auch in Zukunft noch erhalten werde, — vergebens, das Ich trat sehr bald für sich allein hervor und begann seinen Kampf mit dem Glaubensinhalt, den nur die persönliche Virtuosität der Reformatoren und die Begeisterung des ersten Kampfes mit Rom mit dem Selbst in einen Einklang gebracht hatte, den keine ihrer Kirchen bewahren konnte.

„Disciplin ist Macht. Nur der ist frei, der zu entsagen und zu entbehren versteht. Wer sich selbst überwindet, bewältigt die Anderen. Resignation und Verachtung der Welt macht zum Herrn der Welt" — das sind die Grundsätze, die im Innern der byzantinischen Kirche leben und die sie, nachdem sie ihr dialectisches Dogmenwerk ein für allemal vollbracht hatte, mit Ausdauer verfolgt hat. Sie sagt wie Rußland: „ich erwarte meine Zeit."

Diese Zeit ist jetzt in der That gekommen.

Das Gefühl des Ungenügens mit den bisherigen Aufklärungsversuchen treibt die Völker wieder zu ihren alten Glaubensformen, die Kirchen und Gemeinden retten sich aus den Gefahren, in die sie ihre Entwickelung gestürzt hatte, durch den Rückzug auf ihr Alterthum, und sie stellen dasselbe hin als ein Zeichen zu neuer Sammlung und auch für die Wissenschaft als eine Aufforderung zur Prüfung, ob sie wirklich, wie sie sich schon oft gerühmt hat, fertig ist und den Inhalt der christlichen Welt sich bis auf das Jota angeeignet habe.

Was aber die abendländischen Völker erst suchen, besitzt die byzantinische Kirche und hat sie von jeher besessen; die Aufgabe, die sie sich stellen, hat Byzanz von jeher festgehalten und gerade gegen sie und gegen ihre unbeschränkte Freiheit des Zweifels und der Forschung festgehalten. Das ist der Zauber, der die Völker des Abendlandes nach dem Orient zieht. Ihr eigener Versuch, von dem sie noch nicht wissen, ob er ihnen gelingen wird, war dort in Byzanz von jeher der herrschende Thatbestand, — ihre Aufgabe, vor der sie selbst noch unschlüssig dastehen und von der sie noch nicht wissen, ob die irre gewordenen Geister ihr gewachsen seien, hat dort die Höhe und Festigkeit einer europäischen Aufgabe.

Wenn Völker, die außerdem noch vom Handelsneid und von der Besorgniß für ihre politische Machtstellung nach dem Orient getrieben werden, in Byzanz zusammenkommen, um sich auch mit ihrer kirchlichen Aufgabe zu messen, so begnügen sie sich nicht damit, sie nur in Augenschein zu nehmen, sondern sie prüfen ihre Festigkeit und Haltbarkeit, drücken auf sie, ziehen sie in den Kampf und dulden von ihr keinen Einfluß, der nicht die Rückwirkung auf denjenigen ist, den sie selbst auf sie geübt haben. Anders als im Kampf und in der ernstlichen Erprobung ihrer gegenseitigen Schwächen und Stärken können Völker, Staaten und

Religionssysteme nicht auf einander einwirken und sich über ihre Aufgaben klar werden.

Darum drücken die westlichen Verbündeten auf das Königreich Griechenland, um das Recht zu prüfen, mit dem es ihrer Reorganisation der türkischen Halbinsel sich widersetzt, und um die Antipathie zu brechen, die es dem Vordringen des abendländischen Geistes entgegenstellt; darum unterwerfen sie die griechische Kirche der Türkei ihrer Experimental-Politik und suchen sie den Punkt, wo sie dieselbe in ihrem innersten Leben treffen können; darum hat sie England endlich vom Türkenthum emancipirt und in die freie und isolirte Stellung hervorgetrieben, in der sie zu zeigen hat, ob sie auf eigenen Füßen stehen und es mit dem Abendland aufnehmen kann.

England hat den richtigen Punkt getroffen. Die byzantinische Kirche befindet sich selbst in einer gefährlichen Krisis; gerade der Verfall des Türkenthums stellt sie gegen das Abendland bloß und zieht sie in einen Kampf, den sie nicht allein bestehen kann. Die Kraft und Leidenschaft, die ihrem passiven Haß gegen das Abendland fehlte, brachte ihr der Islam; den Schrecken, den ihre Kaiser Rom nicht einflößen konnten, trugen die Sultane nach dem Westen; als das Abendland in den Kreuzzügen nach dem Orient strömte, verhielt sie sich ruhig und überließ sie es dem Islam, den Angriff abzuwehren; den Invasionen, die der Katholicismus gegen das byzantinische Reich ausführte, machten erst die Osmanen ein Ende, denen es auch erst gelang, die Niederlassungen des Abendlandes an den Küsten des Schwarzen Meeres und auf den morgenländischen Inseln des Mittelmeers zu zerstören; die Türken haben dem Westen den Orient abgenommen, sie haben also auch erst die Trennung der römischen und griechischen Kirche vollendet und die Schutzmauer aufgerichtet, hinter welcher die letztere sicher bestehen konnte.

Aber kann sie es noch, wenn der Wall, der sie schützte, vom Abendland überstiegen und das Türkenthum des Schutzes selbst bedürftig geworden ist? Wird ihre zähe Ausdauer, wenn ihr der türkische Rückhalt fehlt, allein schon im Stande sein, den rücksichtslosen Versuchen, denen sie das Abendland unterwerfen wird, zu widerstehen? Oder wird sie sich zum Kampf erheben? Aber schon in ihrem Verhältniß zu Rom hat ihre Stärke nicht im Kampfe bestanden, und unter den Türken, die dem Abendland anthaten, was sie nicht leisten konnte, hat sie zu kämpfen vollends verlernt.

Hier ist es, wo Rußland für seine Mutterkirche auftritt; es kämpft für das ungeschwächte Alterthum, welches die byzantinische Kirche nur erhalten konnte, und stellt der Aufgabe des Orients seine Waffenmacht zu Gebote.

Die abendländischen Völker strömen nach Konstantinopel, um den Mangel der germanischen Völkerwanderung, die nur Rom in ihre Gewalt bekam, zu ergänzen und sich mit einem Alterthum zu messen, das ihnen

bis jetzt widerstanden oder sich ihnen unter fremdem Schutz entzogen hatte. Eben dahin zieht es Rußland, welches in der griechischen Kirche sein eigenes Alterthum zu vertheidigen hat.

Die alte Welt, welche die germanischen Eroberer in Rom in Besitz nahmen, war ihnen verwandt, da sie die Bedeutung der Persönlichkeit im Privatrecht schon anerkannt und die Strengigkeit des griechisch-orientalischen Staatsbegriffs gemildert hatte; jetzt, da sie die Vereinzelung der Individuen bis zum Extrem ausgebildet haben und nach neuen Banden der Gemeinsamkeit suchen, brechen sie nach dem Orient auf, wo es noch Solidarität gemeinsamer Interessen giebt, und bereiten sie sich zum Kampf mit Rußland vor, welches der Vereinzelung des Westens die Gediegenheit seines Zusammenhangs entgegenhält. Auf der anderen Seite ist Rußland innerlich unbefriedigt, so lange es nicht mit seiner Gediegenheit den Gegensatz verarbeitet hat, den ihm die türkische Halbinsel entgegenhält, wo seine Mutterkirche sich noch ihrer Souverainetät rühmt und seine Stammverwandten auf die königliche Autonomie stolz sind, deren ihre Gemeinden und Kreise sich noch erfreuen.

Voran in den Schlachtreihen der Völker und Kirchen, die durch den Gegensatz ihrer Bestrebungen, durch das Gefühl ihres Mangels und durch die Gewalt der Aufgabe, die für sie unter den Mauern von Konstantinopel gestellt ist, nach der türkischen Halbinsel gezogen werden, stehen die beiden Staatskirchen Englands und Rußlands, — jene das Werk der aristokratischen Berechnung, diese eine monarchische Schöpfung; jene belebt durch das demokratische Recht der Prüfung, diese gestützt von einem Volke, welches in ihr den Ausdruck seiner nationalen Eigenthümlichkeit und seines Gegensatzes zum Abendlande sieht; jene bedroht durch dasselbe Recht der Individualität, das ihr unter dem harten Druck der Aristokratie Leben und Bewegung giebt, diese noch nach Mitteln suchend, die Volksmasse, auf die sie sich stützt, zu erziehen. Der Katholicismus mit seinen romanischen Völkern durch die beiden modernsten Formen des europäischen Staaten- und Kirchenlebens in die zweite Reihe gedrängt, kann nur als Alliirter einer von beiden auftreten, je nachdem ihn das gemeinsame abendländische Interesse zu England oder die Erinnerung an sein Alterthum zu der griechischen Kirche Rußlands zieht, — in beiden Fällen aber ein wichtiges Ferment, da er im Kampf der beiden Staatskirchen das Recht des geistigen Gemeindelebens auf Selbstregierung vertheidigt.

Und Preußen? Wie es im Kampf der Handels-Interessen mit beiden feindlichen Systemen in Zusammenhang steht und die westliche Ausmündung des englischen und russischen Landweges nach Indien bewacht, — wie es die feindlichen politischen Grundsätze in sich vereinigt, das germanische ständische Princip mit den Interessen des modernen Bürgerthums combinirt und das romanisch-orientalische Autoritäts-Princip mit den Ueberlieferungen des deutschen Fürstenthums und mit der

eigenen Entwickelung der einzelnen Lebenskreise zu verbinden sucht, — so behauptet es auch im Kampf der kirchlichen Gegensätze die Mitte, und hat es, während es das Recht der Prüfung mit der Norm der Landeskirche zu vereinigen sucht, auch den katholischen Grundsatz der Selbstregierung anerkannt. Zur Vermittelung bestimmt und dazu berufen, den Ausschlag zu geben, wird es daher seine natürliche Stellung auf derjenigen Seite haben, die durch den Bund der anderen mit dem Katholicismus bedroht ist. Mitten im Kampf der Leidenschaften wird es ein Act der Gerechtigkeit sein, das Uebergewicht aufzuheben, welches der einen Seite durch diesen Bund mit Rom zufallen würde.

Noch vor wenig Jahren machten sich Magistrate auf, um vor dem Thron eine theologische Vorlesung zu halten und um freien Raum zum kirchlichen Kampf zu bitten; freie Gemeinden erhoben sich, um dem Christenthum erst Leben und Wirklichkeit zu geben; freie Geistliche rühmten sich, daß es ihnen gelungen sei, den christlichen Geist in der Reinheit zu fassen, in der er die Kraft habe, die Welt wirklich zu durchdringen. Das Alles ist vorbei und vergessen, seitdem Rußland und England das Zeichen gegeben haben und die Völker sich rüsten, um ihre kirchliche Frage zu entscheiden. Die Localzwiste schweigen, wenn ein Act des Weltgerichts erwartet wird.

Gervinus.

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Zweiter Band zweite Hälfte. Deutschland: Das Volk und die Volkstheile. — Die Einzelstaaten. — Der Bundestag. — Preußen. — Süddeutsche Verfassungen und Stände. — Rußland. — Leipzig. Verlag von W. Engelmann, 1856.

Mit einiger Spannung durfte dieser Band des in seiner Anlage von uns bereits gewürdigten Werkes erwartet werden. Hatte schon die Einleitung zu dem gesammten Unternehmen, das übrigens zu einer riesigen Größe anzuwachsen droht, eine Sprache geführt, welche das Verbot derselben auch in Preußen nach sich zog: so war von dem Theile des Werkes, der sich auf die „Reactionen von 1815—1820 in Deutschland und Preußen" bezog, etwas ganz Außergewöhnliches in Bezug auf Leidenschaftlichkeit, Verbissenheit und Schwarzmalerei zu erwarten. Aber unsere Aussicht darauf ist einigermaßen getäuscht worden. Nicht, daß nicht auch in dem vorliegenden Bande sich der Verfälschungen der wirklichen Geschichte, der hämischen Angriffe, der unlauteren Verschönerungen genug finden, aber es geht durch das Ganze doch ein Ton philiströser Resignation, den der Verfasser vergeblich als den Ausdruck der unerschütterlichen Erhabenheit des unparteiischen Historikers zu legitimiren sucht.

Im Vorworte gesteht der Verfasser, er habe ursprünglich die Absicht gehabt, gerade für diesen Theil seines Werkes Zugang zu den vaterländischen Quellen zu suchen, aber in diesem „arglosen" Glauben habe ihn der leidige Prozeß, der gegen den Vorläufer des Werkes eingeleitet wurde, geirrt" (dieses Wort „geirrt" ist wieder ein Zeichen des gespreizten Stiles dieses Schriftstellers). „Es wäre," fährt er fort, „nach dem verdrießlichen Lärm, den jene Prozeßgeschichte machte, an vielen Stellen mehr als vergeblich gewesen, und gerade an den Stellen anzufragen, zu denen auch jetzt noch das Vertrauen auf eine freisinnige Gewährung aushielt, wäre nun Mangel an Rücksicht und Zartgefühl gewesen."

Werden wir nun nach des Verfassers eigener Vorausbemerkung in seinem Buche neue Umstände und Aufschlüsse über die jüngste Vergangenheit fast überall vermissen, so fehlt es doch auch dem Buche außerdem an mehreren sehr wichtigen Punkten, selbst an der Beherrschung des bereits dem großen Publikum zugängigen Stoffs. Während nämlich die südwestdeutschen Angelegenheiten verhältnißmäßig detaillirt, wenn auch freilich ohne alle Färbung — denn dieses höhere Erforderniß des Geschichtsschreibers geht dem Verfasser unter Anderm auch ab — behandelt werden, erscheint derjenige Abschnitt des Buches, der Preußens Geschichte von 1815—20 zum Vorwurf nimmt, in einer seltsamen Dürftigkeit. Nicht daß daran etwa eine Zurückhaltung des Verfassers und ein freiwilliges Sichbescheiden desselben, das seinen Grund in Rücksichten auf das äußere Schicksal des Buches hätte, Schuld ist, denn an allem möglichen Uebermuth und an allem möglichen Uebelwollen fehlt es der Kritik der preußischen Zustände nicht, sondern vielmehr scheinen die Studien des Herrn Gervinus sich erst ganz vor Kurzem, während er vielleicht schon mit dem Zusammenschreiben seiner Geschichte beschäftigt war, auf die interessante und vielbewegte Periode Preußens gerichtet zu haben, in der die Versöhnung der neuen Einrichtungen mit dem alten Rechte begründet ward. Der 1852 herausgegebene Nachlaß des Herrn von der Marwitz und einige Aufsätze Adam Müller's in Schlegel's Museum werden flüchtig citirt, um als Unterlage einer saloppen Skizze des „Adels der Rechten" in jener Zeit zu dienen; eine alte Rede Fr. von Raumer's muß dazu herhalten, um Aufschlüsse über den Kampf der neueren Richtungen gegen das alte Recht zu geben; die Bedeutsamkeit der Universität Königsberg in den Jahren 1807—1811 wird mit einer Flüchtigkeit geschildert, welche die Vermuthung dringend nahe legt, daß Gervinus gar nicht weiß, in welcher Weise dort Adam Smith's Theorieen gelehrt sind. Einige nebenbei gegebene Notizen in „Pertz' Leben Stein's" scheinen allein das Material für jene oberflächliche Schilderung gegeben zu haben. Wir werden genauer auf all diese erstaunlichen Mängel zurückkommen müssen; wir bemerken aber sogleich, daß mit Entrüstung von allen Parteien in Preußen die Anmaßlichkeit dieses Mannes, als Ge-

schichtsschreiber zum Volke reden zu wollen, zurückgewiesen und gezüchtigt werden sollte. Mit wirklichem Schmerze müssen wir, freilich auch bei solch einer Gelegenheit sogleich wieder darauf zurücksehen, daß es uns noch an jeder irgendwie umfassenden und patriotischen Darstellung jener glorreichen und wichtigen Zeit, deren genaue Kenntniß auch für die Förderung unserer Partei so wichtig ist, fehlt.

Der Verf. beginnt seine Darstellung mit dem Hinweis auf die Hoffnungen, denen die deutsche Nation sich nach Beendigung der Freiheitskriege hingegeben habe. Zwei Punkte aber bezeichnet er, auf denen diesen Hoffnungen sogleich Widerstand entgegengetreten sei, als den einen die Lehre der Savigny und Ancillon, daß zu neuen Rechtsbildungen kein Stoff vorhanden sei, als den andern die Angriffe von Janke, Schmalz ꝛc. auf die Bewegungspartei. Allerdings will er zunächst zugestehen, daß den Auseinandersetzungen Savigny's sehr schwer zu widersprechen sei, und auch in den Streitschriften gegen Schmalz findet er, „daß auf der (durch Schmalz) angegriffenen Seite ein schwacher Punkt sich zu verrathen schiene," aber es können uns diese Zugeständnisse durchaus nicht genügen, da sie nur einen advocatorischen Kniff verdecken sollen, zu dem Gervinus seine Zuflucht nahm, indem er stillschweigend das Vorhandensein einer ganzen großen tief angelegten im Volke lebenden Zeitrichtung leugnet und an ihrer Stelle nur zwei vereinzelte Symptome dieser Richtung zuläßt.

Was einige gelehrte und Preußen herzlich ergebene Ausländer 1815 und 1816 schrieben und was der blinde Eifer eines loyalen preußischen Beamten an den König brachte, das war nur ein sehr unvollkommener und seitwärts gerichteter Ausdruck eines guten und vollen Bewußtseins im Kerne des preußischen Volkes. Das Volk des großen Kurfürsten und des großen Friedrich, dies streng treue und freudig gehorsame Volk wußte recht gut, daß nicht der Tugendbund und die Aussicht auf Verfassung und Reichsstände von der Katzbach bis Paris ausgeholfen und die Bauern und Bürger und Edelleute Preußens, Pommerns, der Mark und Schlesiens in den Koth und das Blut der Schlachtfelder geführt hätten, und es ärgerte diesen eigentlichen Kern des Volkes tief, als er sah, wie nach dem Kriege die Schwätzer kamen und ihm beibringen wollten, daß es sich nur eines bestimmten, vorher ausbedungenen Lohnes wegen geschlagen habe. Das Vertrauen auf seinen König, daß er Mißständen, wo er sie fände, abhelfen, daß er Reformen einführen würde, wo sie nöthig wären, hatte dieser Kern des preußischen Volkes ohnehin immer gehabt, und wie hoch immerhin der Werth der neuen Stadtverfassung oder der Herstellung des bäuerlichen freien Eigenthums in den Augen vieler Mitkämpfenden gewesen ist, dennoch es ist eine ganz falsche, unpreußische, echt-constitutionelle Auffassung, zu meinen, daß zwischen der Gluth und dem Eifer des Kampfes und diesen und jenen einzelnen Reformen und Verheißungen des Königs ein Wechsel-

zusammenhang stattgefunden habe. Es war der ganze, echt hohenzollersche König, der eben nicht anders sein kann, als ein Helfer und Förderer des Volkes, es war das ganze, auf tausend Stellen emporstrebende und mit Entwickelungskeimen seit Jahrhunderten gefüllte Vaterland, für das Pommer und Preuße und Schlesier und Märker in den Krieg zogen. Und als sie zurückkehrten, war es ihr Erstes, in die bestimmten Verhältnisse, denen jeder Einzelne angehörte, thätig und bessernd einzugreifen, auf Hof und Acker, in Werkstatt und Amtsstube vom Frieden Nutzen zu ziehen, und die Verwirrungen, die der Krieg und die neuen Anordnungen der inneren Verwaltung hervorgebracht hatten, zu lösen. Ganz abgesehen von den äußeren Hemmnissen, welche die Versuche zu einer Umgestaltung der Spitzen der Staats-Verfassung trafen, lagen offen eine Reihe innerer Hindernisse vor, welche aus einer genaueren Schilderung des Zustandes der preußischen Provinzen sogleich hervorgehen mußten. Aber der Verfasser erließ sich die Schilderung dieser verwüsteten Güter, dieser nicht regulirten Bauernhöfe, dieser herabgekommenen Städte 2c., weil ihm dazu alles Material fehlte. Und doch, was durften wir eher von einem Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts verlangen, als einen Ausweis darüber? In diesem Ausweis würde er dann auch auf die wirkliche Verfassung Preußens 1815 geführt worden sein, auf jene wirkliche Verfassung, deren Ordnung und Feststellung doch zuerst nöthig war, wenn eine Veredlung derselben erstrebt werden sollte. Aber eben davon will Gervinus nichts wissen, und damit kommen wir auf einen angeborenen Gesichtsfehler des Mannes zurück, der ihn unseres Erachtens zum Geschichtsschreiber untauglich macht. Er nämlich denkt sich unter Verfassung eines Staates heut noch, wie damals, wo er in Göttingen gegen Ernst August protestirte, und wie damals, wo er in Heidelberg und Frankfurt die „Deutsche Zeitung" schrieb, eine Nebelkappe, die, einmal auf ein Land gedeckt, seine bisherige Verfassung unsichtbar macht, und die in gleicher Weise auf jedes Haupt paßt. Ihm ist „Verfassung eines Landes" nicht das lebendige Sein desselben in seinen Gebräuchen, Rechtsüberlieferungen, Verwaltungsnormen, wie dies Alles auf einem tiefsten von Anfang her treibenden und entwickelnden Princip beruht, ihm ist Verfassung eines Landes eine bestimmte Theorie, in der englisch-französischen Schule erworben, ein Abstractum, gewonnen unter der chimärischen, aus einer revolutionären Philosophie herrührenden Voraussetzung, daß sich die Freiheit mit der Gleichheit Aller vereinigen ließe. Er sieht dies sein Ideal nirgend erreicht, und mit einer quälenden Unruhe und ewig unzufrieden läuft er darum in Hast durch die Ereignisse hin, und die festen Ordnungen der Welt, deren Spiegel die Geschichtsschreibung sein soll, laufen vor seinem Auge daher in das Farbengemengsel des Kaleidoscops zusammen. So auch in Preußen, wo er nirgend einen Ruhepunkt findet, wo er gleicher Weise mit Fürst Wittgenstein und dem Freiherrn

von Stein und dem Freiherrn v. d. Marwitz habert, wo er die Wünsche Arndt's und der kurmärkischen Ritter gleicher Weise als Rococco betrachtet.

Das preußische Volk kannte solch eine Sehnsucht nach dem Abstractum nicht, es suchte vielmehr darnach, seiner leibhaftigen, wirklichen Verfassung sich immer mehr zu vergewissern, und es that dies in allen Ständen. Den Sinn für dies ihm angeborene Eigenthum hatte ihm ein tieferes Verständniß der französischen Revolution, dieser Feindin alles Eigenthümlichen, geschärft, wie denn im Gegensatze gegen diese Revolution und ihre Lehren sich auch, im engen Anschlusse an das Volksbewußtsein, eine Schule der Rechtsgelehrten, der Künstler, der Dichter, der Geschichtsschreiber &c. gebildet hatte, welche in den verschiedensten Formen die Vertheidigung dieses gesunden Hanges des Volkes übernahmen. Daß in dieser Schule, wie in allen Schulen, viel Ueberschwängliches, Unhaltbares vorgebracht ist, wer wollte es läugnen? Aber die Excentrischen unter diesen Männern des historischen Rechtes und der Romantik, als die eigentlichen Vertreter der Schule und der Richtung des Volkes, der diese Schule entsprach, herauszuheben, ist eine Verfälschung der Geschichte. Im weiten Bogen umfaßt diese Richtung um die Zeit der Freiheitskriege und in den ersten wenigen Jahren nach ihnen die verschiedensten Gestalten; Arndt und Görres, wie v. d. Marwitz und die „kurmärkischen Ritter", gehören zu ihnen,*) und erst dann, als auf der einen Seite die patentirten Staatsverbesserer (leider unter ihrem Einflusse auch Hardenberg) und auf der andern die Männer der todten Ordnung und der mechanischen Verfassungslosigkeit sich zu Macht emporarbeiten, da sinkt diese große kräftige Richtung des Volkes nach dem Practischen und Realen. Da erst kommen die romantischen Verquickungen, aus denen heraus am Ende auch noch eine Begeisterung für China möglich war, da kommen die politischen Purzelbäume einer auf einmal sich selbst überlassenen Jugend, da beginnt der Zurückfall des Volkes in Egoismus und Neid und hämische Verkleinerungssucht, da hört die öffentliche Meinung plötzlich auf, für den Adel und für alles corporative Leben eine bestimmte feste Stellung im Staatsverfassungsleben zu fordern, eine Forderung, die 1815 sogar am Rhein und in Westphalen laut geworden war. Daß aber beide neue Mächte, die modernen Reformer, wie die Männer des Staats-Mechanismus, ihre Wurzeln in einem Erd-

*) Einen Blick für die breite gemeinsame Basis dieser Gruppe und aller ihrer scheinbar oft so weit getrennten Männer kann freilich nur der haben, der die verhältnißmäßige Bedeutungslosigkeit dieser oder jener politischen „Principien" gegenüber den socialen Ordnungen und der Erkenntniß derselben zu würdigen weiß. Nach ihren politischen Glaubensbekenntnissen waren diese Männer oft verschieden, einig aber waren sie in dem Bewußtsein, daß nur auf eine organisch gegliederte, die Forderung der égalité practisch bekämpfende Gesellschaft ein Staatsgebäude von Dauer errichtet werden könne. Man vergleiche darüber nur das, was Arndt in seinem „Wächter am Rhein" (Köln), Görres in seiner Zeitung, v. Vincke in seinen Denkschriften sagt, mit den parallelen Gedanken des Herrn v. d. Marwitz, des Freiherrn v. Stein und anderer Edelleute.

reich hatten, welches das der französischen Revolution war, ist oft genug erwiesen worden. Sie bilden eine ganz eigene Gruppe in der Geschichte „der Reactionen von 1815 bis 20", und wenn Gervinus sie mit den „kurmärkischen Rittern" zusammenwirft, oder Männer wie Stein an sie heranstreifen läßt, so zeigt er nur, daß ihm der Zug der Wellen in der Tiefe ganz verborgen geblieben und er nur die Oberfläche gesehen hat.

Die Geschichte hat nicht zu schmähen, wohl aber zu richten, und wenn wir daher Namen wie v. Schön, v. Altenstein, v. Auerswald, v. Humboldt nennen und sie in ihrer Verbindung mit der mechanischen Doctrin Königsbergs und dem gestaltlosen Idealismus vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Träger solch einer gefährlichen und ruinirenden „Reaction" oder Aufhaltung der natürlichen Entwickelung Preußens bezeichnen, so wird man auch ohne unsere ausdrückliche Verwahrung wissen, daß wir dabei doch den Willen des Mannes hoch über die Resultate seines Thuns zu setzen im Stande sind. Mochte ein Schön noch so tief für des Vaterlandes Größe entbrannt sein, seine That war dennoch die des beschränkten Doctrinärs, dem die Nationalwohlfahrt nicht in der moralischen und patriotischen Kraft der Staatsbürger, sondern in den Zahlen der Einfuhr und Ausfuhr 2c. beschlossen lag; mochte ein Wilhelm v. Humboldt noch so edel über die Menschheit und über ihren höchsten Beruf denken, doch verschwamm ihm inmitten seiner griechischen Statuen und seiner Sonnette und seines allgemeinen Humanitätsprincips zu sehr die Gestalt des eigentlich preußischen Volkes und seiner realen Verfassung.

Wie gesagt, diese bedeutungsvolle Gruppe, die in ihren „loyalen" Abzweigungen auf Preußen sogleich einen höchst folgenreichen Einfluß erhielt, entgeht dem Prof. Gervinus ganz, und wir wissen kaum, wie er, wenn ihm im weiteren Verlaufe seines Werkes — bei Erwähnung der sich neu gestaltenden preußischen Bureaukratie und ferner bei Erwähnung der Beziehungen dieser Bureaukratie zum hochseligen Könige — diese Lücke auffallen wird, das Versäumte dann wird nachholen können; wäre aber das Auge unseres Professors für die Erkenntniß dieser Gruppe offen gewesen, so hätte sich ihm auch die rechte Einsicht in eine Reihe von Charakteren erschlossen, die er ohne allen Zusammenhang in den Gang seiner Darstellung hineinwirft, in jene vagabondirenden Geister, welche seit Längerem, vor 1806 schon, in Preußen herumspukten und, wie sehr auch sonst von einander verschieden, doch das gemeinsam hatten, daß sie im preußischen Boden gar keinen Halt hatten, wir meinen die Phantasten à la Massenbach und à la Jahn. Sie mit ihren neu- oder altmodischen Ideen über Verfassungs-Umwälzung sind die ächten Vorläufer aller der Theorieenkrämer, denen Preußen später so viel Unglück verdankte.

Es ist ja überhaupt in unserer preußischen Geschichte — sei das einmal, wenn auch zum Schrecken aller ästhetisirenden Politiker, ausge-

sprochen — in allen Perioden wohl und nachdrücklich zwischen einem segensreichen Einflusse des übrigen deutschen Lebens, d. h. einem solchen, der sich der organischen preußischen Entwickelung anbequemt, und einem nur überstürzenden, radicalen zu unterscheiden, und gerade der letztere war es, der mit seinen „genialistischen", „humanistischen" und „antiken" Elementen uns am Ende des vorigen Jahrhunderts so gefährlich wurde. Ueber ihn schweigen darf ein Geschichtsschreiber, der uns die preußische Geschichte jener Zeit geben will, nicht, aber er hat, um ihn zu würdigen, freilich eine schwerere Aufgabe zu lösen, als die, welche sich Gervinus gestellt zu haben scheint, er hat neben den allgemeinen politischen Annalen auch eine Chronik der Gesellschaft und ihrer Zustände zu schreiben, eine Chronik, in der er oft sein eigenes Fleisch nicht wird schonen dürfen.

Das Urtheil, das Gervinus über den Gang der preußischen Entwickelung seit 1815 fällt, ist darum wie im Allgemeinen so in Bezug auf Einzelheiten und einzelne Persönlichkeiten überall dürftig, meist schief und verwerflich. Die Hindernisse, die der Berufung von Reichsständen entgegenstanden, kann er nicht erkennen, wie wir oben andeuteten, und den Männern, welche damals mit den öffentlichen Angelegenheiten in Preußen zu thun hatten, kann er eben so wenig gerecht werden. Den König Friedrich Wilhelm III. charakterisirt er in einer Weise, die uns zornig macht; er weiß nichts von der ausharrenden Treue, der Festigkeit in Glück und Unglück, die diesen König uns so theuer macht, er sieht Halbheit, Schwäche und Schüchternheit, wo wir des Gegentheils versichert sind; er hat für die allmähliche Aenderung der Ansichten Steins, welche ein Zeichen seines Einlebens in Preußen sind, kein Verständniß, er begnügt sich zu sagen, daß der Mann alt wurde und seine Zeit nicht mehr verstand; er lobt den Staatskanzler Hardenberg, wo es nur angeht, und sieht, so lange ihm nur möglich, in ihm den Vertreter der demokratischen Theorie gegen die Adligen und das alte todte Recht, und so wird ihm jene ganze Periode ein graues Chaos ohne Gedanken, ohne Bewegung, und das war zunächst diese Periode doch nicht. Wir stimmen dabei wohl dem bei, was er von Oesterreichs Intriguen gegen die preußische Entwickelung sagt, aber wir vermissen bei ihm jeden großen Blick auf die Weltverhältnisse, die eben den Schlüssel zu dieser Annäherung Preußens an Oesterreich geben und die Einflüsse des letzteren erklärlich machen.

Und um noch mit einem Worte zu sagen, was der Form der Gervinus'schen Darstellung der preußischen Geschichte fehlt, und was in einem Werke doppelt nöthig wäre, das so oft den einen Faden fallen läßt, um einen andern — die Darstellung eines andern Staates — aufzunehmen, ist der Mangel an jeder künstlerischen Klimax, an einer besonnenen Anlage und Verknüpfung der Ereignisse zu einer Steigerung, welche den Leser fesselt und auf die eigentlichen Ziele und Ausgangs-

punkte des eben Erzählten und dann fürs Erste Abgebrochenen spannt. Nirgend finden wir mehr als Zusammenhäufungen von Namen, Zahlen und Begebenheiten, hier und da ein hübsches Aperçu, selten oder nirgend ein tieferes Eingehen auf Charaktere, Zeitbewegungen, auf die großen psychologischen Wunder der Geschichte.

Und nirgend wird Einem klarer, als bei der Lectüre dieses Buches, daß das Pectus auch den Historiker macht, sei es nun, daß die Liebe und Theilnahme für das Land und seine Helden seine Feder führe, sei es, daß der Zorn und der Haß ihn treibt. Gervinus hat nichts von Beiden, er ist viel zu klug, um an irgend einem der beschränkten Standpunkte herzlich Theil zu nehmen, die er darstellt, er ist viel zu sehr davon überzeugt, daß aus der alten und bestehenden Ordnung der Dinge nichts Großes und Lebenswerthes resultiren könne, um bei ihrem Wachsen und Wirken warm werden zu können.

Wir müssen es uns versagen, auf die Darstellung der „Reactionen" und „Reformen" in den übrigen deutschen Ländern genauer einzugehen. Sie ist ganz im Stile einer der naiven süddeutschen Kammerredner der dreißiger Jahre geschrieben, sie bewundert den Despotismus und die Bureaukratie, wo diese Mächte gegen alte historische Freiheit auftreten, und sie täuscht und verschönert, wo die „Volksvertretungen", wie z. B. in Darmstadt, im Uebermuth ihrer eben errungenen Machtfülle sich zu revolutionären Excessen hinreißen lassen. Am tollsten wird die Verdrehung des Sachverhalts bei der Erzählung der ersten Verfassungswirren in Württemberg. Das große Publicum erinnert sich dieses merkwürdigen und edeln Kampfes Altwürttembergs gegen einen schrankenlosen Fürsten, den Verehrer Napoleon's, wohl kaum mehr, und doch ist in dieser ständischen Tragödie ein Lichtpunkt deutschen öffentlichen Lebens enthalten, der wohl der ersten Begeisterung eines Uhland — und sie stand damals auf einer besseren Seite als 1849 in der Paulskirche — werth war. In Württemberg bestand, durch drei Jahrhunderte erhärtet, eine ständische Verfassung ächter Art — Fox hatte von ihr gesagt, sie sei die einzige in Europa, die mit der englischen verglichen werden könnte, — sie hatte sich den Launen und der Willkür sogar des Herzogs Karl gegenüber zu erhalten gewußt und gerade unter ihm und in Folge seiner Angriffe war sie (1770) durch einen Erbvergleich neu gekräftigt und von Preußen, Hannover und Dänemark neu verbürgt worden. Als Napoleon Württemberg mit dem Rheinbunde und dem Königstitel begnadigte, trat natürlich durch den Willen des „grundverständigen" (Herzogs) Königs Friedrich — „grundverständig" nennt ihn Gervinus — die reine monarchische Willkür an ihre Stelle. Als Deutschland wieder frei ward, „da wurde hier, in diesem Winkel des deutschen Bundes, eine komische Contrafactur der Revolution aufgeführt: wo in den ständischen Kämpfen Württembergs der König als Vertreter des Neuen, des reformirten Principes, für das

vernünftige und natürliche Staatsrecht stritt, das Volk aber sich als Bewahrer für das alte verbriefte „„Recht der Völker““ aufwarf, der Bürger im Bunde mit dem Adligen dessen mißbräuchlichste Privilegien als die kostbarsten Rechte verfocht, die Stände von dem Rechte der Geschichte sprachen wie die Doctrinäre der historischen Schule und wo die ständischen Parteischriften den Fürsten und seine Minister „„neuerungssüchtig, begriffverwirrend, von oben herab revolutionirend, Recht und Staat umwälzend““ schalten, wie überall sonst die Fürsten und Fürstenräthe ihre Volksvertreter zu benennen pflegten.“ (Gervinus II., 448—449.) Nirgend war der Bruch des historischen Rechtes heilloser, aber nirgend auch der Kampf energischer. An der Spitze der Stände stand der Graf Waldeck, ein kühner Mann, der endlich sogar den Versuch machte, durch ganz Süd- und Westdeutschland einen Bund der Männer des Rechtes zu gründen, aber der force majeure mußte auch er endlich weichen. Der König legte Verfassung nach Verfassung den Ständen vor, doch ernst und loyal wiesen sie allen Versuchungen gegenüber stets von Neuem auf der Väter Recht, das sie auch ihren Kindern schuldeten, vergeblich traf sie Auflösung, vergeblich wurden endlich Abstimmungen in den einzelnen Aemtern vorgenommen, sie hielten sich aufrecht. Freilich, dem mächtigen bureaukratisch-absolutistischen Zuge der folgenden Periode konnte ihre einzelne Kraft nicht gewachsen sein, und der neue König Wilhelm hatte endlich den Triumph, eine Verfassung durchzusetzen, deren Früchte 1848 bitter genug geschmeckt haben.

Gervinus hat keinen Sinn für das Tragische dieses Kampfes, ja dort, wo die absolutistische Macht recht unbekümmert und recht derb gegen das alte Recht einsetzt, gewinnt seine Geschichte, was ihr sonst überall fehlt, eine gewisse Belebtheit, eine Theilnahme, eine Neigung zum Mithandeln und eine frohe Aufregung. In einer solchen Stimmung verschlägt es ihm denn auch nichts, den Charakter jenes (Herzogs) Königs Friedrich möglichst lichtvoll auszustatten und auch die entfernteste Hindeutung auf irgend einen der Züge zu unterlassen, mit denen die Memoiren der Zeit (auch die noch, welche über den Wiener Congreß handeln) den Charakter dieses Fürsten so scharf zeichnen.

Dieser Behandlung der Geschichte Württembergs entspricht die der Verfassungskämpfe in allen andern deutschen Staaten, die altständischen Parteien werden mit den absolutistischen Richtungen stets kurzweg zusammengeworfen, die liberale Despotie wird hoch gefeiert, und vom eigentlichen Volke, von dem Wachsen und Fallen der socialen Grundlage in den einzelnen Staaten, ist nirgend, auch nicht im Entferntesten die Rede.

Der Schluß des Bandes ist Rußland gewidmet, und hier erhebt sich der Verfasser merkwürdiger Weise, wenn auch nur an wenigen Stellen, zu einer ruhigeren Würdigung der Ereignisse. Seine Zeichnung des Charakters Alexanders I. ist freilich übertrieben, aber sie versucht

doch wenigstens eine psychologische Anatomie, welche sonst in diesem Geschichtswerke ganz fehlt. Auch für die Verurtheilung des fast Josephinischen Reformeifers, mit dem Alexander seine Regierung eröffnet, und der Resultate desselben, jene Verurtheilung, die der russische Geschichtsschreiber Karamsin im Namen der ganzen altrussischen Partei gewagt hat, empfindet Gervinus einige Sympathieen. Karamsin verwarf bekanntlich unerbittlich „alle die fremden französirenden und germanisirenden Bildungsanstalten und Aufklärungsversuche in einem Lande, wo noch die nöthigste Unterlage des nationalen Unterrichts fehlte, wo es noch keine russische Rechtschreibung, noch keine gute russische Sprachlehre gab. Er verwarf die Codification der Gesetze, wo noch kaum ein russisch geschriebener Ukas zu finden war. Er verwarf das ganze Formenwesen der neu eingerichteten Behörden, da der Schaden Rußlands nicht in den Formen, sondern in den Menschen, in der ganzen sittlichen Verwahrlosung des Volkes gelegen war.“ Diese günstige Charakterisirung ist dem Buche Gervinus' entlehnt (pag. 711), und sie ist in einem Geiste gehalten, der den sonstigen Neigungen des Mannes widerspricht. Den Grund für diesen Widerspruch zwischen seiner Behandlung einzelner Punkte der russischen Geschichte und der deutschen vermochten wir nicht zu entdecken. Möglich, daß es ihm leichter wurde, bei der Darstellung einer Geschichte, in der noch keine constitutionellen Aufgaben verfolgt werden, vorurtheilsfrei zu bleiben.

Die Form des Werkes anlangend, so können wir nur wiederholen, was wir bei der Beurtheilung des vorigen Bandes tadelten, daß Gervinus für geschraubte Wendungen und neue Wortbildungen der unglücklichsten Art eine seltsame Vorliebe hat.



Pariser Correspondenz.

Die sogenannten „literarischen Journale“. Die „Courriers de Paris“. Pariser Journalistentreiben.

Eine literarische Correspondenz aus Paris ist heutigen Tages, die wenigen Tage großer Erfolge und großer Niederlagen, welche indessen immer seltener werden, abgerechnet, nur noch ein Echo der Gespräche auf den Boulevards. Neue Bücher erscheinen gar nicht mehr, nur noch neue Ausgaben alter Werke. Als Ersatz dafür überfluthen uns Broschüren, Monats- und Wochenschriften und eine Menge literarischer Journale. „Der Feuilleton-Roman ist todt, es lebe der Courrier de Paris!“ Das ist jetzt die Tages-Parole! Die Redacteure dieser sogenannten Couriere in den großen Pariser und belgischen Journalen sind wichtige Persönlichkeiten geworden seitdem.

Ein Journal, das zu großem Ansehn und besonderer Bedeutung gelangt ist, nämlich der „Figaro“, welcher wöchentlich sechszehn große Seiten kleiner Plaudereien publicirt, hat den Einfall gehabt, literarische Portraits der Schriftsteller zu bringen, welche für andere Journale Pariser Schilderungen geliefert haben, und mehrere dieser Artikel haben in der literarischen Welt einen Aufstand verursacht, welcher noch nicht beschwichtigt worden ist.

Die großen Tages-Schriftsteller, von denen wir zu erzählen haben, sind Jules Lecomte, der abgesetzte König des Feuilletons der „Indépendance belge“, Villemot, welcher Jules Lecomte's Stelle eingenommen hat, ohne sie indessen auszufüllen, und Nemo, der geheimnißvolle Verfasser der Pariser Chroniken des Journals „Le Nord“.

Es gab eine Zeit, wo wir wenigstens alle vierzehn Tage etwas Neues über Hugo, Dumas, George Sand, Madame de Girardin, Lamartine, Balzac, de Vigny und de Musset zu berichten hatten. Aber die glückliche Zeit ist vorüber. Wir müssen uns heut zu Tage begnügen, den Kampf von Ratten und Fröschen in einem Glase trüben Wassers zu schildern.

Im „Figaro“ erscheint plötzlich ein Artikel, unterzeichnet Thomas d'Arville, dessen Namen man sich allgemein erinnert, vor sieben oder acht Jahren unter einem scandalösen Aufsatz in der „Chronique de Paris“ gelesen zu haben. Thomas d'Arville hat seinen Wiedereintritt in die literarische Carrière durch einen Artikel über die belgischen Journale und deren Pariser Correspondenten gefeiert. Es ist gewiß, daß dieser Arville sehr tief in die Wirthschaft der Blätter, die er bespricht, hineingeblickt hat. Bei der „Independance“ und „le Nord“ hält er sich am längsten auf. Er setzt Jules Lecomte ein Denkmal und preis't den räthselhaften Nemo, der in Belgien so große Erfolge errungen hat, daß man allgemein glaubte, dieser Nemo wäre kein Anderer als Lecomte selber. d'Arville hat nun den guten Belgiern bewiesen, daß sie sich in einem großen Irrthum befunden hätten, aber Nemo's Maske hat er trotzdem nicht gelüftet.

Da taucht plötzlich ein anderes Gerücht auf. An gewissen Sprachwendungen, an einigen Belgicismen, an seiner enthusiastischen Freundschaft für Jules Lecomte selber wollen böse Zungen entdeckt haben, daß d'Arville und Lecomte eine und dieselbe Person seien. Nach ihnen wäre der Verbannte der „Independance“ Villemot's Ersatzmann am „Figaro“. Das Gerücht ist sehr pikant, und wenn auch nicht wahr, doch sehr wahrscheinlich. Nemo hat sich sofort desselben bemächtigt und es zur Unterhaltung seiner Leser in seinem Feuilleton ausgebeutet.

d'Arville antwortet darauf in einem zweiten Artikel und erklärt das Gerücht für falsch, aber in einer Weise, daß man die Verneinung fast für eine Bejahung nehmen kann. Bourdin selber, der Redacteur des „Figaro“ und Schwiegersohn des Herrn von Villemessant, beobach-

tet über Jules Lecomte, dessen Name in diesem kleinen Federkriege unzählige Male genannt worden ist, wenigstens öffentlich ein weises Stillschweigen.

Dem „Figaro" gegenüber steht die „Chronique", ein Journal von gleichem Format und gleichen Bestrebungen, aber ungleich geistreicher redigirt, trotzdem aber weniger glücklich als der „Figaro", welcher eben ein Emporkömmling ist, die bekanntlich jetzt in Frankreich Glück haben. Die „Chronique" ist ein entschieden vornehmeres Blatt und wird von einem Manne geleitet, welcher mehr Geist besitzt, als drei Schwiegersöhne des „Figaro" zusammen genommen, und nur den einen Fehler hat, zu hoch über seinem Metier zu stehen! Es ist der Duc de Rovigo!

Die „Chronique" verhöhnt den „Figaro", und ganz besonders About, den geistreichen Verfasser des Rolla, der „Grèce Contemporaine", der „Mariages de Paris" und der „Voyage à travers l'exposition des beaux-arts en 1855" und der durchgefallenen Posse Guillery, in welcher demselben der Versuch, Molière nachzuahmen, nicht ganz gelungen ist. Seit Villemot den „Figaro" verlassen, haben sich zwei in seine Verlassenschaft getheilt, der schon genannte Bourdin d'Arville und About, welcher mit der Unterschrift Valentin (von Quévilly) Briefe eines jungen Mannes an seine Cousine Madelaine (ebenfalls Quévilly) herausgiebt.

„Figaro" glaubte in About einen wahren Schatz erobert zu haben. Der jugendliche Verfasser der „Mariages de Paris" ist ein Mann von Geist und Talent, der noch eine Zukunft haben kann. Er und Alexander Dumas Sohn sind die Einzigen, welche in der neuesten Zeit in der Literatur Aufsehen gemacht haben. Aber welche Täuschung! About, welcher seinen Collegen am „Figaro" durch seine Schriften weit überlegen ist, steht ihnen in seiner Eigenschaft als „Valentin" bedeutend nach. Auf dem Terrain des „Figaro" kann er sich nicht zurechtfinden. Statt witzig zu sein, wird er nur zu oft indiscret und sogar indecent, ohne daß es ihm gelingt, die Aufmerksamkeit des Publicums auf seine „lettres d'un bon jeune homme" zu ziehen. Die Cousine Madelaine antwortet ihm jede Woche regelmäßig in der „Chronique" in höchst ironischer Weise.

Die „Chronique Parisienne" hat indessen mit dem „Figaro" und der „Chronique" allein noch nicht genug; sie liefert auch noch zweien anderen neuen Journalen, der „Gazette de Champfleury" und dem „Chroniqueur de la Semaine" hinreichenden Stoff.

Man hat einst über Alexander Dumas' Verwegenheit gelächelt, als der „Mousquetaire" mit dem Untertitel „Journal Alexander Dumas" erschien. Es war allerdings nicht sehr bescheiden, aber die Bescheidenheit zählte ja nicht mit unter die Tugenden des Capitains Artagnan, und ihm konnte man schon ein wenig Verwegenheit verzeihen.

Wie ist es aber mit Herrn Champfleury? Trotz Herrn Bois

d'Hyver's Puplication im Feuilleton der Presse giebt uns der geringe Erfolg der **Bourgeois de Molinchart** und des **Professeur Delteil** ein Recht, den Namen Champfleury zu ignoriren.

Herr Champfleury selber muß einen ziemlich großen Begriff von seiner eigenen Person haben, welche doch dem größten Theil der Leser bis jetzt noch ganz unbekannt geblieben ist.

Man weiß bis jetzt nichts weiter von diesem Schriftsteller, als daß er gleich seinem Freunde, dem Maler Courbet, es vorzieht Holzschuhe zu tragen, obgleich er die Mittel hat, welche von Leder zu bezahlen, nur um recht viel Lärm auf dem Trottoir zu machen. Und dieser Zeitungsschreiber berichtet monatlich einmal über Hof- und Stadtneuigkeiten. In seiner ersten Nummer macht er feierlichst bekannt, „daß der Maler Courbet, weil er sich nach Ornans begeben müsse, um ein neues Meisterwerk zu vollenden, diesen Winter nicht empfangen werde." Ein Witzbold meinte darauf, daß der Schluß der Salons Courbet's ein Schlag sei, von welchem sich das Faubourg St. Germain noch lange nicht erholen werde.

Am Schluß einer der letzten Nummern befindet sich indessen doch ein pikanter Satz, welchen eine Engländerin über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs geäußert haben soll: „Frankreich ist eine Flasche Champagner, deren Pfropfen der Kaiser selber ist."

Champfleury thäte wohl daran, diese Engländerin als regelmäßige Mitarbeiterin seines Journals zu engagiren, denn sie hat mehr Geist als er.

Der „Chroniqueur de la Semaine", welcher in seiner Haltung übrigens viel anständiger ist, als Champfleury's Journal, bringt in seinen Spalten gewöhnlich eine Olla Potrida von den Gerichten, welche schon auf der Tafel der andern größern Journale servirt worden sind, nur thut er noch etwas mehr Salz dazu. Ein geistreicher Schriftsteller, obgleich Redacteur des „Siècle, gilt für den Schöpfer des „Chroniqueur de la Semaine.

Englische Eisenbahn-Literatur.

I.

Engländer sind keine großen Helden in schulmäßigem Unterricht und professionsmäßiger Erziehung. „Eine menschliche Seele," sagt Addison, betrachte ich als einen rohen Marmorblock, der keine seiner eigenthümlichen Schönheiten aufzuzeigen vermag, es wäre denn, daß die Bearbeitung seine verborgenen Farben-Adern enthülle, seine Oberfläche beglänze und jede Zier, jede lichte und dunkele Stelle, die in ihm liegt, hervor-

treten lasse.“ In der That, was die Bearbeiter, die Behauer, die Beglänzer nebst ihren Geschäfts-Anstalten, Waarenläden u. s. w. betrifft, so bezeigt das Land einen ziemlich herzhaften Wunsch nach jeglichem Aufstutz menschlichen Geistes. Man muß gestehen, von einem Ende der Insel wird an der Oberfläche der heranwachsenden Generation gar fleißig polirt, wird Ornamental-Plastik getrieben an der Außenseite der Jugend, wird gescheuert, gerieben und gefeilt, daß die überflüssige Schale vom lebendigen Marmor sich abkläre und das Große, das Gute und Weise als eine schöne Statue dem einschließenden Blocke entsteige. Die zu Gebote stehende Maschinerie ist immens, die Geneigtheit zur Erzeugung eines brauchbaren Artikels unzweifelhaft, und die Menge der betreffenden Unkosten wahrhaft großartig. Aber mit all der feierlichen Arbeit und mit all den guten Absichten, und noch mehr, trotz all des offenbaren und überflüssigen Selbstvertrauens kommt man nicht eben vorwärts. Die eleganteſten Marmors, welche man besitzt, werden zu einer Extra-Politur nach Oxford und Cambridge gesendet, aber als was kehren sie mehrentheils zurück? Etwa als Mannsbilder, um altdeutsch zu reden? Abgesehen von den Ausnahmen, welche Ehre und Liebe verdienen, oder sich gar die Achtung der Welt und eine Nische in dem Gedenksaale der Völker gewinnen, abgesehen von diesen verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, repräsentirt die von den englischen Universitäten heimkehrende Jugend nur ein geringes Aequivalent des Geldes und der Zeit, welche sie in den Collegien verbracht, oder der Arbeitsmenge, welche sie, wie man vermuthen oder voraussetzen darf, aufgewendet hat. Zu zwei und zwanzig Jahren oder darum herum nimmt ein junger Mann auf englischen Universitäten „seinen Grad“, d. h. in den meisten Fällen den untersten eines Baccalaureus Artium (B. A.), welcher an Würde und Kenntnissen sich keineswegs mit dem Reifezeugniß eines preußischen Abiturienten vergleichen darf. Von den vorhergehenden zwei und zwanzig Jahren sind mindestens vierzehn Jahre in dem oben bildlich beschriebenen Prozesse des Formens und Modellirens oder besser Modellirtwerdens vergangen. Was möchte man nicht von einer vierzehnjährigen Verfolgung desselben Zieles erwarten dürfen, von der Aufwendung des fünften Theiles eines ganzen Menschenlebens? Von dem richtigen Gebrauch desjenigen Lebenstheiles, welcher der frischeste ist, der regste und empfänglichste, der am wenigsten gestörte, der von der Welt und ihren Verhältnissen am mindesten beeinflußte? Man sage einem Manne im Alter von dreißig Jahren, daß man die Fürsorge seiner zeitlichen Bedürfnisse bis zum vier und vierzigsten Jahre übernehme — daß man ihn mit allen besonderen Mitteln zur Erwerbung der oder jener allgemeiner und Fachkenntnisse reichlich und wählerisch versehen wolle — was für ein Marmorbild des Wissens, was für ein Monument der Kenntniß, was für ein ganzes gelehrtes Haus würde das nicht nach Verlauf der vierzehnjährigen Frist abgeben! Wie wür-

den sich gegen einen solchen Jünger verdoppelter Lehrzeit die jungen Leute ausnehmen, welche aus der einfachen heutzutage gewöhnlichen hervorgehen, um in die gelehrten Berufe und Professionen einzutreten, welche sie in Zukunft einzunehmen, zu versehen und weiterzuführen bestimmt sind? Wie würde sich's da zeigen, bis zu welchem Grade die gegenwärtigen Studenten, die Graduirten die Frucht des Wissens in sich haben zur Reife gedeihen oder zu tauben Aehren heranwachsen lassen! Es ist 150 Jahre her, da bestand ein vernünftiger Mann darauf, den Unterricht in den Englischen Akademieen dergestalt einzurichten, daß er auch den geringer Begabten und weniger Strebsamen zu einigem Nutzen gereichte. Es war ein Oxford-Mann, der seine guten lateinischen Verse schreiben mochte, so oft er Lust hatte. Dennoch entging es ihm nicht, wie die Mehrheit der Knaben und Jünglinge Monate und Jahre in vergebenem Versuche verlor, Gegenstände zu bewältigen, zu deren Auffassung sie weder Sinn noch Vermögen besaßen und deren Verwerthung in ihrem Charakter oder ihrer Einsicht von vornherein außer Frage gestanden hatte. Der Mann wollte die Mittelmäßigkeit von der Knechtschaft befreien, welche der hohe Maßstab der gelehrten Schulen ihnen für einige Jahre auferlegt, ohne sie dennoch zu mehrerem zwingen zu können, als einer mechanischen Einübung armseligen Anfangs- und Stückwerkes. Anderthalb Jahrhunderte sind verflossen und die melancholische Bitte jenes Gelehrten — schon ihn hatte der damalige Zustand der Dinge melancholisch gemacht — ist unerfüllt geblieben. Was bei den fleißigeren Deutschen mittlerweile im Leben aller Gebildeten mehr oder minder Wurzel geschlagen, das klassische Alterthum nebst seinem Zubehör philologischer und antiquarischer Studien, ist für die nun einmal unruhigeren, mehr zum Thun als zum Wissen geneigten Engländer eine ornamentale Versteinerung, ein versteinertes Ornament geworden, dessen Bleigewicht die schnellkräftigen Anstrengungen der Jugend lähmt, ohne als Stufe geläuterten Goldes im Dasein des zukünftigen Mannes zur Geltung zu gelangen. Die englischen Grammar-Schulen, wie sie von alterthümlichen Zeiten her heißen, traben so langsam ihres Weges weiter, und die britischen Universitäten sehen es als eine schmähliche Beleidigung an, deutet man nur so leise darauf hin, daß es doch angemessener wäre, junge Leute, die sich nun einmal den gelehrten Geschmack nicht einpauken lassen wollen und können, in demjenigen zu unterrichten und möglichst hoch auszubilden, was sie als Welt- und Geschäftsleute, die sie doch unfehlbar werden, wirklich zu schätzen, zu gebrauchen und zu fördern im Stande sind. Wer die Engländer kennt, wird sich von ihrer scheinbaren und formellen Werthhaltung der Philologie nicht zu der Täuschung überreden lassen, als seien diejenigen Gründe für allgemeine Aufrechterhaltung eigentlich gelehrter Studien auch für sie gültig, welche für Deutschland im Streite der Realschulen und Gymnasien siegreich verfochten worden sind. Ausnahmsweise giebt es natürlich auch

in England Geschmack für Latium und Hellas, und Sinn für die erhabenen Bildungsstoffe in Sprache, Geschichte und Cultur dieser Länder. Wie ausnahmsweise das der Fall ist, brauchen wir nicht weiter zu belegen, wenn wir erzählen, daß sich in einer regelmäßigen Sitzung der Londoner britisch-philologischen Gesellschaft kürzlich erst eine Verhandlung darüber entspinnen konnte, ob die Römer Familiennamen außer ihren Vor- oder Personennamen geführt hätten, oder nicht! Die bisherige Unterrichtsweise in den klassischen Gegenständen mindestens ist mit diesem, der Crême seiner Zöglinge entnommenen Beispiele gerichtet und verurtheilt.

An dem entgegengesetzten Ende der Gesellschaft ist man eben nicht viel weiser. Der Marmor bedarf da der Politur, der Himmel weiß es. Es würde eine trübselige Fragestellung geben, wollte man sich's von einem erfahrenen Gesellschafts-Mathematiker ausrechnen lassen, wie viele Jahrhunderte es noch erfordern möchte, um diese armen Leute ein wenig aufzupoliren, sie, die zu unwissend und dürftig sind, um sich selber zu helfen, und leider nicht viele Hoffnung hegen dürfen, die Gesellschaft werde sich ihrer annehmen und mit Hand und Herz an's große Werk gehen. Die meisten Engländer nennen's vorderhand noch einen Ausfluß der Freiheit und Männlichkeit, daß man sich um den Unterricht Derjenigen nicht bekümmere, die zu arm sind, ihn zu bezahlen, oder zu dürftig, ihren Kindern die Muße zu einiger Vermenschlichung zu gönnen. Katechismus und Bibel bleiben wie A-B-C und Schreiben und Rechnen ganzen Schichten der Bevölkerung dieser freien, reichen, mächtigen und sich höchlich moralisch dünkenden Insel noch immer unbekannt. Der Zustand ist so arg, der Mißstand so schreiend geworden, daß man darüber zu verhandeln, zu grübeln und zu hadern begonnen. Ja, man bewilligt seit einigen Jahren Staatszuschüsse für Schulen, die sich zum größten Theile selber erhalten, d. h. man verbessert den Unterricht derjenigen Klassen, welche sich überhaupt welchen verschafften, aber man übersieht noch immer die wahrhaft Verwahrlosten, welche in Großbritannien aufwachsen, wie der Kaffer im Busch, wie der Indianer im Wigwam, wie — der Moskowiter in der Barbarei, müßten wir hinzufügen, wenn wir nicht unglücklicherweise kein Kern-Engländer wären und also wüßten, daß die vielgescholtenen russischen serfs wirklich zu lesen, zu beten und zu glauben gelehrt werden.

Wir lassen die Schwierigkeit, welche die Frage des Religionsunterrichts der beabsichtigten englischen Volksschule in den Weg setzt, hier außer Erwägung. Genug, daß man sie in England selber nur zu erwähnen pflegt und es mit dem Bewältigen eines so wenig dringlich bedünkenden Gegenstandes nicht allzu ernsthaft zu nehmen pflegt. Die Zeit wird dennoch nahen, wo die Unsummen, welche man in Großbritannien für Unterricht und Erziehung vergeudet, auf Besseres, wir wagen zu sagen auf Gutes, ausgelegt werden werden. Der Tag wird

seine Sonne aufgehen sehen, wo auch die Armen der Vereinigten drei Königreiche ihren Antheil an den Rudimenten menschenwürdiger Bildung von denjenigen Klassen zugestanden erhalten, welche Fleisch und Blut ihrer dürftigen Brüder ja mit so mechanischer Lieblosigkeit national-ökonomisch auszubeuten gewohnt sind und nicht eher Mitleid zu zeigen beginnen, als bis es die Unterstützung des Verhungernden gilt. Auch diese Seite der socialen Frage, wir vertrauen, wird ihre Lösung von der freiwilligen Liebe empfangen.

Mittlerweile hat sich ein eigenthümlicher Weg zur geistigen Förderung für solche, die ihrer begehren und sie zu empfangen befähigt sind, innerhalb der letzten Jahrzehnte unbemerkt gebildet und zu einer ansehnlichen Bedeutung erweitert. Die Umwälzung, welche die Eisenbahnen in allem Leben und Weben hervorgebracht, ist zu offenbar, um sie zu erläutern; in England zumal ist Jedermann auf dem Sprunge. Man wohnt nicht mehr in einer Stadt des Landes, sondern im ganzen Lande; man arbeitet heute in London, speculirt morgen in Liverpool und vergnügt sich übermorgen im gälischen Hochgebirge Schottlands. Der Geschäftsmann beutet Großbritannien aus, während er früher mit seiner Straße in Verbindung stand; der Vergnügling reist, weil die Leichtigkeit des Ortwechsels allzu versuchend ist, als daß es ihn lange an einem Platze und unter denselben Gesichtern litte. Die Arbeit wird anstrengender, weil umfassender — der Müßiggang entnervender, weil zerstreuender. Grad wie der Mann, der unter der alten Portotare sich selten oder gar keine Briefe schrieb, wie der unter dem gegenwärtigen Regime des Penny-Portos ein oder zweimal wöchentlich die Gesinnungen der Treue seinen Lieben übermachen und von ihnen erwiedert haben kann, eben so bedienen sich selber die Unbemittelteren, welche sich den theuer erkauften Luxus der Mailcoach früherhin niemals zu gute thun durften, gegenwärtig der in England überaus billigen Eisenbahnen zu Nutz und Vergnügen. Die Reiselust wächst in geometrischer Progression. Keiner will mehr zu Hause bleiben, jeder die Fremde kennen lernen, jeder sich erholen in der Abwechselung, sich bilden im Verkehr mit der Welt, sich bereichern im Austausch mit möglichst Vielen. Der Nutzen für den Geldbeutel ist gewisser und unbestrittener, als der für Sitte und Gesinnung, die Thatsache besteht unabhängig von beiden. Genug, Leute, die vierzig Jahre lang ihre Dörfer nicht verlassen hatten und so zu sagen mit Leib und Seele in die Sondereigenthümlichkeiten ihrer Heimath aufgegangen waren, sind letzthin in England durch die Gewalt des Dampfes in die Gegenwart der gesammelten Erzeugnisse aller Zonen geführt worden und haben genossen, was dem größten Monarchen früherer Zeiten nicht vergönnt gewesen war. Alle die Wirkungen des neuen Menschen- und Waaren-Transportsystems zu untersuchen, würde eins der lehrreichsten Bücher über den Charakter und die wirkenden Kräfte der gegenwärtigen Entwickelungen liefern. Es ist offenbar, die Leiber können

sich nicht bewegen, ohne die Geister mit sich zu nehmen; im Verhältniß daß unser äußeres Selbst sich umthut über die Lande, erweitert sich unser Geist in Betrachtung der irdischen Dinge. Das Vorurtheil fällt, aber — so schwach sind wir beschaffen — das Urtheil, worunter wir an dieser Stelle die entschlossene Gesinnung und Lebenseinrichtung verstehen wollen, das Urtheil zermürbt von der Gier nach dem Neuen und der Sucht nach unmöglicher Vereinigung verschieden gearteter Vorzüge.

Darf man also behaupten, dieses ganze England sei anhaltend unterwegs, so ist's nur ein erfreulicher Gedanke, daß ein zuverlässigerer Schulmeister, als flüchtige Eindrücke es sind, dem Reisenden als Begleiter zu Gebote stehe. Wenn die Schüler rastlos geworden, müssen die Lehrer Peripathetiker sein. Zieht man von all' dem Rennen und Fahren den rechten Vortheil? Wird die viele Muße während des Fahrens, wo alle Welt liest, auch zum Lesen von guten Dingen benutzt? Diese Fragen drängten sich uns neulich in einem Eisenbahn-Waggon auf, als zwei junge Damen und ein halb erwachsener Knabe uns gegenüber sich drei sterbliche Stunden lang an dem verderblichen Genusse eines französischen Schlag- und Spann-Romans ergötzten. Ein Band Eugen Sue befand sich in den Händen eines jeden von ihnen. Der Einband war hellgrün, und wir erinnerten uns, in dem Buchhändlerverschlag des letzten Perrons einen riesigen Haufen ähnlicher Deckel in Parade gesehen zu haben. Konnte es sein, daß die Eisenbahnverwaltung, allein gebietend und verantwortlich, wie sie auf ihrem Eigenthum ist, an diesem Platze die Eröffnung von Waarenlagern zugelassen, oder selber unternommen hatte, darin der hungrige Geist, der Erfrischung sucht auf seinem fieberischen Wege, geradezu nachtheilige, ja bisweilen verderbliche Nahrung dargeboten fände? Verkaufte man Gift in diesen literarischen Erfrischungszimmern, von einer Wirkung so fein und so scharf, daß zwanzig Doctoren nicht hinreichten, es wieder aus den gierig schlürfenden Adern zu entfernen? Wir beschlossen, die Sache festzustellen und besuchten in Zeit von einer Woche jede Eisenbahnstation London's. Das war eine peinliche, trübselige Inspection. Mit wenigen Ausnahmen belastete unzweideutiger Schund die Regale fast aller Perrons-Buchläden, die wir sahen. Es bekundete sich nur zu klärlich, wie die Hand der Unwissenheit diese werthlosen Bücherstöße unterschiedslos gehäuft. Dazu gab es der Käufer nicht wenige zu beobachten. Waren sie tägliche Reisende vom Wohnort zum Geschäft und umgekehrt, wie es so viele giebt? Machten sie täglich solcherlei kostbare Acquisitionen? Wenn dem so ist, was für eine häßliche Gedankenreihe knüpft sich an die Frage, wieviel Reisen hin und zurück es wohl brauchte, um einen literarischen Geschmack zu verfälschen, der gesund war, tüchtig und rein, da sein Eigner das erste Tagesbillet löste? Hier und da bargen sich auch einige alte Freunde — gedruckte, geheftete, gebundene, meine ich — die sich inmitten so zweideutiger Gesellschaft ganz sonderbar ausnahmen, etwa wie wohlgekleidete Gentlemen,

die sich an der sonnabendlichen Lumpen-Messe im Whitechapel-Quartiere Houndsditch betheiligen wollten. In einem Winkel namentlich befand sich ein kleines Bändchen, dessen wir um eines merkwürdigen Vorfalles willen gedenken müssen, der sich an das Büchlein knüpft und in seinen Folgen zu einer Reformation der erwähnten Mißstände zu führen begonnen hat. Das Bändchen war die beliebte „Geschichte der Insurrection von 1745, von Lord Mahon.“ Wir sahen es auf manchen Stationen, wo die Ungehörigkeit der literarischen Umgebung seine Gegenwart besonders auffällig machte. Derselbe Umstand hatte ihm die Aufmerksamkeit des Mr. Macaulay verschafft und diesen Herrn, wie man allgemein erzählt, auf den Gedanken einer „Reisebibliothek“ gebracht, wie sie die berühmten Verleger Longman nach seinem Anrathen demnächst so glänzend ins Werk gesetzt und mit den eigenen reizvollen Schriften des berühmten Schottischen Geschichts- und Abhandlungs-Schreibers geschmückt haben.

Auf einer Reise nordwärts haben wir uns neulich eine merkliche Veränderung in den literarischen Perrons-Waarenlägern vorzufinden gefreut. Auf dem Londoner Nordwest-Bahnhofe verursachte es sogar einige Mühe, den gemeinhin aufgestapelten Schund nur vorzufinden. Er war doch nicht etwa gerade ausverkauft und erwartete eine verstärkte Ergänzung? Wir frugen nach etwas „recht Romantischem.“ Der — wir können nach dieser Auslegung unserer Worte nur meinen, ästhetisch gebildete — Bücherverkäufer bot uns „Kugler's Geschichte der Malerei“ an. Wir schüttelten den Kopf und begehrten etwas mehr aus dem Leben Gegriffenes. Der Mann offerirte den „Kosmos“! „Etwas weniger Universelles,“ entgegneten wir, „behagt dem Londoner Reisenden.“ Wir bekamen Prescott's Mexico, Murray's Reisehandbuch für Frankreich und dergleichen vorgelegt. Kurz wir hätten keinen Schund auftreiben können, welchen Preis wir auch dafür geboten hätten. Kein Eugen Sue, überhaupt keine billigen Uebersetzungen — Verhunzungen originaler Schlechtigkeit, die sie sind — keine Verlockungen der Unwissenheit, keine Versuchungen zu Thorheit und Laster — nichts von der Art war da für Geld oder gute Worte zu haben. „Sie kommen nächstens in die „Gazette“ *), sagten wir mitleidsvoll zu dem Buchhändler. Er lächelte. „Sie werden diese Sachen nimmer hier verkaufen,“ fügten wir milde hinzu. „Immer,“ entgegnete er. „Wir verkaufen hier nichts, als das.“ — „Wie, haben Sie nichts für „„Jedermann““? — „Freilich. Hier ist die „„Logik für Jedermann.““ Kostet sechs Schillinge. Sie belieben?“ — „Danke. Aber Sie führen doch sicherlich Bücher von einem leichteren, unterhaltenderen Charakter.“ — „Unterhaltenderen?

*) Die „Gazette“ ist die „London Gazette“, d. h. der amtliche Staats-Anzeiger. An einen Kaufmann gerichtet, bedeutet obige Redensart: „Sie kommen nächstens in die Bankerottliste.“ Zu einem Soldaten oder Staatsmanne gesagt, heißt dieselbe Redensart: „Sie zeichnen sich nächstens so außerordentlich aus, daß der Staats-Anzeiger Sie namentlich erwähnt.“

Versteht sich! Coleridge's Tischgespräche bilden ein Leibgericht auf unserer Station und ermangeln niemals der Käufer." — Wir dachten, der Mann spaße, und ließen uns auf eine weitere Conversation und genauere Untersuchung dieser erstaunlichen Sachlage ein. Was wir erfuhren, ist etwa Folgendes.

Als der jetzige Eigenthümer des Bücherladens das alleinige Recht zum Bücher- und Zeitungsverkauf auf der London- und Nordwest-Eisenbahn erwarb, fand er auf den verschiedenen Stationen eine gemischte Sammlung von Publicationen möglichst niedrigen Charakters vorräthig und Verkäufer dabei von gleichmäßig niedriger und unverläßlicher Art. Die Buchlädenhalter waren einfach Leute ohne Credit, ohne Mittel, ohne Kenntniß, ohne Erziehung. Sie kauften so billig als möglich, und was sie sich am billigsten verschaffen konnten, war das Schlechteste, also brachten sie dieses zum Markte. Mit einem Schlag wurde der Augias-Stall ausgefegt. Anfangs stellte sich das Ergebniß sehr entmuthigend heraus — die Käufer waren offenbar abgeschreckt. Wie aber der Eigenthümer sich nach und nach anständige und gelernte Buchhändler-Gehülfen zu verschaffen im Stande war und die öffentliche Aufmerksamkeit sich der geschehenen Verbesserung in der Qualität der feilgehaltenen Waare einmal zugewendet hatte, da mehrten sich die Einnahmen merklich und sind seitdem in stetigem Wachsen begriffen gewesen. Ja, sie haben gegenwärtig das Verhältniß des vermehrten Reisens beträchtlich überstiegen. Jedes neue Werk von allgemeinem Interesse, von „Macaulay's England" an bis zu Murray's Colonial-Bibliothek, kam, wie es erschien, in die Verschläge auf den Petrons, und die Käufer zögerten ebenfalls nicht, sich einzustellen. Manche gute Bücher, alte sowohl als neue, sind wie im Sturme in so vielen Exemplaren, als sich nur auf den Stationen vorfanden, genommen worden. Macaulay's englische Geschichte fand reißenden Absatz, Layard's „Entdeckung von Niniveh" nicht minder. „Heizer und Schaffner", eine Skizze der Nordwest-Eisenbahn aus Murray's Colonial-Bibliothek, wurde auf den Stationen allein in mehr als 2000 Abdrücken verkauft. Borrow's „Bibel in Spanien" und „Zigeuner in Spanien" sind immerwährend stark begehrt, und St. John's „Hochlands-Sports" halten mit ihnen Schritt. Auch ernstere Bücher finden ein stetiges Publicum. Coleridge's populär-philosophische Werke sind zumal beliebt auf dieser Bahn; seine „Berathenden Freunde" und „Genossen der Einsamkeit" und ähnliche kleine Bücher, die große Gegenstände mit kühnen Rissen umfassen, werden anhaltend abgesetzt. Selbst Poesie wird auf der prosaischen Station zu keinem Ladenhüter, wenn der Preis mäßig ist. Moore's Gesänge und Balladen, zu je 5 Schillingen, Tennyson's Werke und besonders sein rührendes, gedankenreiches Gedenkgedicht auf einen in Wien ertrunkenen Freund „In Memoriam" sind lebhaft abgegangen. Eben so die herrlichen Römischen Gesänge, welche Macaulay als fingirte Quellschriften des Livius dichtete, und die Schot-

tischen Balladen von Aytoun. Ein Pamphlet, selbst ein Buch, von einer ausgezeichneten Persönlichkeit über einen Gegenstand von unmittelbarem Interesse geschrieben, geht auf den Stationen ab, wie beim Bäcker die Semmel. Des Bischof von Exeter Pamphlet über „Wiedergeburt durch die Taufe" und Baptist Noels Buch über die Kirche fanden auf der Nordwestbahn einen, so lange die Erregung über diese Fragen dauerte, fast unbeschränkten Absatz. Die von Longmans veröffentlichten Sportbücher, wie z. B. das Jagdfeld (Hunting field — wir gestehen, in der Uebersetzung dieses Terminus aus der Jägersprache nicht sicher zu sein), finden an Gentlemen vom Lande, die früher wenig von dieser oder überhaupt von irgend einer Art leichterer Tagesliteratur sahen, durchgängige Liebhaber. Damen — wir bitten um Entschuldigung für die Enthüllung eines so eigenthümlichen Factums — haben gute Bücher auf den Stationen nicht eben mit Leidenschaft gekauft. Letzte Saison sind sie nach dem „Weiblichen Jesuiten" sehr begierig gewesen, aber ihre gewöhnliche Frage geht auf den neuesten, in der Volks- oder Zimmer-Bibliothek veröffentlichten billigen Roman. Nehmen sie einmal ein wirklich ernstes Buch, so ist es unveränderlich ein religiöses. Was man Low-Church-Books nennt, findet keinen großen, aber seinen regelmäßigen Absatz auf der Linie.

Unerwartete Enthüllungen ergaben sich im Laufe unserer literarisch-merkantilischen Nachforschungen. Es war bemerkt worden, daß Personen, die sich offenbar geschämt haben würden, bei der Lectüre dieses oder jenen Buches zu Hause betroffen zu werden, das niedrigste und abscheulichste Zeug auf den Perrons begehrten und, wenn sie es nicht erhielten, plötzlich und in offenbarem Mißvergnügen sich aus dem Staube machten.

Im Allgemeinen scheint sich herausgestellt zu haben, daß der Werth oder Unwerth der abgesetzten Bücher von dem Willen des Verkäufers abhängig gemacht werden kann. Natürlich giebt es Ausnahmen. In Wales müssen alle Bücher in der welschen Sprache einen stark radicalen und freigeistigen Beigeschmack haben; alle englischen Bücher ebendaselbst streng hochkirchlich und conservativ sein. Das Verhältniß, in welchem die Bevölkerungen gemischt sind, drückt sich natürlich in der geistigen Nahrung aus, welche sie begehren. Schulknaben bestehen überall darauf, Ainsworth's Romane zu haben oder sonst etwas „recht Schauerliches". Kinderbücher verschmähen sie und überlassen sie den Schwestern. Der berüchtigte Räuberroman „Jack Sheppard" ist aber auf der Nordwestbahn in Verruf erklärt, und immer auf's neue bricht der jugendliche Zorn aus, wenn er's erfährt.

Verschiedene Gegenden und verschiedene Nationen haben auch ihre Idiosynkrasieen. Das schinkenerzeugende Yorkshire zeigt eben keine Vorliebe für Poesie. Zwischen den Fabrikstationen Leeds, Derby und Manchester hält es gar schwer, irgend ein Buch von Werth an den Mann

zu bringen. Doch gehen religiöse Bücher in Manchester stark, während sie in Liverpol kaum einen Käufer finden. „Freihandelssophismen" von Serjeant Byles sind auf allen Stationen bis zu einigen Hunderten verkauft worden. Die „Erwiederung" auf diese Broschüre wurde kaum angesehen, obwohl die Bahn von Freihändlern wimmelt und die bedeutendsten Freihandelsdistricte des Königreiches durchschneidet.

Steigen wir zu den billigen Bänden, dem bedeutendsten Theile dieses eigenthümlich interessanten Handelszweiges, herab, so gelangen wir zu werthvollen Thatsachen. Weale's praktische Sammlung naturwissenschaftlicher Unterweisungen, zu ein und zwei Shilling der Band, werden von Mechanikern, Maschinenführern und anderen auf der Bahn Bediensteten anhaltend angeschafft. Tausende von Exemplaren sind auf diese Weise in betriebsame Hände gelangt. Die Frauen aus diesen Klassen kaufen aber nichts als billige religiöse Literatur. Longman's Reisebibliothek, 1 Shilling der Band (seitdem von Lorck in Leipzig mit Glück nachgeahmt, ja übertroffen), fand ihren Markt allsogleich. Tausend Exemplare von dem darin befindlichen „Warren Hastings, der Eroberer Ostindiens" wurden so schnell losgeschlagen, als sie nur herbeigeschafft werden konnten; ebenso „Lord Clive" u. a. m. Dreitausend Exemplare billiger Nachdrucke von Washington Irving sind von den Stationen dieser Eisenbahnen in die Welt gegangen.

Die gute Seite des englischen Bildungslebens ergiebt sich nach dem Gesagten von selber. Sind die Schulen schlechter und die Schüler träger als in Deutschland, so ist das thätige Leben doch reicher an unmittelbaren Interessen und unmittelbar Interessantem, und der Erwachsene darum begieriger sich weiter zu fördern und zu bilden, als in dem nachdenklicheren, aber minder bewegten Germanien. Freilich besitzt der Deutsche auch ein viel höheres Gemüthsleben, als der moderne Engländer, und ist deshalb in sich selber beschäftigt, wo dieser zur äußeren Anregung greifen muß, und, da Sitte und typische Nüchternheit der Charaktere das Gespräch eben so sehr erschweren als fruchtlos machen, jedesmal zum gedruckten Gesellschafter, zum Buche greift.

Johanniter - Orden.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen Königl. Hoheit, haben den Rechts-Ritter des Johanniter-Ordens, Minister-Präsidenten Freiherrn v. Manteuffel, auf Vorschlag des brandenburgischen Convents und nach erfolgter Zustimmung des Capitels, zum Ehren-Commendator des Johanniter-Ordens ernannt.

Wie kann der Johanniter-Orden im Falle eines Krieges thätig werden?

Wenn man über die Einwirkung des letzten Krieges auf die Menschen sich Rechenschaft giebt, so tritt einem die auffallende Erscheinung vor die Augen, daß nächst dem unmittelbaren Interesse für die kriegerischen Erfolge die Theilnahme an dem Schicksale der Verwundeten und Kranken hauptsächlich in den Vordergrund trat.

Wie viel ist über Sanitäts-Einrichtungen in den verschiedenen Armeen geschrieben und gesprochen worden, wie viele vortreffliche Anordnungen sind getroffen, deren Mangel in den früheren Kriegen nicht so gefühlt worden ist.

Obgleich man das Sanitätswesen in den meisten Armeen vollständig reformirt hat, so finden wir dennoch überall zahlreiche Wünsche und Klagen, die selbst zu schweren Anschuldigungen gegen die Regierungen sich steigerten, wie dies namentlich in England der Fall war.

Wir dürfen die Ursachen nicht in einer Vernachlässigung des Hospitalwesens im Allgemeinen suchen, da es ja anerkannte Thatsache ist, wie sehr gerade dieser wichtige Zweig der öffentlichen Wohlfahrt von Seiten der Regierungen und so vieler Vereine in einer früher nicht gekannten Weise gefördert wird. Auch sind sie nicht einer falschen Sentimentalität oder der Verweichlichung unserer Zeit zuzuschreiben, da gerade bei den drei Nationen, welche den letzten Krieg führten, das Verlangen am allerlebendigsten hervortrat, wo doch in einer Campagne, die an Entbehrungen und Strapazen wohl selten übertroffen ward, auf beiden Seiten Proben größester Ausdauer und unbeugsamsten Muthes abgelegt worden sind.

Es muß mithin diese gesteigerte Sorge in anderen Gründen beruhen, die wir in Folgendem zu erkennen glauben:

1) Die Zahl der Verwundeten und Kranken wird in den jetzigen Kriegen eine größere sein als früher, weil einmal die große Vervollkommnung aller Feuerwaffen — die vielen gezogenen Gewehre und großen Kaliber — in kurzer Zeit solch' eine Menge von Verwundeten erzeugen werden, daß alle auf frühere Erfahrung gegründeten Einrichtungen sich als unzureichend erweisen müssen, und dann, weil die Concentrationen großer Truppenmassen, in Rücksicht auf die leider bei uns heimisch gewordenen Seuchen, unter denen die Cholera obenan steht, mehr Kranke als ehedem den Lazarethen zuführen werden, wobei der sehr wichtige Umstand noch hinzutritt, daß diese Concentrationen jetzt durch Dampfkraft zu Wasser oder zu Lande in ungemein rascher Zeit ausgeführt werden. — Früher wurden die Truppen durch lange Märsche abgehärtet und allmälig an den Wechsel der Temperatur und des Klima's gewöhnt, jetzt fällt dies weg; in erregender Eile und bei unvollkommener Verpflegung, wenigstens für die erste Zeit, da die Eisenbahnen doch schwerlich Armee-Corps und Vorräthe zusammen heranschaffen können, werden die aller Kriegsabhärtung entbehrenden Menschen entweder sofort mitten in den Krieg hineinkommen, oder in großen Massen zum Abwarten bestimmt sein.

Ein nach alter Scala eingerichtetes Militair-Medicinalwesen wird daher in Zukunft nicht ausreichen.

Von großem Gewicht ist aber außerdem noch:

2) die veränderte Lage eines großen Theils der unteren Volksklassen.

Ohne näher auf die sociale Entwickelung unserer Zeit einzugehen, führen wir einige Thatsachen an:

Die größere Selbstständigkeit des Einzelnen einerseits, in Folge so mancher gelösten Bande und aufgehobenen Verpflichtung, und andererseits die größere Schwierigkeit der Existenz, sowohl für den Einzelnen als für die Familie, in Folge der Concurrenz der Arbeit, der stets zunehmenden Preise der Lebensmittel, der verbreiteten Genußsucht und des Luxus, — sind die Hauptursachen, daß ganze Schichten der Bevölkerung ihren Lebensunterhalt weit mühseliger erwerben als sonst. — In den Fabrikdistricten und großen Städten tritt dies Ringen um das tägliche Brot am augenscheinlichsten hervor, und nur mit gesunden Gliedern und Daransetzung aller Kräfte kann der Arbeiter im Allgemeinen seine und seiner Familie Existenz sich erhalten.

Der gemeine Mann hat daher das klare Bewußtsein, daß er, verkrüppelt und zu Schanden geschossen, schlimmer daran ist wie früher.

Die christliche Barmherzigkeit und das wahre Interesse des Staates fordern daher als heilige Pflicht, auf alle mögliche Weise und in höherem Maße als sonst für die Verwundeten und Kranken Sorge zu

tragen, zumal bei uns, wo so viele Familienväter in die Reihen der Kämpfenden treten werden.

Hat jeder einzelne Soldat das Bewußtsein, daß sowohl auf dem Schlachtfelde, als nachher für ihn gesorgt wird, daß gute Pflege seiner wartet und daß Alles geschehen wird, um sein Schicksal zu erleichtern, so wird dies ein gutes Mittel sein, um Muth und Todes-Verachtung zu beleben.

Wir sehen daher auch in allen Heeren großartige Anstalten zur Verbesserung des Sanitätswesens. Die französische Armee im Orient legte den größten Werth auf die Anwesenheit von barmherzigen Schwestern und Brüdern, und dies Beispiel fand so mächtigen Anklang, daß auch das englische Gouvernement auf alle Weise die Anfänge einer christlichen Krankenpflege förderte.

In den russischen Hospitälern waren gleichfalls zahlreiche barmherzige Brüder und Schwestern thätig, und merkwürdiger Weise ist so der Orient wiederum die Stätte geworden, wo, wie zur Zeit der Kreuzzüge, christliche Krankenpflege ausgeübt und allgemein begehrt wurde.

Angesichts dieser Erscheinungen wird es interessant sein zu betrachten, wie wir in unserem preußischen Vaterlande uns zu jenem Bedürfniß verhalten und auf was für Kräfte wir für den Fall eines Krieges rechnen können, abgesehen von dem bestehenden Militair-Medicinalwesen, das so dankenswerthe Veränderungen in jüngster Zeit erfuhr, und ohne das wichtige Institut des Invalidenwesens und die schönen Zwecke des Nationaldanks hier näher zu berühren.

Vor allem wird im Falle eines Krieges die Hülfe der barmherzigen Schwestern und Diaconissinnen in Anspruch genommen werden müssen, und wir können wohl zuversichtlich hier auf freudiges Entgegenkommen rechnen, so weit in der evangelischen Kirche die leider so beschränkte Zahl dieser edlen Frauen es gestattet.

Aber auch dem Johanniter-Orden wird sich dann ein großes Feld der Thätigkeit eröffnen, das er nicht unbenutzt lassen darf, wenn er seines hohen Berufes sich bewußt ist, und wenn er die edlen Segen versprechenden Absichten seines königlichen Patrons recht erfüllen will.

Die Johanniter haben ehedem den schönen Ruhm davon getragen, daß sie nicht nur Wunden zu schlagen, sondern sie auch bei Freund und Feind zu heilen wußten. Das kann noch heutigen Tages gelten.

Der Krieg ruft einen großen Theil der Jüngeren zu den Waffen, und jeder Johanniter-Ritter wird es als seinen heiligen Beruf ansehen, für König und Vaterland das Schwert zu ziehen; aber ein anderer, größerer Theil ist für das Waffenhandwerk nicht mehr geschickt, und der wird nicht minder ritterlich handeln und sich den Dank des Königs und des Vaterlandes verdienen, wenn er der Sorge für die Kranken und Verwundeten sich unterzieht. Vor allen aber werden diejenigen wahre Johanniterdienste

leisten, die sich zu den Offizierstellen bei den Sanitäts-Compagnieen anbieten, und die auf dem Schlachtfelde in der Feuerlinie aus christlicher Barmherzigkeit diesen schwierigsten Beruf erwählen zu Ehren und Frommen des Ordens.

Ist nun die Organisation des wiedererstandenen Ordens auch neu, so ist sie doch so weit gediehen, um bei richtiger Leitung erfolgreich thätig werden zu können. In allen Provinzen ist derselbe corporativ gegliedert, christliche Krankenpflege wird in den Anstalten, welche von ihm begründet, oder an denen er sich betheiligt hat, getrieben, ansehnliche Geldmittel und die Kräfte vieler würdiger Männer wird er anbieten können, sollte er berufen werden, in eine Thätigkeit zu treten, die ihm unter Gottes Segen das Fundament für eine schöne Zukunft werden kann. Das walte Gott!

Fortsetzung des Verzeichnisses der Wappen in der Kirche zu Sonnenburg.

III. Wappen der Commendatoren und Ritter.

310. Hans Heinrich v. Maltzahn. — 7. Februar 1694.
311. Hans Albert v. Maltzahn. — 1. Sept. 1772.
312. Bogislaw Hellmuth v. Maltzahn. — 1. Sept. 1772.
313. Albrecht Joachim v. Maltzahn. — 11. Sept. 1790.
314. Joachim Alexander Casimir Graf v. Maltzahn. — 11. Sept. 1790.
315. Hellmuth Dietrich v. Maltzahn. — 4. Juli 1800.
316. Friedrich Burchard v. Maltzahn. — 4. Juli 1800.
317. Johann Caspar Eugen Reichsgraf v. Maltzahn. — 4. Juli 1800.
318. Johann August Marschall v. Bieberstein. — 23. Februar 1697.
319. Commendator David v. d. Marwitz. — 1635.
320. Hans v. d. Marwitz. — 11. Sept. 1658.
321. Commendator Hans Joachim v. d. Marwitz. — 15. Januar 1662.
322. Moritz Adolph v. d. Marwitz. — 17. April 1671.
323. Curt Hildebrand v. d. Marwitz. — 18. Juni 1678.
324. Otto v. d. Marwitz. — 18. Juni 1678.
325. Hans George v. d. Marwitz. — 4. Dec. 1689.
326. Christian v. d. Marwitz. — 30. Sept. 1704.
327. Hans George v. d. Marwitz. — 26. October 1735.
328. Johann Friedrich Adolph v. d. Marwitz. — 1. October 1764.
329. Ernst Ludwig v. d. Marwitz. — 1. Oct. 1764.
330. Curt Balzar v. d. Marwitz. — 20. Mai 1667.
331. Dietrich v. d. Marwitz. — 20. Mai 1667.
332. Bernhard Friedrich August v. d. Marwitz. — 1. Sept. 1772.
333. Joachim Ewald v. Massow. — 16. August 1731.
334. Philipp Gustav v. Massow. — 1. Sept. 1772.
335. Ewald v. Massow. — 1. Sept. 1772.
336. Friedrich Georg v. Medem. — 14. Sept. 1762.
337. Johann Eberhard v. Medem. — 1. October 1764.
338. Johann Friedrich Christoph Reichsgraf v. Medem. — 15. Juli 1795.
339. August Wilhelm Graf v. Mellin. — 4. Juli 1800.
340. Dietrich v. Miltitz. — 11. Sept. 1790.
341. Christian Ernst v. Minningerode. — 30. Sept. 1704.
342. Friedrich Christoph v. Möllendorf. — 7. April 1728.

343. Adam August v. Möllendorf. — 1. Sept. 1772.
344. Friedrich Detloff Reichsgraf v. Moltke. — 1. Juni 1786.
345. Louis Derneceurt Baron de Montevil. — 17. April 1671.
346. Dietrich Wilhelm Johann v. Morien. — 1. October 1764.
347. Ferdinand Freiherr v. Morrien. — 7. April 1728.
348. Friedrich Carl v. Müffling. — 17. August 1736.
349. August Dietrich Wilhelm Friedrich v. Münchhausen. — 1. Juni 1786.
350. Borries Friedrich v. Münchhausen. — 11. Sept. 1790.
351. Gustav Bogislav v. Münchow. — 7. April 1728.
352. Carl Gustav v. Münchow. — 26. October 1735.
353. Ernst Philipp v. Münchow. — 26. October 1735.
354. Ludwig Wilhelm v. Münchow. — 26. October 1735.
355. Alexander Christoph v. Münchow. — 14. Sept. 1762.
356. Johann Nicolaus v. Maxen. — 1. October 1764.
357. Carl Dubslaf v. Natzmer. — 7. April 1728.
358. Heinrich Ernst v. Natzmer. — 16. August 1731.
359. Carl Friedrich v. Natzmer, Commendator zu Werben 1788 — 1797. — 14. Sept. 1762.
360. Rudolph Heinrich v. Neitschitz. — 16. August 1731.
361. Ernst Gottlieb v. Nimptsch. — 18. März 1691.
362. Johann Friedrich Freiherr v. Nolcken. — 1. Sept. 1772.
363. George Freiherr v. Nostitz. — 1. October 1764.
364. Carl Friedrich Ludwig Graf v. Nostitz. — 12. October 1781.
365. Gottlob Adolph Ernst v. Nostitz u. Jeneckendorff. — 2. Mai 1793.
366. Victor Sigesmund v. Oest. — 7. April 1728.
367. Adolph Friedrich v. Oertzen. — 2. Mai 1793.
368. Christoph Heinrich v. Oertzen. — 4. Juli 1800.
369. Heinrich v. Offenberg. — 1. Juni 1786.
370. Commendator Alexander Andreas v. d. Osten. — 10. Dec. 1652.
371. „ Joachim Friedrich v. d. Osten. — 15. Januar 1662.
372. Peter Christoph v. d. Osten. — 18. März 1691.
373. Friedrich Wilhelm v. d. Osten. — 1. October 1764.
374. Friedrich Wilhelm v. Pannwitz. — 30. Sept. 1704.
375. Friedrich Wilhelm v. Pannwitz, Commendator zu Lagow 1765 — 1790. — 14. Sept. 1762.
376. Anton Dietrich Wilhelm v. Pannwitz. — 1. October 1764.
377. David Siegesmund v. Pflugk. — 17. April 1671.
378. Bernhard v. Pflugk. — 18. März 1691
379. August Ferdinand v. Pflug. — 19. März 1696.
380. Hans Sigesmund v. Pflug. — 19. März 1696.
381. Rudolph August Edler v. d. Planitz. — 23. Februar 1697.
382. Georg Lorenz v. Pirch. — 1. October 1764.
383. Ernst August Graf v. Platen. — 24. Februar 1693.
384. Dubslaf Friedrich v. Platen. — 17. August 1736.
385. Leopold Johann v. Platen. — 1. October 1764.
386. Christian Wilhelm Ferdinand v. Pletten. — 17. April 1671.
387. George Otto Edler v. Plotho. — 7. April 1728.
388. Friedrich Werner Graf v. Podewils. — 1. Oct. 1764.
389. Carl Ernst George Graf v. Podewils. — 12. October 1781.
390. Wilhelm Ludwig v. Pölnitz. — 17. April 1671.
391. Wilhelm Christian Gottlob v. Pölnitz. — 1. Oct. 1764.
392. Christian Ernst v. Polenz. — 16. August 1731.
393. Samuel v. Polentz. — 16. August 1731.
394. Adam Samuel Wilhelm v. Polentz. — 1. October 1764.
395. Arnold Ludwig v. Post. — 20. Mai 1667.
396. Friedrich Wilhelm v. Printzen. — 14. Sept. 1762.
397. Joachim Bernhard v. Prittwitz u. Gaffron. — 1. October 1764.
398. Carl Heinrich v. Prittwitz u. Gaffron. — 1. Juni 1786.
399. Friedr. Wilhelm Bernhard v. Prittwitz u. Gaffron. — 11. Sept. 1790.
400. Wolf Moritz v. Prittwitz. — 4. Juli 1800.
401. Gottlieb Ernst Heinrich v. Proeck. — 4. Juli 1800.
402. Otto Reichsgraf v. Promnitz. — 15. Januar 1662.
403. Friedrich Wilhelm v. Pudewels. — 20. Mai 1667.
404. Joachim v. Pudewels. — 17. April 1671.
405. Carl Franz Christoph Erdmann Graf v. Pückler. — 11. Sept. 1790.

406. Friedrich Johann Ludwig Erdmann Graf v. Pückler. — 2. Mai 1793.
407. Moritz Ulrich Freiherr zu Puttbus. — 7. April 1728.
408. Malte Friedrich Graf zu Puttbus. — 1. Sept. 1772.
409. Franz Johann Ulrich v. Puttkammer. — 1. Sept. 1772.
410. Hans Christoph Freiherr v. Puttkammer — 15. Juli 1795.
411. Albert Gottlob Gans Edler Herr zu Putlitz. — 4. Juli 1800.
412. Gerhard Gans Freiherr zu Putlitz. — 4. Juli 1800.
413. Cuno Hartung v. Quitzow. — 4. Dec. 1689.
414. Gallus Maximilian Freiherr zu Racknitz. — 16. August 1731.
415. Joseph Friedrich Baron v. Racknitz. — 1. Sept. 1772.
416. Andreas Conrad Peter Reichsgraf v. Rantzan. — 4. Juli 1800.
417. Carl Friedrich Leopold Freiherr v. d. Reck. — 1. Sept. 1772.
418. Philipp Heinrich Christian Freiherr v. d. Reck. — 1. Sept. 1772.
419. Eberhard Friedr. Christ. Ludw. Freiherr v. d. Reck. — 4. Juli 1800.
420. Carl Friedrich August Freiherr v. d. Reck. — 4. Juli 1800.
421. Commendator Johann Wolfgang Freih. v. Rechenberg. — 11. Sept. 1658.
422. Carl Albert Graf v. Reder. — 14. Sept. 1762.
423. Erasmus Friedrich v. Reder. — 1. Sept. 1772.
424. Heinrich Günther Reinhard v. Redern. — 20. Sept. 1731.
425. Carl v. Reede. — 20. Mai 1667.
426. Richard Freiherr v. Reede zu Gynkel. — 16. August 1731.
427. Otto Magnus Reichsgraf v. Rehbinder. — 4. Juli 1800.
428. Hans Oswald Wilhelm v. Reibnitz. — 1. October 1764.
429. Carl George Moritz v. Reibnitz. — 4. Juli 1800.
430. Hans Ernst Wilhelm v. Reibnitz. — 4. Juli 1800.
431. Gottlob August v. Reibold. — 19. März 1696.
432. Heinrich Leopold Graf v. Reichenbach. — 26. Februar 1737.
433. Heinrich Leopold Gottlob Graf v. Reichenbach. — 15. Juli 1795.
434. Heinrich Freiherr v. Reis. — 17. April 1671.
435. Johann George v. Reißwitz. — 14. Sept. 1762.
436. George Leopold Freiherr v. Reißwitz. — 11. Sept. 1790.
437. Arndt Friedrich v. Retzow. — 26. October 1735.
438. Hans Casimir v. Rhade. — 26. October 1735.
439. Commendator Hans George v. Ribbeck. — 15. Jan. 1662.
440. Christoph Friedrich v. Ribbeck. — 17. August 1736.
441. Johann Christoph Heinrich v. Ripperda. — 24. Februar 1693.
442. Commendator Otto Christoph v. Rochow. — 10. Dec. 1652.
443. Georg Wilhelm v. Rochow. — 15. Januar 1662.
444. Christoph v. Rochow. — 7. April 1728.
445. Friedrich Eberhard v. Rochow. — 14. Sept. 1762.
446. Carl Friedrich Wilhelm v. Rochow. — 14. Sept. 1762.
447. Friedrich Wilhelm v. Rochow. — 1. October 1764.
448. Friedrich Ludwig v. Rochow. — 1. Sept. 1772.
449. Gustav Bernh. Friedr. Erdmann Graf v. Roeder. — 2. Mai 1793.
450. Commendator Joachim Berndt v. Rohr. — 10. Dec. 1652.
451. Otto Georg Albrecht v. Rohr. — 1. October 1764.
452. Ernst Wolfgang Freiherr v. Rothkirch u. Trach. — 4. Juli 1800.
453. Sebastian Albrecht v. Sack. — 11. Sept. 1790.
454. Gustav Graf zu Sayn-Wittgenstein. — 15. Januar 1662.
455. Friedrich Ferdinand Carl v. Saldern. — 4. Juli 1800.
456. Ernst Freih. v. Salisch und Grosgraben. — 26. October 1735.
457. Friedrich Wilhelm Ferdinand Gottlieb Graf v. Sandrasky. — 1. Oct. 1764.
458. Hans Carl Gottlieb Graf v. Sandrasky u. Sandraschütz. — 11. Sept. 1790.
459. Carl Gottlieb Ferdinand Graf v. Sandreczky. — 15. Juli 1795.
460. Alexander Gerhard v. Saß. — 1. September 1772.
461. Otto Friedrich Ludwig v. Schack. — 1. Juni 1786.
462. Bogislav Wilhelm v. Schack. — 11. September 1790.
463. Johann Wilhelm Schack v. Wittenau. — 11. September 1790.
464. Magnus August Graf Schack v. Wittenau. — 2. Mai 1793.
465. Eugen Magnus Reichsgraf Schack v. Wittenau. — 4. Juli 1800.
466. Christoph Friedrich v. Schauroth. — 1. Juni 1786.
467. Hans Christoph v. Schirstedt. — 1. October 1764.
468. Levin Ludwig v. Schlaberndorff. — 17. April 1671.
469. Hans Carl August v. Schlaberndorff. — 14. September 1762.
470. Leopold August Wilhelm Friedrich v. Schlaberndorff. — 1. October 1764.

471. Heinrich Wilhelm Georg v. Schlabernbdorff. — 4. Juli 1800.
472. Wilhelm Johann Heinrich v. Schlammersdorff. — 1. October 1764.
473. Commendator Maximilian v. Schlieben. — 22. Februar 1620.
474. „ Adam v. Schlieben. — 10. December 1652.
475. Leopold Graf v. Schlieben. — 1. October 1764.
476. Georg Adam Graf v. Schlieben. — 1. September 1772.
477. Bernhard Gottlieb Graf v. Schlieben. — 1. September 1772.
478. Albrecht Friedrich Graf v. Schlippenbach. — 30. September 1704.
479. Carl Ernst Graf v. Schlippenbach. — 14. September 1762.
480. Friedrich Wilhelm v. Schmeling. — 1. October 1764.
481. Hannibal Germanus v. Schmerzing. — 24. Februar 1693.
482. Carl Leopold Gottfried Graf v. Schmettow. — 1. September 1772.
483. Gottfried Heinrich Leopold Graf v. Schmettow. — 1. September 1772.
484. George Philipp Gottlob Freiherr v. Schönaich. — 1. October 1764.
485. Adam Rudolph v. Schönberg. — 1. October 1764.
486. Carl Heinrich Graf v. Schönberg. — 15. Juli 1795.
487. Commendator Hans Adam v. Schöningk. — 15. Januar 1662.
488. Bogislaus v. Schöning. — 18. März 1691.
489. Hans Ludwig v. Schöning. — 19. März 1696.
490. Gebhard Werner Graf v. d. Schulenburg. — 14. September 1762.
491. Friedrich Wilhelm v. d. Schulenburg. — 14. September 1762.
492. Friedrich August Graf v. d. Schulenburg, Commendator zu Burschen 1790, Commendator zu Lagow 1795, starb den 9. April 1797. — 1. October 1764.
493. Friedrich Albert Graf v. d. Schulenburg. — 2. Mai 1793.
494. Dietrich Ernst Otto Albrecht Graf v. d. Schulenburg. — 15. Juli 1795.
495. Joseph Ferdinand Adolph Achatz Graf v. d. Schulenburg. — 4. Juli 1800.
496. Leopold Wilhelm v. d. Schulenburg. — 4. Juli 1800.
497. Werner Friedrich Achatz Graf v. d. Schulenburg-Kehnert. — 4. Juli 1800.
498. Hans v. Schweinichen. — 30. September 1704.
499. Georg v. Schweinichen. — 14. September 1762.
500. Hans Heinrich Julius v. Schweinitz. — 2. Mai 1793.
501. Commendator Bogislav v. Schwerin. — 10. December 1652.
502. „ in Lagow 1693. Otto Freiherr v. Schwerin. — 17. April 1671.
503. Levin Freiherr v. Schwerin. — 20. Mai 1667.
504. Otto Graf v. Schwerin. — 7. April 1728.
505. Friedrich Julius v. Schwerin. — 16. August 1731.
506. Otto Ludwig Siegismund Graf v. Schwerin, Commendator zu Werben 1782—1787. — 16. August 1731.
507. Leopold Ferdinand Graf v. Schwerin. — 17. August 1736.
508. Friedrich Alexander Graf v. Schwerin. — 17. August 1736.
509. Friedrich Albert v. Schwerin. — 26. Februar 1737.
510. Otto Martin v. Schwerin. — 26. Februar 1737.
511. Reimar Julius v. Schwerin. — 26. Februar 1737.
512. George Wilhelm v. Schwerin. — 14. September 1762.
513. Genomar Conrad Bogislav v. Schwerin. — 14. September 1762.
514. Friedrich Wilhelm Graf v. Schwerin. — 14. September 1762.
515. Wilhelm Friedrich Graf v. Schwerin. — 1. October 1764.
516. Philipp Adolph v. Schwerin. — 1. September 1772.
517. Friedrich Carl Heinrich Graf v. Schwerin. — 2. Mai 1793.
518. Friedrich August Carl Leopold Graf v. Schwerin. — 2. Mai 1793.
519. Otto Wilhelm Friedrich v. Schwerin. — 15. Juli 1795.

(Fortsetzung folgt.)

Wappen-Sagen.

Forgách.

„Mundschenk, treuer Mundschenk Forgách,
Rettet mich vor meinem Feinde,
Laßt des rechten Königs Tochter
Nicht zur Lust dem Fremden dienen!
Mundschenk, treuer Mundschenk Forgách,
Schützet Eures Königs Tochter,
Die für ihre Ehre zittert
Mehr, als für ihr zartes Leben!“

Also sprach mit nassen Augen
Zu dem kühnsten ihrer Ritter
Ungarn's königliche Wittwe,
Königin Elisabeth.
Stahlgerüstet stand der Forgách,
Er, der kühnste aller Ritter
Und der schönste Mann im Lande
In der Königin Closet,
Blickte traurig auf die Fürstin,
Blickte traurig auf die Tochter,
Ach, wie traurig blickte er!
Weinend schaut Maria nieder,
Die der König von Neapel,
Der im Ungarreiche herrschte,
Lüstern für sein Bett begehrte.
War's die schönste Mädchenblume
Die im Ungarlande blühte:
Weiß und roth die zarte Wange,
Goldenblond die weiche Locke,
Himmelblau das sanfte Auge,
Und wie Silber blinkt' die Thräne,
Die aus diesen Augen rann.

Stahlgerüstet stand der Forgách
Und erwog in seinem Herzen,
Was die Königin gesprochen,
Daß des rechten Königs Tochter
Nun zur Lust dem Fremden diene,
Daß die liebliche Maria
Mehr als für ihr zartes Leben

Für die Mädchenehre fürchte. —
Ruhig sprach der treue Forgách:

„Trocknet, Königin, die Thräne,
Holde Jungfrau weinet nicht,
Denn gekommen ist die Stunde,
Hohe Frauen weinet nicht!
Ich will brechen Eure Fessel,
Ich will retten Eure Krone,
Hoffet auf den weißen Wolf!"

Einen weißen Wolf im Wappen
Führten die Banyer Grafen,
Die sich Herrn von Forgách schrieben
Grafen auch von Lekenye.

„Mundschenk, edler Mundschenk Forgách,
Gott belohne Deine Treue.
Ich und meine junge Tochter
Hoffen auf den weißen Wolf!"

Klirrend sank in voller Rüstung
Nieder Forgách auf sein Knie,
Küßte seiner Fürstin Hände,
Küßte auch Maria's Hand.
Grüßend ging der stolze Mundschenk
Aus der Königin Closet,
Blickte grimmig auf die Ritter,
Die dem Kön'ge von Neapel,
Die Herrn Carl dem Kleinen dienten,
Der in Ungarn eingedrungen,
Hei! wie grimmig blickte Er!

Lustig klangen die Trompeten —
Froh mit seinen Rittern zechte
Auf dem Königsschloß zu Ofen
In der Halle König Karl,
Ließ die gold'nen Becher füllen,
Füllen bis zum überfließen,
Mit der Traube flüss'gem Golde,
Mit dem Golde von Tockay.
Blumen schmückten seine Tafel,
Sammt und Seide, Ehrenketten,
Edle Steine, Reiherfedern
Prahlten funkelnd um die Wette

An des üpp'gen Königs Tische,
Wo die zarten Pagen liefen
Emsig in dem Dienst der Gäste.
Kunsterfahr'ne Sangesmeister
Rührten klingend gold'ne Saiten
Zu dem Laut verbuhlter Lieder
Aus dem Land Neapolis;
Bis der Gäste Wangen brannten,
Bis die Augen lüstern glühten —
Sinnenkitzel, Sinnentaumel!
Plötzlich donnern an der Pforte
Harte Schläge, drei mal drei,
Staunend blicken auf die Gäste
Und voll Zorn der König blickt.
Jählings öffnen sich die Flügel,
Schwer gerüstet trat ein Ritter
In den Saal des heitern Festes,
In der Hand ein blankes Schwert,
Auf dem Schild ein weißer Wolf.
Klirrend schritt er Eisentrittes
Durch die Diener, durch die Pagen
Bis zum obern End' der Tafel,
Zu des Königs höherm Sitze,
Der ergrimmt vom Throne sprang.
Blitze schossen seine Augen, —
Doch bevor er reden konnte,
Hat mit einem mächt'gen Streiche
Forgách ihm das Haupt gespalten
Von dem Scheitel bis zum Munde.
Wortlos sank der Fürst zusammen,
In des Todes kalte Arme
Sank er aus dem Arm der Lust
Und sein Purpur schwamm in Blut.
Bleich und schaudernd steh'n die Gäste,
Steh'n die Ritter, steh'n die Pagen.
Keiner wagt's, den kühnen Mundschenk
Anzurufen, anzuhalten,
Der, wie schweigend er gekommen,
Schweigend auch den Saal verließ.

Also hat der stolze Forgách
Seiner Königin das Leben,
Ihrem holden Kind die Ehre,
Freiheit seinem Volk gegeben;

Leben, Ehre, Freiheit kosten
Seines Schwertes einen Streich.
Zum Gedächtniß solcher Thaten
Ward in Ungarn dies Gesetz:
Wenn in seines Königs Kammer
Einer tritt von Forgách's Stamme,
Wird, des Ahnen That zu ehren,
Auf des Königs Tisch geleget
Feierlich ein blankes Schwert,
Bis er spricht mit lauter Stimme:
„Eure Hoheit ist im Recht!“ *)

Seine kühne That zu lohnen,
Ward dem guten Grafen Forgách
Statt des weißen Wolfs im Schilde
Eine schön're Wappenzier.
Blüht fortan in blauem Felde
Eine holde Jungfrau nackend,
Die mit langen goldnen Locken,
Eine Krone auf dem Haupte,
Aber mit gebund'nen Händen,
Auf aus goldner Krone wächst.

Aus der Krone wächst die Jungfrau,
Weil Maria war entsprossen
Von der Krone rechtem Träger;
Eine Krone trägt die Jungfrau,
Weil der Krone rechte Erbin
Einzig nur Maria war.
Nackt und bloß das Bild der Jungfrau,
Weil Maria ohne Hülfe,
Als der treue Forgách half;
Um die Hand der güldne Faden
Deutet auf die goldne Fessel,
Die der König von Neapel
Um die holde Jungfrau wand,
Auf die schwere goldne Fessel
Die der Forgách kühnen Muthes,
Mit dem Schwerte hat zerhauen.

*) Fas in Celsitudine Vestra.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch, nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1857. 94ster Jahrgang. Gotha; Justus Perthes.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch der gräflichen Häuser auf das Jahr 1857. Dreißigster Jahrgang. Gotha; Justus Perthes.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser auf das Jahr 1857. Siebenter Jahrgang. Gotha; Justus Perthes.

Wiederum werden wir beim bevorstehenden Jahresabschlusse durch die obenerwähnten literarischen Erscheinungen in erfreulicher Weise begrüßt; sie gehören in den Kreisen der vornehmen Welt, ja selbst beim gesammten Zeitungen lesenden Publicum zu den lieben alten Bekannten, die zur Herbsteszeit nicht fehlen dürfen, wenn die literarische Saison ordnungsmäßig beginnen soll. Wir werden hier mit einem Male, und zwar in sehr bequemer Weise, orientirt in Betreff aller der Veränderungen, welche in dem ablaufenden Jahre im Familienleben fürstlicher, gräflicher und freiherrlicher Häuser eingetreten sind, das gesammte diplomatische Corps in allen Theilen der Welt und die von Tage zu Tage anwachsende Schaar der Consular-Agenten aller Länder der Erde passiren vor uns die Revue; — sehr passende historische und vergleichende Uebersichten sind eingeschaltet, und indem zugleich in besonderen Abschnitten Uebersichten über das Verwaltungspersonal der einzelnen Staaten, über die Heeresmacht, die Finanzen und das Staatsschuldenwesen derselben gegeben werden, erhalten wir zugleich in nuce eine kurze Statistik aller wichtigeren administrativen, staatswirthschaftlichen und finanziellen Verhältnisse, so daß uns in der That eine ganze Bibliothek von Monographieen ersetzt wird.

No. 1, welches, wie bisher, so auch dieses Mal wieder in deutscher und französischer Sprache, in letzterer vorzüglich wohl für das diplomatische Corps und für das Ausland, erschienen ist, wurde auch dieses Jahr von L. Davanture redigirt. Schon in wenigen Jahren wird es, was bei dergleichen literarischen Unternehmungen unstreitig eine große Seltenheit, im Stande sein, sein hundertjähriges Jubiläum zu feiern. Die dem neuen Jahrgange beigegebenen Bildniß-Kupfer sind passend ausgewählt; — die Ausführung ist durchaus geschmackvoll und sauber. Dem Titelblatte gegenüber erscheint ein vor allen Dingen jedem Preußen theures Blatt: Luise, Prinzessin von Preußen, jetzt vermählte Großherzogin von Baden, deren Gemahl schon in einem der vorletzten Jahrgänge des Taschenbuches bildlich dargestellt war. Es ist auffallend, in wie hohem Maße uns aus dem sauberen Bildchen, welches, wenn wir nicht irren, dem Gemälde von Winterhalter's Meisterhand entnommen ist, und welches eben sowohl durch den Reiz jugendlicher Anmuth, wie wahrhaft fürstlicher Einfachheit

anspricht, eben sowohl die Züge des edlen Vaters, wie der geistvollen Mutter entgegenleuchten. Außerdem werden uns in dem Bildersaale noch vorgeführt: Peter, Großherzog von Oldenburg, und dessen Gemahlin Elisabeth aus dem Hause Sachsen-Altenburg; — sodann Carl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich, Bruder des regierenden Kaisers, Statthalter von Tyrol und Vorarlberg, welcher in diesen Tagen in Dresden seine Vermählung mit Prinzessin Margaretha, der fünften Tochter des regierenden Königs Johann von Sachsen, feierte; — ferner Maria Anna, Prinzessin von Preußen, jüngste Tochter des regierenden Herzogs von Anhalt-Deßau, seit etwa zwei Jahren vermählt mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, Sohne des Prinzen Karl, General-Feldzeugmeisters und Johanniter-Herrenmeisters. Den Schluß bilden, da grundsätzlich auch immer dem Taschenbuche Bilder der hervorragendsten Staatsmänner der Gegenwart beigegeben wurden, die geistvollen und stark markirten Züge Anton's Freiherrn von Prokesch-Osten, welcher in diesem Augenblick den wichtigen Posten eines kais. königl. Internuntius zu Konstantinopel bekleidet, nachdem er in sehr bewegter Zeit hinter einander die Stellung eines Bundespräsidial-Gesandten zu Frankfurt und eines kais. österreichischen Gesandten am preußischen Hofe zu Berlin eingenommen hatte.

In der Genealogie, sowohl der europäischen Regentenhäuser, wie der mit denselben zusammenhängenden von europäischer Abkunft, nicht minder anderer fürstlicher Häuser und der so genannten erlauchten Familien, die beide nicht eigentlich zu den europäischen Souverainen zu zählen sind, begegnet uns überall dieselbe Sorgfalt und zweckmäßige Zusammenstellung, die wir schon seit so langer Zeit an dem umsichtigen Herausgeber zu rühmen hatten. Nur höchst selten stößt uns ein Zweifel, noch weit seltener eine offenbare Unrichtigkeit auf. In die letztere Kategorie möchten wir unbedingt eine Bezeichnung rechnen, welche gleicherweise schon seit längerer Zeit in den Regententafeln, sowohl in der nach dem Zeitpunkt des Regierungsantritts, wie in der nach dem Lebensalter geordneten, sich findet (vgl. S. 282 und 284). Beide Male wird nämlich ziemlich im Eingange der Fürst von Lippe-Schaumburg aufgeführt, obwohl eine solche officielle Bezeichnung gar nicht existirt. Es existirt im deutschen Bunde ein Fürstenthum Lippe-Schaumburg eben so wenig, wie ein Fürstenthum Lippe-Detmold, obwohl von Leuten, die man für unterrichtet halten sollte, häufig so geschrieben wird. Es giebt allerdings, wenn von den dynastischen Beziehungen die Rede ist, eine detmoldische Linie des lippischen Hauses, die gegenwärtig in die regierende und die am Rhein und in den Lausitzen angesessene erbherrliche Linie Biesterfeld zerfällt, welche letztere sich wieder in die Unterlinien Biesterfeld-Biesterfeld und Biesterfeld-Weißenfeld scheidet, und daneben eine schaumburgische und bückeburgische

Linie, die aus der früheren Linie Lippe-Alverdissen hervorgegangen ist; — aber es giebt nur ein Fürstenthum Lippe als Land, welches von der detmolder Linie gegenwärtig mit Souverainetätsrechten beherrscht wird und in welchem der Fürst von Schaumburg-Lippe nur als paragirter Erbherr, also ohne landeshoheitliche Rechte, angesessen ist, und daneben ein Fürstenthum Schaumburg-Lippe, welches mit der alten Grafschaft Lippe in gar keiner Beziehung steht, außer daß dasselbe von einer Linie des lippischen Hauses mit Souverainetätsrechten beherrscht wird. Dieses letztere bildet einen Theil der alten, an der mittleren Weser belegenen Grafschaft Schaumburg, des Stammlandes der alten Grafen von Holstein, nach deren Erlöschen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges das erledigte Land nach mancherlei Streitigkeiten zwischen Lippe und Hessen-Kassel getheilt ward. Seitdem gab es also eine Grafschaft Schaumburg-Lippe (d. h. lippischen Antheils), im Gegensatze zu der Grafschaft schaumburg-hessischen Antheils, deren Hauptstadt Rinteln ist. Die übrigen lippischen Linien, außer der gegenwärtig in Bückeburg regierenden, haben nicht den geringsten Anspruch an die Grafschaft Schaumburg, vielmehr fällt nach dem etwaigen Erlöschen der letzteren das Land als erledigtes Lehn an das Kurhaus Hessen in Kassel; — sollte aber die detmolder Linie des lippischen Hauses sammt ihren Neben- und Unterlinien ausgehen, so tritt in diesem Falle allerdings das Erbrecht der schaumburger oder bückeburger Linie an das gesammte Fürstenthum Lippe in Kraft.

Abgesehen von dieser kleinen Ausstellung müssen wir vor Allem rühmend hervorheben, daß das diplomatische Jahrbuch, welches den zweiten Hauptheil des genealogischen Taschenbuchs bildet, wiederum auch in dem laufenden Jahrgange so reichlich mit statistischem Material über die wichtigsten Verhältnisse der europäischen und außereuropäischen Staaten versehen ist, daß man die Mühe, die Sorgfalt und den Fleiß, welche der Herausgeber auch hier bewiesen, nicht lobend genug anerkennen kann. Die angehängte Chronik, welche bis Ende des Junius 1856 geht, enthält überdies noch eine Menge Vervollständigungen der vorderen Theile und muß deshalb fleißig mit zu Rathe gezogen werden.

Nr. 2 und 3, das gräfliche und das freiherrliche Taschenbuch, beide herausgegeben von H. Soltmann, haben auch dieses Mal wieder, wie man auf den ersten Blick sieht, sowohl an Umfang, wie an Vollständigkeit und Correctheit bedeutend gewonnen. Jedes ist mit dem Bilde einer hervorragenden Persönlichkeit aus dem Kreise geziert, über welchen dasselbe Auskunft ertheilt. Vor Nr. 2 erblicken wir die Züge eines in der neueren Geschichte des Oesterreichischen Kaiserhauses zu hohem Ruhm und Ansehen gelangten Militairs, nämlich des Reichsgrafen Johann von Coronini-Cronberg, von der Linie St. Peter, kais. königl. Kämmerers, wirkl. Geh. Raths und Feldmarschall-Lieutenants, wie auch Civil- und Militair-Gouverneurs der Woiwod-

schaft Serbien und des Temescher Banats und Commandanten des serbisch-banater Armeecorps; — Nr. 3 aber ist mit dem Bilde des Freiherrn Friedrich von Wrangel geziert, des kürzlich, bei Gelegenheit der Feier seines militairischen Jubiläums, zur Würde eines königl. preußischen Generalfeldmarschalls erhobenen Befehlshabers in den Marken.

In beide Taschenbücher sind abermals viele bisher noch fehlende gräfliche und freiherrliche Familien neu aufgenommen, so namentlich in Nr. 2 die Grafen Konarski, v. Wellenburg, Maldura, Taczanowski, Taube und andere; — in Nr. 3 aber die Freiherren v. Albini, v. Blomberg, Buschmann, Cetto, Egloffstein, Elsner, Falkenhausen, Fircks, Geyso, Harsch v. Almedingen, Hiller v. Gärtringen, Hövell, Kaltenborn und Stechau, Kielmannsegge, Knyphausen, Langen, Martini, Mettingh, Minckwitz, Nagell, Obenaus, Pappenheim, Patow, Pöllnitz, Ramberg, Richthofen, Schweitzer, Soden, Veit v. Salzburg, Wintzingerode und viele andere. Wir würden diese Anzahl, namentlich die der freiherrlichen Familien, noch weiter, und nicht unbeträchtlich, zu vermehren im Stande sein, behalten uns aber vor, derartige Erweiterungen, Ergänzungen und Berichtigungen dem Herausgeber seiner Zeit auf eine geeignete Weise anderweitig zukommen zu lassen.

Und so äußern wir schließlich nur noch den Wunsch, daß die Herausgeber der so schätzbaren Taschenbücher in ihrem Eifer nicht ermüden, daß sie in immer weiteren Kreisen die Anerkennung finden mögen, die ihre mühsamen und fleißigen Werke in hohem Maße verdienen, und daß vor allen Dingen diese Anerkennung in den betheiligten Familien sich dadurch bethätige, daß qualificirte Mitglieder derselben das ihnen zu Gebote stehende Material wohl gesichtet den Redactionen zukommen lassen, und dadurch die letzteren befähigen, ihre Arbeit fort und fort einer größeren Vollkommenheit entgegenführen zu können.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Sechstes Capitel.

Hannibal ante portas!

„Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut!"

(Schiller.)

Das für die Nerven des Gesunden so beängstigende Dämmerlicht, sowie die eigenthümliche Atmosphäre der Krankenstube, quälten den Baron von Raucourt, der an dem Bette des Vicomte Alexis von Noailles saß, fast noch mehr, als die einzelnen Blicke, welche der Priester-Diplomat von Zeit zu Zeit auf ihn abschoß; Noailles blickte dem Baron nicht forschend in's Gesicht, er fixirte ihn nicht, nein, er sah ihn kaum an; von Zeit zu Zeit nur schnellte er gleichsam einen funkelnden Blick wie einen Pfeil aus seinen dunkeln Augen nach dem Gesicht des Barons, der sich ihm gegenüber in dem Nachtheil befand, vortragend reden zu müssen, während er nicht im Stande war, die Züge des Vicomte zu erkennen bei dem gedämpften Licht der Lampe, welche auf dem kleinen Nachttisch am Bette des Kranken stand.

Innerlich verwünschte er den Gichtanfall des Vicomte, der ihn in diese fatale Situation versetzte, und er würde denselben wahrscheinlich für eine Kriegslist des Zöglings der clericalen Diplomatie Italiens, welche solche kleine Hülfen liebt, gehalten haben, hätte er nicht von Zeit zu Zeit jenes unterdrückte Schmerzensgestöhn und jene schwere Respiration vernommen, die er bei den Gichtanfällen, welche seinen Oheim, den Grafen Raucourt, heimsuchten, zur Genüge kennen gelernt hatte.

Er glaubte wider seinen Willen beinahe an die Aechtheit des Gichtanfalls, der den Vicomte betroffen, aber er war fest überzeugt, daß der Vicomte auch diesen Zufall so gut als möglich benutzen werde,

um in seiner Seele zu lesen. Da in seiner Seele aber so Manches stand, was er nicht für gut hielt, zur Kenntniß Anderer kommen zu lassen, so war er auf seiner Hut und hielt sich in einer Reserve, die er durch seine Theilnahme an dem Leiden des Kranken mit eben so viel Glück als Geschick maskirte.

„Also auch in dieser kleinen Frage hat dieser Mensch, wie in allen großen, nicht nur gegen den Willen des Königs, sondern auch gegen den klaren Vortheil Frankreichs gehandelt?“ sprach der Vicomte leise.

„Den Willen Sr. Majestät zu kennen habe ich nicht die Ehre,“ entgegnete der Baron, „jedenfalls aber stimmte derselbe mit dem Vortheil Frankreichs überein, indessen scheint Herr von Talleyrand anderer Ansicht zu sein!“

„Jetzt, da er vom Könige von Sachsen drei Millionen genommen, ist er freilich anderer Ansicht,“ stöhnte Noailles; „Preußen wird Sachsen über kurz oder lang doch bekommen, der König, unser Herr, wollte Preußen unterstützt wissen in seinen Ansprüchen auf Sachsen. Der König von Sachsen sollte am Rhein entschädigt werden, in diesem Falle blieb uns Landau; Koblenz und die anderen Festungen kamen an einen kleinen befreundeten Staat, der, zwischen Frankreich und Preußen gestellt, einen Zusammenstoß hinderte. Für die drei Millionen sächsische Thaler will Herr von Talleyrand die Schlüssel Frankreichs an die Nachfolger Friedrichs des Großen ausliefern. Es ist empörend!“

Da der Vicomte schwieg, so nahm der Baron das Wort wieder und sagte: „Der Nachtheil, der für Frankreich aus dieser Politik hervorgeht, ist noch größer; ich höre, daß Herr von Talleyrand entschlossen ist, die Einwilligung Rußlands zu diesem Arrangement durch die Uebergabe von ganz Polen an Rußland zu erkaufen!“

Der Vicomte krümmte sich auf seinem Schmerzenslager; „er zerstört,“ seufzte er, „das letzte Hemmniß für die moskowitische Macht; Bonaparte, dem es klar werden mußte, daß die Polen Frankreichs natürliche Verbündete sind, hat sie getäuscht und betrogen. Der König wünschte den Polen zu zeigen, daß er sich besser auf den wahren Vortheil Frankreichs verstehe, als der Usurpator, er wollte den Rest einer polnischen Selbstständigkeit retten; Herr von Talleyrand aber schenkt Polen an Rußland, damit Preußen den Schlüssel zu Frankreich bekomme; das nennt man Politik!“

„In einem Punkt,“ fuhr der Baron fort, „hat aber Herr von Talleyrand des Königs Wünsche erfüllt; er hat sich endlich für die Restauration der Bourbonen in Neapel ausgesprochen, dieselbe ist beschlossen; Herr Murat wird nur noch hingehalten.“

„Ja,“ versetzte der Vicomte bitter, „er hat das Fürstenthum Benevent an den König von Sicilien verkauft für einen ungeheueren Preis, und warum sollte er auch nicht? der Bediente Bonapartes hat seinen Herrn verlassen, er verkauft nun auch dessen Livrée, er nennt sich schon

lange nicht mehr Fürst von Benevent, abgelegt hat er die Livrée, die er jetzt verkauft, schon früher."

„Frankreich verlor durch ihn so viel," zürnte der Baron aufrichtig, „er darf aber nichts verlieren!"

„Und nicht ein Mal mit diesem kleinen Fürstenthum Monaco," seufzte der Vicomte, „soll der König seinen Willen haben, weil es der Marquis von Grimaldi in gerechtem Stolz verschmäht, Herrn von Talleyrand zu bitten und Geld zu bieten für das ihm rechtmäßig zustehende Erbe; Valentinois hat den Vortheil benutzt."

„Wir sind nicht sehr glücklich hier in Wien, mein Herr Vicomte, es ist —"

In dem Augenblicke wurde das Gespräch der beiden Herren unterbrochen, es trat ein Diener ein, der die Thüre leise hinter sich schloß und dann mit geräuschlosen Schritten über den weichen Teppich glitt und sich dem Bett des Vicomte mit einem Gesicht näherte, auf welchem sich die höchste Aengstlichkeit zeigte.

Noailles hatte sich durch das unerwartete Erscheinen seines Dieners förmlich erschreckt aufgerichtet und blickte ihn mit zornigem Blick an, gleich darauf aber sank er schmerzlich stöhnend in die Kissen zurück.

Der Diener sprach kein Wort, aber er trat dicht an das Bette seines Herrn und steckte demselben hastig etwas in die Hand, dann erst flüsterte er leise: „Verzeihung, höchst dringend!"

Das scharfe Ohr Raucourts vernahm, daß der Vicomte ein Papier in seinen schmerzzuckenden Händen knitterte, er vernahm den leisen Ausruf der Ueberraschung, der dem Vicomte entfuhr, und erhub sich rasch.

„Bleiben Sie, Baron," rief der Vicomte, „ich bitte, mein Gott! warum bin ich so schwach! Besorgen Sie sogleich das Kohlenbecken, Fortanes," befahl er dann dem Diener, der sofort verschwand.

„Herr Baron," nahm Noailles das Wort, als sich der Diener entfernt hatte, „ich habe hier einen Brief von höchster Wichtigkeit, ich erkenne das an der Form; er ist mit Citronensaft geschrieben, er muß also über Feuer gehalten werden; ich bin nicht im Stande, mich zu erheben, ich muß auf der Stelle wissen, was er enthält, ich habe Niemanden im Augenblick hier, auf den ich mich verlassen kann, ich habe treue Diener, aber selbst der erprobtesten Treue darf ich vielleicht nicht anvertrauen, was dieses Couvert enthält; dagegen will ich mich auf das Wort eines französischen Edelmanns verlassen. Sie halten den Brief über das Kohlenfeuer und werfen keinen Blick darauf!"

Der Vicomte sagte das mit einer fieberhaften Hast und mit solcher Angst zugleich, daß der Baron, unwillkürlich ergriffen, sogleich antwortete: „Ich gebe mein Wort als französischer Edelmann!"

„So nehmen Sie den Brief und sagen Sie mir, ob das Siegel ganz unversehrt ist?"

Der Baron nahm den Brief; er sah, daß der Vicomte heftig zitterte.

„Das Siegel ist ganz unversehrt,“ sagte er, sich durch einen prüfenden Blick überzeugend, „das Wappen ist mir unbekannt.“

Das Couvert dieses Briefes, ziemlich groß, war von einem groben, eigenthümlich grauen Papier.

„Lesen Sie die Aufschrift, ich bitte!“ befahl der Kranke.

„An den Herrn Vicomte Alexis von Noailles. Wien.“ las der Baron.

„Bemerken Sie nichts Besonderes an der Aufschrift?“ fragte der Vicomte in fieberhafter Aufregung.

„Nein!“ entgegnete der Baron nach längerer Prüfung.

„Doch! Sehen Sie besser zu!“ rief der Vicomte befehlend, „es muß sein!“

Es entstand eine Pause, während welcher der Baron die Aufschrift des Briefes eben so aufmerksam musterte, wie der Vicomte das Gesicht des Barons. Endlich zog ein leises Lächeln über die Züge Raucourt's.

„Sie haben es?“ flüsterte der Vicomte, „Gott sei Dank!“

„Es ist hinter jedem Wort der Adresse ein kleiner Punkt!“ sagte der Baron.

„Richtig,“ fuhr der Vicomte fort, „jetzt brechen Sie das Siegel, aber vorsichtig, unter dem Siegellack muß der Brief noch ein Mal mit Oblate gesiegelt sein; Sie müssen in dem Couvert einen Brief finden, mit Dinte geschrieben, so, ziehen Sie ihn vorsichtig heraus, ich bitte, entfalten Sie ihn über dem Tisch, leise!“

Der Baron that Alles genau, wie ihm der Vicomte vorschrieb, jetzt rief dieser: „Sehen Sie zu, Baron, ist nichts herausgefallen aus dem Brief? Sehen Sie genau zu!“

„Einige Körner Sand!“ entgegnete der Baron.

„Gut, der Brief ist nicht geöffnet worden!“ stöhnte der Vicomte, wie es schien erleichtert, dann sagte er, „der Brief, der nur auf der ersten Seite beschrieben ist, wird fingirte Handelsnachrichten enthalten, es lohnt nicht der Mühe, sie zu lesen, nehmen Sie das weiße Blatt, welches darin liegt und klingeln Sie, wenn Sie die Güte haben wollen.“

Der Baron that schweigend wie ihm geheißen wurde.

Der Diener brachte das Kohlenfeuer und entfernte sich.

„Halten Sie das Blatt an die Gluth, nicht parallel, ich bitte!“ Die Stimme des Vicomte erlosch fast ganz, er mußte etwas Ungeheures erwarten, seine Augen verließen den Baron nicht eine Secunde, der langsam das Blatt der Flamme nahe brachte und nicht darauf blickte, so weit das möglich war.

„Ich bitte!“ rief der Vicomte hastig, er hatte die mit Citronensaft geschriebenen Buchstaben hervortreten sehen.

Der Baron reichte ihm das Blatt, schob den Tisch mit der Lampe nahe und trat discret einen Schritt zurück, er hatte nichts gelesen, er

hatte aber gesehen, daß der Brief nur eine einzige Zeile enthielt. Er mußte sich sagen, daß eine einzige Zeile mit dieser Vorsicht gesendet, eine ungeheuer wichtige Nachricht enthalten müsse; die Aufregung des Vicomte hatte ihn angesteckt, er blickte starr und mit pochenden Pulsen auf den Kranken, in dessen Hand das Papier knisterte; der einzige Laut in der tiefen Stille.

Der Vicomte hatte gelesen, starr lag er da, sein Gesicht war furchtbar entstellt, der Baron begann einen Schlaganfall zu fürchten, da sah er, wie der Vicomte die Lippen bewegte; er betete und er betete mehrere Minuten lang. Endlich sagte er mit leiser Stimme: „Baron, machen Sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, ich bin nicht im Stande, ein Glied zu rühren, nehmen Sie mir dieses Blatt aus der Hand und lesen Sie!"

Mit jedem Wort, das der Vicomte sprach, wurde seine Stimme fester.

Der Baron that, wie er verlangte und las: „Genua, den 28. Februar. Bonaparte hat Elba gestern verlassen, er ist nach Frankreich!"

Dem Baron war es als schlüge ein Blitzstrahl schmetternd vor ihm in die Erde, er taumelte fast, dann sich zusammennehmend rief er: „Es ist nicht möglich!"

„Fast unmöglich!" entgegnete der Vicomte lächelnd; „aber," setzte er ernst hinzu, „mir ist es verboten, an einer Mittheilung, die mir so gemacht wird, zu zweifeln!"

„Das ist Tollheit und Bonaparte ist verrückt geworden!" schrie der Baron außer sich.

„Der Mensch hat noch tollere Dinge schon gemacht," versetzte der Vicomte, dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Jetzt, Herr Baron, ersuche ich Sie im Namen Sr. Majestät des Königs, sich sofort zu dem russischen General Grafen Pozzo di Borgo zu begeben, ihm diese Nachricht mitzutheilen und ihm zu sagen, daß er sie nutzen und mich so bald als möglich aufsuchen möge. Lord Wellington wird diese Nachricht wahrscheinlich durch Lord Bentinck sehr bald auch erhalten, und ich will nicht, daß er sie mit Talleyrand in Gemeinschaft gegen Frankreich ausbeutet. Sie finden den Grafen Pozzo di Borgo auf der Burg, wie Sie wissen, werden lebende Bilder dargestellt in den Gemächern der Kaiserin von Oesterreich. Gehen Sie, eilen Sie, kein Wort!"

Halb träumend gehorchte der Baron, er ging, erst in seinem Wagen sammelte er sich wieder etwas; die Rückkehr Bonaparte's stellte seinen Neubau des Hauses Raucourt von Neuem in Frage; er sagte sich das gleich, nachdem er sich von dem ersten Erstaunen erholt hatte. Er kannte ziemlich genau die Chancen, die Bonaparte hatte, er schätzte seine Aussichten ziemlich richtig und er kannte die Franzosen.

Er gelangte ungehindert bis in's Innere der kaiserlichen Hofburg, aber er machte keinen Versuch, bis in die Gemächer der Kaiserin zu

bringen, sondern begnügte sich, in dem Vorzimmer zu warten. Leicht hätte er einen Kämmerer der Kaiserin verlangen und durch ihn den Grafen Pozzo di Borgo herausbitten lassen können; aber er begriff, daß es nicht bekannt werden dürfe, von wem der russische General die Kunde erhalten. Er wartete, bis ein russischer General, der das Fest verlassen wollte, das Vorzimmer passirte, den trat er an und ließ durch ihn den Grafen Pozzo di Borgo zu sich bitten.

Der Russe war höflich und gefällig, und einige Minuten später trat der Korse, der Todfeind Napoleon's, in das Gemach; Raucourt führte ihn in eine Fensternische und sagte leise: „Der Vicomte von Noailles läßt Ew. Excellenz sagen, daß Bonaparte am siebenundzwanzigsten Februar die Insel Elba verlassen und sich nach Frankreich begeben hat!"

Der Eindruck, den diese Nachricht auf den Korsen machte, war ein ganz anderer, als ihn Raucourt erwartet hatte. Graf Pozzo di Borgo's Antlitz erleuchtete sich förmlich, die ganze Gluth des Todhasses flammte auf in seinen Augen, die Botschaft war offenbar eine Freudenbotschaft für ihn; nur mit jener Aengstlichkeit, mit der man an einem unerwarteten Glück zweifelt, mit keiner andern, fragte er leise: „Sie sind der Baron Raucourt vom Hause Monsieur's, der Vicomte von Noailles sendet Sie, er allein kann diese Nachricht haben, ich zweifle nicht. Sagen Sie dem Vicomte, daß ich ihn sofort nach dem Schluß der Soirée besuchen würde, sagen Sie ihm, daß ich mich für diese Nachricht dankbar beweisen würde. Welches Glück!"

Der Baron hielt den General für verrückt und sah ihn mit einem Blick an, der diesen Gedanken verrieth.

Der russische General bemerkte es und sagte leise lächelnd: „Verstehen Sie denn nicht, daß sich durch diesen Streich Bonaparte völlig zu Grunde richtet, ich gehe, um ganz Europa gegen ihn unter's Gewehr zu rufen! Adieu!"

Der Baron verließ die Hofburg, der Graf Pozzo di Borgo kehrte in den Salon der Kaiserin zurück. Er hatte Mühe, den Ausdruck der Freude zu dem gewöhnlichen Lächeln zu ermäßigen.

In dem Augenblick, in welchem er wieder in den Salon trat, war die gesammte hohe Gesellschaft mit dem Anblick eines wahrhaft prachtvollen Bildes beschäftigt, das aus den schönsten Herren und Damen der hohen Aristokratie zusammengestellt war.

Es zeigte die Zusammenkunft des letzten Ritters, des edlen Max von Oesterreich, mit der schönen Erbtochter Karl's des Kühnen, mit Maria von Burgund, nach einem Gemälde des Wiener Malers Petter. Die Herzogin von Dino namentlich und ihre Schwestern erregten allgemeine Bewunderung. Der Enthusiasmus hatte bis zu einem gewissen Grade die Etikette verbannt.

In diesem Moment war es, wo der General Graf Pozzo di Borgo

hinter seinen Kaiser trat und ihm zuflüsterte: „Verzeihung, Sire, wenn ich störe, gestatten Sie mir —“

„Was wollen Sie, Graf?“ fragte Alexander, sich verwundert halb umdrehend.

„Bonaparte hat sich am 27. vorigen Monats eingeschifft und ist nach Frankreich gesegelt!“ flüsterte Graf Pozzo di Borgo.

Alexander starrte einen Moment in das Gesicht des Grafen, dann neigte er sich ihm zu und fragte: „Die Nachricht ist sicher?“

„Ich würde es nicht gewagt haben, sie Ew. Majestät mitzutheilen, wenn sie es nicht wäre!“ antwortete der Graf, obwohl ihm in dem Augenblick das Herz zu klopfen begann, denn war es nicht möglich, daß man ihn mystificirt hatte? Indessen konnte er nicht mehr zurück.

Alexander schien einen Moment zu überlegen, dann faßte er die Hand des Königs von Preußen, der in seiner Nähe stand, und führte denselben nach dem Hintergrund.

Das schon erregte einiges Aufsehen.

Als aber Alexander mit dem Könige von Preußen zu dem Kaiser von Oesterreich ging, gerieth die hohe Gesellschaft in eine gewisse Aufregung, doch wußte man noch nichts.

Der Fürst von Talleyrand vermochte seinen Unmuth kaum zu verbergen, er suchte vergeblich mit den Augen nach dem Fürsten Metternich.

Der König von Baiern und der König von Dänemark traten auf Ersuchen zu den großen Monarchen. Die zahlreichen kaiserlichen und königlichen Hoheiten bildeten eine besondere Gruppe, die ganze Gesellschaft war in Bewegung. Die Figuren der lebenden Bilder traten aus den Rahmen, Max und Maria, die Bischöfe und die Ritter, die Damen und Pagen, Alles fragt und forscht.

Endlich hört man einzelne Ausrufe, Fragen, Zweifel, Aengstlichkeit, Zorn und Verwunderung laut werden. „Er hat sich eingeschifft! Wer denn? Bonaparte! Wohin denn? Nach Frankreich! Nach Amerika! Nach Italien! Die ganze Verantwortlichkeit fällt auf die Nachlässigkeit der englichen Kreuzer! Wir werden England hierfür verantwortlich machen!“ So wogte und wirrte es durcheinander.

Ein guter Beobachter hatte hier die beste Gelegenheit, das menschliche Herz zu studiren, denn in diesem ersten Augenblicke der Bewegung war Niemand gegen den gewaltigen Eindruck dieser Nachricht auf seiner Hut und vermochte seine Haltung ganz zu behaupten. Einige zeigten offen ihr Vergnügen über diese Nachricht, sie sahen alle die Uebel, welche diese staunenswerthe Episode über Frankreich bringen mußte, über das verhaßte Frankreich; Andere schienen schon in ernstem Sinnen die Vortheile einer neuen Invasion und eines neuen Congresses zu berechnen. Aller Augen aber waren auf die Gruppe gerichtet, in welcher die drei großen Monarchen standen. Von da mußten die Beschlüsse kommen.

Alexander von Rußland sprach aufgeregt, der König von Preußen ruhig aber eindringlich, Kaiser Franz schwieg und schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblicke der allgemeinen Bestürzung trat der Herzog von Wellington ein, sichtlich zu aufgeregt, um auf die Aufregung zu achten, in welcher sich die Gesellschaft befand; einige Herren eilten ihm entgegen, er aber ging auf den Fürsten Talleyrand zu, setzte sich neben ihm nieder und flüsterte: „Höchst wichtige Nachricht, mein Fürst; Lord Bentinck meldet mir von Genua, daß Bonaparte Elba am 27. Februar verlassen und sich nach Frankreich eingeschifft hat."

„Alle Welt ist schon von Ihrer Gnaden Neuigkeit unterrichtet!" entgegnete Talleyrand fast unartig in seinem Unmuth, daß er so spät eine Nachricht erfuhr, die er gern so lange als möglich für sich allein gehabt hätte.

„Wie ist das möglich?" stammelte Se. Gnaden von Wellington.

Talleyrand zuckte die Achseln und zeigte auf die Monarchen, welche so eben den Salon zusammen verließen, offenbar um sich in einem der anstoßenden Gemächer vertrauter besprechen zu können.

Graf Pozzo die Borgo eilte seinem Souverain nach und flüsterte demselben, alle Etikette bei Seite setzend, zu: „Sire, so eben hat der Herzog von Wellington, aus anderer Quelle als ich, dieselbe Nachricht erhalten und sie dem Fürsten Talleyrand mitgetheilt, es kann also kein Zweifel mehr sein."

Der Haß macht scharfsichtig; Graf Pozzo di Borgo hatte das Gespräch des Lords mit Talleyrand belauscht, ohne auch nur ein Wort von demselben vernommen zu haben.

Die drei Monarchen standen um einen kleinen Tisch mit einer prächtigen Malachitplatte, ein Geschenk des Czaren an die Kaiserin von Oesterreich — rings um sie dufteten Blumen, rings um sie wehete der Geist einer ordnenden Frauenhand, unterstützt von einem Luxus, wie ihn nur der Thron gestattet, und einem Geschmack, der frei, ohne Rücksicht auf Ostentation, sich zu entfalten vermag. Die drei mächtigsten Souveraine Europa's standen in dem Wohnzimmer der Kaiserin von Oesterreich.

Alexander von Rußland war in einer Aufregung, welche er wohl zu beherrschen, aber nicht zu verbergen suchte; der letzte Kaiser, der das Diadem Karl's des Großen getragen, war etwas ruhiger wohl, als der große Czar, aber seine zuckende Lippe verrieth von Zeit zu Zeit doch die gewaltige Bewegung, in die ihn die Nachricht versetzt. Am gefaßtesten war König Friedrich Wilhelm von Preußen; wohl erwog auch er, welche Opfer sein Volk von Neuem werde bringen müssen, aber er wußte auch, daß derselbe Gott, der aus der armen Mark Brandenburg durch die Hohenzollern das mächtige Königreich Preußen gemacht, daß der die Rückkehr des furchtbaren Usurpators zugelassen. Ihm war es auf der Stelle klar, was er und sein Volk zu thun habe; er wußte,

daß er die Trommeln rühren und die Trompeten blasen lassen, daß er auf's Neue, in Stahl gepanzert, sich auf den Todfeind werfen müsse, um denselben nun völlig zu vernichten; er fühlte vielleicht auch, daß seinem Volke ein neuer Frankreichzug nicht unerwünscht komme. Aber er dachte und fühlte das Alles ohne persönlichen Groll, er bekämpfte in Napoleon Bonaparte ein feindseliges Princip, keinen Menschen, so viel Böses er auch persönlich erduldet hatte von dem Usurpator. Er hatte mehr, Schwereres von dem Menschen Bonaparte geduldet und gelitten in dunkeln Tagen, als die Kaiser von Rußland und Oesterreich, aber das hatte er längst von sich geworfen, und nun stand er dem feindlichen bösen Princip gegenüber, des Rechtes sich bewußt, ein fester Ritter mit blankem Schild und guten Waffen. Friedrich Wilhelm hatte sich nichts vorzuwerfen dem Usurpator gegenüber, der Hohenzoller hatte sich besiegt und geschlagen einst dem Zwang unterworfen; er hatte seitdem wieder gesiegt, seine Niederlagen gerächt, jede Scharte ausgewetzt an seinem Ehrenbegen; er bekämpfte in Bonaparte nur noch die Revolution, deshalb stand er so stolz da in ernster Ruhe.

Anders aber war es mit den beiden Kaisern.

In Alexanders Herz stachelten zwei Worte, zwei Namen, Tilsit und Erfurt, er hatte seinen edlen Geist überwältigen lassen durch die Künste Napoleon's und den Usurpator seinen Freund genannt, und Franz von Oesterreich hatte demselben ja einen noch innigeren Namen bewilligt, darum war ihr Verhältniß zu Bonaparte ein anderes als das des Preußenkönigs, ein mehr oder minder getrübtes. Aber es war nicht das allein, was Alexander bewegte, denn während er den Monarchen Preußens und Oesterreichs mittheilte, daß an der Wahrheit der Nachricht gar kein Zweifel mehr sein könne, da auch der Herzog von Wellington dieselbe erhalten, legte er wie unwillkürlich zwei Mal seine Hand auf sein Herz, da wo unter der goldgestickten Uniform ein Papier leise knisterte.

Wer will sagen, was in Alexanders Seele vorging, wenn er dieses Papier knistern hörte?

Das Papier enthielt die authentische Benachrichtigung, daß es den Ränken des Fürsten Talleyrand gelungen, eine Triple-Alliance zwischen Oesterreich, Frankreich und Großbritannien zu Stande zu bringen, eine Alliance gegen ihn und den König von Preußen, zu dem Zweck abgeschlossen, ihm seine Entschädigung in Polen, seinem Alliirten die Entschädigung in Sachsen zu verkümmern. Vielleicht schoß wie ein Blitz der Gedanke durch Alexanders Seele, den Congreß zu zerreißen, Wien zu verlassen, sich Polens zu bemächtigen und die Coalition dem Usurpator allein gegenüber zu lassen. Rußland war wohl sicher vor einer zweiten Invasion Bonaparte's. Wenn aber Alexander diesen Gedanken auch wirklich einen Augenblick gehegt haben sollte, so hat er denselben auch sofort erstickt, er konnte ihn nicht hegen, wenn er auf seinen preu-

ßischen Alliirten blickte, er wußte, daß Friedrich Wilhelm um keinen Preis, um kein doppeltes Sachsen, gewichen wäre von dem Princip, das in Preußen gerade seinen vollendetsten Ausdruck gefunden, von dem Princip des Rechtes der Usurpation gegenüber.

„Der Sieg," sagte Alexander gepreßt, „auf den wir gemeinsam stolz sein durften, ist auf's Neue bedroht; ich hoffe, der gemeinsame Feind findet uns bei seiner Rückkehr von der Insel Elba ebenso einig wieder, als er uns bei seiner Abreise verlassen hat. Gott, der uns den Sieg einmal geschenkt, wird ihn uns auch zum zweiten Male verleihen. Ich ertheile meinen Garden Befehl, umzukehren."

Friedrich Wilhelm reichte, ohne ein Wort zu sagen, die Hand hin, die Hand der stahlfesten Preußentreue, die noch keinem wahrhaft Verbündeten gefehlt hat in ernster Stunde, und die Kaiser Oesterreichs und Rußlands faßten die Preußenhand mächtig bewegt Beide.

Das war die Stunde, in welcher die heilige Alliance wurde, zu welcher der Grund längst schon gelegt war in drei edlen Herzen.

„Es wird nothwendig sein, daß wir uns vor unsern Völkern sofort erklären!" nahm Friedrich Wilhelm nach einer längeren Pause das Wort.

„Der Vertrag von Chaumont muß eine neue Weihe erhalten!" rief Alexander.

„Wir wollen gemeinschaftlich ein Manifest erlassen, damit Europa sogleich weiß, was es von uns zu erwarten hat in dieser neuen Gefahr!" sagte Kaiser Franz, „denn der allgemeine Friede ist in großer Gefahr. Napoleon würde nicht gewagt haben, nach Frankreich zurückzukehren, wenn er nicht eines bedeutenden Anhangs sicher wäre, und ich fürchte sehr für den kaum wiederhergestellten Thron der Bourbonen."

„Sie haben Recht, mein Bruder," entgegnete Alexander lebhaft, „wir wollen ein Manifest erlassen, in welchem wir den Völkern unsern festen Entschluß kundgeben, daß die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland nicht mit jenem unseligen Manne unterhandeln und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis sie ihn, der das einzige Hinderniß des Friedens ist, unschädlich gemacht haben."

„Das Manifest müßte auch von den Vertretern Großbritannien's und Frankreichs unterzeichnet werden," meinte Kaiser Franz.

Es zog ein leichter Schatten über die Stirn des Czaren, aber Friedrich Wilhelm von Preußen sagte ernst: „Jeder von uns wird zu seinem Volke sprechen, aber es genügt eine Declaration unserer Minister, um Europa aufzuklären. Diese Declaration muß meines Erachtens aber nicht nur von uns, sondern sie muß von allen Mächten ausgehen, nicht nur die Vertreter Englands und Frankreichs, auch die von Portugal, Spanien und Schweden müssen sie unterzeichnen."

„Gut, sehr gut, in der That," rief Alexander, „eine Achtserklärung, die ganz Europa gegen den einzigen Mann ausspricht, dessen Verwegenheit ihm den Frieden vorenthält."

Die Monarchen trennten sich, nachdem sie noch die nöthigen Verabredungen getroffen, um durch ihre Minister dem großen Schritt, den sie zu thun entschlossen waren, die Form geben zu lassen.

Am andern Tage bot Wien einen ganz andern Anblick als bisher — der Ernst trat hervor, die Vergnügungen und Galafeste waren bei Seite geschoben, überall wurden Conferenzen gehalten, nach allen Seiten hin flogen Befehle an die Truppen. Offenbar aber wurde Allen, daß ein noch engeres Freundschaftsbündniß die drei Monarchen vereine; sie zeigten sich öffentlich fast immer nur zusammen, Kaiser Franz war stets wenigstens von einem seiner beiden höchsten Gäste begleitet. Es mußten alle Gerüchte von einem Zerwürfniß zwischen den Alliirten, die bereits beim Publicum Eingang gefunden hatten, beseitigt werden. Diese Gerüchte schon konnten Napoleon nützlich sein, und man bemühte sich, sie zu vernichten, nachdem das Zerwürfniß selbst verschwunden war, auf allen Seiten mit redlichem Willen.

Die hohe Diplomatie war mit der Abfassung der Declaration beschäftigt; ein erster Entwurf, der von einem der Secretaire des Fürsten von Talleyrand angefertigt worden war, wurde verworfen; ein zweiter Entwurf konnte die Zustimmung Kaiser Alexander's nicht erlangen, — endlich wurde der Secretair des Fürsten Metternich, Herr von Gentz, der Protocollführer des Congresses war, beauftragt, mit Zugrundlegung der beiden verworfenen einen dritten Entwurf auszuarbeiten. Man mußte zum Schluß kommen, denn die Nachrichten, die aus Frankreich einliefen, lauteten immer bedrohlicher; Napoleon hatte keinen Widerstand gefunden auf seinem Wege, man wußte, daß er sich der großen Stadt Lyon nähere, und daß er bereits eine Armee von Ueberläufern um sich habe. Die Aengstlichkeit der französischen Gesandtschaft verrieth zugleich, wie wenig die Bourbonen in der Verfassung waren, diesem Sturm zu begegnen.

So versammelten sich denn am 13. März gegen Mittag die Vertreter Europa's im Hotel des Fürsten Metternich.

Da erschien für den katholischen König von Spanien der Ritter Gomez Labrador; für Seine Majestät von Großbritannien die Lords Wellington, Clancarty und Cathcart, so wie der General Sir Charles Stewart; für Preußen der Fürst von Hardenberg und der Freiherr von Humboldt; für Oesterreich der Fürst von Metternich und der Freiherr von Wessenberg; für Rußland die Grafen Rasumoffsky, Nesselrode und Stackelberg; für die getreueste Majestät von Portugal der Herzog von Palmella, der Graf von Saldanha und der Ritter Lobo; für den allerchristlichsten König der Fürst Talleyrand, der Herzog von Dalberg, der Vicomte Alexis von Noailles und der Graf Latour du Pin; für Schweden endlich der Graf Löwenhjelm.

Nachdem die Vertreter Europa's versammelt waren, erklärte zunächst der Fürst von Metternich, wie es der Wille der hohen Monarchen

sei, daß am selben Tage noch die Declaration vollständig berathen, angenommen und ausgefertigt werde, daß er also die Herren bitte, um des großen und wichtigen Zweckes willen über einzelne unwesentliche Ausstellungen hinweg zu gehen und nur wichtigere Bedenken zur Sprache bringen zu wollen, die dann aber auch sogleich ihre Erledigung finden müßten. Die meisten Mitglieder der Conferenz sprachen sofort ihre Bereitwilligkeit aus und nahmen dann Platz um einen großen runden Tisch.

Der Ritter von Gentz aber nahm auf einen Wink des Fürsten von Metternich den von ihm verfaßten Entwurf der Declaration und las denselben vor. Derselbe lautete: „Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet und jetzt im Congreß zu Wien versammelt sind, haben die Entweichung Napoleon Bonaparte's und seine Rückkehr mit gewaffneter Hand nach Frankreich vernommen, und sind es ihrer eignen Würde so wie den Interessen der gesellschaftlichen Ordnung schuldig, die Empfindungen, welche diese Begebenheit in ihnen erweckt hat, in einer feierlichen Erklärung an den Tag zu legen. Bonaparte hat, indem er den Vertrag brach, der ihm die Insel Elba zum Wohnorte anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Indem er den französischen Boden mit dem Vorsatz, Unruhen und Zerrüttungen herbeizuführen, betrat, hat er sich selbst alles gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der Welt ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich selbst von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen, und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten Preis gegeben hat. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß sie, fest entschlossen, den Pariser Tractat vom 30. Mai 1814, und die durch diesen Tractat angeordneten, so wie die zur Vervollständigung und Befestigung desselben von ihnen beschlossenen und noch ferner zu beschließenden Verfügungen, unwandelbar aufrecht zu halten, alle ihre Mittel und Kräfte dazu anwenden, und ihre vereinten Anstrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünsche des gesammten Europa's und der beständige Zweck ihrer Arbeiten, nicht von neuem gestört, vielmehr gegen jeden frevelhaften Versuch, die Völker noch einmal in die Unordnung und Leiden der Revolution zu stürzen, geschützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um seinen rechtmäßigen Beherrscher versammelt, dieses letzte Wagstück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinnes in kurzer Zeit in sein Nichts zurückweisen wird, so erklären doch die sämmtlichen Souveraine von Europa, von gleichen Gesinnungen beseelt und von gleichen Grundsätzen geleitet, daß, wenn gegen alle Erwartung aus dieser Begebenheit irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, sie bereit sein würden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, so wie jeder andern bedrohten Regierung, auf das erste

Begehren, alle nöthige Hülfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten, und gegen diejenigen, welche sie zu stören versuchen möchten, gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen. Vorstehende Declaration soll, so wie solche in das Protocoll der Sitzung vom 13. März 1815 des zu Wien versammelten Congresses eingetragen worden, öffentlich bekannt gemacht werden. Geschehen und als gleichlautend bekräftigt durch die Bevollmächtigten der acht Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben. Wien, den 13. März 1815."

Nachdem der Ritter Gentz gelesen, entstand eine kleine Pause. Endlich nahm der Gesandte Schwedens das Wort und beantragte eine ziemlich unwesentliche stylistische Aenderung in dem Actenstück. Die Aenderung wurde vorgenommen, es war die einzige Ausstellung, die man sich an dem Entwurf des Congreß-Protocollführers erlaubte, da man wußte, daß derselbe bereits die Billigung der hohen Monarchen erhalten.

Da sich keine weitere Einrede erhob, so forderte der Fürst von Metternich zur Unterzeichnung der Declaration auf. Dieselbe erfolgte von den einzelnen Gesandten nach dem Anfangsbuchstaben der Macht, die sie repräsentirten, in alphabetischer Ordnung.

Während diese Unterzeichnungs-Formeln abgemacht wurden, unterhielten sich die Gesandten, wenn auch leise, so doch sehr lebhaft mit einander.

„Wissen Sie schon," fragte Sir Charles Stewart den Grafen von Latour du Pin leise, „daß der König von Baiern, auf Wunsch der hohen Souveraine, dem Prinzen Eugen das Ehrenwort abgenommen hat, keinen Versuch zur Rückkehr zu Napoleon Bonaparte zu machen?"

„Ich würde es bezweifeln, Herr General," antwortete der Graf lächelnd, „wenn Sie nicht der Träger dieser Nachricht wären."

„Und warum? wenn ich fragen darf?" entgegnete der Ire ziemlich lebhaft.

„Wir Alle," erklärte der Franzose, „waren Zeugen der Freundschaft, mit welcher Kaiser Alexander den Prinzen Eugen hier beehrt hat, aber selbst wenn dieses neue Band nicht hinreichen sollte, den Prinzen von der Rückkehr zu dem Manne, der sein Stiefvater war, abzuhalten, so glaube ich einen älteren Grund zu kennen — Prinz Eugen hat den zweiten Gemahl seiner Mutter nie geliebt. Kaiser Alexander weiß das, und darum glaubte ich nicht, daß er es für nöthig halten würde, das Ehrenwort des Prinzen zu verlangen."

„Sehr richtig, Herr Graf," versetzte Sir Charles Stewart, „das Verlangen wurde auch nicht von dem Kaiser Alexander, sondern von Oesterreich gestellt, Herr von Metternich hat einen Briefwechsel des Prinzen mit seiner Schwester, der Herzogin von Saint Leu, entdeckt. Der Prinz hat die Erklärung gegeben, daß man sich versichert halten dürfe, daß er in Deutschland bleibe, da seine Stellung, seine Familie

und andere persönliche Rücksichten ihn zum Fremdling in Frankreich gemacht."

„Wenn der König von Baiern den Gemahl seiner Tochter zu einer solchen Erklärung vermocht hat," meinte der Franzose sinnend, „so hat er bestimmt die Absicht gehabt, das Cabinet Oesterreichs günstiger zu stimmen in Betreff der Reclamationen Eugen's hinsichtlich seiner Besitzungen in Italien, welche Oesterreich sequestrirt hat!"

„Diese Sequestrationen waren ganz in der Ordnung und sogar nöthig," bemerkte der Engländer, „wahrscheinlich wird Oesterreich eine Abstandssumme zahlen."

Während auf der einen Seite ein Bevollmächtigter Frankreichs in dieser Weise eine Art von angenehmer Nachricht empfing, wurde auf der andern der Herzog von Dalberg durch eine Mittheilung des portugiesischen Herzogs von Palmella nicht wenig in Unruhe versetzte.

„Ich versichere Sie, Herr Herzog," raunte der Portugiese dem zweiten Vertreter Frankreichs in's Ohr, „daß der Kaiser von Rußland aus seinem Unmuth gegen Ihren Souverain gar kein Hehl mehr macht!"

„Es ist das leider kein Geheimniß mehr," antwortete Dalberg, „Herr von Talleyrand ist untröstlich, daß er den Kaiser Alexander nicht von der vollkommenen Aufrichtigkeit unserer Freundschaft überzeugen kann!"

Der portugiesische Diplomat lächelte zweideutig, er fand es sehr natürlich, daß Talleyrand's Aufrichtigkeits-Versicherungen dem Kaiser Alexander nicht eben viel Vertrauen einzuflößen vermochten, da er gut genug von dem geheimen Vertrag der drei anderen Großmächte gegen Rußland und Preußen unterrichtet war.

„Ist es Ihnen bekannt, Herr Herzog," fuhr er fort, von dem geheimen Vergnügen erfüllt, einen Gegner zu ärgern, „daß Kaiser Alexander vorigen Montag, früh sieben Uhr, nur von dem Fürsten Wolchonsky begleitet, einen Besuch in Schönbrunn bei der Kaiserin Marie Louise gemacht hat?"

Der Herzog von Dalberg blickte auf und zeigte eine Unruhe, die dem Ruf eines feinen Diplomaten nicht eben günstig war.

„Ja," erzählte der boshafte Portugiese flüsternd weiter, „der Kaiser war bei diesem Besuch ganz ein galanter Ritter, er sagte, daß er nur käme, sich die Befehle Ihrer Majestät der Kaiserin auszubitten, er wünsche von ihr selbst zu vernehmen, ob sie als Kaiserin und Regentin für ihren Sohn nach Frankreich zurückzukehren wünsche, oder ob sie zu Wien bei ihrer Familie bleiben wolle; er betheuerte dabei, daß sich seine Politik ganz nach der Freimüthigkeit ihrer Antwort richten werde."

„Und was antwortete die Kaiserin Marie Louise?" fragte Dalberg aufgeregt.

„Ja," erwiederte der Portugiese, „Ihre Majestät soll erklärt haben, es komme ihrem Vater allein zu, darüber zu entscheiden, sie habe ihm ihr Wort gegeben, nichts ohne seine Zustimmung zu unternehmen!"

Der französische Gesandte seufzte erleichtert auf; der Portugiese entfernte sich befriedigt, denn er haßte Frankreich und konnte diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, sein Müthchen zu kühlen durch die Mittheilung eines für Frankreichs Vertreter nicht eben angenehmen Gerüchtes. Denn weiter war der Besuch Alexander's von Rußland bei Marie Louise von Oesterreich nichts als ein Gerücht; und noch dazu ein ziemlich unverbürgtes. Zu jeder andern Zeit würde auch kein französischer Diplomat sich durch eine solche Erzählung so in Schrecken haben setzen lassen, aber die Mitglieder der französischen Congreßgesandtschaft befanden sich in einer Situation, wie sie kaum entsetzlicher für Diplomaten gedacht werden kann. Der Königsthron, den sie vertreten sollten, wankte hinter ihnen, sie hatten die finstere Ahnung, daß sie bald nur noch den Namen des französischen Königthums, sein Recht zu repräsentiren haben würden, ohne auf irgend welche Macht zu ihrer Unterstützung rechnen zu dürfen. Und sie hatten dieses schon fast machtlose Königthum zu vertreten einer Versammlung von Diplomaten gegenüber, die ihren mehr oder minder gerechten Groll, absichtlich oder unabsichtlich, auch auf das eben wieder hergestellte Königthum übertrugen. An sich schon eine fast unerträgliche Stellung, die dadurch noch unangenehmer wurde, daß Talleyrand durch seine Politik zwei von den drei mächtigsten Monarchen des Congresses beleidigt hatte, die mit Recht über Undank klagen konnten, die Monarchen von Preußen und Rußland, die zugleich an der Spitze der Völker standen, welche die Träger des Nationalhasses und der eigentlichen Gegnerschaft Frankreichs waren.

Von allen Seiten sahen sich die französischen Diplomaten eingeengt und fühlten sich angegriffen; dort tritt eben auch der dritte Congreßgesandte Frankreichs, der Vicomte Alexis von Noailles, leicht hinkend im schwankenden Gang, noch todesblaß und kaum erstanden von seinem heftigen Gichtleiden, zu dem preußischen Bevollmächtigten, dem Fürsten von Hardenberg. Er hält ein deutsches Zeitungsblatt in der Hand, den rheinischen Merkur, und eine französische Uebersetzung dazu; er bittet den Fürsten von Hardenberg, ihn einen Augenblick anzuhören, und liest ihm vor: „Eitelkeit ist das vorherrschende Wesen im französischen Blute; um diese Eitelkeit zu befriedigen, sind Revolutionen und Eroberungen erforderlich. Wenn wir politische Gründe hatten, Napoleon als Fürsten vom Schauplatz abtreten zu lassen, so haben wir jetzt noch größere, die Franzosen als Volk zu vernichten; man gebe ihnen viele Fürsten ohne Kaiser, man organisire sie in ähnlicher Weise wie das deutsche Volk. Die Welt wird so lange nicht in Frieden leben können, als das französische Volk existirt. Verwandle man es demnach in die Völker von Neustrien, von Burgund, von Aquitanien u. s. w. Dann wird Ruhe werden. Aber diese neue Organisation ist jetzt schwerer, als sie zu jener Zeit gewesen wäre, wo wir den Bourbonen ihren Thron und dem französischen Volke die Freiheit schenkten. Damals war Napoleon er-

schöpft, und jetzt sind wir nicht mehr einig. Nur wenn wir einig sind, werden wir stark und unüberwindlich sein; dann können wir unsere Augen auch auf Elsaß und Lothringen richten —"

Der Franzose hielt erschöpft inne; das benutzte der Fürst von Hardenberg, um ihm mit ausgezeichneter Höflichkeit zu bemerken, daß er untröstlich sein werde, wenn man Anstoß an diesem Zeitungsartikel nehmen wolle; derselbe enthalte allerdings die Ansichten einer Menge von Leuten, aber nicht die Ansicht des Königs, seines Herrn, und bedürfe der Herr Vicomte dafür eines stärkeren Beweises, als seiner Versicherung, so bitte er ihn, die Declaration sich zu vergegenwärtigen, die er so eben mit ihm zu unterzeichnen die Ehre gehabt habe.

Der Franzose empfand sehr wohl die Mißachtung, die in diesen feinen und glatten Formen versteckt war, aber er befand sich nicht in der Lage, etwas Weiteres entgegnen zu können, und schweigend zog er sich von dem preußischen Staatskanzler zurück.

So war es in dem europäischen Capitol, als der neue Hannibal vor den Thoren erschien.

Der Ober-Präsident von Vincke über die Theilbarkeit von Grund und Boden.

Die Frage wegen Zulässigkeit der unbeschränkten Mobilisirung des Grund und Bodens ist eine der gewichtigsten und schwierigsten Fragen der Gegenwart; gewichtig, weil eine Fülle der tief greifendsten, so individueller als allgemeiner Interessen, insbesondere das Fundament unseres gesammten ständischen Wesens dadurch betroffen wird, schwierig, weil sich in der Praxis die verschiedenartigsten Ansichten feindlich gegenüberstehen und es auch für die Theorie schwerlich gelingen dürfte, in abstracto eine befriedigende Lösung zu finden.

Um so interessanter und lehrreicher wird es sein, über diese vielbewegte Frage das Gutachten eines Mannes zu vernehmen, dem von allen Seiten wenigstens das Zeugniß nicht versagt werden wird, daß er mit der Wirklichkeit und den reellen Mächten der Zeit, so wie mit den Bedürfnissen des Volkes vertraut war, wie Wenige neben ihm, und daß er seinen Weg vollendet hat, unbeirrt von jeglichem äußeren Einfluß zur Rechten oder zur Linken: wir meinen den verewigten Ober-Präsidenten von Vincke.

In einem durch die Güte eines Freundes uns zugänglich gemachten, seiner Zeit nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren gedruckten Berichte des Herrn von Vincke an den damaligen Minister des Innern

von Schuckmann vom 10. März 1824 sind die Gründe für und wider die unbedingte Theilbarkeit des Bodens so klar und scharf einander gegenüber gestellt und das Uebergewicht des letzteren so schlagend und überzeugend hervorgehoben, daß wir nichts Besseres wissen, als dieselben in ihrer Ursprünglichkeit wieder zu geben.

Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher die Wichtigkeit des Gegenstandes an sich, so wie für die Provinz Westphalen insbesondere näher beleuchtet, auch der Veranlassung des Berichts, der bevorstehenden Berathung des Landtags, kürzlich gedacht wird, stellt der Verfasser zunächst die Gründe der Gegner übersichtlich und prägnant zusammen. Es sind folgende:

1) Freiheit des Eigenthums ist die Bedingung der besten Benutzung auch des Grundvermögens; sie setzt den Besitzer in den Stand, unter allen Umständen von seinem Eigenthum den für ihn ersprießlichsten Gebrauch zu machen; Beschränkungen dagegen hemmen die Fortschritte der Cultur; Theilung ist dem Landbau eben so zuträglich, als den andern Gewerben.

2) Jede Klasse der Gewerbtreibenden, auch die bäuerliche, weiß am besten, was ihr frommt; können sie frei und unbehindert mit dem Ihrigen schalten, so wird das in der Natur begründete Bestreben zur Beförderung des eigenen Vortheils, welchen Jeder am besten für sich selbst wahrnimmt, den Zustand herstellen, welcher dem Ganzen am förderlichsten ist. Ob das Grundvermögen aus einer Hand in die andere übergeht, ob Familien zu Grunde gehen, ist dem Staate gleichgültig. Dieser hat nur das Interesse der Gesammtheit, nicht das der Einzelnen, nur die höchste Production und die möglichst große Menschenmasse zu beachten.

3) Die das freie Schalten und die freie Bewegung hemmende Vormundschaft der Verwaltung darf nicht weiter sich ausdehnen, als es der Zweck des gesellschaftlichen Verbandes unumgänglich erfordert; bis dahin nicht dargethan ist, daß die Klasse der Ackerbauer zu unmündig ist, als daß dieser die Sorge für die Erhaltung ihres Vermögens und für das Wohl der Ihrigen selbst überlassen werden könnte, liegt kein Grund vor, ihren Eigenthumsrechten Fesseln anzulegen, welche bei allen anderen Klassen der Staatsbürger als verwerflich anerkannt werden.

4) Grundvermögen ist der vor allem Andern am meisten gewünschte Besitz; je mehr dasselbe käufliche Waare ist, desto größer ist die Aussicht, zu diesem Besitz zu gelangen, und dieser mächtige Reiz des Erwerbes erzeugt eine Rührigkeit, ein Streben und Ringen, welches zum allgemeinen Wohlstande führt.

5) Es widerstrebt dem natürlichen Gefühl wie den rechtlichen Grundsätzen, das gleiche Erbfolgerecht aller Kinder auf die älterliche Nachlassenschaft zu beschränken, nur einem Kinde eines Hofesbesitzers eine gesicherte Existenz zu gewähren, die andern mit einer geringen Gabe

verlassen in die Welt hinauszustoßen; dadurch wird die Einigkeit und Heiligkeit des Familienbandes unter Aeltern und Kindern sowohl, als unter Geschwistern zerstört, eine Menge Menschen geschaffen, welche durch Eigenthum an den Staat nicht gebunden sind, denen staatsbürgerlicher Sinn und Liebe zum Vaterlande stets fremd bleiben. Nur bei Theilbarkeit findet sich die Gleichheit der Rechte gesichert, nur diese giebt dem Staate Bürger, während aus der Untheilbarkeit nur Knechte hervorgehen.

6) Die Untheilbarkeit ist überdem ein Ueberbleibsel des veralteten Lehnsystems, sie ist nicht aus der Natur hervorgegangen, sondern lediglich Folge von Institutionen, welche die jetzt geläuterte Staatswirthschaft längst als verwerflich anerkannt hat, welche durch die neuere Gesetzgebung in ihren Grundfesten zerstört sind, mit denen auch das auf sie gestützte Gebäude von selbst zusammenfallen muß. —

Die Theilbarkeit als Grundsatz ist sonach theoretisch vollständig begründet, und so lange nicht feststeht, daß, um den Zweck des gesellschaftlichen Verbandes erreichen zu können, dieser aus der Natur selbst hervorgegangene, mit ihr innigst verwebte Zustand beschränkt werden müsse, so lange muß Theilbarkeit der oberste Grundsatz bleiben. Dieser Beweis aber ist nicht allein nicht geführt, sondern es läßt sich vielmehr nachweisen, daß Theilbarkeit auch den für das allgemeine Interesse wohthätigsten Zustand zur Folge hat. Denn

7) nur dadurch können die Mißverhältnisse der jetzigen Bauerhöfe ausgeglichen werden, welche nicht nach verständiger Ueberlegung construirt, zu einer Zeit entstanden sind, wo die Landescultur auf einer niedrigen Stufe stand und die Hände zum Betrieb fehlten; daher so manche große Höfe, welche nicht die Hälfte von dem erzielen, was sie hervorbringen könnten, daher, besonders wo die Ackerbauer in Dörfern zusammenwohnen, das planlose Durcheinanderliegen der Grundstücke verschiedener Besitzer, der häufige Mangel des einen an Boden einer Culturart bei dem Ueberflusse an Grundstücken anderer Culturarten; die Untheilbarkeit verewigt solche Mängel, dagegen das freie Dispositionsrecht solche bald ausgleichen, die Grundstücke an die Höfe bringen wird, für welche sie den größten Werth haben.

8) Es spricht von selbst, daß kleinere Güter, die der Wirthschafter selbst übersehen, welche er mit eigener Hand, allenfalls mit dem Spaten bearbeiten kann, weit mehr produciren, als große, bei denen ganze Strecken Bodens unbenutzt, nur den Schafen zur Weide bleiben, daß auch auf die benutzten wenig Sorge und Fleiß verwendet wird; diese erfordern daneben größere Vorlage, fremde Hände, Miethlinge ohne eigenes Interesse an der Arbeit 2c. Dennoch wird

9) die Theilbarkeit nie weiter getrieben werden, als sie für die Gesammtheit nützlich ist; werden einzelne Antheile so klein, daß sie diejenigen, welchen sie zufallen, nicht mehr ernähren können, so haben diese

kein Interesse, sie zu behalten; sie werden sie verkaufen, mehrentheils denen, welchen sie am gelegensten sind und sie daher am theuersten bezahlen; so zieht mithin die Theilung eines Besitzthums nicht nur die Vergrößerung eines anderen nach sich, sondern bringt auch die Grundstücke so zusammen, wie sie am vortheilhaftesten mit einander benutzt werden können; die Theilbarkeit wird in sich selbst begrenzt, eine Uebervölkerung ist daher nicht zu besorgen, zumal

10) das Grundvermögen noch fast überall zu einem großen Theile mit so weniger Sorgfalt bebauet wird, daß durch Vertheilung weit mehr als jetzt davon gewonnen werden kann; die Massen desselben, welche sich in einzelnen Händen vereint befinden, sind so groß, daß noch manche Theilung erfolgen mag, ehe die Theile so klein werden, daß der am meisten davon erwerbende, seinen Acker mit seinen Händen bearbeitende Besitzer seine Nahrung nicht mehr darauf findet. Es wird auch bei erlaubter Theilung nicht überall getheilt werden, da der bäuerliche Besitzer, welchem der splendor familiae nicht weniger, als dem adeligen Gutsbesitzer am Herzen liegt, immer darnach streben wird, seinen Besitz ungetheilt an Eins seiner Kinder zu bringen.

Wenn aber auch die Theilbarkeit sich nicht als überwiegend wohlthätig und dem allgemeinen Interesse entsprechend, selbst durch das Beispiel der Rheinlande, der Niederlande, der Provinz Minho, erweisen ließe, so würde es dennoch, sagen ferner die Vertheidiger der Theilbarkeit, jetzt nach deren schon langjährigem gesetzlichen Bestande und bei dadurch so ganz umgewandelten Zeitverhältnissen, unausführbar sein, die Untheilbarkeit der bäuerlichen Besitzungen wieder zurückzuführen. Denn

11) die schon erworbenen Rechte der Gläubiger, der Pfandinhaber rc. dürfen nicht gekränkt werden; es hat sich bereits ein neuer Rechtszustand gebildet; eine Verhöhnung der die Grundlehren des natürlichen Rechts herstellenden Gesetzgebung, ein störender Eingriff in das Eigenthumsrecht würde die nachtheiligsten Folgen herbeiführen.

12) Nicht minder ungerecht würde die dann nothwendige Enterbung der nachgebornen Kinder sein, die Söhne zum Kriegesdienst dadurch unfähig gemacht, die Waffenkraft des Staats dadurch verringert werden.

13) Jetzt, nachdem die Boden- und Naturalienwirthschaft des Mittelalters von der Geldwirthschaft verdrängt worden ist, auf die letztere alle andere Verhältnissen gegründet sind, die Despotie des Geldes nun einmal factisch entschieden ist, muß der Boden nothwendig beweglich, eine verkäufliche Waare sein und bleiben, er darf der allgemeinen Masse zum Ausmünzen nicht vorenthalten werden.

14) Die bei Herstellung der Untheilbarkeit unfehlbare Verringerung, ja Vernichtung des Bodenwerths würde ein tödtlicher Schlag für den Privatcredit sein, alle Fortschritte der Cultur hemmen, selbst der

Staatscredit hierdurch äußerst gefährdet, die Hypothek der Staatsschulden um $1/6$ vermindert werden."

Nach einigen anerkennenden Worten über das Wohlwollende und Gefühls-Ansprechende einiger dieser Gründe faßt Herr von Vincke die Quintessenz derselben dahin zusammen:

„a. Daß sich Alles am besten macht, wo Diejenigen frei schalten können, welche für dieses Beste am meisten Interesse haben;
b. daß Gelegenheit zum Grunderwerb den Reiz dafür erhebt und dies rührige Thätigkeit erweckt;
c. daß der kleine Besitz von dem Eigenthümer sorgfältiger gepflegt wird und mehr hervorbringt, als großer Grundbesitz;
d. daß die Theilbarkeit einer größeren Menschenzahl eine sichere, zufriedene, glückliche Existenz gewährt;
e. daß zu große Verkleinerung des Besitzthums in dem eigenen Interesse eine natürliche Beschränkung findet;
f. daß Theilbarkeit die Gleichstellung der Rechte unter Geschwistern, ihren natürlichen Ansprüchen gemäß, allein möglich macht;
g. daß Beschränkung der nun einmal gesetzlich begründeten Theilbarkeit mit dem Geiste der Zeit im Widerspruch, ungerecht sein, dem Privat- und Staatscredit verderblich werden würde."

Gegen die Richtigkeit dieser Sätze wird alsdann Folgendes ausgeführt:

„Die allgemein durchgreifende Giltigkeit dieser Voraussetzungen müsse bezweifelt werden, denn gebe man auch (a) zu, daß Jeder am besten wisse, was ihm fromme, und daß wirklich alle Menschen verständig genug seien, ihr wahres Interesse richtig zu erkennen, so folge doch daraus noch nicht die Wahrheit des aufgestellten Satzes. Diejenigen, in deren Händen bei unbeschränkter Theilbarkeit des Grundvermögens die Befugniß beruhe, damit frei zu schalten, seien zwar Diejenigen, welche jeder für sich ihr eigenes Interesse am besten mögen wahrnehmen können; aber deshalb seien sie es noch nicht, denen das allgemeine Interesse am meisten am Herzen liege und die am richtigsten einsähen, was diesem förderlich sei. Im Gegentheil müsse man annehmen, daß von ihnen jeder nur seinen Vortheil verfolge, und wenn man behaupte, daß aus der besten Verfolgung aller Einzelinteressen auch das Beste der Gesammtheit nothwendig resultiren müsse, so würde man leicht zu dem Trugschlusse verleitet werden, daß es der Staatseinrichtungen überall nur weniger bedürfe, und daß man die Sicherung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt ruhig den Einzelnen überlassen könne, die doch zusammen das Ganze ausmachten.

Wenn der folgende Satz (b) richtig wäre, so würden Länder, in denen es gar keinen kleinen Landbesitz giebt oder in denen die Gelegenheit zu dessen Erwerb selten und beschränkt sei, von allem Gewerbfleiße entblößt sein, die Erfahrung zeige aber das Gegentheil in Großbritan-

nien, wo der große gebundene Grundbesitz so entschieden vorherrsche, in unsern Rheinprovinzen, wo Zeitpacht die Regel sei, und in andern Gegenden, welchen der Preis der höchsten Industrie zuerkannt werde; die Zertheilung des Grundeigenthums und die Leichtigkeit dessen Erwerbes sei daher keinesweges absolute Bedingung reger Thätigkeit; wohl möchte dagegen bei Untheilbarkeit des Grundbesitzes (welcher in England nicht allein auf den hohen Adel sich beschränke, sondern für alle Bürgerklassen gesetzlich sei) das Streben der älterlichen Liebe, auch den nachgebornen Kindern eine sichere Zukunft zu bereiten, ein eben so großes Maß von Thätigkeit, bei den letztern selbst einen lebendigen Reiz zum eigenen Erwerb erwecken.

Der dritte Satz (c), eine größere Production des kleinen, von eigener Hand bearbeiteten Grundbesitzes, müsse dahin zugegeben werden, daß die Quantität der Producte von einem gartenmäßig bebaueten Morgen des Häuslers der auf dem Felde großer Wirthschaften überlegen sei; es sei indessen hier die Production in ganz anderem Sinne genommen, als sie im staatswirthschaftlichen, selbst im ökonomischen Sinn genommen werden müsse, wo nur der Reinertrag, der verkäufliche Ueberschuß des Erzeugten, betrachtet werden könne, dessen viele kleine Besitzungen jedoch nicht so viel hervorbringen können, als eine gleiche in größeren Gütern vertheilte Grundfläche, weil die größere Consumtion der die erstern bearbeitenden Menschen von der rohen Production zu viel absorbire.

Daß die Zerstückelung mehr Menschen in's Dasein rufe (d), müsse ebenfalls eingeräumt, aber die glückliche, zufriedene, gesicherte Existenz der dadurch gewonnenen Menschen dürfe wohl sehr bezweifelt werden. Denn zum Leben und Frohsein gehöre mehr als eine Mahlzeit selbstgewonnener Kartoffeln, es müsse auch für Befriedigung anderer Bedürfnisse etwas übrig bleiben und zu dessen Erwerbe die Möglichkeit vorhanden sein; wo aber diese sei, da würden auch Kartoffeln sich schon einfinden, unbedingt vom eigenen Anbau; es gebe wohl ganze Gegenden mit Bettlern überfüllt, obwohl jeder einen Morgen habe und ihn mit der Hand baue.

Was aber den fünften Satz (e) betreffe, auf den es hier vorzüglich ankomme, so müsse dieser ganz verabredet werden; der Grundsatz, worauf er gestützt werde (a), sei eben schon als unhaltbar nachgewiesen, und wenn es auch gegründet wäre, daß, wenn mit dem Theilen so weit vorangegangen worden, daß bei fernerer Theilung sich eine Familie von den einzelnen Antheilen nicht mehr zu ernähren vermöge, man diese nicht mehr zum eigenen Anbau benutzen werde: so werde doch so lange, als diese einzelnen Theile noch einen Werth haben, Keiner darauf verzichten, sondern sie verkaufen, und dann müsse das Etablissement, auf welchem in seine Theile zerlegt keiner mehr bestehen könne, nothwendig zu Grunde gehen, und ihm würden Alle folgen, die so weit sind, daß nach dem

aufgestellten Satze die Grenze des ferneren Theilens bei ihnen vorausgesetzt werden könne.

Der sechste Satz (f) sei zwar in so weit richtig, daß Untheilbarkeit die Gleichtheilung der Kinder erschwere, denn sie sei mit Primogenitur nicht nothwendig, obschon gewöhnlich verknüpft, und sei sie daher allerdings als eine Unbequemlichkeit zu betrachten: aber hieraus folgt ihre Verwerflichkeit noch nicht.

Dieselbe Bewandtniß habe es mit dem letzten Satze (g); vorläufig dürfe jedoch bemerkt werden:

daß wenn in dem neu gesetzlichen Zustande keine Aenderung ohne Verletzung von Privatrechten möglich wäre, dieses nicht mehr und nicht weniger zu bedauern sein würde, als daß vor vierzehn Jahren, bei Umwandlung eben dieses und so manches andern wohlerworbenen alt gesetzlichen Rechtszustandes, davon oder irgend von einer Entschädigung auch gar keine Rede gewesen sei, und wenn die Salus publica und das Socios habere malorum in solchen Fällen zum alleinigen Trost gereichen müssen, diesen hier die mehrseitige Versicherung verstärken könne, daß zur Zeit in Westphalen wenigstens nur wenige Fälle von Zerstückelung noch vorgekommen seien, und jetzt noch es weniger die Herstellung, als die Erhaltung geschlossener Höfe hier gelten werde;

daß von einem Zustande, welcher die Festigung des Staats in seinen Grundlagen bezwecke und mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen lasse, die Gefährdung des Staatscredits am wenigsten besorgt werden möge;

daß auch der sogenannte Geist der Zeit, nur wenn er als ein wirklich guter in der öffentlichen Meinung sich ausspräche, die abgöttische Verehrung ansprechen möge, welche so häufig dem bloßen Schein gezollt werde, und daß, so lange der Beweis nicht geführt worden sei, daß des Geldes Macht eine heilbringende und dessen unwiderstehliche Allgewalt in der Beharrlichkeit des Bodens kein Gegengewicht finden könne, so lange auch die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Mobilisirung des Grundbesitzes nicht anerkannt werden dürfe.

Nach dieser allgemeinen Erörterung der für die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens aufgestellten Gründe geht Hr. v. Vincke zur Untersuchung über die Folgen derselben und über die dagegen angeführten Gründe über.

Er fordert hier die vorzüglichste Beachtung des Einflusses einer freien Beweglichkeit des Bodens auf die Gesinnungen, auf den Charakter der Menschen, auf den Bestand des Staats, auf die moralischen und politischen Wirkungen derselben überhaupt.

Die Natur selbst hat — sagt er — dem unverrückbaren Boden den Charakter des Beharrlichen gegeben; fast überall bis in die neueste

Zeit finden wir solchen in den Ländern, welche sich auf der Bahn des Ruhms und der Cultur am meisten ausgezeichnet haben, durch Gesetz und Herkommen geheiligt, von den weisesten Völkerstiftern und Gesetzgebern des Alterthums Verfassungen darauf gegründet, auch unter unsern bodenbesitzenden Zeitgenossen das Vorurtheil des gesunden schlichten Menschenverstandes überwiegend sich dafür aussprechend: dies möchte den Zweifel doch rechtfertigen, ob der neue, zumal aus unreiner fremder Quelle zuerst aufgekommene Glaube auch wirklich der allein seligmachende, der allein und allgemein gültige sei? Was anders kann aber die Folge einer unbedingten Freiheit der Disposition und des Wechsels, der unbeschränkten Zertheilung und unaufhörlichen Beweglichkeit des Bodens und einer solche befördernden Gesetzgebung sein, wo nach französischer Ungebundenheit Jeder Alles verkaufen, vertauschen, vererben, verpfänden, zerstückeln kann, als auch die Menschen wandelbar und flüchtig, unstät und leichtfertig in Gesinnungen und Charakter zu machen? Wenn ein steter Wechsel dem Menschen nichts Festes und Bleibendes mehr zeigt, wenn nichts mehr an feste Orte, Gewohnheiten und Sitten geknüpft ist, so wird auch nichts mehr die Liebe und Treue der Menschen an einander, an die Heimath, an das Vaterland binden; leichtsinnig und landläufig sinnet dann Jeder nur auf schnellen Erwerb und augenblicklichen Gewinn; alle festhaltende Gediegenheit der sittlichen Haltung muß in dem krämerischen, jüdischen Verkehr mit dem Boden ihr Grab finden. Die alte westphälische Bauernregel „Frei Gut kommt nicht an die dritte Brut“ hat sich noch aller Wege bestätigt, und dieser häufige Wandel des Besitzes von einer Hand in die andere ist gleich zerstörend für das Familienwohl wie für die Landescultur und für die Existenz einer zahlreichen, sich wohl befindenden mittleren Klasse von freien ländlichen Grund-Eigenthümern, dem eigentlichen Kern des Volks.

Zwar wird Zerstückelung den Erwerb von Boden erleichtern, die Heirathen befördern, die Menschenzahl vermehren, zumal in einer Zeit, wo den Menschen jedes Abhängigkeits-Verhältniß verhaßt ist, wo Jeder eilt, nur sein eigener Herr zu werden und einen Heerd, den er sein nennt, zu besitzen. Aber dem Staate sind diese Menschen, welche nur von der Hand in den Mund leben, welche — selbst wenn sie nicht wähnen, durch ihr Dasein allein schon ein Recht auf die Ernährung Anderer ohne eigenes Zuthun ertrotzen zu können — jede Stockung ihrer von Zufälligkeiten abhängigen Unterhaltungsmittel an den Bettelstab bringt, eine Last, kein Gewinn. Ein Land kann auch übervölkert sein, und dann werden die Menschen wie anderes Ungeziefer und Geschmeiß, das sich geschwind vermehrt und endlich wieder selbst auffrißt. Ein Maß von Bevölkerung, worüber in einem Lande nicht hinausgegangen werden darf, vermag die Regierung freilich nicht zu setzen, aber sie soll die Gesetze so stellen, daß gesunde, tüchtige, zufriedene Menschen sich entwickeln und erhalten können, nicht in künstlichem Wege einen

zahlreichen, elenden, nothleidenden Pöbel, Armuth und Sittenlosigkeit hervorrufen, nicht die unbedingte Begünstigung der Volksvermehrung als allgemeinen Grundsatz aufstellen, uneingedenk der Verpflichtung, zugleich hinreichende Unterhaltungsmittel zu schaffen, am wenigsten in Gegenden, wo die Natur selbst dem fleißigen Arbeiter nur spärlichen Erwerb giebt, die Erwerbungsfähigkeit gar keinen Schluß auf Ernährungsfähigkeit gestattet, wie es besonders in manchen nördlichen gebirgigen Ländern der Fall ist, wo der Mensch so viel zum Leben bedarf.

Gewiß darf es nicht verkannt werden, wie wirksam zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt das in vielen Ländern in der neueren Zeit rege Bestreben geworden ist, die angebornen persönlichen Abhängigkeitsbande der Menschen von Menschen zu lösen; aber man ging in wohlmeinender Absicht unstreitig zu weit, wenn man auch das Land eben so frei machen zu müssen vermeinte, als die Personen, und nicht bedachte, daß, wenn man Alles frei läßt, Nichts frei bleibt, sondern ein Zustand der Auflösung und Ausschweifung entstehen muß, der alle Freiheit tödtet und wieder in neue und viel traurigere Abhängigkeitsbande zurückführt. Der Mensch muß durch viele sächliche Bande und Einrichtungen gehalten und geregelt werden, welche bei dem großen, man darf es doch nicht verkennen, unverständigen und ungebildeten, nur durch das augenblickliche Bedürfniß geleiteten Haufen die Ueberlegung, die kluge Vorsicht, die richtige Erkenntniß seines wirklichen Vortheils ersetzen müssen. Nichts ist wohl leichter, als ein Volk von Bettlern und Vagabunden machen, nichts aber gewiß schwieriger, als diese zu guten fleißigen Menschen umzuschaffen; wir können uns wohl durch unweise Einrichtungen mit Bettlern überladen, gleich den Briten, aber sie zu füttern möchte uns nicht so leicht werden als ihnen.

Daher darf das Landeigenthum nicht dem blinden Zufalle überlassen, das unbeschränkte Schalten und Walten damit, welches nothwendig zur Zerstückelung bis ins Unendliche führt und einen zahlreichen, kümmerlichen, sittenlosen Pöbel hervorruft, darf nicht ausgesprochen werden; es muß dem Staate die Erhaltung zahlreicher, freier, aber auch achtbarer, auf's innigste mit Grund und Boden verbundener, durch diesen eines mittlern Wohlstandes sich erfreuender Grundbesitzer durch feste Einrichtungen gesichert sein. In den Zeiten der Noth und Gefahr, welche nicht ausbleiben, rechnet das Vaterland immer am sichersten auf diejenigen, welche an den Boden festgewachsen sind, ihr Eigenthum nicht einpacken und an sichere Orte tragen können; sie sind die rechte, bleibende, festeste Stütze des Staats, dem sie nicht allein die tüchtigsten, leiblich und geistig gesundesten Bürger und Kriegesleute geben, sondern bei diesen auch die übrigen Erforderniße der Kriegesführung allein finden lassen, und welche bei den in Krieges- und Friedenszeiten jedes Land von Zeit zu Zeit überwältigenden Bedrängnissen noch Stand halten,

nicht vom ersten Anfalle gleich zu Boden gedrückt werden, sondern den Muth und die Kraft, sich wieder aufzurichten, bewahren.

Diesem tritt nun noch im preußischen Staat hinzu, daß der Grundbesitz im Gesetz vom 5. Juni v. J. als Basis der Verfassung, als allgemeine Bedingung der Repräsentation ausgesprochen, die in der Natur gegründete Gliederung der Einwohner in Stände, die Existenz eines Standes als Vertreter des größern, eines andern des kleinern Grundbesitzes, eines dritten als Vertreter des beweglichen Vermögens anerkannt, gesetzlich begründet und zugleich weislich bestimmt worden ist, daß ein jeder Stand, um die wirkliche Vertretung seiner Interessen zu sichern, seine Vertreter aus sich selbst, aus seinen wirklichen Mitgliedern erwählen soll. Hieraus ergiebt sich die Folge von selbst, daß es auch für jeden Stand wirkliche Mitglieder geben, die bleibende Möglichkeit einer Vertretung aus demselben für alle Zeiten gesichert, solche mit einem gewissen Maße von Grundbesitz, daher auch für den dritten Stand verknüpft werden muß, und dessen Dasein einem ungewissen Zufalle nicht bloßgestellt bleiben, das Standesrecht selbst nicht in Gefahr gebracht werden darf.

Hiernach wendet sich der Verfasser speciell zu der Provinz Westphalen. Wir übergehen hier die besonderen provinziellen Eigenthümlichkeiten und heben nur die Sätze hervor, welche als allgemein gültig erscheinen.

Es wird erstens näher ausgeführt, daß es unter den großen Höfen nicht an solchen fehlt, „welche ohne allgemeinen Nachtheil verkleinert werden könnten; auch giebt es nicht wenige, welche durch wechselseitigen Austausch sich abrunden und ihre Verhältnisse merklich verbessern könnten. Hiervon, als einem Nachtheile der früheren völligen Untheilbarkeit, abgesehen, ist nicht zu verkennen, daß eine Abstufung in große, mittlere, kleine und ganz geringe ländliche Besitzungen sowohl den landwirthschaftlichen Verhältnissen, als dem Zwecke, einen kräftigen selbstständigen Bauernstand zu erhalten, und dem Interesse für Gewinnung eines größeren Ueberschusses an verkäuflichen Erzeugnissen entspricht. Die großen und mittleren Höfe versorgen unsere Märkte, die kleinen und ganz geringen erbauen nur den eigenen Bedarf an Producten ganz oder zum Theil und gewinnen den Geldbedarf für andere Bedürfnisse durch Nebengewerbe oder Tagelohn, welches dem größeren Besitzer den nicht zu berechnenden Vortheil gewährt, sein Gesinde auf den Bedarf für das ganze Jahr fortlaufender Arbeiten beschränken zu können."

Es wird dann bemerkt, daß, wenn kleine Höfe für theilbar erklärt werden, die unabweislichen Folgen überall nachstehende sind:

1) Nur in den allerseltensten Fällen ist Einer der Betheiligten im Stande, die anderen in Gelde abzufinden; es muß also zur Realtheilung in so viel Antheile als Erben geschritten werden.

2) Die einzelnen Antheile werden zu neuen Anbauen verwendet

oder verkauft oder verpachtet; im ersten Falle muß die Theilung in der Art vorgenommen werden, daß jeder seinen Antheil aus jeder Culturart erhält, (bekanntlich gehet am Rhein und an der Mosel, wo nur wenige Höfe, bloß einzelne Stücke jetzt noch zu vertheilen bleiben, dieses so weit, daß als Regel jedes einzelne Parzel in so viel Stücke als Erben geschnitten wird) — dadurch aber wird das Durcheinanderliegen verschiedenherriger Grundstücke, was man als so großen Nachtheil der früheren Untheilbarkeit schildert, noch weit häufiger, als es bis jetzt war; in den östlichen Provinzen, wo es früherhin noch keine geschlossene Güter gab, wie in Westphalen, wo das Gemeinheitstheilungs-, dort Separations-Verfahren, ganz eigentlich den Zweck der Zusammenlegung (Consolidation) getrennter Bestandtheile hat, wird dieser schon in der ersten Generation wieder vereitelt.

3) Werden dagegen die einzelnen Antheile verkauft oder wird der Natural- eine Geld-Theilung vorgezogen und gleich zum Verkauf in Stücke, als am meisten Geld bringend, geschritten, so geschiehet dieses an solche, welche selbe mit ihrem Landbesitz vereinigen, und dies ist das beste; oder an solche, die sich darauf als eigene Anbauer niederlassen wollen, dann tritt der vorige Nachtheil (2) ein, oder endlich an andere bloße Speculanten, dann, wie bei der Benutzung durch Verpachtung, gesellt sich dazu noch das Uebel, daß der Grundbesitz in die Hände von Menschen kommt, die nicht selbst Landwirthe sind, und daß also die beste Benutzungsweise des Grundvermögens neben der Selbstständigkeit des Bauernstandes verloren gehet, weil der Eigennutz die Verzettelung in die kleinsten Theile fordert.

4) Auch der Ackerhof ist ein Ganzes, was planmäßig bewirthschaftet sein will; insbesondere können manche westphälische Ackerhöfe, welche in der Regel geschlossene Ganze bilden, nicht ohne Nachtheil die Abtrennung einzelner Theile erleiden; zunächst geht dann das in den Gebäuden steckende Capital großentheils verloren, die Wirthschaftsverhältnisse werden zerrüttet, der Familienverband wird zerrissen; die Gemeinde verliert die sichere Wehrschaft der Theilnahme an ihren Verpflichtungen, mit jedem verschwindenden Gespann werden die Arbeiten der noch übrigen vermehrt; das Bauernerbe verliert seine politische Bedeutung und nimmt einen rein privatwirthschaftlichen Charakter an, es wird eine Handelswaare, deren Werth sich nur nach den Zinsen berechnet, die es zu gewähren vermag.

7) Bei unbeschränkter und daher bis ins Unendliche fortschreitender Theilung — (Beispiel die Rheinprovinzen, wo solche schon in die Fuße gehet, im Regierungs-Bezirk Trier Parzelen von 50 □Fuß bei der Katastrirung sich nicht selten gefunden haben) — müssen im Laufe der Zeit die größern und mittlern Bauergüter verschwinden; wir werden nur kleine Landbesitzer und Zeitpachtgrundstücke dafür eintauschen, oder nach Zeit und Umständen (eben die jetzigen sind dazu sehr

günstig) das im unbeschränkten Uebermaße nicht viel minder verderbliche Zusammenschlagen von übergroßen Grundbesitzungen erleben; der eigentliche Bauernstand, seine Selbstständigkeit, seine Standesfähigkeit in der Verfassung werden allmählich verschwinden; das Grundvermögen selbst, dem man dadurch, daß man es für theilbar erklärt, einen größern Werth geben will, muß bei wiederholtem Theilen nothwendig im Werthe sinken, da, wie wir schon jetzt erleben, die vermehrte Anzahl derjenigen, die sich dem Landbau widmen, dem sehr vermehrten Ausbieten zum Verkauf nicht dergestalt das Gleichgewicht halten kann, daß die Nachfrage nach Käufern den Werth nicht sollte sinken machen; wozu noch kommt, daß sowohl diejenigen, welche aus ihnen durch Theilung zugefallenen Grundstücken eine eigene Niederlassung bilden wollen, als diejenigen, welchen als Nachfolger in der schon bestandenen nur ein Theil davon geblieben ist, nicht leicht im Stande sich befinden, Grundstücke anzukaufen, und daß überhaupt der Preis der letztern je mehr sinken muß, je weniger die Klasse kräftig ist, für welche der Grundbesitz den größten Werth hat, die ihn also auch am theuersten bezahlen kann, d. h. der Landwirthe und nicht die Geldbesitzer, in deren Hände der Boden kommen muß, sobald die bäuerlichen Besitzer zu schwach werden, um ihn für sich erhalten und behaupten zu können.

10) Die bäuerlichen Besitzer selbst fühlen die Nachtheile der Theilungen sehr wohl; das beweiset ihr allgemeines Bestreben im Widerspruche mit der neuen Gesetzgebung, die Höfe ungetheilt auf ein Kind zu bringen. Dieses äußert sich überall ganz unverkennbar in vervielfältigten Dispositionen unter Lebendigen wie des Todes wegen, und wenn auch von den Sprechern für die Theilbarkeit behauptet wird, daß es bloß seinen Grund in der Sucht habe, den Familienglanz zu erhalten, so ist doch nicht abzusehen, warum man den aufgestellten Grundsatz, daß jeder am besten wisse was ihm fromme, gerade hier nicht gelten lassen will, da doch Gründe vorliegen, aus denen der Bauernstand die Untheilbarkeit für sich nützlich betrachten kann. Solche sind neben den auch seinen Blicken sichtlichen Nachtheilen der Theilung die Sicherheit der Existenz, welche im Besitz des ungetheilten Gutes die ganze Familie hat. Wenn gleich nur Eins der Kinder den Hof als Eigenthum erhält, so gehet doch das eifrigste Bestreben der Eltern dahin, auch die andern unterzubringen, und wenn der Hof nur einigermaßen Kräfte hat, so fehlt es dazu nicht leicht an Gelegenheit. Man sucht sie auf verschuldete, zurückgekommene Höfe zu verheirathen, denen dadurch wieder aufgeholfen wird; man läßt sie zu andern Gewerben übergehen oder widmet sie dem geistlichen Stande, welcher in katholischen Ländern größern Theils daraus hervorgehet, und wenn im schlimmsten Falle sie durch Ausdienen als Gesinde ihr Brod verdienen müssen, so haben sie doch, wenn Alter oder Kränklichkeit sie unfähig zum fernern Erwerbe macht, die sichere Zuflucht zum elterlichen Heerde. Daß

der Vorzug des Hofeserben das Familienband zerstöre, findet sich in der Erfahrung durchaus nicht bestätigt, vielmehr geradezu widerlegt; die übrigen Kinder sind an diesen Vorzug seit undenklichen Zeiten gewöhnt, welchen gleichsam ein Instinct von Vernunft und Tugend geheiligt hat, da sie selbst wohl einsehen, daß bei der Theilung keines von ihnen würde bestehen können und daß es besser für sie ist, wenn als Stütze in der Noth für sie alle Einer bei Kräften und das Grundvermögen beisammen ist.

Inzwischen müssen jetzt der Abwehrung gesetzlicher Theilung große Opfer gebracht werden, die Abfindung der übrigen Kinder mit Gelde veranlaßt schwere Verschuldung, und wenn auch noch der erste Theilungsfall mühselig überwunden wird, so kann doch der Hof der Wiederholung nicht widerstehen, der Besitzer seine Rettung nur im Verkaufe, oft mit Vorbehalt der Zeitpacht, finden, und auch dadurch geschiehet der Selbstständigkeit des Bauernstandes großer Einbruch."

Anlangend nun die Aufgabe, welche der Regierung auf diesem Gebiete zugefallen ist, und die Art und Weise, dieselbe zu lösen, so antwortet Herr v. Vincke darauf, daß der Staat eine an sich gute und nothwendige Einrichtung weder dem Zufall noch der Willkür der Interessenten überlassen dürfe, und daß er insbesondere eben so befugt als verpflichtet, sein Intestat-Erbrecht den unzweifelhaften Intentionen der Grundbesitzer anzupassen, um so mehr, als alle Interessenten darüber einig seien,

1) daß der Bestand des Ackerbaues am besten gesichert wird, wenn ländliche Besitzungen verschiedener Größe nebeneinander bestehen,

2) daß es dem Ackerbau wie der Gesammtheit zum großen Nachtheil gereichen würde, wenn die wirkliche Theilung so weit fortschritte, daß alles Grundvermögen sich in so kleine Besitzungen auflösete, welche auch den Besitzer, der seinen Grund selbst bearbeitet, seinen Unterhalt darauf nicht mehr finden ließe," und hiermit doch wenigstens indirect anerkannt werde, daß die Theilung nur b e d i n g t gut sei.

In Betreff des Modus der Ausführung wird ausgesprochen:

„1) daß es nicht zweckmäßig sein würde, den gegenwärtigen Bestand gesetzlich als unveränderlich allgemein auszusprechen. Manche Höfe könnten sowohl wegen ihres zu großen Umfanges, als wegen zerstreueter Lage und Entlegenheit einzelner ihrer Zubehörungen nicht zweckmäßig bewirthschaftet und zum vollen Ertrage gebracht, manche durch Kauf und Tausch von Grundstücken erwünscht abgerundet und die Cultur verbessert werden. Dies dürfe durch die Fixirung des ländlichen Besitzes nicht erschwert oder wohl gar unmöglich gemacht werden."

Eben so wird es als unausführbar bezeichnet, ein Minimum zu bestimmen, über welches hinaus kein Grundstück getheilt werden dürfe.

„Dies würde allerdings den Vortheil schaffen, daß zu große Güter in mehrere zerlegt, daß die entlegenen Grundstücke durch Theilung von den Höfen getrennt und zu neuen Anlagen verwendet werden könnten; aber diese Vortheile würden nur Anwendung auf solche Güter fin-

den, welche das Minimum noch übersteigen und den Nachtheil bringen, daß man mit Ausnahme der kleinen, sich selbst und ferner der Willkür überlassenen Güter, künftig nur Höfe von *einem* Bestande haben würde. Dazu kommen die unendlichen Schwierigkeiten, das Minimum zu bestimmen; nach der *Größe* kann es nicht geschehen, da Ergiebigkeit des Bodens, Lage, Zusammenhang, Zusammensetzung der Culturarten so wichtige Momente für die Bestimmung einer Wirthschaft sind; nach der *Bespannung* nicht, weil auch diese die Größe und den Ertrag einer Wirthschaft nicht bestimmt, sie vielmehr durch hergebrachtes Wirthschaftssystem (gewöhnlich wird überall schon für das geringe Areal zu viel Gespann unterhalten), Beschaffenheit des Bodens, Entlegenheit der Grundstücke, mannigfache andere Localitäten, Nebenbeschäftigungen durch Fuhrwerk ꝛc., vornämlich durch die Qualität der Pferde ꝛc. selbst bedingt wird (am wenigsten würde eine Beschränkung auf Zweigespann hier passen, wo in den gebirgigen Gegenden häufig die Pferde zur Bestellung der Hafereinsaat aus der Ebene gemiethet werden, wenigstens die Hälfte der Güter einspännig sind, wie auch im flachen Lande häufig die Kötter); noch weniger nach dem *Ertrage* dahin, daß der Hof seinen Besitzer allein zu ernähren vermöge, denn dafür ist gar kein Maßstab gedenkbar; auch die *Grundsteuer* kann letzteren nicht gewähren, weil Güter von gleicher Besteuerung rücksichtlich der Größe und aller wirthschaftlichen Verhältnisse sehr verschieden sind, je nachdem sie in guten oder schlechten Gegenden liegen, mehr oder minder aus verschiedenen Culturarten bestehen; selbst abgesehen von der zeitigen ungleichen Vertheilung der Grundsteuer, welche diese *jetzt ganz* unzulässig dazu macht; endlich würde es auch nicht gelingen, aus diesen *verschiedenen* Criterien gemeinschaftlich Momente zusammen zu stellen, welche als Durchschnitt ein richtiges Minimum ergeben könnten, und es wird daher von dessen Feststellung für bäuerliche Besitzungen (Höfe, Colonate) *gänzlich* abgesehen werden müssen."

Aus diesen Prämissen gelangt Herr von Vincke, wie es uns scheint, ganz folgerichtig zu dem Schlusse, daß eine ohne Beachtung der individuellen Verhältnisse zutreffende allgemeine Festsetzung dem Zwecke nicht genügen, ja gar nicht ausführbar sein würde, und daß daher nur erübrige, *für jeden einzelnen Hof den untheilbaren Bestand feststellen zu lassen.*

Dabei müssen nach seiner Darstellung vor Allem beachtet werden „die verschiedenen Abstufungen, welche sich in jedem Lande mit und ohne besondere Benennungen von großen, mittleren, kleinen Gütern und ganz geringen Tagelöhner-Stellen vorfinden, aufrecht zu erhalten; da aber eine jede derselben für sich ebenwenig die Bestimmung eines Minimi gestattet, so wird für jeden einzelnen Hof ermittelt und bestimmt werden müssen, welcher Theil demselben als untheilbare *Sohlstelle* — vorbehaltlich eines auch ferner zulässigen Austausches oder Substituirung

einzelner Bestandtheile gegen andere mehr gelegene — verbleiben soll, und welche nicht hierzu erforderliche und bestimmte Grundstücke als verkäufliches, vererbliches, wandelbares Gut dem freien Verkehr überlassen werden können."

Die Schwierigkeiten der Ausführung sind nicht zu verkennen, doch dürfen sie nicht schrecken, wo es ein großes nothwendiges Ziel gilt, zumal sie in der Ausführung gewöhnlich verschwinden, sobald man es nur über sich gewonnen hat, kräftig Hand an's Werk zu legen. Ueberdies meint der Verfasser, daß die Ausführung in dem Beifalle der Interessenten selbst eine mächtige Hülfe und in den vorhandenen Kreisständen das rechte Organ finden würde.

Die näheren Details übergehen wir, dürfen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß Herr von Vincke auch die Güter, auf welchen kein Zugvieh mehr gehalten werden kann, vor der Theilbarkeit bewahrt wissen will. „Zwar möchte es scheinen," sagt er, „daß die kleinen Eigenthümer, welche bei wenigem Landbesitz hauptsächlich sich von Handwerken oder vom Tagelohn, den sie auf den größeren Höfen verdienen, ernähren, keiner Fixirung bedürfen, daß auch der Staat kein sonderliches Interesse dabei habe, weil ihre Existenz nicht auf Ackerbau und Viehzucht, nur auf Arbeit für Andere berechnet ist; allein das Interesse des Staats an seßhaften, selbstständigen, dem Boden anklebenden Einwohnern waltet auch bei den kleinern Besitzungen überwiegend vor, in deren letzter Abstufung die Untheilbarkeit sich auf Haus und Garten beschränkt; es ist nicht minder wichtig und nothwendig, der Beweglichkeit auch für solche Besitzungen eine Grenze zu setzen, welche in der Reihe der übrigen eben so unentbehrlich als jede höhere Klasse, welche daneben die allerzahlreichsten sind, und es würde eine auffallende Inconsequenz darin beruhen, wenn eben die allerkleinsten Güter theilbar blieben. Eine schreckende Erfahrung, in der Provinz selbst, zeigt auch das Bedürfniß solcher Bestimmung im Korveiischen, wo die Zersplitterung schon dahin gediehen ist, daß mehrere Familien den Besitz einer Stube theilen, worin sie gemeinschaftlich leben, kochen, schlafen! Auch in den kleinen Städten, welche bald nur von Tagelöhnern noch bewohnt sein werden, ist es nicht minder dringend erforderlich, an den Häusern den kleinen Grundbesitz von Garten und Kuhweide festzuhalten, welche weise Vorsicht der Vorzeit damit verknüpfte, und diesen wieder untrennbar daran zu festigen, um doch die Möglichkeit des unschätzbaren Besitzes einer Kuh den Bewohnern zu sichern, zumal solches, obschon des gesetzlichen Schutzes entbehrend, noch großentheils bestehet."

So weit die Ausführungen des Herrn von Vincke, denen sich die noch entsprechenden über Erbfolge, Abfindungen, Verschuldungen, Subhastationen u. s. w. anschließen. Die Schwere seiner Worte wird auch ohne uns in das rechte Gewicht fallen. Herr von Vincke ist ein deutscher Mann, und Herr Reichensperger ein deutsch sprechender Franzose.

Die einjährigen Freiwilligen.

In einem Augenblicke, wo vielleicht die Mobilmachung eines Theiles der Landwehr wieder bevorsteht, wendet sich mit doppeltem Interesse die Aufmerksamkeit jedes wahren Vaterlandsfreundes der Frage nach der Tüchtigkeit des Landwehr-Offizier-Corps zu, sowohl nach seiner Zahl als nach seiner Befähigung, und richtet man den prüfenden Blick auf diesen für Preußens Stellung und Wohl so überaus wichtigen Gegenstand, so muß er nothwendig und unwillkürlich da haften, wo der Ersatz für dieses Offizier-Corps herkommt, im Institut der einjährigen Freiwilligen. Daß nach der Mobilmachung von 1850 die Regierung wesentliche Aenderungen in dem Systeme eintreten ließ, welches bis dahin befolgt worden war, — indem der größte Theil der Landwehr-Compagnieführer aus den Linien-Regimentern commandirt und das Uebertreten der Offiziere aus dem ersten in das zweite Aufgebot nach neuen Grundsätzen geregelt wurde, — beweist, daß man sich überzeugt, wie bedeutende Mängel das frühere System gehabt und wie schweren Erfahrungen man wahrscheinlich entgegengegangen wäre, wenn es damals zu einem ernsten Zusammentreffen mit einem kräftigen Feinde gekommen wäre. Noch immer aber ist das Institut der einjährigen Freiwilligen der fast ausschließliche Ersatz des Landwehr-Offizier-Corps, seine einzige Schule, und somit keine gerechte Beurtheilung der Landwehr möglich, wenn man die Stellung der einjährigen Freiwilligen zur Armee, in der Armee und zu den Staats-Einrichtungen im Allgemeinen nicht nach allen Richtungen hin untersucht.

Daß die Freiwilligen überhaupt jetzt etwas durchaus Anderes sind, als sie es im Jahre 1813 waren, bedarf für den Kenner unserer militairischen Organisation — und welcher Gebildete wäre das in Preußen nicht? — wahrlich keiner näheren Auseinandersetzung. Sie theilen darin dieselbe Entwickelung mit unserer Landwehr überhaupt. Wie diese aus einem neuen, weiter als bis dahin greifenden Recrutirungssystem ein Reservesystem geworden ist, welches von seiner ursprünglichen Bedeutung nichts mehr übrig behalten hat, als den Namen, so haben auch die Freiwilligen in der Armee vollständig ihre frühere Bedeutung verloren, und es ist etwas so durchaus Eigenthümliches, anderen parallel laufenden Staats-Einrichtungen geradezu Widersprechendes aus ihnen geworden, daß auch nicht einmal mehr der Name an ihren Ursprung erinnert, denn das Wörtchen „einjährig" hat sich und zwar sehr bedeutungsvoll und entscheidend dazu gefunden. Im Jahre 1813 waren die Freiwilligen ein kühnes und durch die Schwere der Zeit erfolgreiches Gewaltmittel, oder — um diesem Worte seine von uns nicht gewollte Nebenbedeutung zu nehmen, — eine Kraftmaßregel, wie sie in ruhigen Zeiten weder versucht werden dürfte, noch erfolgreich sein möchte.

Der König gab dem intelligenten und wohlhabenden Theile der Nation eine Gelegenheit und einen Rahmen, um sich unter besondern Vortheilen an dem Vertheidigungswerke betheiligen zu können. Durch das Gesetz von 1814 — noch jetzt der Grundpfeiler unserer ganzen Heeres-Organisation — wurden diese besondern Vortheile aufgehoben und andere dafür gewährt, welche das militairisch Unzulängliche der ersten Bildung vermeiden, aber die Lust zum Eintritt in die Armee auch für die bevorzugten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft befördern sollten. Die Bildung besonderer Truppentheile mit „Wahl der Führer, Befreiung von Lager-, Wacht- und Garnisondienst", und mit einer gewissen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit hörte auf, und die jungen Männer der gebildeteren Stände traten in Reih und Glied, nur durch geringe äußere Abzeichen, sonst aber ebenfalls durch bedeutende Erleichterungen von der Masse der Dienstpflichtigen unterschieden.

Bei aller Anerkennung für in einzelnen Fällen bewiesene Tapferkeit, Hingebung und Unterordnung war man durch die Feldzüge von 1813—14 doch sehr bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich die Bildung besonderer Truppentheile nur aus Freiwilligen nicht in das System eines geordneten Heerwesens einfügen lasse. Sehr richtig sagt ein bekannter militairischer Schriftsteller — selbst Anfangs Freiwilliger, dann lange der Armee angehörig: Das Hauptverdienst der Freiwilligen bestand darin, daß sie überhaupt auf den Ruf des Königs kamen, als noch Niemand mit Bestimmtheit wußte, gegen wen sie zu kämpfen berufen sein würden!" Und dies ist es in der That, was das Vaterland den Freiwilligen von 1813 nie vergessen darf, was ihr Andenken zu einem stets ehrenwerthen machen wird. Mit Recht feiern sie in ihren jährlichen Festen diese eigentlichste Bedeutung ihrer That und wird dabei hin und wieder Ueberschwengliches laut, scheint es nach Liedern und Reden, als hätten die Freiwilligen allein, oder höchstens mit der Landwehr zusammen, die Franzosen über den Rhein gejagt, auch sonst den „fränkischen Schergen" durch das bloße Vorsingen von „Lützow's wilder Jagd" Furcht eingeflößt, so kann man das schon übersehen. Daß es aber so nicht weiter gegangen wäre, daß die Armee endlich ein ganz abnorm neben ihr entstandenes Institut in sich aufnehmen mußte, wenn überhaupt auf die Dauer Nutzen von ihm erwartet werden sollte, das gestehen auch die begeistertsten Sänger jener Festlieder ein.

Der Staat konnte und durfte eine neu gewonnene und intelligent bedeutende Kraft nicht unbenutzt lassen. Es mußte ein Mittel gefunden werden, den Ausnahmezustand zu einem dauernden zu machen, den sich bereitwillig darbietenden Schatz nicht blos ein Mal gehoben zu haben, sondern ihn durch einen regelmäßig bestellten Bau jährlich neu an das Tageslicht zu fördern. Freiwilligkeit, im Anfange eines Krieges höchst wünschenswerth und nützlich, kann im Verlaufe desselben etwas sehr Lästiges werden und am Ende desselben zu entschiedenen Verlegenheiten

und Anomalien führen. Mit äußerstem Geschick haben die Staatsmänner jener Zeit das Auswüchsige des Freiwilligen-Institutes in das prosaische Schema des Heeres einzufügen gewußt, und neben der allgemeinen Dienstpflicht doch ein Ausnahme-Verhältniß zu erfinden verstanden, das schon 40 Jahre lang, allerdings ohne ernste Probe, das Volksbewußtsein zufrieden gestellt. Ganz mit den übrigen Grundsätzen der neueren Staats-Einrichtungen übereinstimmend, hat man die Berechtigung zu kürzerem und namentlich weniger anstrengendem Militairdienst nicht in den Besitz von Glücksgütern, sondern in den Nachweis eines bestimmten Maßes von Kenntnissen gelegt und damit entschieden eine Schwierigkeit gelöst, die sonst einen unlösbaren Widerspruch in unsere staatlichen Zustände eingeführt haben würde. Es ist — so lange vom Princip die Rede ist — ganz gleichgültig, daß in den meisten Fällen das verlangte Maß von Kenntnissen auch mit der größeren Begüterung derjenigen zusammentrifft, welche durchschnittlich und vorzugsweise das Recht eines nur einjährigen Dienstes für sich in Anspruch nehmen, und daß somit die Sache eigentlich doch nichts Anderes ist, als eine Bevorrechtung der begüterten Stände. Das Princip der Intelligenz ist doch gewahrt und auch für solche Fälle Vorsorge und Auskunft getroffen, wo Begüterung und Kenntniß nicht in gleichem Maße zusammentrifft.

Was man im Anfange weder in seiner späteren Ausdehnung berechnet, noch für das eigentlich practische Ergebniß gehalten zu haben scheint, — die fast ausschließliche Schule für den Ersatz des Landwehr-Offizier-Corps, das hat sich sehr bald in schlagendster Weise herausgestellt. Für die ersten Jahre nach dem Kriege genügte die große Zahl von Offizieren vollkommen, welche die Feldzüge mitgemacht, namentlich waren die Stellen der Compagnieführer ausreichend besetzt, auch für das Avancement dazu in den Premier-Lieutenants vollauf Material vorhanden, in welches man Jahre lang leicht zurückgreifen konnte. Natürlich mußte sich das in 10, 20 und 30 Jahren vollständig ändern, und der Kriegserfahrung die Friedensschule für die Ergänzung folgen. So konnten denn die Bedenken nicht ausbleiben, und die Reorganisationen der Jahre 1851 und 1852 zeigen, daß sie sehr wohl gewürdigt wurden.

Unterdessen ist aber das Verhältniß der einjährigen Freiwilligen in der Armee unverändert dasselbe geblieben. Der junge Mann aus den gebildeten und begüterten Ständen tritt ein, wird unverhältnißmäßig rascher ausgebildet, als der gewöhnliche Rekrut, besucht Collegien in Uniform, betreibt sonstige Berufsgeschäfte neben dem Dienst, thut so wenig Wachen, als möglich, wird geschont und ist eine Art von Amphibie in den sonst strenggeordneten hierarchischen Militair-Verhältnissen. Mit den Unteroffizieren und Soldaten gehen sie nicht um, und in die nähere Gesellschaft der Offiziere kommen sie nicht, obgleich sie künftig Offiziere sein sollen. Spricht man mit erfahrenen Compagnie- und Escadronchefs, so zeigt sich fast durchgängig Gleichgültigkeit, hin und wieder auch

Abneigung gegen die bei ihnen eingetretenen Freiwilligen, und hierin besonders möchten wir die Ursache suchen, wenn die Freiwilligen später als Landwehr-Offiziere nicht allen Ansprüchen genügen, die an den Offizier gemacht werden müssen. Das eine Dienstjahr reicht für die bei weitem größere Mehrzahl der Freiwilligen vollkommen aus, um sie zu gut abgerichteten Soldaten zu machen, und ihr Bildungsgrad im Allgemeinen macht sie durch leichteres Erkennen des Nothwendigen in derselben Zeit sogar zu Soldaten, was unendlich viel mehr sagen will, als gut abgerichtete Soldaten, aber für die Ausbildung zu ihrer eigentlichen Bestimmung als Landwehr-Offiziere reicht die Zeit besonders deswegen nicht aus, weil das schon erwähnte fremde und Zwitterverhältniß, in welchem sie zwischen Befehlenden und Gehorchenden in Compagnie und Escadron stehen, dem entgegensteht. Der Freiwillige lernt gehorchen, aber er lernt nicht befehlen. Wenn man bedenkt, wie viele Sorgfalt, Zeit und Mittel aufgewendet werden müssen, um einen Offizier des stehenden Heeres auszubilden, — und hier allerdings fast durchweg mit dem entschiedensten Erfolge, — so erscheint das Maß militairischer Erziehung, welches man dem Landwehr-Offizier angedeihen läßt, in der That auf ein solches Minimum zurückgedrängt, daß fast das Schweizer Milizsystem mehr dafür thut. Es sind uns zwar Fälle bekannt, wo Compagnie- und Escadron-Chefs der Linie aus gereiftem Erkennen des eigentlichen Zweckes und auch wohl aus persönlichem Interesse eine besondere Sorgfalt auf die Ausbildung ihrer Freiwilligen verwenden, wo sie bei nur einigem bewiesenen Geschick Unteroffizier-Gehülfen aus ihnen machen, bei kleinen Uebungen, namentlich in den feldbienstlichen, ihnen Führung kleiner Abtheilungen anvertrauen; es sind dies aber Ausnahmen, und eine Uebereinstimmung oder ein zwingendes Reglement scheint nicht vorhanden zu sein. Es giebt, trotz knapp zugemessener Zeit, doch noch viele Gelegenheiten, wo den Freiwilligen auch nach der ersten Ausbildung als Rekruten Vieles aufgetragen, sie zu Vielem verwendet werden können, was wesentlich zu ihrer Kenntniß des Dienstes beitragen würde. So z. B. bleiben ihnen, da sie außerhalb der Kaserne wohnen, kein Dienstquartier erhalten und in eigener Wohnung verweilen können, das Leben, die Bedürfnisse, die Nothwendigkeiten des gemeinen Mannes ganz fremd. Der die Effecten putzende Bursche ist der einzige Soldat, mit dem sie außer Reih und Glied in irgend eine Berührung kommen. Da aber grade in der preußischen Armee der Offizier des stehenden Heeres sich durch seine Sorgfalt für den gemeinen Mann auszeichnet, so erscheint diese ungenügende Bekanntschaft des Freiwilligen als ein wesentlicher Uebelstand. Auch dafür sind uns einzelne Ausnahmen wohl bekannt, und wir haben im Schleswigschen Feldzuge bei einer Compagnie 3 Freiwillige kennen gelernt, die grade in dieser Beziehung vortrefflich ausgebildet waren. Der Compagniechef hatte sie zu Gehülfen der corporalschaftsführenden Unteroffiziere gemacht; sie hatten die Unteroffiziere

bei Revision der Quartiere zu begleiten, waren zu demselben Zwecke den inspectionsführenden Lieutenants zugewiesen worden, und der Hauptmann hatte sie sogar selbst ein paar mal beim Rondengehen mitgenommen. Das war schon in der Friedensgarnison geschehen und zeigte die besten Früchte im Feldzuge. Auch in ihrem späteren Landwehrverhältniß hat sich bei zweien derselben diese Vorschule auf das Glänzendste bewährt.

Es haben sich in militairischen Zeitschriften vor einigen Jahren sehr entschiedene Stimmen gegen das ganze Institut der einjährigen Freiwilligen in seiner jetzigen Form erhoben. Unter der Devise: „Frei will ich sein, aber dienen muß ich!" wurde eine ziemlich lebhafte Controverse über den Gegenstand geführt. Ein durch seine Schriften gerade als praktischer Soldat in der Armee bekannter Schriftsteller erhob sich mit scharfer Beweisführung gegen das System überhaupt. Seine Gegner mußten zwar die meisten der nachgewiesenen Mängel zugeben, suchten aber die Hülfe dagegen in der Reform und Besserung, nicht in der Abschaffung. Die gegen das Institut vorgebrachten Bedenken lauteten ungefähr, so viel uns erinnerlich:

Warum haben diejenigen, welche später vor allen anderen Dienstpflichtigen Anspruch auf den Offizier-Rang machen können, das Vorrecht einer kürzeren Dienstzeit?

Da sie mehr lernen sollen, als jeder Andere, so muß es auffallen, daß man dies in kürzerer Zeit von ihnen verlangt und erwartet, wenn auch Intelligenz und Anstelligkeit dabei mitberechnet wird. Die letztere ist übrigens keinesweges für militairische Dinge mit dem höheren Bildungsgrade immer so entschieden und unzweifelhaft verbunden, daß darin Verläßlichkeit auf die Bevorzugung läge.

Früher hatten Stände, Städte und Corporationen Vorrechte für die Ableistung der persönlichen Dienstpflicht. Jetzt hat es Jeder, der mensa decliniren, amo conjugiren und so viel Geld daran wenden kann, sich während des einen Dienstjahres s e h r b i l l i g zu kleiden.

Warum hat der Studirende, der Kaufmannssohn, der Rentier-Erbe Vorrechte vor dem armen Uhrmachergesellen, dem unbemittelten Mechaniker? Der Erstere wird durch das eine Dienstjahr seinem bürgerlichen Berufe weit weniger entfremdet, als einer der Letzteren, denn mit rauhen Händen, die der Waffendienst doch jedenfalls zur Folge hat, kann er das nicht mehr leisten, was seine Kunst von ihm verlangt.

Die einjährigen Freiwilligen sind eine große Annehmlichkeit für diejenigen, welche das Geld dazu haben, für die Armee aber sind sie ein Nachtheil.

Die einjährigen Freiwilligen können immer nur als Uebercomplette betrachtet werden, die in der Fix-Dressur abgerichtet werden, um dann während drei Vierteljahre Collegien besuchen zu können.

Sie sind im Widerspruch gegen das Grundgesetz des Staates, und

eine vollkommen ungenügende Pflanzschule für die sehr schweren Pflichten und Aufgaben eines Landwehr-Offiziers.

Sie haben nicht allein den Vortheil, sich das Regiment, also die ihnen bequemste Garnison wählen zu können, sondern auch den Vortheil einer vollkommenen Emancipirung von der dienstlichen Abhängigkeit, wenn sie nicht gerade in Reih und Glied stehen.

Gegen diese sämmtlich in schroffer Kürze gefaßte Wahrheiten läßt sich aus militairischem Standpunkte allerdings nur wenig sagen; aus staatlichem aber doch Manches, denn Preußen braucht nicht allein Soldaten, sondern auch tüchtige Beamte; Gelehrte, Künstler, Industrielle noch gar nicht einmal gerechnet. Es kann Zeiten geben, wo das militairische Element allein das Entscheidende ist und wo man bedauern wird, nicht größere Strenge in übereinstimmender Durchführung des Systems geübt zu haben, aber es werden nur kurze Zeitpunkte gegen die lange Reihe von Friedensjahren sein, in denen der Staat andere Ansprüche an den intelligenten Theil der Nation zu machen hat. Die Angriffe gegen das Institut sind eben auch nur in aufgeregtester Zeit laut geworden. In ruhiger Zeit hat man sich begnügt und die Sache eben gehen lassen.

Es hat natürlich auch an Gegenrede nicht gefehlt. Sie war zwar gezwungen, das Wesentlichste der Ausstellungen zuzugeben, schlug aber Auswege vor, weil sie das Institut selbst erhalten wissen wollte, dabei seine größere Tüchtigkeit für den eigentlichen und Hauptzweck wünschte, und um einzelner Unvollkommenheiten willen das Princip nicht aufgeben wollte.

Unter diesen Auswegen machten sich bemerkbar: zunächst eine strengere Prüfung der Berechtigung zu einem einjährigen Dienste. Nur solche Individuen und nur solche Stände sollten zugelassen werden, von denen sich schon beim Eintritt in die Armee mit möglichster Gewißheit voraussehen läßt, daß sie einst als Landwehr-Offiziere genügen werden. Nicht ein Abgangszeugniß aus Ober-Tertia oder Secunda des Gymnasiums, sondern das volle Portepeefähnrichs-Examen müßte von den Bevorrechteten verlangt werden. Es ist kein Mangel an Gelegenheit zur Erreichung der dazu erforderlichen Kenntnisse, und wenn für den Eintritt des Freiwilligen militairische Vorkenntnisse verlangt würden, so wäre allerdings schon ein großer Vortheil erreicht. Dabei würde sich zeigen, ob man von einem einjährigen Dienste wirklichen Nutzen für den Offizier-Candidaten erwarten kann. Es giebt überhaupt wenige Beamten-, Bürger- und wohlhabendere Handwerkersöhne, die nicht bis nach Secunda eines Gymnasiums gelangen; die Befähigten in durchschnittlich gewöhnlicher Zeit, aber auch die Beschränktesten endlich durch Abwarten und regelmäßiges Bezahlen des Schulgeldes. Darunter sind eine große Zahl von Individuen, bei denen es eben keines besonderen Scharfblickes bedarf, um zu erkennen, daß sie selbst durch dreijährigen

Dienst nie die nöthige Qualification zum Landwehr-Offizier erlangen werden, ja von deren Lebens- und verwandtschaftlichen Verhältnissen man im Voraus weiß, daß das Offiziercorps der Landwehr sie nie wählen wird. Damit wäre also schon eine Beschränkung gewonnen, die keinerlei Schwierigkeiten für die Ausführung bietet und das Institut der einjährigen Freiwilligen in jeder Beziehung heben würde.

Dann aber benutze man das eine Jahr wie ein wirkliches Dienstjahr und behandle den einjährigen Freiwilligen, oder vielmehr den Offizier-Candidaten wie jeden andern auf Avantage dienenden jungen Mann, denn die einjährigen Freiwilligen dienen recht eigentlich auf die für sie avantageuseste Weise, wenn sie anders überhaupt den Ehrgeiz haben, preußische Offiziere werden zu wollen. Muß vorschriftsmäßig jeder auf Avantage dienende junge Mann eine kurze Zeit lang Wohnung, Speise und alle Dienste des gemeinen Mannes theilen, so möge auch der Freiwillige mit den Bedingungen des Zusammenlebens im Soldatenquartier bekannt gemacht werden. Im Felde wird es ihm doch nicht erspart werden können. Anfangs einige Monate in einer Stuben-Kameradschaft mit älteren Soldaten, dann vielleicht sämmtliche Freiwillige eines Truppentheiles zusammen, so bequem, als es sich die Herren dabei machen wollen und können, aber immer unter militairischer Aufsicht. Dem Freiwilligen aufzuerlegen, daß er mit dem Zapfenstreiche zu Hause sein müsse, wäre allerdings unnöthig; daß er sich aber Urlaub erbitten muß, wenn er seinen Geschäften und Vergnügungen in der Stadt nachgehen will, ist nicht unnöthig, weil es ihn auch außer Reih' und Glied an militairische Zucht und Disciplin mahnt.

Eben so müßte das Tragen von Civilkleidern während der Dienstzeit ganz aufhören. Was für den Offizier in weitestem Maße gilt, sollte wohl für den Offizier-Candidaten nicht weniger gelten. Der Gegenstand bedarf in Preußen glücklicherweise keiner besonderen Befürwortung. Er versteht sich, er erledigt sich von selbst.

Als der wichtigste und entscheidendste unter mancherlei anderen gemachten Vorschlägen erscheint uns jedenfalls das den commandirenden Generalen der Armee-Corps beizulegende Recht, einen einjährigen Freiwilligen, der am Ende seiner Dienstzeit nicht im Stande ist, seine Qualification zum Landwehr-Offizier nachzuweisen, — länger fortdienen zu lassen, bis diese Qualification erreicht ist, natürlich immer nicht über das für alle Unterthanen geltende Maß hinaus.

Sehr richtig erscheint weiter das Bedenken gegen den Vorschlag, die einjährigen Freiwilligen in der letzten Hälfte ihrer Dienstzeit als Unteroffiziere zu benutzen und sie vorzugsweise für den Dienst als Unteroffiziere auszubilden. Hält man die künftige Bestimmung der einjährigen Freiwilligen fest im Auge, so kann man in der That nicht wünschen, daß die Ausbildung derselben vorzugsweise auf den Dienst als Unteroffizier gerichtet sei. Im Gegentheil möge es auf die Kennt-

nisse und die Fähigkeiten eines Offizier-Gehülfen abgesehen sein, wohin schon die Charge des Vice-Feldwebels deutet, und worauf das beim Eintritt abzulegende Portepee-Fähnrichs-Examen noch deutlicher hinweisen würde.

Verhehlen kann man sich nicht, daß diese Aenderungen in den bisherigen Verhältnissen der einjährigen Freiwilligen nach vielen Seiten hin auf Schwierigkeiten stoßen werden. Will man aber den Zweck, so muß man auch die Mittel wollen, und wahrlich, nach 40jährigem Frieden dürfte der Zweck in größere und dringendere Nähe gerückt sein als bisher. Wer in einer Abschaffung der einjährigen Dienstzeit für die jungen Männer der gebildeten Stände überhaupt und allein das Mittel zur Abhülfe findet, geht offenbar zu weit und hat vor allen Dingen wohl kaum bedacht, daß damit die allgemeine Dienstpflicht, dieser Grundpfeiler preußischer Macht und Geltung, so innig zusammenhängt, daß der Fall des einen auch den Fall des andern nach sich ziehen würde. Stellvertretung, Exemtionen wären die unvermeidliche Folge, und in der That das Schlimmste, was geschehen könnte. Ein gewohntes und eingelebtes Institut aber nützlich, staatlich wie militairisch fruchtbringend zu machen, das ist eine Aufgabe wohl ernstlichster Erörterung werth. Und daß die Möglichkeit vorhanden, ja verhältnißmäßig leicht erreichbar ist, glauben wir aus den sachverständigen Vorschlägen Anderer, wie in unserer eigenen Besprechung nachgewiesen zu haben. Das Institut der einjährigen Freiwilligen ist gegenwärtig nicht das, was es sein kann, oder vielmehr was es sein muß, wenn die Landwehr ein tüchtiges Offizier-Corps behalten soll. Darüber erwarten wir kaum eine gewichtige Gegenrede. In den vorgeschlagenen Mitteln zur Besserung würde eine Gegenrede aber in hohem Grade willkommen sein. Wollte man erwiedern, der einjährige Dienst sei überhaupt nur ein Mäntelchen, das geschickte Gesetzgeber einer am Ende doch unvermeidlichen Exemtion und Bevorzugung der begüterten und gebildeten Stände umgehangen, dann läßt sich freilich über den Gegenstand nicht rechten. Dann sollte man aber auch so ehrlich sein, die Pflanzschule der nachhaltigsten Kraft unseres Vaterlandes in etwas anderem als in einem geschickt gefundenen Vorwande zu suchen, und nicht eine Lüge zur Unwahrheit fügen. —

Verhältnißmäßig thut die Miliz-Organisation der Schweiz mehr für die Ausbildung ihrer Offiziere des zweiten Auszuges, als der Militair-Staat Preußen für den Ersatz seiner Landwehr-Subaltern-Offiziere. Wir sagen verhältnißmäßig, denn die Schweiz hat gar kein permanentes Offizier-Corps, und das Offizier-Corps unseres stehenden Heeres ist ein in soldatischer Bildung und Fähigkeit musterhaftes. Man hat eingesehen, daß Abhülfe Noth ist; statt aber zur Wurzel des Uebels zurückzugehen, hat man Palliativmittel gewählt. Für die Compagnieführung ist es, auf Kosten des stehenden Heeres in der Zahl seiner verfüg-

baren Offiziere, durch Abcommandirung von Premier-Lieutenants und jüngsten Hauptleuten geschehen. Für den Ersatz und Nachwuchs durch und in der Landwehr selbst ist aber nichts geschehen. Das sieht fast wie ein Verzweifeln an dem Institut der einjährig Freiwilligen aus. Dazu scheint uns die Lage der Dinge aber doch noch nicht angethan zu sein. Unsere militairische Organisation hat eine so wunderbare Elasticität, daß jeder Versuch seine Stelle und seinen Raum findet. Kommt der Ernst der Zeit, so wird sich freilich Vieles wie von selbst gestalten, was jetzt wie eine unüberwindliche Schwierigkeit vor uns zu liegen scheint. Mag es dem Vaterlandsfreunde aber nicht verdacht werden, wenn er dem guten Willen auch die Möglichkeit, der Begeisterung die Thunlichkeit und der Bereitwilligkeit den Erfolg erleichtern möchte. Und das thut man, wenn man zur Zeit der Ruhe den Moment ins Auge faßt, wo sie einst plötzlich aufhören könnte; wenn man zeitig die Mittel erwägt, die man einst vielleicht bedauern könnte, nicht rechtzeitig ergriffen zu haben.

Revolutionäre Literatur in Frankreich.

Histoire de la Révolution française, par M. Louis Blanc. Tomes VI, VII et VIII (de la fin de 1791 au 2. juin 1793), Paris 1854—1856. — Esquisses morales par Daniel Stern. Paris.

Das Kaiserreich vermochte bis jetzt nicht, die große Literatur in seine Abhängigkeit oder zum Schweigen zu bringen, und selbst die Männer, die es in Anbetracht ihrer Gefährlichkeit verbannt hat, dürfen es doch wagen, wenigstens als literarische Erscheinungen zurückzukehren. Victor Hugo und Louis Blanc sind — hinter den Fenstern der Buchläden — noch heute auf den Boulevards von Paris zu finden, und ihre neuesten Producte werden in Paris gedruckt und verlegt und von Paris aus an ihr großes Publicum versandt. Cromwell würde so etwas den Federn der Cavaliere nicht gestattet haben; auch der erste Napoleon machte mit den widerwilligen Geistern kürzeren Prozeß, aber der dritte dieses Namens kann in diesem Punkte schon den Nothwendigkeiten seiner Stellung nicht mehr gerecht werden, und zwar aus mehreren Gründen. Nicht nur, daß zur gloire des empire auch ein möglichst voller und glänzender Pariser Büchermarkt gehört und daß man sich doch unmöglich Bücher, welche sich Brüsseler und Londoner Verleger sogleich streitig machen würden, entgehen lassen kann, nicht nur, daß das literarische Frankreich, das weit über dem journalistischen steht, eine ungeheure Macht geworden ist, die auch der Kaiser respectiren muß, die ihn zwingt, selbst die überkühnen Nadelstiche der Akademie, die Vorreden Guizot's und die Ausfälle Villemain's, Tocqueville's und Montalembert's zu tragen: der

Kaiser steht auch in Folge seiner eigenen Erklärungen, in Folge seiner Schmeicheleien gegen die Vergangenheit eingestandener Maßen auf einem Gebiete, auf dem sich die Werke eines Louis Blanc, die Vergötterung der Revolution und der skeptische Individualismus einer Frau, wie die Daniel Stern es ist, nicht verurtheilen lassen, ohne zugleich vor Aller Augen einen neuen schreienden Widerspruch zwischen Wort und That bei dem Verurtheilenden zu enthüllen.

So ist es denn im Jahre 1856, im sechsten Jahre des dritten Napoleon, fünf Jahre nach der gewaltsamen Beseitigung der constitutionellen Verfassung Frankreichs, möglich, daß von Paris eine Verherrlichung Robespierre's und eine Apotheose des ersten Sündenfalles ausgeht. Die erstere finden wir bei Louis Blanc, die zweite bei Daniel Stern.

Daniel Stern ist eine Gestalt, welche für das moderne Paris kennzeichnend ist. Sie hat ihren Namen in einer Nachahmung der Wahl der Madame Dudevant gefunden, sie nennt sich Daniel Stern, weil jene sich George Sand nannte. Aber von dem Genie der Letzteren ist ihr darum doch nichts zu Theil geworden, wie eifrig sie sich auch zu der Lehre bekennt, welcher alle Romane der Dudevant gewidmet sind. Die Gräfin d'Agoult — das ist der wirkliche Name der Verfasserin einer Geschichte der französischen Revolution von 1848 und von den oben erwähnten „moralischen Skizzen" — hat die Lust an einer in vielen sehr glänzenden und prahlenden Salons herrschenden Mode befriedigt, indem sie zu einem Männer-Namen und zu dem Gebahren des Mannes griff, indem sie über Politik und sociale Fragen schrieb, indem sie für das Weib Gleichheit neben dem Mann, politische Rechte und eine Freiheit verlangte, die sie auf die Vorzüge und die Fähigkeiten der Frau begründet.

Es ist viel gegen und fast eben so viel gegen als für diese „Emancipation der Frauen" gesagt worden, es ist aber selten oder niemals darauf hingewiesen worden, daß dieser seltsame Trieb nach einer ungebundenen Stellung des zarteren Geschlechtes sich nicht bloß in der brusquen und beleidigenden Form gezeigt hat, die vor Allem der Männerkleider, der Cigarren und des schmutzigen Umganges bedarf. Mit der Zerstörung der alten Familie, mit der Zerstörung der Sicherheit des alten Heerdes, in einer Zeit, in der die Intelligenz so oft heimathslos geworden, und in der die meisten Lebensstellungen auf die rollende Woge gebaut sind, entwickelte sich in allen Cultur-Nationen vielfach familienloses Frauenthum, für gesunde Verhältnisse allerdings eine contradictio in adjecto, für die unsrigen aber eben eine nicht zu bestreitende Wirklichkeit. Da sehen wir neben einer George Sand auch eine Hanna Moore, neben der ungläubigen und sich selbst genügenden auch eine gläubige, wie ein Mann der kranken Gesellschaft dienende Frau, da sehen wir neben den lüderlichen Auswüchsen des Tages auch Frauen der edelsten und

feinstgebildeten Art eine ganz seltsame Selbstständigkeit in Anspruch nehmen. Gewiß, ein tiefes Leiden der Zeit spricht sich in diesen Ausnahme-Stellungen, aber doch in so verschiedenartigen Formen aus, daß es nothwendig wird, in jedem einzelnen Falle das Urtheil bis nach der genauesten Prüfung des betreffenden ganzen persönlichen und gesellschaftlichen Zustandes auszusetzen.

Ueber Daniel Stern wissen wir weiter nichts, als was diese Frau selbst drucken ließ, abhängig von dem Eindruck, den die glänzenden Erfolge der George Sand auf sie gemacht hatten, und eben so abhängig von dem schmeichelnden Verfahren einer Kritik, die, wie man in den Pariser Journalen deren seit Alters gewöhnt ist, nichts so sehr vorzieht, als das Seltsame, Ungewöhnliche, Revolutionäre.

Die radicalen Blätter von Paris, die „Presse" voran, haben denn auch dies neueste Buch der emancipirten Gräfin im Triumphe vor das Publicum getragen und über diesen Hymnus des Unglaubens einen neuen Hymnus tendenziöser Schmeichelei gedichtet. Nicht ohne einige Verlegenheit stehen wir vor diesen Kritiken wie vor dem Werke selbst, und wir glauben der „Revue" am besten zu dienen, wenn wir statt eines Auszuges aus dem Buche uns darauf beschränken, den Ausgangspunkt des Ganzen hier wörtlich zu geben:

„Die erste aller Revolutionen" — schreibt Daniel Stern — „deren Gedächtniß die Menschheit bewahrt, diese symbolische, heilige Revolution, aus der im Laufe der Zeiten aller Fortschritt des Menschen und der Gesellschaften entsteht, sehen wir in der Schrift unter dem Namen und Bilde einer Frau erscheinen. Der Allmächtige hatte zu dem Ehepaare, dem schwachen und unwissenden, aber glücklichen und unsterblichen gesagt: Du wirst nicht von dem Baume der Erkenntniß essen oder Du wirst sterben. Der Mann begnügt sich bei diesem thatlosen und fühllosen Glück, aber die Frau, die in sich die Stimme des Geistes der Freiheit vernahm, nimmt die Herausforderung an. Sie zieht den Schmerz der Unwissenheit, den Tod der Knechtschaft vor. Bei aller Gefahr ergreift sie mit kühner Hand die verbotene Frucht, sie reißt den Mann mit sich zu ihrer edlen Auflehnung (dans sa noble rebellion) fort."...

Hier haben wir den Kern des Buches, es ist der erste Satz der französischen Revolution, der Satz von der Selbstständigkeit, Gottlosigkeit des Menschen, auf einen besonderen Fall angewandt, dem besonderen Bedürfniß, die Emancipation des Weibes zu begründen, angepaßt. Weiter der Verfasserin zu folgen, unterlassen wir aus Rücksicht auf unseren Leserkreis und eine natürliche Schamhaftigkeit unseres Volkes, welche der französischen Nation unbekannt geworden zu sein scheint, aber die Bemerkung sei noch gemacht, daß in diesem Falle recht klar wird, wie mit dem Bewußtsein von der Quelle alles Sittengesetzes auch das Bewußtsein der Sitte, der gewöhnlichsten Sitte und damit endlich das Weibliche selbst schwindet. Ohne weitere Zwischensätze entwickelt sich aus dem

oben angegebenen Satze die ungezähmteste Apologie des Rein-Creatürlichen. Doch genug.

Uns ist es wichtig, von dem Erscheinen dieses Buches als von einem Zeichen des Fortdauerns der alten revolutionären Strömung in Frankreich Act zu nehmen, einer Strömung, die auf das Sonderbarste mit den leichtgezimmerten Wällen und Uferdeichen contrastirt, durch deren Aufrichtung man vorgab, „die Gesellschaft gerettet zu haben."

Nein, es fehlt heut noch Alles zu dieser Rettung, und Frankreich zeigt noch heut in einem großen Theile seiner Bevölkerung ein wahrhaft grauenvolles Beharren auf dem Standpunkte der revolutionärsten Zeiten. Wie wäre sonst das Erscheinen eines Buches und die schnelle und übergroße Verbreitung desselben denkbar, eines Buches, wie das von Louis Blanc, dem socialistischen Volksbeglücker, der im Luxembourg 1848 das Recht auf Arbeit in die Praxis zu übersetzen versuchte und jetzt von London aus für dieselbe Sache unter der Maske des Geschichtsschreibers zu wirken sucht. Die neuesten Bände seiner Geschichte der französischen Revolution, die eben erschienen sind und deren Bedeutung für die heutigen Franzosen uns unter anderm aus der Heftigkeit und dem Eifer hervorgeht, mit dem das „Journal des Débats" in drei Nummern und in überlangen Artikeln aus der Feder Cuvillier-Fleury's dagegen auftritt, diese beiden neuesten Bände — der 6. und 7. — haben die furchtbarsten Scenen einer Revolution ohne Gleichen, die Septembertage von 1792 und ihre Umgebungen nach Rückwärts und Vorwärts zu schildern. Louis Blanc wird der Apologist der Septembristen. Einen geschickteren Anwalt hat selten eine schlechte Sache gefunden, als die Septembermörder ihn in dem Capitel dieser Geschichte fanden, welches überschrieben ist: „Erinnere Dich der Bartholomäusnacht." Im Styl wie in der Composition bekundet sich ein Meister. Die gegen das Herz Frankreichs vorrückenden Preußen, die Belagerung Verdun's bilden den Hintergrund der Rechtfertigung, das edle Volk von Paris ergreift die Waffen, um an die Grenzen zu eilen und das Vaterland zu schützen, aber ehe es den heimischen Heerd verläßt, blickt es noch einmal hinter sich und bemerkt, daß es in seinem Rücken Gefängnisse läßt, welche mit den Verräthern und den geheimen Verschworenen des Auslandes angefüllt sind. Da faßt es sich zu einem wilden Entschlusse zusammen. So morden die Patrioten. Der Mord ist motivirt, er muß auch vergoldet werden, und dazu dienen denn die Scenen, in denen die Enthaltsamkeit, das Herz und Gefühl des Volkes und was dergleichen mehr ist, geschildert werden.

Was geht dabei Herrn Louis Blanc die Geschichte an und das Urtheil der Zeitgenossen, was schiert es ihn, daß selbst wilde Jacobiner uns in beredten Worten die Verdammung der Septembermetzeleien hinterlassen haben, daß einer von ihnen selbst das schlagende Wort gebraucht hat, selbst ein Schurke, wenn von seinen Richtern meuchlings ermordet,

werde zum Helden? L. Blanc hat ja nicht der Wahrheit die Ehre zu geben, er hat vor einem großen Volke von Gläubigen eine Leidenschaft zu vertheidigen und zu rühmen, welche einen wesentlichen Theil des Lebens im heutigen Frankreich ausmacht. Und so darf er es dreist wagen, der Wahrheit, dem einstimmigen Zeugniß der Vergangenheit, der Menschlichkeit und aller Zucht, welche selbst Wilde ehren, in's Gesicht zu schlagen und die Freiheit des Blutvergießens, die Schlächtereien der Revolution, den Cannibalismus der Männer der „Menschenrechte" auf den Schild zu heben. Solch ein Buch wird dadurch zum zeitgeschichtlichen Ereigniß, es charakterisirt die Zustände Frankreichs trotz aller officiellen Draperieen auf das schärfste, und es ruft dem kaum zur Ruhe gekommenen Europa zu, auf seiner Hut zu sein und den lodernden Brand der Revolution zu fürchten. Man vergesse dabei nicht, daß es der mißverstandene Priester-Republikanismus im alten Testamente war, der die erste englische Revolution so gewaltig begünstigte, daß es die unverständige Hingabe an das classische Alterthum, an die Brutus und Gracchus war, welche den Schwung der ersten französischen Revolution so sehr förderte, daß die literarischen Reproductionen der Vergangenheit überhaupt an dem Zustandekommen neuer Entwickelungen stets mehr Antheil haben, als es auf den ersten Blick scheinen will.

Englische Eisenbahn-Literatur.

II.

Das goldene Kalb.

„Lies dann und wann einen Roman, um Deine Phantasie niederzuhalten." Solchen Rath ertheilte ein Schriftsteller, der von Natur und Menschenleben etwas verstand, einem unruhigen Freunde, dessen zielloses Sehnen sich nach mancherlei wunderlichen Plänen auf abenteuerliche Reisegedanken zu richten begann. Wir denken, der Rath wird von den meisten Männern über dreißig ein weiser genannt werden, sofern er an Altersgenossen ergeht. Der Roman kann das Interesse erregen, kann rühren und ergreifen. Ja er ist im Stande, dieses in höherem Grade zu thun, als das Leben selber. Einem warmen Schriftstellerherzen entsprungen, dessen Ergüsse von einem künstlerischen Geiste in wirksame Anordnung gebracht werden, muß er uns unmittelbarer und heftiger berühren, als das Leben mit dem ernüchternden Zubehör seiner gleichgültigen Umstände und der größeren Mischung seiner Persönlichkeiten. Aber so lange der Roman wahr bleibt, wird er Niemandem Unerwartetes zeigen, der das Leben kennen gelernt, der es überdacht und empfunden. Wird er übertrieben, so reizt er die Jugend und wird fade für Männer,

Im Verhältniß, als Männer die Grenzen der Wirklichkeit schärfer zu messen verstehen und mit der Achtung für ihre Würde eine menschliche Scheu vor jenen Punkten bewahren, an welchen sie in das Ungeheuerliche, Widersinnige oder vollends Unbegreifliche zu verschwimmen beginnt, in demselben Verhältniß werden sie von den abgeschmackten Verzerrungen unerwärmt bleiben, welche Romanschreiber so manches Mal für Großartiges oder Erhabenes darzubieten in der Lage sind. Wirklich zum Staunen bringt den Nachdenklichen nur die Wirklichkeit; nicht halb so kühn wagt die ausschweifendste Dichtung sich zu versteigen, so lange sie diesen Namen beansprucht und demgemäß weniger durch Ereignisse als ihre Empfindungen zu wirken begehrt. Wie, wenn man einem romantikdürstenden Leser erzählte, daß vor anderthalb hundert Jahren ein Mann in England lebte, der, nach einer Jugend voll Unzucht, voll Spielen, Trügen und Meutern, vom absoluten Hunger zur Verzweiflung getrieben wurde, sich mit einem Freunde überwarf, sich mit ihm schlug und ihn tödtete, der, vor Gericht gezogen und des Mordes verurtheilt, sich davon zu machen verstand und mit heiler Haut nach dem Festlande gelangte? Der im Laufe seines weiteren verbrecherischen Umhertreibens in jeder notorischen Spielhölle Europa's so bekannt und verrufen ward, daß er zuerst von Venedig, dann von Genua, schließlich von dem dazumal in solchen Dingen nachsichtigen Paris selber von Polizei- und Büttelswegen Abschied nehmen mußte? Der sich in die französische Hauptstadt wieder hineinstahl, am öffentlichen Spieltisch einem Prinzen aus königlichem Blute begegnete, seine Freundschaft gewann, seine Verlegenheiten auszubeuten verstand und den Gipfel des höchsten Ansehns erschwang? Würde der Romanleser uns glauben, wenn wir ihm weiter erzählten, daß eine Herzogin ihrem Kutscher vor der Thüre desselbigen, nunmehr großen Mannes umzuwerfen befahl, um nur die Gelegenheit zu einem Besuch und Gespräch zu erlangen? daß eine Marquise in derselben Absicht einmal vor seinem Hause Feuer schrie? daß der verurtheilte Mörder, der bettlerische, gesetzlose Landstreicher, der ausgetriebene Spieler, daß er nun im Laufe weniger Monate zum reichsten Landeigner in Frankreich gedieh? Ja daß er edelmüthig das Land seiner Adoption mit Wohlstand zu erfüllen schien, mehr als die Menschen es zu genießen oder zu erträumen vermochten? Wie dann binnen einer Stunde, als vom Hauche eines Racheengels das Machwerk zusammenbrach, die schwimmenden Blasen zerbarsten und der stolze Architect in dunkele Verstecke kroch? Wie er den Beginn seiner Laufbahn an ihrem Ende erneute und als ein armseliger Betrüger die Spieltische der Welt heimsuchte, während er die verfolgende Justiz mit unsäglicher Mühe von seinen Spuren abzuleiten wußte? Wie er schließlich im Schmutze zu Venedig starb, nachdem er sich lebendig dort nicht zeigen gedurft? Wie wenn wir das als Roman erzählten und mit all dem schauerlich interessanten Detail erfüllten, welches die weiten Lücken

iefer flüchtigen Skizze in der Wirklichkeit verknüpft und verbunden hat? Würde man nicht meinen, eines fieberhaften Romanschreibers unleidliche Phantasieen zu vernehmen, und wer würde die zu Ende hören mögen? Und dennoch haben Leben und Tod von John Law und der von dem Manne dieses Namens heraufbeschworene National-Bankerott Frankreichs erst in unseren jüngsten Tagen der Spiegelbilder manche gefunden. Wir nennen nur ein englisches: George Hudson, den sogenannten englischen Eisenbahn-König, und die an seine Person geknüpfte, wie von ihm repräsentirte Eisenbahn-Actien-Speculation.

Hudson wie Law tauchte aus der Dunkelheit auf, um ein ganzes Königreich mit dem Wiederscheine seines Glanzes zu erhellen. Auch er füllte die Säckel der Leute mit eingebildetem Reichthum und sah Groß und Klein, Reich und Arm zu seinen Füßen sich krümmen. Auch er spielte, setzte Credit und Ehre an ein tolles Ringen und Haschen mit der launischen Fortuna. Auch er zählte prangender Landgüter viele und rechnete die Vornehmsten zu seinen Freunden. Auch er hatte seinen Altar, wo die Goldanbeter täglichen Weihrauch verdampften und das Opfer ihrer Miethlingsseelen darbrachten. Und er erwachte von einem seligen Traume zu einem Tage der Abrechnung. Kehlen, die sich an seinem Lobe heiser gesungen, fluchten kreischend über ihn her oder sandten tonlose Verwünschungen nach ihm hin. Hände, die in der schmutzigeren Nachlese seines schmutzigen Gewinnes sich eben noch allzu glücklich geschätzt hatten, diese Hände warfen ihn mit Koth.

Welche Veränderung haben sonst nicht die hundertundfünfzig Jahre zu Wege gebracht, welche zwischen Law und Hudson liegen! Was hat Wissen und Geschick in dieser Frist nicht allenthalben entdeckt und zu besserer Erleuchtung und mehrerer Bequemlichkeit ersonnen und ausgeführt! Welch' eine Verwandlung in dem gegenseitigen Verhältnisse der Völker und Stände! Welch' eine Steigerung der Ziele und Wünsche, welch' eine tönende Erhöhung der Reden vom Bewußtsein der eigenen Cultur, Humanität und Würde! Und doch, in einer Beziehung ist man sich selber gleich geblieben. In den Tagen John Law's schwindelte die Pariser Gesellschaft nicht eifriger, als die Londoner zur Zeit, da Georg Hudson über ihr strahlte wie ein zehrendes Brillantfeuer. Und gleich Law diente Hudson dazu, manche Niedrige zu eiteler Nichtigkeit zu erheben und manche Hohe zur Bekundung von Gesinnungen zu erniedrigen, welche ihrem Range zu Schaden und Schande gereichten. Es ist gewiß, daß Lords vor Hudson sich mehr als gebeugt haben; und es ist eine verbürgte Anekdote, daß, als Law's Kutscher seinem Herrn aufsagte, er gleichzeitig zwei neue Bewerber präsentirte und den ausgeschlagenen sich selber nahm. Auch der Kutscher hatte in seines Herrn Actien speculirt und war zu Pferd und Wagen gelangt.

Im Widerspruche mit mancherlei guten Seiten des englischen Charakters hat die Anbetung des Goldes eher zu- als abgenommen. So

ist der Engländer durchschnittlich keineswegs geizig, wie gierig er auch dem Erwerbe nachjage; Edelmuth, Frömmigkeit und Stolz machen ihn im Gegentheil in den meisten Fällen freigebig. Guizot, welcher den englischen Charakter mit philosophischer Schärfe untersucht hat, erklärt, daß nichts in Großbritannien den Fremden mit so beschämender Bewunderung erfülle, als die Unzahl freiwillig gestifteter Anstalten der Wohlthätigkeit. Wer England gesehen und studirt, möchte diesen Satz bis zu der Behauptung auszudehnen geneigt sein, des Engländers Freigebigkeit werde allein von seiner Habsucht übertroffen; und daß, wenn die Mildigkeit, gerne zu geben, eine britische Landestugend sei, der Hochmuth viel zu besitzen, nicht minder ein britischer Landesfluch genannt werden müsse.

Es giebt hundert Anomalieen in der englischen Gesellschaft, die jeder Erklärung spotten, giebt man die Richtigkeit dieser Behauptungen oder — wie wir zu sagen vorziehen dürfen — dieser Thatsachen nicht zu. Du betrittst Sonntags eine gedrängt volle Kapelle. Du lauschest der frommen Beredtsamkeit, welche die Hörer in Schaaren herbeizuziehen pflegt. Der Prediger ist sehr populär, Du weißt es, er bezieht mindestens seine tausend Pfund jährlich von dem Eigenthümer der Kapelle, den er seine Plätze bis auf den letzten so vortheilhaft vermiethen läßt. Sein Name ist ohne Makel. Seine Gemeinde verehrt ihn, während er sie straft, und über seine Gemeinde hinaus achten und protegiren ihn Diakone, Erzdiakone und Bischöfe. Seine Lehre ist rein und sein Leben bezeugt ihre Wahrhaftigkeit. Er sagt Euch, daß begehrlich sein, dem sicheren Ruine entgegenschwimmen heißt. Er warnt Euch vor den Gütern dieses Lebens, er warnt Euch vor Unzufriedenheit mit Geringem, er mahnt Euch, irdische Gier Eure himmlische Erbschaft nicht gefährden zu lassen. Er führt Capitel und Verse an, daß Ihr vor der Autorität der Worte verstummt und niedergeschlagen in Euch geht. Und seid Ihr überwiesen, dann läßt er die Gewalt seiner Rede schießen, und geschmolzen und hingerissen wird Eure demüthige Ueberzeugung zum frohen Geständniß und versöhnten Gelübde. Ihr gehet heim, entschlossen ein besserer Mensch zu sein. Aber da nehmt Ihr am folgenden Montag ein Zeitungsblatt zur Hand, und worauf fällt Euer Auge? Eine goldene Hülfspredigerstelle ist vacant — vierhundert Pfund jährlich — eine Predigt wöchentlich — eine Anzahl armer, hoffnungschwellender Kuraten mit achtzig Pfund Gehalt und mühseliger Arbeit figuriren unter der Menge von Bewerbern — hoffnungsraubend an ihrer Spitze aber präsentirt seinen majestätischen Namen und Rang — Euer Sonntagsprediger! Trotz seiner tausend Pfund jährlich, trotz seiner Predigt, die Euch zu bessern begonnen, begehrt er die vierhundert noch dazu.

Oder ihr seid ein Lord. Das Parlament macht Ferien, ihr geht auf's Land. Euer Freund, Lord Birmingham, pflegt einen gewählten Kreis edeler Gäste auf seinem prächtigen Landsitz. Ihr seid eingeladen,

das Vorrecht derselben zu theilen. Ihr langt zur Frühstückszeit an. Die Gäste sind alle versammelt. Da ist ein Herzog, ein Marquis, ein Graf, ein Viscount, ein Baron. Ihr seid selber ein jüngerer Sohn und demnach nicht allzu sehr erstaunt, daß der Baron dem Herzog mit schönen Worten aufwartet. Laßt das passiren. Aber da ist noch ein anderer Gast im Zimmer, wenn wir den armen, schweigsamen, bleichgesichtigen, verlegen aussehenden jungen Mann in der Ecke einen Gast nennen dürfen. Schaut er doch darein, wie ein armer Tropf, der sich selber abschlachten möchte, weil er den Schatten eines Grundes in sich aufsteigen gefühlt, er habe irgend Jemandem im Zimmer mit seiner Gegenwart nicht eben eine Befriedigung bereitet! Er ist ein Predigerssohn, Erzieher von Lord Birmingham's Sohn und Erben, hat in Cambridge graduirt und gedenkt sich harten Kampfes so so durch die Welt zu schlagen. Er hat gutes Blut in seinen Adern, aber keinen Sixpence in seiner Tasche. Einen Theil seines Gehaltes sendet der brave Sohn seiner verwittweten Mutter nach Haus. Im Uebrigen sucht er sich so nützlich zu machen, als es angeht, und auf den Sohn und Erben so viel Wissen und Benehmen zu übertragen, als der Patient davon einnehmen will. Auch hindert man ihn nicht. Mag er dem Zögling in loco parentis gegenüber stehen, bei Tafel und im Gesellschaftszimmer rangirt ein englischer Hauslehrer doch nur als eine Art Oberlakai. Ihr, der Lord, der jüngere Sohn, ihr habt mehr Gelegenheit gehabt, dergleichen zu beobachten und habt die nationale Ansicht über Hauslehrer so schauerlich unverhohlen bethätigt gefunden, daß ihr, ihre Berechtigung zuzugeben, euch so gemach in Positur setzt. Ihr kennt die Geschichte und verwundert euch nicht, daß sich der junge Mann nach einem Scheinimbiß, ohne Gruß und Gegengruß, geisterartig und unbeachtet entfernt. Da schallt's im Zimmer von einem pöbelhaft wiehernden Gelächter. Wer ist der Vater solcher Klänge an diesem Orte? Jener Gentleman mittleren Alters? Aha, der da! Ihr habt ihn noch nicht gesehen, aber es dünkt euch, ihr trafet mehrere Herren, die ihm ähnlich sahen, als ihr einmal über den Londoner Viehmarkt ginget. Es ist der berühmte Lumpsohn. Zehn Jahre früher und er stand hinter dem Ladentisch, von dem übrigens mancher Bessere ausgegangen ist, als er. Speculation und noch was darüber haben ihn zu einem Millionär gemacht, aber zu nichts weiter. Gemeinheit thront in seinem Herzen und quillt von seiner Zunge. Mylord's Küper ist edel im Vergleich zu ihm; der niederste Plüschträger ist ein Heros an seiner Seite. Ihr seht, ihr empfindet das, wenn er spricht, geht, steht, ißt und trinkt. Ihr vermuthet, die Grooms würden seine Gegenwart im Bedientenzimmer nicht am Platze finden. Euer Fleisch selber scheint sich vor seiner Gegenwart in sich selber zurückzuziehen. Ihr seid gewiß, schabte einer den Goldstaubdeckel von dieses Mannes Leichnam ab, nichts bliebe als eine verwahrloste, schmutzige Seele. Ihr seid von alledem gleichwie von einer ätzenden Wahrheit

durchdrungen — Und dennoch, dennoch, seht da! Lady Birmingham, die ihres Sohnes Lehrer behandelt, als wär' er ein unterrichteter Pudel und nichts mehr in der Kette der Wesen, sie ist in offenbarer Admiration absorbirt ob Mr. Lumpsohn! Auch die anderen Damen und Herren sind nur stolz, seine Bekanntschaft zu besitzen, sind seiner Gemeinheit gänzlich unkundig und finden seine Rohheit so complaisant! Ihr wißt wohl genug, was all das heißt. Die Geschichte ist aus Gold gemacht. Aber dann erinnert ihr euch, daß die Aristokratie ihre Pflicht gegen den König, das Land und sich selbst zu erfüllen habe, und dann könnt ihr's nicht entdecken, wenn ihr's auch noch so viel bedenkt, wie sich adelige Selbstachtung mit erniedrigender Schmeichelei verträgt.

Der Beispiele giebt es in Fülle. Sie bieten sich immerwährend dar. Man achtet Geld am höchsten, und das Verlangen nach Achtung gebiert das Streben nach demjenigen, um dessen Besitzes willen man sich im Voraus geschätzt, bewundert, flattirt weiß. Man sieht die charmantesten Leute vernachlässigt oder kaum mitleidig belobt, wenn sie arm sind; man haßt die Armuth und scheut die Pön, welche sie mit sich bringt. Daher das allgemeine einander auf die Hacken treten, das Reißen und Zerren an den Kleidern derer, die über einem stehen, und die Stöße und Püffe, so man von den rächenden Ehrenmännern hinter einem zugetheilt empfängt. Daher die Verbannung von Einfalt und Einfachheit. Daher die Scham ob der Lebenslage, in welche es Gott gefallen hat einen zu versetzen, und daher die Schwierigkeiten, welche die Lage umgeben, in welche man sich unsicheren Fußes selber hineingehoben. Daher so viel häusliches Elend, herzbrechendes Bankerottiren; daher so viele Damen, denen ihre insolventen Väter nichts als die Prahlerei mit der Vergangenheit hinterlassen, während sie selber in der Gegenwart niedere Dienste verrichten müssen; daher so viele wohlerzogene junge Leute, welche plötzliches Unglück ihrer Familie in eine Welt wirft, die sie bisher geringschätzen gedurft, um sie nun zu hassen. Daher der bleiche Hunger, welcher einen aus all den Höhlen und Winkeln dieser glänzenden Welt anstiert, Höhlen, in denen Mann, Weib und Kind die langen Tages- und Nachtstunden hindurch für eine Brod-Kruste arbeiten, damit einige wohlhäbige, glaue und „allgemein geachtete" Kaufherren einer unmenschlichen Liebe zur Billigkeit (der Waarenpreise) fröhnen und vom Fleisch und Blut ihrer obscuren und hülflosen Mitgeschöpfe feist werden mögen.

Genug! Goldverehrung ist eine Nationalsünde Englands, und der macht sich wohl verdient um die britische Gesellschaft, welcher dieses Laster einer getreuen Schilderung oder einsichtigen Zergliederung unterwirft. Leider ist das Letztere mehr als Ersteres in einem Romane der Fall, welcher uns zu diesen Betrachtungen den nächsten Anlaß gegeben. Er heißt: „Das goldene Kalb", ist anonym, und behandelt die moderne Eisenbahnactien-Speculation so ungenirt, daß Mr. Hudson, der Marquis of Londonderry u. s. w. namentlich darin vorkommen. Nicht ganz

neu, bietet er der deutschen Gegenwart doch leider! kein veraltetes Interesse. Die betreffenden Verhältnisse sind wohl auseinandergesetzt, aber die Personen dienen zu nichts als zu schematischen Gliedern der beabsichtigten Argumentation; sie sind des eigenen Charakters baar, der sie erst zu wirklichen Personen beleben würde. Ueberdies hat die nüchterne, solide Geschäftsmäßigkeit, mit welcher der Verfasser an die weitläuftige Darstellung der Sachlage gegangen, ihn zugleich von der Einstreuung von Satyre und Moral zurückgehalten. Das Buch ist lehrreich, aber, in Anbetracht seiner dramatisirten Darstellung, langweilig.

Johanniter - Orden.

Fortsetzung des Verzeichnisses der Wappen in der Kirche zu Sonnenburg.

III. Wappen der Commendatoren und Ritter.

520. Friedrich Heinrich Freiherr v. Seckendorf. — 16. August 1731.
521. Christoph Ludwig Freiherr v. Seckendorf. — 26. October 1735.
522. Friedrich Christoph Freiherr v. Seckendorf, Commendator zu Lagow 1790—1795. — 17. August 1736.
523. Johann Carl Christoph Freiherr v. Seckendorf. — 1. September 1772.
524. Friedr. Heinr. Siegismund Freih. v. Seidlitz u. Golav. — 2. Mai 1793.
525. Joachim Berndt v. Selchow. — 7. April 1728.
526. Adolph Bernhardt v. Selchow. — 1. October 1764.
527. Christian Friedrich Ludwig Freiherr Senft v. Pilsach. — 15. Juli 1795.
528. Adam Friedrich Freiherr Senft v. Pilsach. — 15. Juli 1795.
529. Adolph Ludwig Graf zu Solms. — 26. October 1735.
530. Christian Ludw. Carl Emil Alex. Wilh. Graf zu Solms. — 1. Juni 1786.
531. Friedrich Wilhelm Freiherr v. Spaen, Commendator zu Wietersheim 1718, gestorben 1745. — 18. März 1691.
532. Alexander Bernhard Freiherr v. Spaen. — 18. März 1691.
533. Commendator Vladislaus Graf v. Sparr. — 15. Januar 1662.
534. Johann Ernst Graf v. Sparr. — 22. September 1668.
535. Nicolaus Wilhelm Reichsgraf v. Sparr. — 14. September 1762.
536. Friedrich Wilhelm Reichsgraf v. Sparr. — 1. October 1764.
537. Werner Heinrich Adolph Freiherr v. Spiegel zum Diesenberge. — 11. September 1790.
538. Friedrich Wilhelm Stach v. Goltzheim. — 26. October 1735.
539. Reinhold Johann Graf v. Stakelberg. — 2. Mai 1793.
540. Adrian Adam v. Stammer. — 24. Februar 1693.
541. Friedrich Adam v. Stammer. — 4. Juli 1800.
542. Friedrich Ludwig v. Stechow. — 17. August 1736.
543. Friedrich Wilhelm v. Stechow. — 1. October 1764.
544. Friedrich Ludwig Carl v. Stedern. — 11. September 1790.
545. Carl v. Stein. — 20. Mai 1667.
546. Erdmann Freiherr v. Stein. — 19. März 1696.
547. Friedrich v. Steinberg. — 26. October 1735.
548. Ernst Georg v. Steinberg. — 11. September 1790.
549. Georg August v. Steinberg. — 15. Juli 1795.
550. Gottfried Küchmeister v. Sternberg. — 16. August 1731.
551. Friedrich Küchmeister v. Sternberg. — 16. August 1731.

552. Gottlob Friedrich Graf zu Stolberg. — 26. Februar 1737.
553. Christian Fried. Graf zu Stolberg-Wernigerode. — 11. Sept. 1790.
554. Henrich Graf zu Stolberg-Wernigerode. — 11. September 1790.
555. Ferdinand Graf zu Stolberg-Wernigerode. — 15. Juli 1795.
556. Georg Rudolph v. Stosch. — 19. März 1696.
557. Georg Abraham v. Stosch. — 14. September 1762.
558. Hans Gottlieb v. Stosch. — 11. September 1790.
559. Wenzel Friedrich v. Stosch. — 4. Juli 1800.
560. Siegismund Freiherr v. Strünckede. — 16. August 1731.
561. Samuel v. Strysząka. — 17. April 1671.
562. Christian Heinrich v. Stutterheimb. — 16. August 1731.
563. Friedrich Godoward v. Syberg. — 4. December 1689.
564. Ludwig Johann Friedrich Felix August Arnold Heinrich Freiherr v. Syberg v. Vörde. — 4. Juli 1800.
565. Wulff Carl Gustav v. Sydo. — 17. August 1736.
566. Christian David v. Sydow. — 20. Sept. 1731.
567. Friedrich Wilhelm v. Sydow. — 26. October 1735.
568. Hans Siegismund v. Sydow. — 14. Sept. 1762.
569. Arndt Wilhelm v. Sydow. — 1. October 1764.
570. Georg Gottlob Leopold v. Sydow. — 1. Sept. 1772.
571. Johann Friedrich v. Taubenhein. — 26. Februar 1737.
572. Friedrich Bogislav Emanuel v. Tauenzien. — 27. September 1785.
573. Friedrich v. Tettau, Commendator zu Werben 1725—1748. — 24. Februar 1693.
574. Friedrich Ludwig v. Tettau. — 30. September 1704.
575. Hans Adolph Ernst v. Tettau. — 4. Juli 1800.
576. Carl Florian v. Thielau. — 1. Juli 1786.
577. George Heinrich v. Thümmel. — 23. Februar 1697.
578. Carl Ludwig v. Thun. — 11. September 1790.
579. Clas Philipp v. Thun. — 11. September 1790.
580. Friedrich Ernst v. d. Trenck. — 1. September 1772.
581. Otto Melchior v. Treskow. — 16. August 1731.
582. Wilhelm Heinrich Ludwig v. Treskow. — 4. Juli 1800.
583. Siegismund Friedrich v. Treskow. — 1. October 1764.
584. Ernst Wilhelm Rudolph v. Troschke. — 4. Juli 1800.
585. Friedrich Wilhelm v. Uechtritz. — 1. September 1772.
586. Christian Heinrich August v. Uffel. — 11. September 1790.
587. Carl Siegismund Otto v. Unruh. — 11. September 1790.
588. Josias v. Veltheim. — 16. August 1731.
589. Carl Christian Septimus v. Veltheim. — 11. September 1790.
590. Adam Otto v. Viereck, Commandator zu Lagow 1735—1758. — 7. April 1728.
591. Friedrich Christian v. Viereck. — 1. October 1764.
592. Carl Albert Friedrich v. Viereck. — 2. Mai 1793.
593. Christian Ludwig Wilhelm Emilius v. Viereck. — 4. Juli 1800.
594. Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp v. Vincke. — 15. Juli 1795.
595. Friedrich Carl Freiherr Voit von Salzburg. — 16. August 1731.
596. Friedrich Wilhelm August v. Voß. — 1. September 1772.
597. Otto Carl Friedrich v. Voss. — 11. September 1790.
598. August Ernst Friedrich Heinrich Carl Graf v. Voss. — 4. Juli 1800.
599. Johann Rudolph v. Walbrun. — 18. März 1691.
600. Ferdinand Reinhard Wolfgang v. Wallbrunn. — 26. October 1735.
601. Gebhard Freiherr v. Waldburg. — 15. Januar 1662.
602. Friedrich Sebastian Truchs-Graf zu Waldburg. — 7. April 1728.
603. Otto Wilhelm Truchs-Graf zu Waldburg. — 26. October 1735.
604. Friedrich Carl Wilhelm Truchs-Graf zu Waldburg. — 26. Februar 1737.
605. Commandator Georg Friedrich Graf zu Waldek. — 10. December 1652.
606. Carl Gustav Graf zu Waldek. — 1678.
607. Friedr. Carl Ludwig Graf zu Waldek und Pyrmont. — 4. Dec. 1689
608. Franz Ludwig Waldner von Freundstein. — 1. October 1764.

(Schluß folgt.)

Wappen-Sagen.

Pfeil.

Das Hifthorn klang, bevor's getagt,
Der Kaiser in Schlesiens Bergen jagt,
Der Kaiser und Schlesiens Fürsten.

Die Fürstenschaar aus Piastischem Blut
Zu Rosse hoch und ein Laub am Hut,
Mit blanken Speeren gerüstet.

Der Kaiser voran, sie sausen dahin,
Durch mannliches Wagen den muthigen Sinn
In kühnlichem Jagen zu zeigen.

Sie jagen den Hirsch und sie hetzen das Schwein,
Sie springen vom Roß in die Berge hinein,
Den riesigen Bären zu finden.

Das Hifthorn klingt durch Felsen und Flur,
Sie folgen dem Bären auf mächtiger Spur,
Ihn treibend von Klippe zu Klippe.

Sie breiten sich aus, sie schließen den Kreis,
Laut pocht in den Herzen die Jagdlust heiß,
Hell tönet der Bracken Geläute!

Den Andern voraus auf dem rauhesten Pfad
Herzog George der Bärtige *) naht
Dem grimm aufstierenden Bären.

Der Bär hat den goldenen Jagdspeer gefaßt —
Zu Boden geschleudert den kühnen Piast,
Um sein Leben ist es geschehen!

Schon streckten sich aus die Tatzen zum Schlag —
Da plötzlich das Unthier zusammenbrach,
Von einem Pfeile durchschossen.

Dem Pfeil sprang nach ein frischer Gesell,
Der hieb von dem Bären die Tatzen so schnell,
Und bot sie knieend dem Fürsten.

Verwundert schaute der Herzog darein,
Ihm dünkt ein Traum das Alles zu sein —
Sein Jagdrecht waren die Tatzen.

Der Kaiser kam mit der fürstlichen Jagd,
Er hatte geseh'n, was der Jäger gewagt,
Und wie er den Herzog errettet.

*) Herzog Georg der Bärtige, Gemahl der heiligen Hedwig.

Der Kaiser nahm ernst den rettenden Pfeil,
Er sprach zum Jäger: „Der brachte Dir Heil,
„D'rum wollen wir Pfeil Dich benennen;

„Wir woll'n Dich begnaden mit Adel und Schild,
„Die Bärentatzen in Silber Dein Bild,
„Und kreuzweis sollst Du sie führen!

„Nun gründe Dein Haus und edel Geschlecht,
„Wir haben's gegeben, das ist unser Recht,
„Weil Du uns den Oheim gerettet."

So kam von dem Bären im Bergwald wild
Der Namen, der Adel, im Wappen das Bild
Dem edlen Geschlechte der Pfeile.

[Amerikanische Ueberhebung.] Zu derselben Zeit, wo die südlichen und die nördlichen Staaten der Union sich wechselweise die ärgsten Vorwürfe machen, wo im Süden das ewige Recht der Sclaverei vertheidigt und Europa von eben dorther belehrt wird, daß es mit seinem Aufgeben der Leibeigenschaft ein schlechtes Experiment gemacht hat, wo im Norden die Sclaverei, wenn auch nur der Sache, nicht dem Namen nach, sehr praktisch befunden und betrieben wird, erscheint in New-York ein Buch, betitelt: Westward Empire, das mit der Unbefangenheit, wie sie nur ein Anachoret besitzen sollte, die Oberhoheit Amerika's über alle vergangenen und noch vorhandenen Stufen menschheitlicher Entwickelung proclamirt. Die Phrase, daß die Weltgeschichte westwärts schreitet, eröffnet natürlich diesen neuesten Humbug auf dem Gebiete der Literatur. Der Verfasser thut dann aber einen Schritt weiter und giebt uns einen neuen Einblick in die Wandlung der Geschichte überhaupt und in die Bedeutung ihrer früheren Schritte. Er theilt nämlich die gesammte Geschichte in fünf Zeitalter. Das erste ist das des Perikles, oder das Zeitalter der künstlerischen Schönheit, das zweite das des Augustus oder der kriegerischen Kraft, das dritte das Leo's des Zehnten oder der wissenschaftlichen Erfindung, das vierte das Washington's oder der allgemeinen Verbesserung und Veredlung (amelioration Alles in Allem vom Verf. genannt). Das fünfte ist nach ihm noch nicht gekommen und wird darum merkwürdiger Weise noch nicht weiter gewürdigt. Es beschäftigt sich indeß, wie wir bereits errathen können, ebenfalls nur ausschließlich mit Amerika. Der Verfasser dieser neuesten Kosmogonie ist E. L. Magoon.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Siebentes Capitel.

Schwarze Loose fallen.

„Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth,
Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen in's Meer."
(Goethe.)

Am achtzehnten März war es im Jahre 1815.

Am achtzehnten März — der Tag scheint ein schwarzer zu sein für die legitimen Herrscher! — waren in der Wohnung des Herrn Lainé, welcher zur Zeit Präsident der französischen Deputirtenkammer war, viele Männer versammelt, die das mit einander Alle gemein hatten, daß sie dem Königthum von Frankreich, so wie es eben bestand, Kraft und Dauer geben wollten, weil sie, so verschieden auch ihre Fähigkeiten und Antecedentien waren, doch klar erkannten, daß das Glück und das Heil der französischen Zukunft an den Thron der Lilien, an das legitime Königshaus der Bourbonen geknüpft sei.

Hatten Viele der bei Herrn Lainé versammelten Männer in dieser Beziehung früher anders gedacht, war es Einigen unter ihnen beschieden, an sich selbst der Welt zu zeigen, wie wandelbar die Meinungen und Ueberzeugungen der Menschen sind, damals waren sie Alle gut Königlich.

Es ist ein großer Irrthum, der unter dem Regiment des Bürgerkönigs recht geflissentlich in Europa verbreitet wurde, wenn man glaubt, daß Frankreichs Volk 1814 und 1815 mit Begeisterung an Bonaparte gehangen habe. Im Gegentheil, wenn man unzufrieden war, so war man darum doch keineswegs Bonapartistisch, und die Restauration mit all' den Fehlern, die sie beging, hatte doch schon so viel Wurzeln geschlagen im Volke, daß sie namentlich unbedingt die Jugend für sich hatte; für die Jugend von damals war das Königthum Freiheit, Bonaparte Despotismus. Die-

jenigen, welche später der Welt glauben machen wollten, die Restauration des Königthums sei in Frankreich mit Schmerz und Widerwillen aufgenommen worden, waren entweder Ehrgeizige, welche eine bestimmte Rolle spielen, oder junge Unwissende, welche die Herrschaft Bonaparte's nicht gekannt, oder endlich alte Lügner, imperialisirte Revolutionärs, die, nachdem sie, wie alle Andern, die Rückkehr der Bourbons mit Beifall begrüßt hatten, darnach, ihrer gemeinen Natur gemäß, die Besiegten beschimpften und zu den Ideen, die ihnen eigen waren, zu Geldgewinn und Mord, Despotismus und Knechtschaft zurückkehrten. Das Bürger-Königthum rief alle Napoleonischen Erinnerungen wach, um sie gegen das Andenken der Restauration in das Feld zu führen, das Bürger-Königthum hat dem Napoleonismus den erlogenen Glanz verliehen, der die Augen verblendete, es hat methodisch die Geschichte fälschen lassen zu Gunsten des Bonapartismus, um sich selbst gegen die Erinnerungen des legitimen Königthums zu behaupten. Solches Gebahren ist nicht ohne gerechten Lohn geblieben, an der Stelle des Bürger-Königs sitzt ein Bürger-Kaiser und die Bonapartische Wirklichkeit ist an die Stelle der Lüge vom Kaiserthum getreten.

Da wird der Finger Gottes sichtbar in der Weltgeschichte!

Tiefe Bewegung gab sich kund unter den versammelten Herren, man theilte sich mit, daß Bonaparte heranziehe in kleinen Märschen, man begriff nicht recht, warum man ihn nicht aufhalte, ihn nicht festnehme, denn offenbar hatte doch die königliche Regierung die Macht dazu. Wohl wußte man, daß einzelne Generale und einzelne Truppentheile zu ihm übergegangen waren, aber man war weit entfernt, das Königthum für besiegt zu halten. Im Gegentheil, die Rede, welche Ludwig XVIII. zwei Tage zuvor in der Deputirten-Kammer gehalten, das Benehmen, welches die Prinzen seines Hauses dabei gezeigt, hatte den allgemeinsten Enthusiasmus für ihn erzeugt.

Die Herren, welche bei dem Präsidenten der Deputirten-Kammer versammelt waren, besprachen lebhaft die Maßregeln, welche man der Regierung zu ergreifen rathen müsse, aber es war auch nicht Einer in dem Salon, welcher an einem siegreichen Widerstande gezweifelt hätte.

Einige Herren vom höchsten Hof-Adel meinten, der König solle sich in den Süden oder in die Vendée begeben und seine Getreuen um sich sammeln; doch selbst diese Ansicht fand keine Billigung und viel mehr Anklang die des großen Dichters des Christenthums und des Königthums, des Vicomte von Chateaubriand, der, lebhaft vortretend, mit blitzenden Augen rief: „Der König hat versprochen, hier zu bleiben, er muß in seiner Hauptstadt ausharren und Paris wird ihn nicht verlassen, die Nationalgarde ist königlich. Wir müssen Vincennes festhalten. Wir haben Waffen und Geld, das Geld sichert uns auch die Treue der Schwachen und der Habsüchtigen. Wenn aber der König Paris verläßt, so wird Paris Bonaparte einlassen; ist aber Bonaparte Herr

von Paris, so ist er auch Herr von Frankreich. Die Armee ist durchaus noch nicht ganz zum Feinde übergegangen, mehrere Regimenter, viele Generale und Offiziere haben ihren Eid noch nicht gebrochen; bleiben wir nur fest, so werden auch sie fest bleiben. Wir müssen die königliche Familie sich an verschiedene Orte zerstreuen lassen, nur der König soll hier bleiben. Monsieur mag nach Havre gehen, der Herr Herzog von Berry nach Lille, der Herr Herzog von Bourbon in die Vendée, der Herr Herzog von Orléans nach Metz, der Herr Herzog und die Frau Herzogin von Angoulème sind schon im Süden. So gewinnen wir eine Anzahl von verschiedenen Widerstandspunkten, welche Bonaparte hindern, seine Kräfte zu concentriren. Unser alter Monarch sitzt ruhig auf seinem Thron in dem Schlosse der Tuilerieen, das diplomatische Corps, das bei seiner Person accreditirt ist, muß bei ihm bleiben, die beiden Kammern versammeln sich in Permanenz im Schlosse selbst. Die königlichen Haustruppen campiren auf dem Caroussel-Platze und im Garten der Tuilerieen, die Artillerie besetzt die Quais und die Terrasse auf der Wasserseite. In dieser Stellung mag uns Bonaparte angreifen; er mag Paris bombardiren, wenn er den Willen und die Mittel dazu hat, er mag sich dadurch der ganzen Welt verhaßt machen, das Resultat kann für uns nur günstig sein. Wenn wir uns nur drei Tage halten, so ist uns der Sieg gewiß. Wenn sich Ludwig XVIII. so vertheidigt, so hat er Frankreich, die ganze Welt, die Geschichte für sich. Und muß der König untergehen in dieser Vertheidigung, nun so stirbt er seiner Ahnen und ihres unsterblichen Ruhmes würdig, so sei denn die letzte Heldenthat Bonaparte's die Ermordung des königlichen Greises. Wenn Ludwig XVIII. so sein Leben opfert, so wird er die einzige Schlacht gewinnen, die er je geliefert hat, und er wird sie gewinnen für die Freiheit Europa's!"

Ein lauter Beifallsruf ertönte, als der Dichter schwieg, aber neben ihn trat mit dem ernsten Angesicht, in schimmernder Marschalls-Uniform, derjenige Unter-Feldherr Napoleon's, der nie von seiner Pflicht und nie von dem Eid gewichen ist, den er dem Könige Frankreichs leistete 1814, der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, der seinen Theil hat an der reichen Lorbeer-Ernte kriegerischen Ruhmes, die Napoleon, der Feldherr, geheimset für Frankreich, der seinen Namen aber rein erhalten hat von den Flecken, die sich wie dunkle Schatten an die schimmernden Erscheinungen der Napoleonischen Kriegsfürsten haften.

„Ich bin überzeugt," sagte der Marschall mit Nachdruck, „daß dieser anscheinend verzweifelte Plan, den Herr Vicomte von Chateaubriand Ihnen entwickelt hat, meine Herren, doch der einzig richtige ist; glauben Sie mir, Bonaparte wird es nicht wagen, die Hauptstadt anzugreifen, so lange der König noch hier ist. Er ist ohne Artillerie, ohne Proviant und Munition, er hat nichts als zusammengelaufene Truppen aus allen Heerkörpern, die hier ankommen werden, über sich selbst er-

staunt, über den plötzlichen Wechsel der Cocarden, über den neuen unterwegs flüchtig und im halben Rausche geleisteten Eid. Ich weiß, daß der König noch auf zahlreiche Theile der Armee zählen kann. Die Treue der Schweizer-Regimenter ist über allen Zweifel; die Truppen, welche im Orléannois stehen, sind zuverlässig, und so lange der König in den Tuilerieen bleibt, hat er nichts verloren, als einige Meineidige und Unsinnige, denn der Haufen der von diesen Irregeleiteten wird bald genug zur Vernunft zurückkehren."

Die Erklärung des Marschalls Marmont trug mächtig dazu bei, den Eindruck zu verstärken, den die Rede des Vicomte von Chateaubriand gemacht, auch Benjamin Constant, damals der populärste Redner Frankreichs, ein geistreicher Mensch, aber schwachen Charakters, sprach sich in ähnlichem Sinne aus. Ein junger Mann, schon damals bekannt durch seinen Liberalismus, Odilon Barrot, er hat später die glänzende Rolle nicht gespielt, die er zu spielen hoffte, gab die Erklärung ab, daß er sich bei den königlichen Freiwilligen habe einschreiben lassen.

Die liberale Jugend war entschieden für das legitime Königthum, der Liberalismus mochte wenig werth sein, sittlich und politisch, aber offenbar hatte die Jugend begriffen, daß die Freiheit verträglich war mit dem legitimen Königthum, nicht aber mit dem Polizei-Kaiserthum.

Aber nicht allein die liberale Jugend stand in jener gefahrvollen Stunde für das legitime Königthum, nein, auch der greise Liberalismus huldigte ihm und, wenn man verlässigen Berichterstattern trauen darf, ehrlich, ohne Rückhalt damals wenigstens.

„Wer ist der ältliche Herr?" fragte Chateaubriand den Herzog von Ragusa.

„Wer?" lautete die Gegenfrage des Marschalls.

„Nun, der Redner, der uns eben so viel von dem enthusiastischen Eifer der Nationalgarde und der Rechtsschule erzählt!"

„Kennen Sie ihn wirklich nicht, Herr Vicomte?" fragte der Marschall fast verwundert.

„Nein!"

„Nun denn, es ist der Herr Marquis von Lafayette!"

Marmont lächelte leise.

„Hm!" murmelte Chateaubriand sichtlich enttäuscht, „ich erkannte ihn nicht wieder, ich habe ihn seit den neunziger Jahren nicht gesehen, und da ritt er stets einen Schimmel!"

Marmont sah den Dichter forschend an, er schien lachen zu wollen, plötzlich aber sagte er ganz ernst: „Sie haben Recht, Herr Vicomte, sich diesen amerikanischen Helden nicht anders als auf einem Schimmel denken zu können; wahrlich, er hat nie ein anderes Pferd geritten, als den Schimmel eines Liberalismus, der nie weiter ging, als er von den Umständen getrieben wurde."

„Das ist boshaft genug für einen Marschall von Frankreich!" ent-

gegnete Chateaubriand halb lächelnd, „aber wissen Sie, Herr Herzog, auch ich bin liberal, ich!“

„Ich zweifle nicht daran, Herr Vicomte, wären Sie es nicht, Sie hätten Ihr Buch vom Geist des Christenthums nicht schreiben können; ich bin ein schlichter Soldat, aber ich bin ein getaufter Christ zugleich, und darum fühle ich, wie verschieden Ihr Liberalismus von dem des Herrn von Lafayette ist. Sie werden ihren freien Geist nie den liberalen Tendenzen des Herrn von Lafayette dienstbar machen.“

Diese beiden so ganz verschiedenen Männer drückten sich die Hand; der Feldherr hatte den Dichter verstanden.

Die beiden Herren wurden unterbrochen; der ernste junge Marquis von Lanmari trat zu dem Vicomte und sagte zu ihm: „Herr von Chateaubriand, Ihr alter Freund, der Baron von Batz, hat sich so eben nach den Tuilerieen begeben, ich soll Ihnen sagen, daß er sofort eine Audienz bei dem Könige verlangen und Se. Majestät beschwören wird, Ihren Plan zu befolgen.“

„Mein Plan kann keine bessere Empfehlung haben,“ entgegnete Chateaubriand lebhaft, „als die des letzten Ritters, der für das königliche Märtyrer-Paar im Temple focht.“

„Gott verleihe seinen Worten Kraft,“ antwortete der junge Edelmann, „aber ich sehe Loose werfen über das Geschick des königlichen Hauses, und die Loose fallen schwarz!“

Der Dichter sah den Marquis einen Augenblick durchdringend an, dann fragte er beinahe herrisch: „Wie meinen Sie das?“

„Ich weiß,“ entgegnete der Sohn der edeln Claudia traurig, „daß der König den Herzog von Otranto gesehen hat.“

„Fouché!“ rief Chateaubriand in einem Tone aus, der einen tiefen Haß, gemischt mit Verachtung, verrieth; ja, der Dichter verstand noch zu hassen, weil er noch zu lieben die Fähigkeit hatte.

„Fouché!“ wiederholte Chateaubriand leiser, aber nicht ruhiger, „oh! mein Gott, schütze das Königthum von Frankreich, im vorigen Jahre Talleyrand der Rathgeber, in diesem Fouché —“; sein Auge umdüsterte sich, plötzlich warf er den Kopf in den Nacken und sagte schneidend: „Gott will uns ein Zeichen geben, er will uns zeigen, daß er das Königthum, das von ihm stammt, behalten kann, trotz der Könige Verkehrtheit, trotz der Rathschläge Talleyrand's und Fouché's.“

„Gehen wir nach den Tuilerieen!“ forderte der Herzog von Ragusa auf.

„Nach den Tuilerieen!“ antwortete Chateaubriand voll Nachdruck.

Er ging, der Dichter ging wie ein König mitten durch die Versammlung, die ihm mit wirklicher Ehrfurcht Platz machte, der Marquis von Lanmari ging vor ihm her, wie ein dienstthuender Kammerherr, der Marschall von Frankreich ging ihm zur Seite. Es giebt Stunden, wo der Dichter, der für den König geht, auch wie ein König geht.

Die drei Herren trafen in den Tuilerieen ein, als der König noch in der Kapelle war.

Sie traten in den Marschallssaal, wo in weitem Halbkreise eine Menge von Hofleuten, Generalen und Priestern standen, die Rückkehr des Königs erwartend.

In einem Fenster stand mit verdrießlicher Miene der Herzog von Bourbon, um ihn einige alte Offiziere der ehemaligen Condé'schen Armee.

Auf diesen Prinzen, den Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, waren Aller Augen gerichtet, Niemand sah auf den Greis, der dort auf einer kleinen Bank saß in der Ecke, auf einer kleinen Bank, welche mit blauem, lilienbesticktem Sammet überzogen war.

Des Dichters Auge fiel gleich auf diesen Greis, der, weiß von Haar und Augenbrauen, in weißer Uniform, wie ein Schwan aussah und aus seinen großen graublauen Augen träumerisch vor sich niederblickte, während ein leises Roth auf seinen eingefallenen Wangen brannte. Chateaubriand trat näher zu diesem Greis, der seine Umgebungen fast ganz vergessen zu haben schien und halb kindisch verworrene Worte vor sich hin murmelte. Dieser Greis war der alte Prinz von Condé. Der Greis war fast kindisch geworden in der Verbannung; als er nach Frankreich zurückkehrte, kannte er den Palast seiner Väter kaum wieder. Die Last des Kriegslorbeers, den er trug, hatte sein Haupt fast eben so tief gebeugt, als die Zahl seiner Jahre und die Bleiplatte des Schmerzes. Da saß der treue Held und murmelte vor sich hin: „Ich bin in den Tuilerieen, in den Tuilerieen, ich spreche mit dem König!"

Der zum Kinde gewordene Held mußte sich immer wieder des Ortes erinnern, wo er war, des Zweckes, zu dem er gekommen war, um sich nicht zu verlieren.

Da stand sein Sohn, der war auch ein sechszigjähriger Greis, der Herzog von Bourbon war da, wo aber war sein Enkelsohn, der ritterliche, schöne Herzog von Enghien? Der moderte seit zehn Jahren und darüber schon im Graben von Vincennes, er hatte ihn erschießen lassen, Bonaparte.

Bonaparte.

Den Namen hatte der Prinz vernommen, den Namen des Mannes, den er haßte; da war das alte Bourbonische Heldenfeuer aufgeflammt noch ein Mal in seinem vom Unglück im Exil gebrochenen Herzen; er war erröthet und erblaßt wechselweise; als er den Namen Bonaparte's vernahm, da hatte sich der Condé aufgerafft in dem kindischen Greise, er hatte sich seine Uniform anlegen lassen und hatte seine Pferde befohlen. Er war in die Tuilerieen gekommen, und nun saß er da auf der Bank, Degen und Federhut zwischen den Knieen, und murmelte: „Ich bin in den Tuilerieen, ich spreche mit dem König!"

Sein Sohn aber blickte verdrießlich und besorgt, er hatte den Sohn verloren, aber er wollte den Vater behalten; wer will es dem kranken Greise verdenken, der, im Exil früh gealtert, mit rührender Bescheidenheit zu sich selbst sagte: „Ich bin ein armer Jäger, aber ich habe einen berühmten Vater und ich hatte einen berühmten Sohn!"

Chateaubriand verwandte keinen Blick von dem Heldengreise; ja wohl, es lag zu viel Poesie in diesem Manne, der da kam, den Rest seines erkalteten Blutes darzubringen, des Heldenblutes, das wieder warm wurde bei dem Klang des Namens Bonaparte, welcher für ihn der Fluch seines ganzen Lebens geworden war.

„Welcher Mann," sagte Chateaubriand leise zu dem Marquis von Lanmari, „oh! sehet, der Mann versteht noch zu hassen, und sonst weiß das Greisenalter nur, wie man nicht mehr liebt!"

Leise näherte sich der Dichter dem fürstlichen Helden, er beugte leicht das Knie vor ihm und sagte leise: „Monseigneur!" Sogleich erhob sich der Condé.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte er mit einem freundlichen Lächeln, das um seine blassen Lippen herum zu irren schien wie heimathlos!

„Vicomte von Chateaubriand!" antwortete der Dichter.

„Chateaubriand," rief der Prinz, dessen Gedächtniß sofort stark wurde, sobald es die weitere Vergangenheit betraf, „der kleine Chateaubriand von den Grafen von Combourg, Lieutenant im Regiment Navarra."

„Derselbe," antwortete der Dichter, „Monseigneur!" und eine Thräne trat in sein Auge.

„Wir haben zusammen gekämpft am Rheine," sagte der Prinz freundlich, „wir kämpfen wieder zusammen, nicht?"

„Immer, immer, gnädiger Herr," rief der Dichter überwallend, „Ew. Hoheit sind der Patriarch des französischen Ruhmes."

„Ja, ja," erwiederte der Prinz schon zerstreut und der Schwäche des Alters nachgebend, indem er sich niedersetzte, „wir kämpfen immer zusammen;" plötzlich die Stimme senkend aber murmelte er wieder: „ich bin in den Tuilerieen und spreche mit dem Könige!"

Chateaubriand blieb neben dem alten Helden stehen, der, immer sein Stichwort vor sich hin sagend, gedankenlos an der weißen Plumage seines Hutes pflückte.

„Der König!" hörte man draußen rufen.

„Der König!" klang es näher.

Es kam Leben in die starren Reihen der Hofleute.

Der Prinz hörte es nicht; er pflückte weiter an seinem Hute.

Endlich flogen die Flügelthüren auf und der Huissier vom Dienst rief in den Saal: „der König!"

Da fuhr der Prinz lebhaft auf von seiner Bank und ging mit festen Schritten der Thür zu.

Ludwig der Achtzehnte trat ein.

Der königliche Greis trug eine blaue Uniform mit großen Epauletten, schwarze Sammetstiefel an den podagrisch geschwollenen Füßen; auch er war über sechszig Jahre alt. Er stützte sich auf seinen treuen Diener, den Herzog von Blacas, dem man so viel Vorwürfe gemacht hat, dem aber Niemand gewagt hat, je einen Mangel an Treue vorzuwerfen, und das ist doch auch etwas im Leben.

Ludwig der Achtzehnte war keine imponirende Erscheinung, es war ein kranker, schwacher Greis, dem man die Jahre des Exils, das schwere Leiden seines Lebens ansah, aber es war ein feines, geistvolles Angesicht mit klugen Augen, was diejenigen tröstete, welche an ihrem Könige auch ein königliches Aeußere wünschen.

Der Prinz von Condé trat seinem Könige entgegen mit einem Eifer und einer Raschheit in den Bewegungen, die Allen Erstaunen einflößte.

Der König umarmte seinen Vetter mit wirklicher Zärtlichkeit.

„Oh! Sie selbst, mein theurer Vetter!" sagte er freundlich.

„Ich will fort, Sire," rief der greise Held; „der große Condé gewann seine erste Schlacht, als er zwanzig Jahre alt war; sein Enkel will seine letzte Schlacht gewinnen, weil er achtzig Jahre alt ist!"

Das war so ächt französisch gedacht und gesagt, daß eine Art von Beifall laut wurde selbst in Gegenwart der Majestät; es kam in den Worten des greisen Prinzen das zu Tage so vollkommen, was den Franzosen liebenswürdig macht, daß sich die Anwesenden der Rührung nicht erwehren konnten.

Ludwig XVIII. verstund sich sehr gut auf dieses Heldenfeuer in dem gebrochenen Greise, obwohl er wußte, daß diese Tapferkeit nur eine ausgeglühte Asche noch war, die weiter nichts vermochte, als noch ein Paar einzelne Funken auszusprühen. Er hätte den alten Helden gern in die Vendée geschickt, dort vermochte ein Prinz seiner Art noch Wunder zu thun, aber er begriff auch sofort, daß dieser Greis nicht mehr im Stande war, ein Commando zu führen, und freundlich lächelnd sagte er: „Mein theurer Vetter, Sie müssen bei mir bleiben, und ich will Ihr Adjutant sein, ist es nöthig, so müssen Sie unsern Rückzug commandiren; ich bin überzeugt, daß derselbe nur ein ehrenvoller sein kann!"

Ludwig XVIII. hatte den einzig richtigen Ton getroffen. Der alte Held war halb zufrieden und halb ärgerlich; es war nicht möglich, ihn ganz zufrieden zu stellen, aber mit wirklicher Feinheit hatte ihn der König wenigstens so weit zufrieden gestellt, als unter den gegenwärtigen Umständen möglich war. Der Prinz von Condé zog sich zurück mit dem Bewußtsein, nicht nur seine Pflicht erfüllt zu haben, sondern auch dem Vaterlande und dem Könige noch nützlich zu sein.

Grüßend durchschritt Ludwig XVIII. den Saal, er winkte dem Herzoge von Bourbon, ihm zu folgen.

Triumphirend schaute Chateaubriand dem Könige nach; er sah in dem Winke des Königs, dem der Herzog von Bourbon Folge leistete, daß die Vorstellungen des Barons von Batz nicht ohne Wirkung gewesen, und daß der König seinen Plan gutgeheißen habe.

Jetzt näherte sich dem Dichter auch der alte Edelmann, der im Verlauf dieser Erzählungen so oft die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch genommen.

Ach! der Baron von Batz war nicht mehr der feurige Malteser, der Dame Leonore heimführte, er war nicht mehr der Chef der Herbergen der Gerechtigkeit und der letzte Ritter des königlichen Märtyrer-Paares, ja, er war nicht einmal mehr jener Mann, der noch wenige Monate zuvor so thätig gewesen bei der Herstellung des Bourbonischen Königthums. Es war ein kranker, hüstelnder Greis, der zu Chateaubriand trat — das wiederhergestellte Königthum hatte ihm so herbe, so entsetzliche Täuschungen gebracht, daß selbst seine eiserne Kraft nicht vermochte, sich länger zu stemmen gegen die niederschlagenden Eindrücke.

„Der König hat Ihren Plan angenommen, Herr Vicomte!" sagte der Baron leise und hustete.

Der Ton des Hustens verrieth, wie angegriffen die Brust des Barons war.

„So ist er und das Königthum gerettet!" entgegnete Chateaubriand enthusiastisch.

Der Baron blickte den Dichter mit einem seltsamen Lächeln an.

Es lag in diesem Lächeln eine Art von Neid; der Mann, der die Hoffnung aufgegeben, beneidete den Mann, der noch Hoffnung hatte, und doch freuete sich der unverwüstliche Royalist wieder, daß es noch Männer gab, die hoffen konnten, wo er keine Hoffnung mehr sah.

Der Baron von Batz war ein Ritter, der den letzten Thurm des ihm anvertrauten Schlosses vertheidigt, die ganze Burg ist schon in Feindes Hand, an Entsatz nicht zu denken; das aber hält ihn nicht ab, seine Pflicht zu thun und zu fechten bis auf den letzten Splitter des Schwertes und bis zum letzten Athemzuge, denn die Hoffnung kann aufhören, die Pflicht aber darf es nicht. Chateaubriand dagegen erhob sich gegen das Unglück, das Herz voll Hoffnung, er sah Wall auf Wall fallen und die Vertheidiger des Königthums wie Kornähren vor der Sense des Schnitters, aber er verlor die Hoffnung nicht einen Moment, denn Gott konnte ja in jedem Augenblick ein Wunder thun zur Rettung des Königthums.

Kaum war der König mit dem Herzoge von Bourbon in sein Cabinet getreten, als sich auch die Reihen der Hofleute sofort lösten und hinter dem feierlichen Hofgesicht das von allen Leidenschaften bewegte Menschenantlitz zum Vorschein kam.

Der Dichter sah sich erschrocken um, denn aus dem rapiden Gespräch, das in einem Moment um ihn laut wurde, mußte er entnehmen,

daß die höchste Rathlosigkeit, die tollste Verwirrung in den Kreisen des Hofes herrsche; man glaubte den König und die Prinzen nicht sicher mehr in Paris; und hatte das Königthum Grund, sich auf Paris zu verlassen? Wahrlich, das Mißtrauen der Royalisten gegen die Treue von Paris war gerechtfertigt genug. Die meisten der Hofleute wollten den König nach dem Westen, nach der Vendée führen, dort allein glaubte man ihn sicher unter dem Schutze der Erinnerungen an Larochejacquelein, d'Elbée, Bonchamps, Cathélineau und Charette. Die royalistische Tradition schien den alten treuen Dienern ein unbezwinglicher Schild. Nach dem Auslande dachte Niemand den König zu führen, nach England am wenigsten, in's Exil wollte Niemand wieder, sie Alle wollten lieber sterben.

Nach einer Weile fühlte sich Chateaubriand angesteckt von demselben Gefühl, das die Gemüther der Hofleute verwirrte, denn es verging kaum ein Augenblick, in welchem nicht ein neuer Abfall, eine neue Abtrünnigkeit gemeldet wurde, bald war's ein Marschall, bald eine Stadt, bald ein General, bald ein Regiment, bald ein hoher Beamter, bald eine ganze Landschaft, von denen gemeldet wurde, daß sie sich für Bonaparte erklärt hätten.

Chateaubriand hörte davon reden, daß die Krondiamanten eingepackt würden, er begriff, daß diejenigen, welche zu fliehen gedachten und den König zu flüchten, daß die noch den meisten Muth zeigten und wenigstens nicht die Absicht hatten, Verräther zu werden.

Bestürzt und schmerzlich bewegt verließ der Dichter das königliche Schloß.

In der Stadt sah es noch schlimmer aus.

Man konnte sich nicht verhehlen, daß die Bonapartisten alle Action der Regierung zu lähmen gewußt; alle Truppen, die man Napoleon entgegenschickte, vergrößerten nur seine Armee; man mag der Restauration Unfähigkeit vorwerfen, aber es ist zuweilen nicht möglich, anders als unfähig zu erscheinen, ohne es doch zu sein. Oder ist es ein Beweis von Unfähigkeit, wenn Ludwig XVIII. dem Marschall Ney, der ihm die Hände küßt und ihm schwört, Bonaparte einzufangen wie ein wildes Thier, wenn der König der Treue eines solchen Mannes vertraut? Nein, lasse man die Ungerechtigkeit dieses Urtheils wirklich klar an's Licht treten. Unfähig war Ludwig XVIII. nicht, Fehler hat er vorher und nachher gemacht viele, in jenen Tagen aber war es eine Unmöglichkeit für ihn, Widerstand zu leisten, denn alle seine Mittel versagten an der Unaufrichtigkeit und der Lüge seiner Werkzeuge.

Wahrlich, jene Märztage, sie sind schmerzlich für das Königthum und seine Freunde, aber sie sind schimpflich für seine Gegner, es war damals vielleicht besser, der Betrogene zu sein, als der Betrüger. Man kann das auch von andern Märztagen sagen.

Es war damals Niemand aufrichtig, die wenigen alten Edelleute

ausgenommen, die ohne Macht waren. Jeder nahm ein Glaubensbekenntniß und warf es als Brücke vor sich her, um nur über die Schwierigkeit des Tages wegzukommen. Jeder behielt es sich vor, eine andere Richtung einzuschlagen, wenn die Schwierigkeit überwunden war.

Nur die Jugend war noch zuweilen aufrichtig, sie verlangte gegen den Tyrannen geführt zu werden.

Bonaparte verzichtet feierlich auf die Krone, nach ein paar Monaten kommt er wieder und nimmt sie mit gewaffneter Hand in Anspruch; Marschall Soult, der Kriegsminister des Königs, erläßt einen höchst energischen Armeebefehl gegen Bonaparte, und ein paar Tage später lacht derselbe Marschall Soult über diese Proclamation laut in dem Cabinet des Kaisers, er ist indessen Chef des Generalstabes der kaiserlichen Armee geworden. Benjamin Constant läßt heute eine donnernde Protestation gegen Bonaparte drucken und am andern Tage geht er zu ihm über! Solchen Thatsachen gegenüber hat man kein Recht mehr, von der Unfähigkeit des Königthums zu reden.

Am folgenden Tage, am 19. März, mehrte sich zusehends die Verwirrung in allen Kreisen, die übertriebensten Befürchtungen wurden laut; man redete davon, daß die in der Nähe von Paris stehenden Truppen für Bonaparte gewonnen seien, daß sie die Absicht hegten, sich auf die Hauptstadt zu stürzen und die Häuser der Royalisten zu plündern. Es war nicht möglich mehr, Herr der Verwirrung zu werden.

Die Royalisten drängten sich gegen Abend in den Tuilerieen und den Höfen des Schlosses, herzzerreißende Scenen aller Art spielten sich dort ab.

Die Nacht brach herein, es regnete heftig und der Wind fuhr in heftigen Stößen durch die Straßen und wehete über die Höfe des Palastes. Die Massen wurden dichter, denn es war kein Geheimniß mehr, daß der Hof abreisen wolle. Ludwig XVIII. war krank, die ununterbrochene Reihe der Nachrichten vom Abfall Aller, denen er vertraut, hatte seine Seele auf's Tiefste erschüttert.

Die Nationalgarde besetzte die Thore, schon nicht mehr für das Königthum, sondern nur, um die Stadt vor der Plünderung zu schützen, mit der die Truppen drohten, welche vom König abgefallen waren, aber sich noch nicht mit Bonaparte vereinigt hatten, die also unter gar keinem Commando standen.

Ludwig XVIII. war entschlossen, Paris, aber nicht Frankreich zu verlassen, er wollte seinen Hof in die starke Festung Lille verlegen.

In den Höfen, auf den Treppen, in den Corridors des Schlosses waren Tausende von Royalisten versammelt; wer in diesem Tumult ein Auge hatte, der konnte wohl bemerken, daß die Menge in großer Mehrzahl aus Greisen und Jünglingen bestand, die Männer waren sehr in der Minderzahl.

Die Vergangenheit wie die Zukunft gehörten dem Königthum, die Männer aber verriethen und verließen ihren Eid.

In den letzten Tagen hatte man sich die heftigsten Vorwürfe gemacht gegenseitig, das Alles hatte aufgehört, man fühlte, daß es keine Zeit war dazu, Wehmuth und Schmerz allein hatten noch das Wort. Nach und nach schwiegen auch diese, die nassen Augen, die bleichen Wangen, die pochenden Herzen, die gefaltenen Hände sprachen allein noch.

Es herrschte eine entsetzliche Stille in diesem von Menschen erfüllten Schlosse; die rothen Compagnieen der Garde waren marschfertig, man hörte das Rollen der königlichen Equipagen, welche am Pavillon der Flora vorfuhren.

Endlich schlug es Mitternacht, das war die zur Abreise bestimmte Stunde, die Wenigsten wußten das, aber Alle fühlten es.

Frauen und Greise knieeten auf den Stufen der Treppen und beteten.

Plötzlich öffneten sich die innern Thüren, die zu den Gemächern des Königs führten, ein einzelner Huissier, der in jeder Hand eine Fackel trug, trat daraus hervor.

Hinter ihm erschien Ludwig XVIII. in einen schwarzen Sammet-Mantel gehüllt, der königliche Greis vermochte nicht mehr zu gehen, die Herzöge von Duras und Blacas trugen ihn.

Bei diesem Anblick brach das tiefe Schweigen, das seit einer Stunde fast geherrscht hatte, in lautes Weinen, Klagen und Jammern aus.

Alles drängte sich herbei, die Hände und die Kleider des Königs zu küssen, der greise Monarch war tief gerührt, aber nicht mehr, als die Treuen, welche ihn umgaben, deren Namen er wohl nie erfahren hat.

Als der König den ersten Treppenabsatz erreicht hatte, bat er seine Führer, einen Augenblick zu ruhen, er ließ seine Blicke über die ihn umringende trostlose Menge schweifen, und das Herz wollte ihm brechen.

„Barmherzigkeit, meine Kinder," sagte er leise mit bebender Stimme, „Barmherzigkeit, schont meiner!"

Unter dem lauten Weinen der Menge trugen ihn endlich seine getreuen Gardes du Corps in seinen Wagen.

Langsam rollten die Wagen davon, hinaus in die Regennacht.

Aber das Trauerspiel in den Tuilerieen war noch nicht ausgespielt für diese Nacht.

Eine Stunde später verließ Monsieur mit dem Herzoge von Berry und der ganzen königlichen maison militaire das Schloß.

Seine Abreise war lauter; royalistische Freiwillige jedes Alters und jedes Standes umringten ihn, junge Leute, die noch nie ein Gewehr getragen, und gebrochene Greise, deren zitternder Hand der Degen entfiel, baten den Prinzen, ihnen doch zu erlauben, mit ihm zu sterben.

Der Prinz sprach mit ihnen, er befahl ihnen, sich zu entfernen, sich der Zukunft zu erhalten, er dankte ihnen. Ach! und die Stimme des Sohnes von Frankreich, sie tröstete so viele wunde Herzen und gab ihnen neue Hoffnung.

Dann rasselten die Trommeln und schmetterten die Trompeten, und zum andern Mal hatten die Bourbonen das Schloß ihrer Väter hinter sich gelassen.

Die Nacht verging, der Morgen dämmerte grau, still und verlassen stand das Schloß der Tuilerieen.

Einzelne Wagen nur verließen Paris auf dem Wege nach Saint-Denys, wo die Könige von Frankreich begraben liegen, auf dem Wege nach Saint-Denys, auf dem der greise Monarch Paris verlassen, es waren nur die Wagen Einzelner, die ihm folgten; desto dichter war die Colonne der Wagen, die Schaar der Reiter, die auf dem Wege nach Fontainebleau dahinsauste in wüthender Eile, denn von Fontainebleau kam ja Bonaparte, von demselben Fontainebleau, wo er einige Monate zuvor der Krone entsagt und die Franzosen ermahnt hatte, dem Könige treu zu sein.

Um Mittag kamen auch die Volksmassen der Hauptstadt in Bewegung, man sah ihnen keinen Enthusiasmus an, im Gegentheil, es zeigte sich unverkennbarer Unmuth neben der stupiden Neugier, die, trotz allen Zeitungsphrasen, der gewöhnliche Ausdruck in dem schmutzigen Gesicht großer Massen ist.

Die Sprache der Bonapartisten wurde natürlich immer zuversichtlicher, ihre Thätigkeit immer fieberhafter, es mußte eine Bonapartistische Demonstration zusammengebracht werden, aber nur hier und da gelang es, etwas Leben in die mürrische Haltung der neugierigen Menge zu bringen.

Gegen Abend füllten sich abermals die Höfe, Treppen und Corridors des Tuilerieenschlosses mit Menschen, aber es waren ganz andere Gesichter, als die, welche man in der Nacht an derselben Stelle gesehen, es waren enragirte Bonapartisten, mit denen man den Carousselplatz und die großen Treppen besetzte. Die Agenten Fouché's waren sämmtlich in Thätigkeit.

Auf dem Thurme der Tuilerieen schlug es neun Uhr, da vernahm die um das Schloß versammelte Menge dumpfes Geräusch in der Ferne, das in athemloser Schnelligkeit näher kam und immer mächtiger anschwoll.

Es waren polnische Lanciers und Husaren vom vierten Regiment, welche im vollen Galopp durch die Straße daher jagten und aus vollem Halse schrieen: „Er kommt, meine Freunde, er kommt, es lebe der Kaiser!“

Ihr eigenes Rufen und der donnernde Hufschlag ihrer Rosse verhinderte die Reiter wohl, zu bemerken, daß auf ihren enthusiastischen

Ruf nur sehr einzelne Stimmen mit vive l'empereur! antworteten. Viel Mehrere fragten nur neugierig: „Wann kommt er? wo ist er?"

Plötzlich riefen funfzig, hundert Stimmen: „Da ist er!"

Ein leichter Wagen, bespannt mit acht Pferden, welche von den Postillonen zu wahnsinnigem Laufe angetrieben wurden, rollte mitten hinein in diese dichte Fluth von Menschen auf dem Platz, die noch immer gleichgültig schien; kaum aber hielt der Wagen an der Freitreppe, da brach die ganze Menge wie aus einem Munde in ein laut aushallendes vive l'empereur! aus.

Der Zauber des Außerordentlichen hatte noch ein Mal gewirkt, und von seinen Anhängern auf den Armen getragen, erreichte Napoleon das Cabinet in den Tuilerieen, von dem aus er Europa fünfzehn Jahre lang seinen Willen als Gesetz vorgeschrieben. —

Zwei Stunden etwa, nachdem Napoleon Bonaparte wieder Besitz von den Tuilerieen genommen, trat der Marquis von Lanmari durch eine Seitenthür in das Cabinet des Barons von Batz. Er war auf dem Caroussel-Platze gewesen; er hatte die Scenen beobachtet, die dort aufgeführt wurden; er kam, um mit dem Baron zu sprechen, denn sein Herz war voll Schmerz; da sah er den alten Herrn in seinem Lehnstuhl sitzen vor dem Bilde jener unvergeßlichen Claudia, seiner Gemahlin.

Die Kerzen in den Wandleuchtern waren schon tief niedergebrannt; das Bild seiner Mutter fesselte den jungen Marquis; es war ihm noch nie so edel und bedeutend erschienen, wie in diesem Augenblicke; auch der Baron schien ganz verloren in dem Anschauen der Frau, die er vergöttert hatte in ihrem Leben, die er nie vergessen in ihrem Tode.

Langsam trat der Marquis näher, der Baron rührte sich selbst da nicht, als ihm der Marquis die Hand auf die Schulter legte; da überfiel den jungen Mann jählings eine große Angst, er trat vor und faßte nach der Hand des guten Edelmannes, sie war eiskalt, die Augen, in denen das Leben erloschen, starrten noch nach dem Bilde Claudia's, der Baron von Batz war todt.

Der Marquis klingelte den Dienern, man brachte die Leiche des Barons in sein Schlafzimmer; die herbeigerufenen Aerzte konnten nichts weiter thun, als die Erklärung abgeben, daß ein plötzlicher Schlaganfall den alten Herrn getroffen und augenblicklich getödtet habe. Der Kammerdiener, welcher im Vorzimmer den Dienst hatte, aber nicht die Erlaubniß, in das Cabinet zu treten, hatte die Schritte seines Herrn noch kurz vor neun Uhr vernommen, dann aber nicht mehr.

Für den Marquis von Lanmari war kein Zweifel, daß der treue Royalist in demselben Augenblick vielleicht gestorben war, in welchem der Usurpator abermals das Schloß der rechten Könige von Frankreich in Besitz genommen.

„Fahren Sie sogleich zu dem Herrn Obersten Thélusson, zeigen

Sie ihm den Tod des Herrn Barons von Batz an und bitten Sie ihn, sich zu mir zu bemühen!"

Mit diesem Befehl entließ der Marquis von Lanmari den Kammerdiener des edlen Mannes, um dessen Tod er in der Stille trauerte; bewegter und schmerzlicher würde er um den Verlust seines leiblichen Vaters nicht haben trauern können.

Kaum aber hatte er sich in das innere Cabinet zurückgezogen, als ein ganz ungewohnter Tumult laut wurde in den stillen Räumen des alten Hotels; es war nicht der Schmerz der treuen Dienerschaft um den Tod ihres geliebten Herrn, denn sie hatte noch keine Kunde von dem Todesfall, sondern es war ein Agent Fouché's, welcher mit Polizei-Soldaten eindrang in das Hotel Saint-Aulaire und den Baron von Batz verhaften wollte. Die handfesten Bretagner begannen bereits, sich zur Wehre zu setzen, und das Haus, das der Schritt des Todes der Stille und der Trauer geweiht hatte, wäre vielleicht der Schauplatz eines wüsten und ganz nutzlosen Kampfes geworden; da vernahm der junge Marquis das kreischende: „Im Namen des Kaisers!" mit welchem der Polizei-Commissair die glückliche Rückkehr des Usurpators inauguriren zu wollen schien.

Mitten aus der Trauer und dem Schmerz heraus eilte Claudia's Sohn in den Tumult, er befahl seinen Leuten, sich ruhig zu verhalten, und ersuchte den Commissair, ihm zu folgen.

Die bedeutende Erscheinung des ernsten jungen Mannes imponirte dem Polizei-Schergen; er folgte dem Marquis schweigend in ein Zimmer.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?" fragte der Marquis.

„Ich habe den Auftrag, den Herrn Baron von Batz zu verhaften!" entgegnete der Commissair.

„Denselben, mein Herr, um dessen Fürsprache Sie sich vor einigen Wochen bemüheten, dessen Bekanntschaft mit Ihrem Chef, Herrn Dandré, Sie das Ordenskreuz verdanken?" fragte der Marquis, der den Mann kannte.

„Die Pflicht ist oft schwer, mein Herr!" stammelte der Commissair.

„Ja, Sie haben Recht, die Pflicht ist oft schwer," versetzte der Marquis bitter, dann fuhr er ernst fort: „der Herr Baron von Batz, den Sie suchen, ist nicht hier."

Der Polizeibeamte lächelte ungläubig. „Wir wissen bestimmt," sagte er mit gemeiner Schlauheit, „daß der Herr Baron Paris nicht verlassen hat, sondern gestern aus den Tuilerieen hierher zurückgekehrt ist."

„Der Baron von Batz," antwortete der Marquis sehr ernst, „hat vor wenigen Stunden nicht nur Paris, sondern auch diese Welt verlassen, er ist todt, wollen Sie sich überzeugen, so folgen Sie mir!"

Der Marquis verließ das Zimmer, ohne sich darum zu kümmern, ob ihm der Polizist folge oder nicht, der aber folgte ihm nicht, er fühlte, daß der junge Mann nicht lügen könne, und eilte davon.

Eine Stunde später meldete man dem Herrn Herzoge von Otranto, daß sowohl der Vicomte von Chateaubriand, als der Baron von Batz nicht hätten zur Haft gebracht werden können, der Dichter, weil er dem Könige gefolgt in's Exil, der Ritter, weil er dem Könige voran gegangen in den Himmel.

Der Credit und der Landbau.

I.

Immer staunenswerther treten uns die Schöpfungen der Industrie entgegen — staunenswerth nicht allein durch ihre kolossalen Dimensionen, sondern auch durch die Fülle des darauf verwendeten schöpferischen Geistes. Die Social-Politik mußte die Frage zur Erörterung ziehen: welchen Ursachen ist die riesige Entwickelung der Industrie in der Neuzeit zuzuschreiben, welchen Einfluß übt dieselbe auf die anderen Systeme des Gesellschafts-Organismus, und wodurch ist innerhalb desselben die harmonische Ordnung zu erhalten, der einseitigen Entwickelung einzelner Systeme auf Kosten der übrigen vorzubeugen?

Die Beantwortung der ersten Frage bietet wenig Schwierigkeiten dar. In dem Maße, wie die Naturwissenschaften von den Fesseln der Doctrin befreiet, wie die ewigen Gesetze, welche der Schöpfung zum Grunde liegen, im Wege der wissenschaftlichen Empirie erkannt worden, gelangte der Menschengeist zur Kenntniß der Wege, durch deren Verfolgung er die Herrschaft über die Materie zu erringen hatte. Es kam hier zunächst nur darauf an, die dieser Aufgabe entsprechenden Kräfte zu beschaffen. Nun hatte die Erfahrung gelehrt, daß durch die Vereinigung Mehrerer oder Vieler zu gemeinsamem Wirken eine Hebelkraft erzeugt werde, welche die Summe der vereinten Einzelkräfte wesentlich übersteigt, daß mit der Ausdehnung des Vereinslebens die Macht desselben in mehr als arithmetischer Progression anwächst. In dieser aus der Association sich hervorbildenden Hebelkraft liegt das Geheimniß der Macht der Vereine, daher insbesondere der des größten und universellsten Vereins: des Staats. Es liegt darin zugleich das Geheimniß der Macht des Geldes, dessen wesentliche Bestimmung es ist: die Vereinigung Mehrerer oder Vieler zu gemeinsamem Wirken zu vermitteln. Intelligenz und Association sind hiernach die wesentlichen Grundlagen gesellschaftlicher Schöpferkraft.

Wenngleich auch das Mittelalter diese Grundlagen bereits erkannt hatte, konnten sie doch nicht zu ausgedehnter Geltung gelangen, weil einerseits die Naturwissenschaften in den Fesseln der Doctrin verharreten, daher dem Spuk verfallen waren, und weil andererseits

die mittelalterliche Staats- und Social-Verfassung der freien Bethätigung des Associations-Princips hindernd entgegentrat. Die Zunft- und Innungsverfassung wies der Thätigkeit der Producenten bestimmte Grenzen an, welche nicht überschritten werden durften; eben so die Patrimonial-Verfassung, welche überdies die Concentration der staatlichen Kräfte hinderte. Die Association mußte demnach bei der mittelalterlichen Organisation überall auf enge Grenzen beschränkt bleiben, um so mehr, als auch die Communicationsmittel noch unausgebildet waren.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse, nachdem die mittelalterlichen Schranken gefallen und die wichtigsten Naturgesetze erkannt waren. Jetzt hatte das Associationsprincip ein freies Feld erlangt, und dasselbe ward zuvörderst benutzt, um durch Herstellung großartiger Verkehrs- und Communicationsmittel gewissermaßen die örtlichen Entfernungen aufzuheben, die zu vereinigenden Kräfte einander nahe zu bringen. Jetzt war die Zeit erschienen, wo die Association im Stande war, ihre mächtige Hebelkraft nach allen Richtungen hin in fast unbegrenzter Ausdehnung zu entfalten. Es liegt indessen in der Natur der Dinge, daß sie ihre Wirksamkeit zunächst auf den Gebieten der Industrie und des Handels bethätigen mußte, daß der Landbau erst später an den Segnungen derselben Theil haben konnte. Das bewegliche Capital findet sich in den großen Industrie- und Handelsstädten massenhaft vereinigt, die Bildung von Actiengesellschaften unterliegt nur geringen Schwierigkeiten, und der Anreiz zu derselben für industrielle und merkantile Zwecke ist um so größer, weil diese einen raschen und öfter erheblichen Gewinn in Aussicht stellen, weil hier der Speculation ein fast unbegrenztes Feld vorliegt. Der Landbau dagegen erfordert eine langjährige systematische und angestrengte Thätigkeit, um reiche Erfolge erzielen zu können, und es findet deshalb das bei den ländlichen Grundbesitzern sich ansammelnde Geldcapital vielfach Anreiz, sich bei industriellen und merkantilen Speculationen zu betheiligen. Die staunenswerthen Schöpfungen der Industrie in der Neuzeit finden hiernach ihre Erklärung in den Fortschritten der Naturwissenschaften, in der Beseitigung der Hindernisse, welche vormals der freien Entfaltung des Associationsprincips im Wege standen, so wie endlich in der Vervollkommnung der Communicationsmittel.

Aber die einzelnen Systeme der Gesellschaft stehen im organischen Zusammenhange, sie bedingen sich gegenseitig, und die rapide Entwickelung der Industrie kann dem Gedeihen derselben nur förderlich sein, so fern den übrigen Systemen des Gesellschaftsorganismus eine gleich rapide Entwickelung zu Theil geworden, so fern insbesondere nicht etwa der Landbau, das Cultur- oder Staatsleben in der Entwickelung zurückgeblieben sind. Dies wird aber überall der Fall sein, wo die Kenntniß der in Betracht kommenden oder Berücksichtigung erheischenden Gesellschaftsgesetze ungenügend ist, oder wo das Associationsprincip nicht zur entsprechenden Geltung gelangt, entweder weil die Formen seiner An-

wendung schwieriger aufzufinden oder sonstige Hindernisse demselben entgegentreten. Wird solcher Art die harmonische Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte gestört, hat die Industrie auf Kosten der Gesammtheit eine unverhältnißmäßige Ausdehnung gewonnen, so nimmt sie den Charakter eines Wuchergewächses an, welches sociale Krankheiten erzeugen und schließlich den Rückschritt der Gesellschaft zur Folge haben muß, so fern nicht rechtzeitig Remedur eintritt. Die Heilung derartiger socialer Schäden kann dadurch bewirkt werden, daß die Industrie in Fesseln gelegt und sie dadurch auf das Niveau des Entwickelungsstandes der übrigen Systeme herabgedrückt wird, oder dadurch, daß die letzteren zu der Höhe der industriellen Entwickelung emporgeführt werden. Da die Socialpolitik den Fortschritt anstrebt, so kann sie nur den letzteren Ausweg verfolgen.

Es handelt sich daher insbesondere darum: wie ist der Landbau zu der Höhe der industriellen Entwickelung empor zu führen, wie ist das Gleichgewicht von Agricultur und Industrie herzustellen? Da die Fortschritte der Naturwissenschaften, so wie die Ausbreitung der Communicationsmittel dem Landbau nicht minder fördernd zur Seite stehen als der Industrie, so kömmt eigentlich nur die Frage in Betracht: in welcher Weise und unter welchen Formen ist das Associations-Princip auf das unbewegliche Vermögen zur Anwendung zu bringen? In dieser Beziehung ist allerdings die Lage des Landbaues heute noch übler als selbst in den Zeiten des Mittelalters. Nach der damaligen Verfassung waren mindestens die Wirthschaften in den einzelnen Dörfern und Dominial-Bezirken auf's Engste mit einander verbunden. Das Dreifeldersystem zwang deren Inhaber zu gemeinsamer Bestellung und Benutzung; bei der Gemeinsamkeit der Pflichten wie der Rechte fand der schwächere Wirth eine Stütze in der Gemeinde-Genossenschaft wie in dem gutsherrlichen Verbande. Wie beschränkt und wie hemmend auch eine derartige Natural-Association sein mochte, sie gewährte dennoch eine Garantie gegen mannichfache Beschädigungen, denen der Landbau ausgesetzt ist, sie sicherte die Existenz der Familien, deren Erhaltung in der angestammten Wirthschaft.

Wie viele Zunft- und Innungs-Verfassungen, sind auch diese feudalen Associationen den Auflösungsgesetzen erlegen. Aber während die Mehrzahl der gewerblichen Kräfte ohne Weiteres zu neuen und umfassenderen Associationen übergehen konnten, ist dies in Beziehung auf das Grundvermögen bisher in keiner Weise der Fall gewesen. Nur zur Ausführung von Ent- und Bewässerungen sind hin und wieder die betheiligten Grundbesitzer zusammengetreten und die Ritterschaft hat die älteren Creditverbände beibehalten. Im Uebrigen steht heute jede einzelne Landwirthschaft vollkommen isolirt, inmitten der Gemeinde, inmitten der Gesellschaft. Wie verderblich die Einwirkungen der letzteren auch vielfach auf die Wirthschaft sich äußern mögen, nirgend eine Spur

von Gemeinsamkeit unter den Betheiligten zur Abwehr dieser verderblichen Einflüsse. Jeder Grundbesitzer hat den Kampf mit der Gesellschaft für sich allein auszukämpfen. Wo es sich um Unternehmungen handelt, welche nur vermöge der in der Association liegenden Hebelkraft durchzuführen sind, da müssen sie unterbleiben, wie groß und wie sicher auch der wirthschaftliche Erfolg sein mag, weil eben die Bedingungen und die Formen der Association des unbeweglichen Vermögens noch nicht gefunden oder mindestens noch nicht gesetzlich hingestellt sind.

Und obenein hat die Gesetzgebung bisher Alles gethan, um dem Grundbesitz Schwierigkeiten zu bereiten, demselben Feinde zu erwecken, welche die Ansammlung der Bodenkraft hindern und die Existenz der landbauenden Familien gefährden. Wir erinnern hier an das nur für bewegliches Vermögen berechnete gleiche Erbrecht, welches die Zersplitterung und die Belastung des ländlichen Grundvermögens mit Hypothekenschulden zur unausbleiblichen Folge hat; daran, daß diese Wirkung durch die Speculation und durch das Bedürfniß nach Betriebs- und Meliorations-Capital unaufhaltsam gesteigert wird; daran endlich, daß die riesige Entwickelung der Industrie und der Agiotage den Grundbesitzer nöthigt, das Betriebs- und Meliorations-Capital unter den härtesten und gefahrbringendsten Bedingungen zu erwerben. Welche Folgen derartige Zustände auf die Bodenkraft, auf den Reichthum und die Sicherheit der Ernten, auf die Steuerkraft und auf die Leistungsfähigkeit der ländlichen Familien in Kriegeszeiten, auf Gemeindefreiheit und Selfgovernment u. s. w. üben müssen, dürfen wir nicht weiter ausführen, da die „Berliner Revue" wiederholt und eindringlich darauf hingewiesen hat. Es mag nur noch hervorgehoben werden, wie die Lage des Staatshaushalts dadurch auf's Tiefste berührt wird, indem das Selfgovernment, die Verminderung der besoldeten Beamtenschaft und die Erhöhung ihrer Gehalte nur in dem Maße wird eintreten können, wie die Schwierigkeiten gehoben sein werden, mit denen der Grundbesitz zu kämpfen hat — Schwierigkeiten, die sich werden ermessen lassen, wenn z. B. bei der gegenwärtigen Geldkrisis eine ausgedehnte Kündigung von Hypotheken-Capitalien eintreten sollte. Und liegt dazu nicht der Anreiz überaus nahe, in einer Zeit, wo der Preis des Geldcapitals eine beispiellose Höhe erreicht hat?

Kaum ist durch den Einfluß günstiger Witterung die Lebensmittelfrage für den Augenblick vertagt, so erfahren die Völker die Heimsuchung einer Geldkrisis, die gleich einem giftigen Mehlthau die Blüthen des wirthschaftlichen Lebens zu zerstören droht. Es ist endlich an der Zeit, daß die nationale Geldwirthschaft einer erschöpfenden Prüfung unterworfen, daß sie von einem universellen Standpunkt aus, den Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft entsprechend, geregelt werde. Denn wie sehr auch diese Bedürfnisse im Verlauf des letzten Jahrhunderts sich geändert haben, so ist doch die staatliche Behandlung des Geldwesens im Allge-

meinen stationär geblieben. Soll die Goldwährung die Basis der Gelderzeugung werden; soll die Metallfundation aufgehoben, eine Pfandbriefs- und Wechselfundation an die Stelle gesetzt, oder ein gemischtes System eingeführt werden? Sollen die Geldkräfte des Landes in einer Staatsbank centralisirt oder durch diese mindestens beherrscht werden, oder soll durch Privat- und Corporationsbanken eine örtlich oder provinziell selbstständige Geldwirthschaft angestrebt, daher diese decentralisirt werden? Sollen die Wuchergesetze aufgehoben, die Bedingungen ganz frei gegeben werden, unter denen das Geldcapital dargeliehen werden darf? Und endlich — in welcher Weise ist der Hypothekencredit und überhaupt das landwirthschaftliche Geldwesen zu regeln, damit die Bodenkraft und die Volksernährung nicht ferner durch die Fluctuationen des Geldmarktes bedrohet werden? Wie hat der Staat sich diesen Verhältnissen gegenüber zu verhalten, und in wie weit ist der Thätigkeit der Privaten, der Speculation freie Hand zu lassen, damit einerseits das Geldcapital seine großen Aufgaben innerhalb der Gesellschaft erfülle, andererseits krankhafte Bahnen vermieden werden?

Es kann nicht unsere Absicht sein, in das Detail dieser Fragen einzugehen, deren Beantwortung hier zu versuchen. Man wird dieser nur näher treten können in dem Maaße, wie es gelingt, über das Wesen und die Functionen der einzelnen Systeme und Bestandtheile des Gesellschafts-Organismus, über das Wechselverhältniß derselben zu einander, eine klare Anschauung zu gewinnen. Es wird daher hier die Beantwortung der Fragen vorhergehen müssen: wie entsteht das Geld, welche staatlichen und socialen Kräfte müssen bei der Erzeugung desselben zusammenwirken? Sind die edlen Metalle eine unentbehrliche Grundlage der Geld-Erzeugung, in wie weit lassen sich dieselben durch andere Grundlagen ersetzen, und welchen Gefahren ist die Gesellschaft bei einseitiger Festhaltung der Metallbasis ausgesetzt? Wenn innerhalb des Gesellschafts-Organismus das Geld die Functionen zu verrichten hat, die dem Blute innerhalb des thierischen Organismus obliegen, und wenn demnach die gleichmäßige Circulation des Geldes die Bedingung gesunden und gedeihlichen Gesellschaftslebens ist, wie ist diese Circulation zu sichern, wie sind Stockungen, wie sind fieberhafte, convulsivische Bewegungen zu verhindern? Ist die Decentralisation der Geld-Institute, sind selbstständige Local- und Provinzial-Banken, neben der unter staatlichem Einfluß stehenden Hauptbank, Garantieen gegen unregelmäßige Geld-Circulation, und wie ist neben dem mercantilen das landwirthschaftliche Geldwesen zu gestalten?

Wie der geordnete Blutumlauf das Gedeihen des thierischen, so bedingt ein gesunder, gleichmäßiger Geld-Umlauf die gedeihliche Entwikkelung des wirthschaftlichen Lebens, nicht allein weil das Geld die auf der Association beruhende Production zu vermitteln hat, es demnach überall gegenwärtig sein muß, wo ein Vermittelungs-Bedürfniß sich zu

erkennen giebt, sondern auch weil die unermeßliche Summe der in Geld bemessenen Berechtigungen und Verpflichtungen dadurch ihrem Werthe nach bestimmt wird. Ist z. B. eine Schuld zu einer Zeit contrahirt worden, wo die umlaufende Geldsumme 100 x betrug, und ist diese demnächst — während der Umfang der Geschäfte und die Bewegbarkeit des Geldes unverändert geblieben — auf 50 x reducirt, so ist der Preis des Geldes um 100 pCt. gestiegen, zugleich aber auch der Druck, den das Schuld-Capital auf den Verpflichteten ausübt; zur Verzinsung und Rückzahlung desselben müssen factisch noch einmal so viel Werthe aufgewendet werden, als bei Abschließung des Schuldvertrages gewährt, resp. empfangen worden, wenngleich formell dieser Vertrag unverändert geblieben.

Doch es wird keiner weiteren Ausführungen bedürfen, um die unermeßliche Wichtigkeit der Erhaltung constanter Geldpreise darzuthun. Man denke sich, daß der allgemeine Maßstab für die unendliche Mehrzahl aller gesellschaftlichen Verhältnisse, für alle Berechtigungen und Verpflichtungen u. s. w. öfteren und erheblichen Schwankungen unterworfen sei; daß, während dessen normaler Stand durch 100 x ausgedrückt wird, derselbe bald auf 200 x, bald wiederum auf 50 x sich feststellt, und man vergegenwärtige sich dabei, daß die Milliarden der Actien, Staats-, Communal-, Hypotheken- und Privat-Schulden, der Steuern, der Gehalte und Löhne dadurch ihrem Werthe nach entsprechend modificirt werden; man denke sich, daß die dadurch hervorgerufenen Zuckungen anhaltend und öfter wiederkehrend seien, und man wird darüber nicht zweifelhaft sein können, daß ein gesundes, vorschreitendes Gesellschaftsleben unter so fieberhaften Zuständen ganz unmöglich ist. Zwar lehrt die Wissenschaft, daß die Geldpreise sich überall ausgleichen müssen, aber sie übersieht dabei, daß die Ausgleichungen nur allmählich eintreten können, nachdem die vernichtenden Wirkungen erheblicher Geldpreisschwankungen bereits eingetreten; daß sie überdies durch die Handelsbilance bedingt sind; daß die Gesellschaft, oder mindestens das Culturleben der Völker solchen fieberhaften Zuckungen, bei öfterer Wiederkehr derselben, endlich erliegen muß.

Noch fehlt überall das Verständniß der Mittel und Wege zur Erhaltung mindestens annähernd constanter Geldpreise, zur Vorbeugung gesellschaftlicher Katastrophen, und es ist demnach nicht zu verhoffen, daß die Völker alsbald von der Heimsuchung der Geldkrisen werden erlöst werden. Diese Hoffnung ist um so geringer, als die großen Geldmärkte sich in ihrem Verhalten gegenseitig bedingen, sie in einem Solidaritätsverhältniß zu einander stehen, und als demnach ein Volk, welches sich der vollkommensten Regelung seiner Geldwirthschaft erfreut, doch mehr oder minder in die Katastrophen der Nachbarvölker mit verflochten werden muß. Aber der von Außen kommende Stoß wird um so weniger empfunden werden, das dadurch hervorgerufene Unheil wird um so ge-

ringer sein, je vollkommener die Geldwirthschaft des Inlandes geregelt ist. Nachdem die Principien von 1789 eine gänzliche Entfesselung aller gesellschaftlichen Kräfte zur Folge gehabt haben, und nach der riesigen Entwickelung der Communicationsmittel, hat die große Speculation ein so ausgedehntes Feld erlangt, daß jeder Versuch, dieselbe hemmen oder beschränken zu wollen, nothwendig scheitern muß. Die Aufgabe kann deshalb nur darin bestehen: den Einfluß, den die dadurch hervorgerufenen Geldbewegungen auf die productiven Geschäfte und auf die Rechtsverhältnisse üben müssen, in möglichst enge Grenzen zu bannen.

In dieser Beziehung bieten sich nun zwei Wege dar, deren gleichzeitige Verfolgung eine wesentliche Minderung der durch die große Speculation hervorgerufenen Geldpreisschwankungen in sichere Aussicht stellt. Der eine Weg besteht darin, daß neben dem Staatsgelde, welches bei gesicherter Fundirung überall den Charakter der Weltmünze annimmt, und welches durch die Bewegungen des Geldmarktes beherrscht und geleitet wird, welches überall der großen Speculation dient, ein Privat- oder Localgeld erschaffen werde, d. h. Noten der Privat-, der Corporations- und Provinzial-Banken, die nur innerhalb ihres Bereiches realisirbar, hier ihr ausschließliches Operationsfeld finden, alsbald in denselben zurückkehren, und ihre productive Vermittelungs-Thätigkeit fortsetzen müssen, unbeirrt durch die Fluctuationen des Weltverkehrs, mit dem sie nichts zu thun haben. Hierin liegt vorzugsweise die Bedeutung der Local- und Provinzial-Banken, und die Berliner Revue hat in ihrem Artikel: Ueber die Gesetzentwürfe betreffend die Abänderung der Bank-Ordnung vom 5. October 1846 und die Verminderung der Kassen-Anweisungen (Bd. V. S. 17) sich mit Entschiedenheit gegen die weitere Centralisation der nationalen Geldwirthschaft ausgesprochen. Sie hat darauf hingewiesen, daß die rapide Vermehrung der Banknoten nicht den Bedürfnissen des Verkehrs, sondern den Anforderungen der bedenklichsten Speculation entsprechend erfolgen werde; daß beim Eintritt von Geld- oder Handelskrisen die Bank im Interesse der Selbsterhaltung gezwungen sein werde, alle ihre Berechtigungen geltend zu machen und ihre Mittel, den Bedürfnissen des Verkehrs zuwider, keineswegs aber denselben entsprechend, einzuziehen. Nur allzurasch sind diese Befürchtungen in Erfüllung gegangen. Daraus wird hoffentlich das Gute erwachsen, daß endlich die eminente Bedeutung und die unabweisliche Nothwendigkeit der Herstellung örtlich oder provinziell selbstständiger, von den Staats-Finanzen unabhängiger Geldinstitute nicht länger verkannt werden wird.

Der andere Weg, um den Geldpreisveränderungen ihren vernichtenden Charakter zu nehmen, besteht in der Herstellung eines geordneten befruchtenden Verhältnisses des Geld-Capitals zum Grund-Capital. Niemand wird in Abrede stellen, daß dieses Verhältniß ein feindliches, der Production hinderliches sein kann; daß es diesen Charakter anneh-

men muß, sobald das Grundvermögen etwa gezwungen wird, Lasten zu tragen, für deren Uebernahme demselben keinerlei Gegenleistungen zu Theil geworden sind. Dieser Fall tritt der Regel nach ein, sobald z. B. Schulden hypothekarisch eingetragen werden, die in den Ereignissen des Familienlebens oder in der unproductiven Speculation ihre Entstehung finden: Erbantheile oder rückständige Kaufgelder; oder sobald productiv verwendete Capitalien von der betreffenden Wirthschaft über die Zeit ihrer Wirksamkeit hinaus getragen werden müssen, oder endlich sobald die Last der productiv verwendeten Capitalien durch Geldpreisveränderung gesteigert wird. Es wird kaum eines Beweises bedürfen, daß eine derartige feindliche Stellung des Geld-Capitals zum Grund-Capital die Productivkraft des letzteren gefährden und endlich wesentlich beschädigen müsse. Der mit Schulden überlastete Grundbesitzer darf nur den einen Gesichtspunkt im Auge behalten: Die rechtzeitige Beschaffung der Mittel zur Zahlung der Interessen. Anstatt seinen Beruf als Mehrer des Bodenreichthums zu erfüllen, ist er gezwungen, diesen zu Gelde zu machen, um sich nur im Besitz zu erhalten; er muß den Bodenreichthum um so mehr angreifen, sobald das umlaufende Geld-Capital im Preise gesteigert wird, oder sobald dasselbe in der Industrie oder Speculation eine gewinnreichere Verwendung verspricht. Eine derartige feindliche Stellung des Geld-Capitals zum Grund-Capital muß demnach schließlich die Sicherheit der Ernte gefährden, die Lebensmittelfrage immer schwieriger gestalten.

Aber auch die bei großer Speculation unvermeidlichen fieberhaften Erregungen des Geldmarktes müssen einen immer gewaltsameren Charakter annehmen, sobald das Grund-Capital von denselben mit ergriffen wird, was überall in dem Maße der Fall sein muß, wie das Grundvermögen mit Geldleistungen behaftet und dadurch gewissermaßen mobilisirt worden. Das Geld-Capital verliert dadurch den festen Halt, den dasselbe naturgemäß in seiner organischen Verbindung mit dem Grund-Capital finden soll; das letztere ist außer Stande, seinen temperirenden, seinen zügelnden Einfluß auf das erstere zu üben. Die Herstellung und Erhaltung dieses Einflusses ist nicht minder durch die Interessen der landwirthschaftlichen Production, wie durch die des Geldmarktes geboten. Dieser wird um so weniger Schwankungen unterliegen, er wird sich um so freier bewegen dürfen, je weniger er Gefahr läuft, das Grundvermögen in seine fieberhaften Bewegungen hinein zu ziehen.

Es ist augenfällig, daß das mit keinerlei Hypotheken oder sonstigen Geldleistungen behaftete Grundvermögen von den Bewegungen des Geldmarktes kaum berührt werden kann. Selbst eine erhebliche Minderung der Fruchtpreise und der hohe Preis des Betriebs-Capitals wird unter solchen Umständen keinen bemerkenswerthen Einfluß auf die Wirthschaftsführung üben. Auch die Geldleistungen, welche in entsprechenden Gegenleistungen ihre Rechtfertigung finden, daher die Steuern,

welche an Staat, Gemeinde, Kirche und Schule zu entrichten sind, eben so die Zinsen für Betriebs- und für das noch wirksame Meliorations-Capital können den mit keinerlei Privat-Hypotheken belasteten Grundbesitz in keine schwierige Lage bringen, sie können zu einer die Bodenkraft beschädigenden Wirthschaftsführung nicht Anlaß geben. Dagegen ist die Forderung der conservativen Politik: daß die Erbfolge-Gesetzgebung und die Güterspeculation fernerhin nicht Quelle der Verschuldung seien, daß überhaupt die Eintragung von Hypothekenschulden gesetzlichen Einschränkungen unterliegen solle, nicht nur durch das Interesse der Landes-Cultur, sondern auch durch das des freien Geldverkehrs, so wie der höheren staatlichen Zwecke geboten. Inzwischen ist die Verschuldung des Grundvermögens bereits erheblich vorgeschritten, das Bedürfniß nach Betriebs- und Meliorations-Capital ist nach dem Uebergange des Landbaues zur Geldwirthschaft ein unabweisliches geworden, und wir werden uns demnach damit zu beschäftigen haben: wie durch Anwendung des Princips der Association auf das unbewegliche Vermögen dem Landbau die erforderlichen Creditmittel in gesichertem Wege zuzuführen, das Grundvermögen von der feindlichen Einwirkung des Geld-Capitals zu befreien ist.



Englischer Literaturbrief.

Der Verfall des parlamentarischen Systems in England und „Quarterly Review."

Immer war es noch eine beachtenswerthe Erscheinung, wenn dem Plänkler-Gefechte in den großen Eintagsfliegen der englischen Presse nach einiger Zeit auch die gewichtigen „Reviews" in der Erörterung einer Frage folgten, welche gerade die Zeit bewegt. Die „Reviews" sind nie Vorkämpfer in einer politischen Streitfrage, sie bewahren sich die Rolle des Urtheils, der Entscheidung, und wollen unter allen Umständen die Argyraspiden des Kampfes sein, weil sie es früher schon oft waren. Nehmen sie aber eine Frage von Wichtigkeit auf, werfen sie ihren ponderosen Ausspruch in die Wageschaale, so ist es meist ein sicheres Zeichen, daß es nicht in den Gemüthern Weniger gährt, sondern die wachgewordene Frage in das innerste Leben der Nation übergetreten ist. Die „Reviews" übereilen sich nicht. Schon die Perioden, in denen sie erscheinen, würden das nicht gestatten, noch weniger aber die Gründlichkeit, mit der sie gewohnt sind, einen Gegenstand zu behandeln. Gern lassen sie die Acten spruchreif werden, so daß sie als Richter auftreten können. Die Tagespresse ist rasch in ihrem Zufahren und muß es sein, aber sie hat weder die Zeit, noch die Fähigkeit, gründlich zu sein. In den Zeitungen wäre geradezu langweilig, was in den Zeitschriften nicht

kurz sein darf, will es zu ernstem Nachdenken anregen. Darum braucht man auch von dem Leader einer Zeitung nicht zu viel oder zu ernste Notiz zu nehmen. Gewöhnlich ist er rascher vergessen, als geschrieben, und entsteht ihm keine Gegenrede, so hätte er eben so gut ungeschrieben bleiben können. Jedesmal ist es aber ein Zeichen wachsender Wichtigkeit einer politischen Frage, wenn die „Reviews" sie in den Kreis ihrer Besprechung und ihres Urtheils ziehen.

„The declining efficiency of Parliament", so lautet die Ueberschrift eines Artikels im „Quarterly Review" Nr. CXCVIII., September 1856, und sein Gegenstand ist in der That von so weitgreifender Bedeutung, daß er nicht allein in England das größte Aufsehen gemacht, sondern auch in Deutschland schon vielfache Beachtung gefunden. Zeitungen, namentlich liberale, sind zwar rasch mit ihrem Urtheile darüber fertig. Was ihnen zu bedeutend, zu ernsthaft daran ist, wird mit geläufigen Phrasen abgewiesen, und damit glaubt man die Sache abgethan. So cursorisch ist aber weder mit der Sache selbst, noch mit jener gründlichen Untersuchung des „Quarterly Review" fertig zu werden. Sie ist so ernster und tiefer Natur, daß sie vor allen Dingen Ernst und Tiefe in ihrer Erörterung verlangt. Mit oberflächlichem Zustimmen oder Abweisen ist nichts erreicht. Wer freilich auf die Art mit dem Parlamentarismus fertig werden wollte, wie man vor der Hand in Frankreich mit ihm fertig geworden ist, dem ist mit einer so eingehenden Untersuchung, wie „Quarterly Review" sie über den Verfall parlamentarischer Wirksamkeit in England verhängt, nicht besonders gedient. In einem Staate aber, wie der unsrige, wo der Parlamentarismus, wenn auch in beschränkter Form, noch neu ist und noch nicht mit der Geschicklichkeit gehandhabt wird, die sein erstes Lebens-Element ist, wird es Pflicht, jenen in England — dem darin erfahrensten Lande — auftauchenden Zweifeln und Bedenken zu folgen. Man kann mit denen nicht rechten, die das parlamentarische Wesen in Preußen wieder abgeschafft wünschen, weil ihnen frühere Zustände behaglicher waren und glücklicher erschienen. Er ist einmal da, und auch diejenigen, welche ihn nicht gewünscht, müssen sich in ihn hineinleben, an ihn gewöhnen, mit ihm für das allgemeine Wohl wirken, wenn ihr Wirken nicht überhaupt paralysirt werden soll. England allein in ganz Europa vertheidigt den Parlamentarismus und zeigt für jedes Land Sympathieen, wo er erstrebt wird, und — wunderbar genug — ist England auch das einzige Land, wo der Verfall des Parlamentarismus offen eingestanden, als ein nicht mehr zu läugnendes Factum angenommen und schon leidenschaftslos darüber debattirt wird, wie bei dem Todtengericht über eine egyptische Leiche.

„Quarterly Review" stimmt keineswegs in die so ziemlich allgemeine Klage ein, daß der Verfall parlamentarischer Wirksamkeit nur in der Auflösung der großen Parteien, in den bis zur Unkenntlichkeit ver-

schwommenen Grenzen zwischen denselben seinen Grund und seine Erklärung habe. Im Gegentheil, nach seiner Ansicht existiren die Parteien noch in voller Kraft, und es käme nur auf den zwischen sie geworfenen Eris-Apfel einer wirklich politischen Frage von Wichtigkeit an, um sie sofort wieder erstehen zu sehen. Wir werden im Verlaufe unserer Besprechung auf diese Behauptung zurückkommen. „Quarterly" sucht diesen Verfall in der schwankenden, ungewissen, unruhigen Regierung, in den Ministern seit dem Rücktritt Sir Robert Peel's, in der innern Unwahrheit der Fragen von augenblicklicher Bedeutung, welche das Parlament zu entscheiden oder vielmehr deren selbstständige Entscheidung durch das Ministerium es gut zu heißen hatte. Es ist dies eine neue Seite, welche „Quarterly" dem Gegenstande abgewinnt. Sie ist zwar schon von Zeitungen geäußert worden, trug aber stets die Farbe politischer Leidenschaftlichkeit, da sie eben dem Augenblicke dienen oder dem Partei-Angriff gegen irgend einen gerade mißfälligen Minister Nachdruck geben sollte. Für eine — wir möchten sagen wissenschaftliche Erörterung der Schuld, welche die britische Regierung, und zwar speciell seit Lord Palmerston's Premiership, an dem Verfalle des Parlamentes tragen soll, ist uns, trotz aufmerksamer Verfolgung alles dahin Einschlagenden, in der englischen Presse nichts vorgekommen.

Fassen wir zunächst historisch zusammen, was zur Begründung dieser Anklage gegen das britische Ministerium angeführt wird.

Bekanntlich haben die zu dem Pariser Friedens-Congresse versammelten ersten Bevollmächtigten der paciscirenden Mächte auch noch andere Dinge beschlossen, als zu denen sie beauftragt waren, Dinge, von deren Behandlung auf diesem Congresse überhaupt das englische Publicum und die Presse in der Heimath auch nicht die leiseste Ahnung hatte. Lord Clarendon machte sich zum Mitunterzeichner einer Uebereinkunft, welche ein vollständiges und dauerndes Aufgeben der Principien in sich schließt, die England mit Bezug auf den Handel Neutraler während eines Krieges lange und mit Vorliebe aufrecht erhalten hat. Ueber den Werth oder Unwerth dieser Principien läßt sich streiten. Die Art aber, wie sie einseitig und ohne Mitwirkung des Parlamentes aufgegeben wurden, beweist, daß die britischen Minister weder Achtung noch Scheu mehr vor den Gesetzgebern ihrer Nation haben. Jedenfalls sind jene Principien und Rechte seit undenklichen Zeiten von dem englischen Volke aufrecht erhalten worden — englische Diplomatik und englische Waffen haben für sie gekämpft — sie waren bisher vom Völkerrechte sanctionirt — sie wurzelten tief im Rechts- und Machtbewußtsein des englischen Volkes; das Alles ist eben so unzweifelhaft wahr, als es gewiß ist, daß sie ganz in der Stille und wie verstohlen aufgegeben wurden, aufgegeben ohne Genehmigung, ja ohne Vorwissen der gesetzgebenden Körperschaft Großbritanniens, aufgegeben sogar, wie es scheint, ohne Vorberathung oder Beschluß des g a n z e n Ministeriums! Das war etwas sehr viel An-

deres, als jenes Zugeständniß beim Beginnen des Krieges, welches eben unter dem Zwange einer absoluten Nothwendigkeit gemacht worden war. Wollten wir Frankreich zum Alliirten haben, so war eine Einheit in der Behandlung des Seekrieges unerläßlich. Die Uebereinkunft wurde daher pro hac vice geschlossen, die anderweitigen Rechte Englands für die Zukunft aber nicht berührt. Was dagegen Lord Clarendon durch seine Unterschrift unter den Pakt wegen der neutralen Flaggen-Rechte gethan, trägt einen wesentlich verschiedenen Charakter. Es war nicht etwa ein Preis für den Frieden, oder ein Mittel zum Frieden, denn der Friede war schon gesichert, als jene nachträgliche Uebereinkunft erfolgte. Es war kein Opfer, um das Aufgeben des Caper-Systems von Seiten Amerikas zu erlangen, denn Amerika wurde ja gar nicht vorher um seine Meinung befragt, und als es nachträglich befragt wurde, kam, wie leicht vorauszusehen gewesen wäre, eine vollkommen abschlägliche Antwort. Der Pakt trägt auch nicht einmal die Form eines völkerrechtlichen Tractats, sondern die eines heimlichen Contractes, der aber dessenungeachtet nicht weniger bindend und verpflichtend für das Parlament und die Nation ist. Es ist vollkommen müßig, zu behaupten, daß das Recht zu einem solchen Pakte in den Prärogativen der Regierung liegt. Allerdings ist dies der Fall, aber seine Ausführung ist ohne Mitwirkung der Gesetzgebung gar nicht möglich. Mit demselben Rechte würde man die Abtretung der jonischen Inseln oder Gibraltars eine Prärogative der Regierung nennen. Hat die britische Regierung je Handlungen der auswärtigen Politik von solcher Bedeutung ohne Mitwissen oder Genehmigung des Parlaments unternommen? — Hat sie nicht die Nothwendigkeit gefühlt, den Eintritt in die Friedensverhandlungen überhaupt von der Einwilligung des Parlamentes abhängig zu machen? Das Schlimmste bei dem ganzen Handel ist, daß von keinem wirklichen formellen Vertrage die Rede ist, daß also auch weder Bedenkzeit noch Ratification in Frage kommt. Der Pakt trägt die Form eines geheimen Protocolls, bei welchem weder das Parlament noch die Nation zu Rathe gezogen, oder auch nur gefragt worden ist. Er ist ein Act discretionärer Gewalt, aber doch so bindend, daß gegen den Federzug des Lord Clarendon unter demselben weder eine Revision, noch ein Widerruf möglich ist.

Und das Parlament ließ sich diesen Mißbrauch der Gewalt gefallen. Was sollte es auch thun? — Allerdings hätte es die Minister zum Abtreten zwingen können. Statt dessen genehmigte es dieses Verfahren, ging darüber hin und quittirte so über seine eigene Ohnmacht. Ist das unstreitig Unfähigkeit von Seiten des Parlaments, so bleibt doch die Schuld der Minister dieselbe, und keines Haares Breite läßt sich von dem Uebel und der Gefahr eines solchen Präcedenzfalles wegdisputiren.

Von noch peinlicherem Charakter für die Gefühle und Gewohn-

heiten des Englischen Volks ist der Vorgang mit Bezug auf die belgische Presse bei den Friedens-Conferenzen. In irgend einer ihrer Sitzungen erklärte der kaiserliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten, daß die belgischen Preßgesetze eine geschärfte Aufmerksamkeit der europäischen Mächte erforderten, weil sie, wenn nicht geändert, ein gewaltsames Einschreiten der Nachbarn herbeiführen müßten. Als Beweis dafür wurde angeführt, daß belgische Zeitungen ungestraft zum Morde fremder Souveraine anreizen dürften. Das Protocoll dieser Sitzung giebt die Aeußerungen der verschiedenen Bevollmächtigten auf diesen unerwarteten Zwischenfall. Lord Clarendon sprach zwar nicht ganz so, wie man es in England von ihm erwartet haben würde, aber doch im Allgemeinen übereinstimmend mit englischen Ueberzeugungen. Um so größer war das Erstaunen und — man kann wohl sagen — die Scham des Parlaments, als dieses Protocoll auf die Tafel des Hauses gelegt wurde, und Mr. Whiteside erklärte, daß sich am Ende desselben eine Art von Resumé befinde, in welchem die sämmtlichen Bevollmächtigten den Ansichten des Grafen Walewski im Allgemeinen doch beistimmten und sich den gegen Belgien ausgesprochenen Drohungen anschlössen. Unmittelbar unter diesem Resumé, welches all die schönen Worte des Protocolls wieder aufhob, stehen die Unterschriften des Earl of Clarendon und des Lord Cowley. Mag diese Unterschrift ein Act der Unaufmerksamkeit und der Ueberraschung sein, aber wie oft hat ein Sohn seinen Vater schon aus Unvorsichtigkeit und Unaufmerksamkeit erschossen? — Als später auch der Name Lord Palmerston's unter sämmtlichen Protocollen stand, war es geschehen, daß die englische Regierung das verläugnet, was Lebensluft für jeden Engländer ist, was jeder Engländer in höherem Werth als selbst das Leben hält, und zu dessen beabsichtigter Unterdrückung kein Engländer je die Hand bieten würde.

Und das Parlament ließ sich auch das gefallen. Die bei dieser Gelegenheit selbst in dem gedemüthigten Unterhause vernommenen Reden waren zwar verständlich genug, aber keiner der Redner hatte dessenungeachtet den Muth, das Einzige vorzuschlagen, was eines englischen Parlamentes würdig gewesen wäre, die feierliche Erklärung nämlich, daß das englische Volk n i e Andern zu Liebe grade die Principien verletzen werde, welche seine theuersten Güter ausmachten.

Eben so schwach und unentschlossen zeigte sich das Parlament in der von den Ministern so übel behandelten amerikanischen Rekrutirungs-Angelegenheit. Die Sitzung vom 1. Juli zeigte die vollkommene Schwäche des Parlaments in Bezug auf die Controle über die Minister. Im ganzen Hause war nicht ein Mitglied, welches das Verfahren der Minister zu billigen wagte, aber auch nicht eines, welches sie öffentlich verdammt hätte. Ein erbärmlicherer Streit als derjenige wegen der ungesetzlichen Rekrutirung in Amerika dürfte kaum jemals von einer Regierung hartnäckig durchgeführt worden sein. Es gab keinen Engländer,

der diese Erbärmlichkeit und Zwerghaftigkeit des ganzen Handels nicht gefühlt und eingestanden hätte. Leider kann man nicht dasselbe von den Amerikanern sagen. Selbst vorurtheilsfreie Amerikaner machten mehr daraus, als man vernünftiger Weise daraus machen konnte. Klar und ohne allen Zweifel war England durch seine Agenten im Unrecht, und eben so klar und unzweifelhaft war es, daß, um die Todsünde des Eingestehens eines begangenen Fehlers zu vermeiden, die allerschäbigsten und unwürdigsten Ausflüchte angewendet wurden. Die Sache selbst ist noch in zu frischem und peinlichem Andenken, als daß es lohnen sollte, den Hergang bis in seine unerfreulichen Details zu seciren. Gesteht doch Lord Palmerston selbst zu, daß der Präsident Pierce wohl Grund zu Klagen gegen einige englische Unterbeamte gehabt haben könne. So wurden denn Mr. Crampton und die englischen Consuln verabschiedet, obgleich Lord Clarendon officiell seine Billigung ihrer Handlungsweise ausgesprochen. Jedenfalls haben die Entlassenen nichts Straffälliges gegen England begangen, und was sie Straffälliges in Amerika gethan, wurde ja durch jene officiellen Zufriedenheitsbeweise ihres höchsten Vorgesetzten, des Lord Clarendon gedeckt. Doch hat man ihnen den Gehalt genommen, und Lord Palmerston wechselt mit dem Präsidenten Pierce das Confect gegenseitiger Complimente über die Köpfe der Opfer hinweg. Einen Augenblick lang war von dem Wegschicken des Amerikanischen Gesandten in London, Mr. Dallas, die Rede, und in der That: war Mr. Crampton mit Recht aus Amerika fortgeschickt worden, so mußte ein offenes Anerkennen seiner Schuld von Seiten der englischen Regierung erfolgen. War er mit Unrecht weggeschickt worden, so hätte dieser grobe Schimpf durch ein gleiches Verfahren gegen Mr. Dallas erwiedert werden müssen. Aber die geheimen Intriguen im Parlamente vereitelten das Eine wie das Andere. Lord Palmerston ist, was diese parlamentarischen Intriguen betrifft, bekanntlich sehr gut bedient und führt am Gängelbande, was sich eben gängeln läßt. Dadurch befinden wir uns denn mit Amerika glücklich in jenem zweideutigen Zustande zwischen Freundschaft und Feindschaft, welcher, seitdem Lord Palmerston die auswärtige Politik Englands leitet, ein Zustand ist, in dem sich England mit wenigstens der Hälfte aller Staaten der Erde befindet. Noch jetzt ist kein Nachfolger für Mr. Crampton ernannt und Englands Ruhe hängt von den Anwandlungen eines Ministers ab, der es seit den letzten 20 Jahren in Streitigkeiten mit fast ganz Europa verwickelt, denn wenn es ihm einfällt, noch jetzt bei irgend einer Gelegenheit Mr. Dallas seine Päffe zuzustellen, so hat der Minister weder das verhindernde Einschreiten des Parlaments zu fürchten, noch braucht er besorgt zu sein, daß ein solches Parlament den Minister selbst wegschicken wird, wenn er ihm ein fait accompli vorlegt.

Und was soll man zu dem wohlbekannten „Crimean Report" im Parlamente sagen? — Wir wollen ihn nicht zerlegen und beurtheilen,

aber wir müssen eingestehen, daß er im Herzen der Nation eine tiefe und fressende Unzufriedenheit zurückgelassen. Als Mr. Roebuck eine Untersuchung der Unfälle des Heeres im Winter von 1854 auf 1855 durch ein Comité des Unterhauses beantragte, sagt Lord Palmerston: „Wir, die Minister, wollen Ihr Comité sein!“ Auch das wurde angenommen. Nun untersuchten die Minister und brachten dann das Resultat ihrer Untersuchungen vor eine Commission (Board at Chelsea), die indessen so organisirt war, daß ihr Bericht nicht eher erfolgen konnte, als bis das Parlament auseinandergegangen. So weiß denn bis diesen Augenblick das englische Volk noch nicht, was denn eigentlich die Resultate dieser nicht parlamentarischen Untersuchungen gewesen sind? — Das Auskunftsmittel, die Regierung selbst zu einem Untersuchungs-Comité zu machen, stellte England auf einen falschen Standpunkt und beleidigte unsere Alliirten. So sind denn die Erfolge dieser so viel besprochenen Maßregel vollkommen gleich Null. — Es muß erwartet werden, ob das Parlament bei seinem Wiederzusammentritt sich diese Behandlungsweise gefallen lassen, und ob es das Recht aufgeben wird, selbst sich um die Sachen zu bekümmern, um die es sich zu bekümmern hat.

Das Alles sind offen vorliegende Facten, über die eigentlich gar keine verschiedene Meinung mehr herrscht. Sie sind wichtig genug, und doch ist für die Beurtheilung der gesunkenen Wirksamkeit des Parlaments noch wichtigere Ursache nachzuweisen. Vor Allem jene Leichtfertigkeit und Flüchtigkeit, mit welcher in dem Unterhause über die ernstesten und bedeutendsten Fragen hingegangen wird. Sie ist geradezu unerhört — dann die Erscheinung, daß untergeordnete Mitglieder der Regierung, z. B. Mr. Peel, eine unpopuläre Opposition gegen rein praktische Reformvorschläge machen — welche unmittelbar nachher der Premier-Minister unter dem Jubel seiner Anhänger bereitwillig annimmt — dann jene nachgrade stereotyp gewordene Ministerial-Phrase: „Es ist dies allerdings eine wichtige Frage, aber es ist auch eine schwierige Frage, und die Regierung wird sich auf das Angelegentlichste damit beschäftigen.“ So kleinlich es erscheint, unter schwere Beschuldigungen auch lächerliche zu mischen, so müssen wir doch erwähnen, daß die Parlaments-Mitglieder es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, Eisenbahn- und Dampfschiff-Freibillets von der Regierung anzunehmen, um einer Revue zuzusehen. Wenigstens wollen wir hoffen, daß kein Parlaments-Mitglied dergleichen gewünscht oder verlangt hat. Um so mehr bliebe dann aber auch dafür der Vorwurf auf den Ministern haften, denn sie sind auf öffentliche Rechnung großmüthig.

Wenn erst das Gleichgewicht in der Bewegung verloren ist, so sieht man eine gewichtige Maschine bald nach einer, bald nach der andern Seite hin schwanken, und hat sie einen gefahrvollen Schwung nach rechts genommen, so folgt nichts gewisser, als ein eben so gefahrvoller nach links, bis seine Rückbewegung nicht mehr ganz das Gleichgewicht finden kann,

und das Ganze zusammenstürzt. Eine solche Maschine ist in diesem Augenblick der englische Staat, und die beiden Schwerpunkte, Verwaltung und Parlament, in gleichmäßigem Taumel begriffen. Bald zeigen die Minister dem Unterhause ihre unverhüllte Verachtung und Geringschätzung, bald läßt das Unterhaus die Minister „Koth essen"; beide vergeuden in unregelmäßigen Bewegungen die Kräfte, welche vereint die Wohlfahrt des Landes befördern sollen.

Ist es da zu verwundern, wenn die Anzeigen der Demoralisation des Parlamentes, in Bezug auf seine hohen Obliegenheiten, im ganzen Lande bekannt und anerkannt werden. Die ersten Stufen seines Falles von jener hohen Stufe, auf der es vor Jahren gestanden, wurden langsam und darum unbemerkt überschritten. Seit dem letzten Kriege aber geht es so rasch damit, daß die Fortschritte im Verfalle auch dem blödesten Auge bemerkbar werden. Es giebt Leute, die diesen Verfall aus den übermäßig langen Reden herleiten wollen. Lange Reden sind auch in jenen Zeiten gehalten worden, von denen die Geschichte als den glänzendsten für das Parlament berichtet. Auch der Krieg gegen Rußland ist nicht die Ursache dieses Verfalles. Als das letzte Parlament im Januar zusammentrat, war der Krieg factisch, wenn auch noch nicht förmlich vorüber. Es handelte sich nur noch darum, die schon in Wien gefaßten Beschlüsse in Paris zu formuliren. Eben so wenig ist zu beweisen, daß die Aufgabe der Regierung eine zu schwere gewesen wäre. Lord Palmerston hat das Land an schwierige Situationen gewöhnt. Auch kann Niemand sagen, daß sich irgendwo eine bedeutende Persönlichkeit im Lande bemerkbar gemacht hat, die nicht im Parlamente säße. Was ist denn nun aber die Ursache dieses verrenkten, verwilderten und desorganisirten Zustandes des Parlamentes? —

Haben wir so weit mit den Worten „Quarterly Reviews" gesprochen, so verbietet es uns leider der Raum, ihm auch in seiner weitern Argumentation zu folgen. Wir müssen zusammenfassen. Bei aller Anerkennung vieler durchaus englischer Vorzüge Lord Palmerston's wird er doch als eine der Hauptursachen dieses Verfalles bezeichnet, — dann dem allerdings sonderbaren Mißverhältnisse Rechnung getragen, daß ein liberal zusammengesetztes Ministerium conservativ sein und eine conservative Opposition liberal opponiren will, — dann zugegeben, daß es an großen allgemein anregenden Fragen fehlt, — und endlich anerkannt, daß die Opposition weder den Muth hat, das Ministerium zur Verantwortung zu ziehen, noch selbst genügend fähige Männer in ihren Reihen zählt, welche die Regierung übernehmen könnten. Das alles sind Dinge, die nie waren und seit sie sind, das Parlament von seiner früheren Höhe herabgedrückt haben.

Es ist dies ein ziemlich trostloses Bild, und am trostlosesten für diejenigen Nationen, die erst seit Kurzem den Weg betreten haben, an dessen Ende England angelangt zu sein scheint. Wir haben aber dessenungeachtet

besseres Vertrauen zu der politischen Gesundheit und Tüchtigkeit der englischen Nation, als daß wir in allen Dingen so schwarz sehen sollten, wie „Quarterly Review". Allerdings ist die politische Form der englischen Gesetzgebung an einem Punkte angelangt, der ein Ausscheiden schädlicher Elemente unausweichlich nöthig macht. Ein erfolgloser Krieg, — ein Heer, an dessen Wirksamkeit — wenn allein — man zu zweifeln Ursach hat, — eine Flotte, die den Erwartungen nicht entsprochen, welche gewohnter Stolz in sie setzte, — eine Regierung, die fast ganz Europa gegen sich aufgebracht und selbst die ältesten Allianzen erkältet hat, — eine abermals gewachsene Staatsschuld — und vor Allem das dunkle Gefühl, auf einer Höhe und Ausdehnung der Macht angelangt zu sein, die, ohne unhandbar zu werden, nicht mehr wachsen kann. Das Alles sind eben so viele haltbare Gründe für die offenkundige Unbehaglichkeit, welche sich in allen Klassen der Gesellschaft ausspricht, und wenigstens eben so wirksam, als der Verfall parlamentarischer Wirksamkeit. Ja, alle diese Ursachen stehen in unzweifelhafter Wechselwirkung mit einander, und jeder politische Schriftsteller hat von vorn herein Unrecht, wenn er sich für diese Erscheinung ausschließlich an den Parlamentarismus halten will. Auch das Ueberbordwerfen der Repräsentativ-Regierungen in Frankreich und Spanien, die offene Abneigung Oesterreichs dagegen, obgleich eine blutige Revolution es fast auf diesen Weg gezwungen hätte, und die Herabstimmung der Opposition in ohne Ausnahme allen Staaten, in welchen sie früher das fast ausschließliche Wort geführt, trägt zu diesen immer lauter werdenden Zweifeln an der Wirksamkeit des parlamentarischen Systems in England bei. Dennoch sind dies Uebergangs-Zustände. In anderen Staaten könnten sie möglicher Weise tödtlich werden. In England nicht! —

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von der Groeben.

Otto von der Groeben, geboren zu Kallisten bei Liebstadt in Ostpreußen am 18. Februar 1797, war der fünfte Sohn aus der Ehe des Rittergutsbesitzers auf Kallisten Hans Carl von der Groeben, aus dem Hause Grasnitz, mit Amalie Friederike von der Groeben, gebornen von Ostau, aus dem Hause Lablack. Seine Erziehung genoß er theils im elterlichen Hause, theils in einer Pensions-Anstalt zu Quittainen in Ostpreußen. In Folge des Aufrufs Sr. Majestät des hochseligen Königs vom 3. März 1813 trat er gleich darauf in dem bezeichneten Jahre, als Jüngling von 17 Jahren, freiwillig in ein ostpreußisches Jäger-

Detachement, unter Führung des damaligen Hauptmanns v. Esebeck, gegenwärtigen General-Lieutenants a. D., ein, und avancirte noch kurz vor der Schlacht von Groß-Beeren zum Oberjäger. Er focht mit in den Schlachten bei Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig rc. und machte überhaupt alle drei Freiheitskriege von 1813, 14 und 15 mit. In der Schlacht von Leipzig erhielt er eine leichte Streifschußwunde am rechten Fuße, und kurze Zeit darauf wurde ihm, wegen seiner ausgezeichneten Unerschrockenheit, Umsicht und Tapferkeit, durch Vorschlag die Erbberechtigung auf das eiserne Kreuz zweiter Klasse und des Kaiserlich Russischen St. Georgen-Ordens fünfter Klasse zu Theil. Gegen Ende des Jahres 1813 avancirte er zum Seconde-Lieutenant und ward als solcher in das damalige 3. westphälische Landwehr-Regiment versetzt. Im Jahre 1816 besuchte er in Koblenz die in demselben Jahre errichtete Schule für Landwehr-Offiziere, zeichnete sich hierin durch sehr wohlgelungene Ausarbeitungen und gut abgelegte Examina aus und wurde in Folge dessen, auf Vorschlag seiner Vorgesetzten, zum damaligen Hamm'schen Grenadier-Landwehr-Bataillon versetzt. Im Jahre 1817 ließ er sich, Familien-Verhältnisse wegen, zum 1. Bataillon (Königsberg) 1. Garde-Landwehr-Regiments versetzen, und nächstdem erfolgte im Anfange des Jahres 1826 seine Versetzung in's damalige Garde-Reserve-Infanterie- (Landwehr-) Regiment. Im Jahre 1820 wurde er zum Cadetten-Corps in Berlin commandirt und verblieb darin bis 1821. In den Jahren 1822, 23 und 24 besuchte er die Allgemeine Kriegsschule, und 1825 ließ er sich zum topographischen Bureau in Berlin commandiren, wobei er auch Gelegenheit hatte, zu Aufnahmen in Schlesien beordert zu werden. Im Sommer des Jahres 1826 nahm er den Abschied und verheirathete sich am 10. October desselben Jahres mit Fräulein Mathilde v. Berg, Tochter des königlichen Landraths v. Berg auf Groß-Borken. Hierauf kaufte er, mit Zustimmung und gleichzeitiger Verzichtleistung seiner Geschwister auf irgend welche Ansprüche, das adelige Familiengut Kallisten an, welches er bis zu seinem Lebensende besaß. Das langjährig zurückgezogene stille und zufriedene Leben, welches er führte, noch erhöht durch die glücklichste Ehe, wenngleich sie kinderlos blieb, sollte ihm aber, nach Gottes weisem Rathschlusse, durch einen unvergeßlichen Verlust getrübt werden, denn am 23. December 1841 starb seine innig geliebte Frau. Von diesem Augenblicke an bemeisterte sich seiner eine fortdauernde ernste, aber in Gott ergebene demuthsvolle Gemüthsstimmung.

Vom Jahre 1842 bis 1851 war er Landrath des Mohrungenschen Kreises und wirkte in der Zeit mit der größesten Gewissenhaftigkeit und Eifer zum Segen des obliegenden Berufes.

Im Sommer 1855 ward er, als Repräsentant der von der Groebenschen Familien-Stiftung, zum lebenslänglichen Mitgliede des Herren-Hauses, so wie im Herbste desselben Jahres zum Ehrenritter des Jo-

hanniter-Ordens durch die Allerhöchste Gnade Seiner Majestät des Königs ernannt.

Am 13. December 1856 verstarb er zu Berlin mit tief religiöser Gesinnung, Glaubensstärke und demüthiger Ergebung in den Willen des Allmächtigen.

Mit Wahrheit kann man von diesem seltenen Manne, der treu seinem Gott, treu seinem Könige und Vaterlande, treu in seinem Berufe und treu in der Erfüllung seiner Pflichten gegen sich selbst war, sagen: „Sein Gedächtniß bleibt im Segen."

Wappen-Sagen.

Ompteda.

Von Ompteda in Ommeland
Der Häuptling war gezogen,
Dem deutschen Kaiser stammverwandt,
Dem war er wohlgewogen;

Herr Adolph war's, der wackre Held,
Ein Grafe von Nassauen,
Der hoch das Kaiserscepter hält
Ob allen deutschen Gauen.

Der Friesenhäuptling zu ihm zog
Aus seinen Ommelanden,
Da Holland, das ihm Treue log,
Gewaffnet aufgestanden.

Und als die Schlacht geschlagen ward,
Da klangen hell die Klingen,
Da mocht von manchem Schlage hart
Manch rothes Bächlein springen,

Da pflückte manche Rose roth
So mancher kühne Ritter,
Und reiche Aerndte hielt der Tod,
Der riesenhafte Schnitter.

Wie grimmig auf den Kaiser schlug
Des Feind's erles'ner Haufen,
Es war für Blut des Ruhm's genug
An diesem Tag zu kaufen.

Und vor den Kaiser legte sich
Mit seinem guten Schilde
Der Friesenhäuptling ritterlich,
Der Treue rechtes Bilde.

So traf ihn auch der Todesstoß
Für Adolph von Nassauen,
Da sank er schwer vom hohen Roß
Und lag auf grüner Auen.

Und über ihren Häuptling hin
Vorstürmten wild die Friesen,
Wie er mit klugem Feldherrnsinn
Zuvor sie angewiesen;

Sie brachen in des Feindes Heer,
Die starken Friesenrecken,
Der Tod, der ging vor ihnen her
Und hinter ihm der Schrecken.

Hoch Ommeland und Ompteda!
Ihr habt am Tag der Sonnen
Die Schlacht dem Kaiser Adolph da,
Das Leben ihm gewonnen!

Und als die Schlacht zu Ende war,
Da war der Kaiser Sieger,
Still zog er mit der kühnen Schaar
Der treuen Friesenkrieger.

Die suchten auf und ab am Rhein
Nach ihres Häuptlings Leiche,
Der lag im rothen Blute sein
Wohl auf der grünen Bleiche.

Und als der Kaiser zu ihm trat,
Da rafft er sich vom Grunde
Und sterbend riß er Klee vom Pfad,
Zu stopfen seine Wunde.

Da rief der Kaiser lobesam:
„Und mußt Du Treuer sterben,
Dein sei der Ruhm und mein der Gram,
Dein Ruhm soll nie verderben;

Die Ompteda von Ommeland
Will ich für ewig zieren,
Und was gewonnen Deine Hand,
Sie sollen's nie verlieren;

Des deutschen Reiches Adler sei
Fortan ihr Wappenzeichen,
Im gold'nen Schilde prangt er frei
Für Treue ohne Gleichen.

Du hast das Reich vor bitter'm Weh
Geschirmt durch Todeswunden,
Und hast den eig'nen Leib mit Klee,
Mit grünem Klee verbunden,

Drum stehe rechts und links vom Aar
Ein Kleelaub grün im Schilde,
Das steh' und grüne immerdar
Zum Beispiel und zum Bilde.

So lang' der Klee noch blüht im Land,
Kein Feind soll uns bezwingen,
Und Ompteda von Ommeland
Soll's hell im Liede klingen!"

[Art Journal.] Unter den Blättern, welche vorzugsweise bestimmt erscheinen, die Lesetische der vornehmen Welt zu zieren, zeichnet sich das Londoner Kunstblatt ganz besonders aus. Dem Reichthum des Aeußern entspricht die Sorgfalt der Auswahl der Stiche und des Textes. Auch die Decembernummer des berühmten englischen Organes bleibt dem Ruhme treu, den dies Institut sich rasch erworben. Wir finden darin ein überaus schönes und rührendes Bild, einen kostbaren Stich nach dem Bilde van Dyck's, die drei Kinder König Karl's I. von England. Die Liebe und der Stolz des Martyrkönigs tritt hier in der Gestalt der kindlichsten Naivetät und mit einer unbeschreiblichen Wahrheit vor uns hin. In der Mitte der zwei älteren Geschwister ein reizendes drolliges Wesen, durch dessen volles Gesichtchen indessen nicht minder als durch die schon ein wenig mehr ausgeprägten beiden anderen der aristokratisch-königliche Typus hindurchschimmert. Aber eine rechte Prinzessin aus dem Blute der französischen Henriette, ihrer Mutter —, erscheint uns schon die dem Zuschauer rechts stehende Figur trotz ihrer jungen Jahre. Man sieht, daß wir von diesem Stiche wie von einem Gemälde sprechen und in der That veranschaulicht er sein Original meisterhaft. Die Scene selbst und ihr historischer Hintergrund erhalten im Augenblick dadurch ein noch höheres Interesse, weil unter den hervorragendsten Tagesneuigkeiten des englischen Buchhandels zwei Werke vorkommen, welche die Briefe König Karl's I. und der Königin Henriette Marie von England veröffentlichen. Das erste führt den Titel: „Letters of King Charles the First to Queen Henr. Maria. Edited by John Bruce," das zweite stammt von Damenhand, von Mary Anne Everett Green, und bringt ebenfalls Privatcorrespondenzen der beiden königlichen Gatten.

Die Königin tritt darin als eifrige Katholikin hervor, deren ganze Sorge dahin geht, in ihren Kindern die religiösen Ueberzeugungen zu befestigen, derenwegen schnell genug England so furchtbar erschüttert wurde.

Vom Landtage.

Debatten, wie die der letzten Sitzung des Hauses der Abgeordneten am 12. Januar, interessiren uns auf das Lebhafteste. Nicht allein, daß sie zeigten, welch entschiedenes Glück die „Berliner Revue" hat, denn kaum war ihre jüngste Nummer, die Denkschrift des Ober-Präsidenten von Vincke über Bodenzerstückelung enthaltend, ins Land gegangen, als auch schon der also von ihr gebotene Stoff in jener Sitzung benutzt und siegreich benutzt wurde, sondern auch vor Allem darum, weil sie so recht aus dem officiellen Geleise herausfielen und aus dem Treppauf Treppab politischer Weisheit in die schöne platte Wirklichkeit, in die Bauernhofwirthschaft und Bauern-Erbschaften, in das Volksleben und sein Zusammentreffen mit dem Staate, in die kleinsten Nüancen provinziellen Wesens hineinführten.

Da war zuerst die Debatte, welche durch eine an den Landtag gerichtete Petition münsterscher Bauersleute angeregt wurde. Die kernigen tüchtigen Leute, die für Preußen schon so manchen Thaler und so manchen Soldaten hergegeben haben, verlangen, „daß durch ein Gesetz die Untheilbarkeit der Güter in Westphalen und eine Successions-Ordnung in der Art festgestellt werde, daß bei dem Uebergang jedesmal *ein* Erbe zum Besitze des in seiner Substanz unangegriffenen, *ein untrennbares Ganze* ausmachenden Gutes berufen werde, und zwar in der Regel der älteste Sohn erster Ehe, sofern nicht durch Verfügung des Erblassers bestimmt ist, welches unter mehreren Kindern das Gut überkommen solle." Als die Petition verlesen wurde, stand die „Berliner Revue" vor den Schranken des Hauses, hinter ihr ein Kernstück des Volkes, für das sie gerade so viel Sympathieen hat, wie für den Bürgersmann, der den alten Adel seines mittelalterlichen Herkommens und seiner in der Corporation ruhenden Hoheit noch nicht vergessen hat. *Marcard* zuerst, dann *Wagener* wurden unsere Ritter. Aber warum, als sie Unbesiegliches redeten, der einfachen Wahrheit, der wirklichen Stimme des Volkes ihr Recht gaben, kein lauterer Wiederhall, sei es auch nur des widerwilligen Bewußtseins von der Bedeutung der behandelten Sache, im Hause? Handelte es sich denn nicht, abgesehen von dem Stück Ackerlandes und dem alten Hause und dem Eichenkampe dieses und jenes „Wehrfesten" und altfreien Mannes um die Grundsäulen des Staates und der Gesellschaft, um Familie, Volksthum, heilige Sitte, handelte es sich nicht um Grund-Existenzen, war

es nicht am Orte, zu zeigen, wie viel Soldaten aus seinen breitschulterigen, starkknochigen Söhnen Münsterland, Westphalen überhaupt, so weit es nicht auch schon pulverisirt ist, liefert, während die mobilisirten Besitzungen in andern Provinzen mit ihren neuen Generationen an Wuchs und Kraft so arg hinter den Forderungen zurückbleiben, ohne deren Erfüllung Preußen nicht mehr der „Staat in Waffen“, die Großmacht bleiben kann? Ihr auf der Rechten habt feuriger Männer und starker Redner immerhin doch einige, warum tragt Ihr sie durch Euer Verständniß und Eure innere Begeisterung nicht weiter, nicht fester? Hinweg mit den graurothen Wänden vor Euren Augen, schaut von Euren Sitzen weiter, in ein wartendes, erschüttertes Land hinaus, das für seine Sehnsucht und für seine Noth nach Leitung und nach lebenskräftigen Grundlagen für seine Neubauten in Familie und Gemeinde verlangt!

Die Herren der Doctrin, die Epigonen einer Zeit, die nicht in ihren Lehren, sondern in einer wenn auch verirrten Thätigkeit und Zuversichtlichkeit dieser Thätigkeit ihre Bedeutung hat, diese armen Epigonen, welche das „Räuspern und Spucken“ dem Vorvater auf das Haar abgesehen haben, schoben sich in tiefster Verlegenheit von einem Ruh- und Haltpunkt zum andern; aber es galt nun einmal, unbarmherzig zu sein, und so griff Wagener in ihr eigenes Waffenlager, und ein Mann, den sie sich kraft ihrer bisherigen Ausschließlichkeit in der öffentlichen und schriftlichen Behandlung der Zeitgeschichte „angeeignet“ hatten, einer der populärsten Staatsmänner Preußens stand auf einmal, wieder erweckt, vor ihnen und — ihnen gegenüber, sie widerlegend, sie verdammend, der verewigte Ober-Präsident Freiherr von Vincke. Um die Bühne dieser merkwürdigen Improvisation zu füllen, fehlte unseres Bedünkens nur eins, der Sohn dieses Staatsmannes. Hätten wir ihn in solch einem Augenblicke schweigen gesehen, welch eine Beredtsamkeit wäre dies Verstummen gewesen; hätte er gesprochen, welch einen Stoß hätte er der Macht, in deren Dienste er steht, gegeben! Der Linken blieb übrigens nichts übrig, als sich — und für die vaterländische Geschichte und ihre vorwärtswirkende und von uns leider noch gar nicht gewürdigte Kraft ist das von übergroßer Bedeutsamkeit — von einem ihrer Kleinodien zu trennen, den Mann aufzugeben, auf den noch heut der ganze Westen der Monarchie, so weit er überhaupt noch politisches Geschöpf und nicht Atom neben dem Atom ist, wie auf ein Evangelium schwört. Zwar nicht, ohne die Toga über der klaffenden Wunde kunstreich zu drappiren, denn Freiherr von Patow versicherte, daß der alte Herr von Vincke keinen der Anträge des Herrn Wagener und seiner Freunde gutheißen würde. Wer will etwas gegen solch eine Ultima ratio, und wenn Herr von Patow Geistererscheinungen hat, so ist das nicht unsere Sache.

Nehmen indeß diese Herren hier die Versicherung entgegen, daß

in einer unserer nächsten Nummern ein Bild des großen Widersachers der Federfuchser von Potsdam und Königsberg geboten werden soll, welches auch die letzte Ausflucht für die, welche den „Verzweifelten von 1810" ihrer Partei vindiciren wollen, zerstören soll.

Facilis descensus Averni, von der uralten Sohlstelle des wehrfesten Westphalen zu den Schänktischen und Tanzfluren an der Mosel und Ahr und am Rhein! Achtzig Coblenzer Musikanten hatten sich beim Landtage beklagt, daß ihnen durch eine Verordnung der rheinischen Regierung, nach welcher das Halten von Tanzmusiken auf jährlich drei Male beschränkt ist, ihre Existenz gefährdet sei. Eine Petition, die eben so unbedeutend aussieht, als sie einen tiefen Hintergrund hat. Reichensperger kannte die Tiefe des Gegenstandes und verhüllte sie geschickter, als selbst einem Zöglinge der Jesuiten erlaubt wäre. Hier ein leichter Scherz, dort eine artige Anspielung, dann wieder ein Compliment gegen die liberale Partei, welche es um Gottes willen nicht mit dem „Volke" verderben will, — es war wirklich eine ganz unterhaltende Rede. Nur einmal fiel, auf einen Augenblick, dem Herrn sein Visier. Er fragte hastig: „Katholische Kirche oder Polizei?" So wenigstens erlaubten wir uns, die wir lange genug in seiner Nähe und in der Berührung mit seinen Kreisen gelebt haben, um seine Mundart zu verstehen, seine Wendung zu nehmen. Unsere Uebersetzung dieser Frage: — „Ob hierarchisches Regime, ob Staat?" — gilt vielleicht noch kühner, wenn wir freilich darum doch fest bei ihr beharren. Natürlich kam Niemand der Herren, welche die Ehre haben, ganz unabhängig zu sein, ein Gedanke von diesen ausschweifenden Commentaren des „schweigenden Mitgliedes", sie halten am alten Motto „kurz und gut" und bleiben beim Augenblicke, weil er so schön. So freuten sie sich denn baß an den Stichen und Stößen, welche Reichensperger gegen die Coblenzer Regierung, — sagen wir doch geradezu gegen die Herren von Kleist-Retzow und Schede — richtete, gegen die protestantische Regierung am Rhein, die wachsam genug ist, zu erkennen, daß dort in einer selbst im Mittelalter unerhörten Art katholische Parteiführer bemüht sind, ein leichtes, das Bunte liebende, kindliches und vielfach oberflächliches, durch Armuth und äußerliche Barmherzigkeit träge gemachtes Volk in feste und disciplinirte Linien zu ordnen. Aber wir haben es selbst gesehen, wie dort römische Parteigänger sich in die Masse mischten, wie sie den Sinnen, der Lust und allem Hange der Leute schmeichelten, wie sie in Processionen, Kirmessen, Kirchweihen, frommen Spenden und vielen ähnlichen Arrangements eine Vermischung zwischen Katholisch-Religiösem und Niedrig-Volksartigem zu Wege brachten, bei der der Katholik von Verstand und Umsicht sich abgestoßen fühlt, wie sie von Freiburg bis Mainz, von Mainz bis Fulda, von Fulda bis Koblenz, von Koblenz bis Köln, von Neuß bis Geldern herauf im

Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet haben und arbeiten, um Bausteine für die erwartete Zukunft zurecht zu legen.

Die Reaction aus dem Innern eines wenn auch sehr gemischten, zum Theil oberflächlichen, zum Theil sehr empfänglichen und gemüthvollen Volksthums kann nicht ausbleiben, sie erscheint jährlich in den von der Fahne zurückkehrenden rheinischen Reservisten, in den durch Verbindung mit den östlichen Provinzen, ihrem Handel und ihrem Landbau mehr emporkommenden rheinischen Gewerbtreibenden, in den ganzen durch preußische Gerechtigkeit getrösteten Bevölkerungen deutlicher und der „Partei" gefährlicher. So heißt es denn Mittel finden, um den „neuen Geist am Rhein" zu bannen, so heißt es, in jeder Art dem alten Menschen schmeicheln. Und das haben die Herren Reichensperger so oft und so schön gethan.

Wir gönnen nun in der That — und wozu ist es nöthig, das erst ausdrücklich zu sagen? — dem rheinischen Volke seinen frischen Trunk und seinen behenden Tanz; wir haben nichts gegen den Frohsinn und gegen die Lust des Gesanges in den beflaggten Straßen, deren Kränze und Guirlanden von einem „Anstich" zum anderen rufen; wir haben auch keine Veranlassung, die Einzelnheiten einer Regierungsverordnung zu begründen, welche sicher in ihrer Ganzheit aus tiefen Ueberlegungen hervorgegangen ist, aber Eines dürfen wir auch in dieser flüchtigen Skizze nicht verschweigen, dies, daß dem mittel-rheinischen Volke nichts förderlicher sein würde, als eine strengere Nachahmung des ernsten und sparsamen Haushaltes, wie er am Niederrhein seit undenklicher Zeit herrscht und wie er in Westphalen und den östlichen Provinzen aus unzugänglichem, vielfach dürftigem Boden die Grundlage einer kräftigen, patriotischen Bevölkerung gemacht hat. Eine lange Vergangenheit unter Krummstäben und eigentlichen und uneigentlichen Vasallen der geistlichen Kuren hat dort an die Stelle solch eines Sinnes eine süße Dämmerung ewiger Unbekümmertheit gesetzt — wir verweisen auf eine treffende, von stark liberaler Seite ausgehende Schilderung dieser Zustände, welche Mitte vorigen Jahres, d. d. Bingen, im Cotta'schen Morgenblatte enthalten war —, einer Unbekümmertheit, welche niemals ein Morgen sieht und schließlich eben so gleichgültig gegen eine männlich und unnachgiebig auftretende Kirche sein würde, als sie es gegen das neue Vaterland, das im Schweiße und in der Unaufhörlichkeit der Opfer zu seiner Größe und seinem Selbstbewußtsein gelangte, leider immer noch ist.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Achtes Capitel.

Losung und Lösung.

Cassio:
„Nicht daß ich Dich nicht liebte!"
Bianca:
„Nur, daß Du mich nicht liebst!"
(Shakespeare.)

Das Gesicht des großen Usurpators war nicht heiter — und doch schritt er wieder auf und ab in jenem bekannten großen Cabinet des Königsschlosses, und doch hatte er wieder eine Nacht zugebracht in den Tuilerieen? Darum vielleicht waren seine Blicke düster, denn er mußte es wissen, daß aus diesem Zauberschloß der französischen Geschichte nur zwei Wege hinausführen, zwei thränenreiche Wege, denn der eine führt in's Exil, der andere auf das Schaffott.

Da stand ein kleiner, viel gebrauchter Tisch, dessen einfache Holzplatte wenig paßte zu der Herrscherpracht, mit welcher das große Cabinet sonst ausgestattet war; scheu beinahe blickte der harte Eroberer ein paar mal nach dem schlichten Meuble, endlich befahl er dasselbe zu entfernen. Der Anblick des Tisches störte den Imperator, es war der sogenannte Tisch von Hartwell. König Ludwig XVIII. hatte zwanzig Jahre lang zu Hartwell an diesem Tisch gesessen und bei'm Studium Horazischer Oden den verlorenen Thron zu vergessen getrachtet; er hatte den stummen Zeugen seines Exils mit in das Königsschloß seiner Ahnen gebracht, er saß täglich daran, Bonaparte ließ den Königstisch aus dem großen Cabinet entfernen.

Verdüstert schritt Napoleon auf und ab, er hatte zwei Meldungen empfangen, die ihm nicht gefielen; er war gestern in Paris angekommen und gestern hatte der Marschall Gouvion Saint Cyr die Truppen in Orléans die weiße Cocarde des Königs wieder anlegen lassen und die Truppen hatten es gethan; das gefiel ihm nicht, denn es zeigte ihm, wie wandelbar die Stimmung selbst der Soldaten, es zeigte ihm, daß seine Macht lediglich auf dem Zauber seiner eigenen Persönlichkeit beruhe, und das wollte

er nicht. Ferner hatte ihm eine telegraphische Depesche gemeldet, daß der Herr Herzog von Angoulème sich vertheidige, daß derselbe kühn genug gewesen, angriffsweise zu verfahren mit den wenigen Truppen, die er bei sich hatte. Er wollte nicht, daß man sich gegen ihn vertheidige. Er war entschlossen, den Neffen des Königs erschießen zu lassen, im Fall, daß man sich seiner bemächtige, weil er es gewagt, das Königthum seines Oheims zu vertheidigen.

Man meldete dem großen Manne die Ankunft Ihrer Majestät der Königin von Holland.

So nannte man Josephinens Tochter mit großer Geflissentlichkeit wieder, obwohl Hortense von König Ludwig XVIII. den erbetenen Titel einer Herzogin von Saint-Leu angenommen, und obwohl ihr Gemahl längst auf den holländischen Präfecten-Thron verzichtet hatte.

Napoleon hatte seine Stieftochter nur einige Augenblicke am Abend zuvor gesehen und war nicht eben freundlich gegen sie gewesen; er glaubte Ursache zur Unzufriedenheit mit ihr zu haben, und nicht ohne große Aengstlichkeit trat sie in das große Cabinet.

Die Zeit war hin, wo sie im Stande gewesen, den Zorn des furchtbaren Mannes zu beschwören. Sie hatte, wie zum Schutz, ihre Söhne mitgebracht, welche Husaren-Uniform trugen. Die Knaben sahen allerliebst aus in diesem Anzuge, und der Gewaltige gab einer menschlichen Regung nach bei ihrem Anblick; die Kinder mochten ihn an seinen Sohn, an sein Kind erinnern, an jenen kleinen König von Rom, der fern in Deutschland zum österreichischen Offizier erzogen wurde. Doch der Eindruck ging bald vorüber. Sein Antlitz wurde wieder ernst und die Augenbrauen zogen sich zusammen, er ließ die Kinder fortbringen, und kaum sah er sich allein mit Hortense, als er, jede Rücksicht bei Seite setzend, in den rauhesten Worten Rechenschaft von ihr forderte über das, wie er sagte, unwürdige Benehmen der Kaiserin Josephine während seines Aufenthaltes in Elba. Die harten Worte Napoleon's wurden noch härter dadurch, daß er durchaus nicht an das Herz der Tochter dachte, das noch blutete, da so kurze Zeit erst seit Josephinens Tod verstrichen. Er zeigte sich namentlich empört darüber, daß Josephine Ludwig XVIII. gebeten hatte, ihr den Titel einer Kaiserin zu lassen. Hortense gerieth außer sich über den Ton, in welchem Napoleon von ihrer Mutter sprach, jedes Wort Napoleon's war eine Beleidigung des Andenkens ihrer Mutter, und in edler Aufwallung rief sie: „Sire, vergessen Sie nicht, daß Sie zur Tochter Josephinens sprechen, denken Sie doch daran, daß meine Mutter keinen Helfer hatte in dem Kampfe, wo die Rache, welche Sie wachgerufen, Sire, in ihr ein doppelt verletztes Opfer traf. Sollte meine Mutter sich nicht wenigstens ein Asyl zum ruhigen Sterben in dem Lande sichern, dessen Krone sie getragen?"

Napoleon sah seine Stieftochter einen Augenblick halb verwundert an, dann rief er barsch: „Wahrlich, war denn Josephine so ganz überzeugt

davon, daß ich nie mehr im Stande sein würde, ihr zu helfen? Wie? Ein paar Wochen erst nach meiner Verbannung und schon unterhandelt sie mit meinen Feinden? Sie, Josephine? Die Liebe meiner Jugend, sie, die ich nie von mir gelassen haben würde, hätte nicht das Gebot des Staates mich dazu gezwungen? Ich hätte das nie von ihr erwartet!"

„Aber Sire," rief Hortense, „Ew. Majestät scheinen ganz zu vergessen, in welcher Lage Sie uns zurückließen. Meine Mutter hatte keine Hülfe mehr, keine —"

Die arme Hortense wollte fest bleiben, aber sie vermochte es nicht, sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Napoleon war nie sehr empfänglich für Thränen, aber er lachte höhnisch zu den Thränen seiner Stieftochter, und Hortense machte an sich selbst die erste Erfahrung von der Wahrheit der vielfach bestrittenen Behauptung, daß der von Elba zurückkehrende Napoleon viel mehr Aehnlichkeit mit dem schlecht erzogenen republikanischen General, als mit dem wenigstens in den meisten Fällen an sich haltenden Kaiser gehabt.

„Ich weiß wohl," sagte der Scheltende endlich etwas ruhiger, „daß Sie zu entschuldigen sind, Hortense, aber Josephine, nein, ich werde ihr nie verzeihen."

Die arme Josephine, gewiß war sie der Verzeihung Gottes sehr bedürftig, aber nicht der Napoleon's.

„Man beschuldigt Marie Louise der Schwäche," fuhr der Imperator fort, „aber Marie Louise hatte nicht, wie Josephine, mit der Krone aus der Hand des Papstes einen unauflöslichen Anspruch empfangen. Daran hätte sich Ihre Mutter erinnern sollen!"

Welch ein Mensch! er redete von dem Papst, den er einkerkern und mißhandeln ließ.

„Sire," rief Hortense, die arme gequälte Tochter „ich beschwöre Ew. Majestät, gütig von meiner Mutter zu sprechen. Ach, das letzte Wort, welches über ihre Lippen kam, war Ihr Name."

„Ein Grund mehr," entgegnete Napoleon hart, „um ihn in Achtung zu halten. Nach Ihrer Meinung," setzte er boshaft hinzu, „genügt es also, zu lieben, um jedes Vorwurfs ledig zu sein!"

Hortense erröthete unter ihren Thränen; Napoleon, welcher auf und ab ging, blieb in dem Augenblick vor dem Fenster stehen, welches nach dem Pont-Royal hinausgeht. Dasselbe war geöffnet, die Menschenmenge, welche dort neugierig gaffend stand, sah kaum den Kaiser erscheinen am Fenster, als sie in ein donnerndes „Vive l'Empereur!" ausbrach.

Ein geschickter Mensch war Napoleon immer, er trat rasch auf die arme Hortense, deren Antlitz in Thränen schwamm, zu; er zog sie ans Fenster und zwang sie so, das Volk zu grüßen und ihm zuzulächeln. Die Arme, sie that, was ihr Napoleon befahl, sie grüßte, sie lächelte mit Thränen im Auge.

Am andern Morgen las man folgende Notę im Moniteur: „Gestern waren Se. Majestät der Kaiser mit der Königin Hortense und den Prinzen, Ihren Neffen, in Ihrem Cabinet; der Zuruf des Volkes, das sich in zahlloser Menge unter den Fenstern Sr. Majestät versammelt hatte, rief Dieselben auf den Balcon, und die Königin Hortense war so gerührt durch die Beweise der Anhänglichkeit des Volkes von Paris, daß sie in Thränen ausbrach und so der theilnehmenden Menge das ergreifende Schauspiel Ihrer Thränen zeigte, welche ihr die Liebe des Volkes zu Ihrem erlauchten Vater erpreßte."

Das ist eine Probe von dem Zeitungsstil des Herrn Herzogs von Otranto, des kaiserlichen Polizeiministers.

Während die arme Hortense also gerührt war über die Liebe des Pariser Volkes zu Napoleon, finden wir in dem altmodigen und etwas vernachläſſigten Prunkzimmer eines sonst schmucken bürgerlichen Hauses der Straße Vaugirard vier Damen beieinander, bei denen die von der Polizei ausgegebene Liebeslosung offenbar keine Gültigkeit hat, denn in jedem Munde fast ist eine Klage über „Bonaparte", der hier durch seine Rückkehr Interessen aller Art verletzt zu haben scheint.

Auf einem Sessel am Fenster saß die Herrin dieser Wohnung gerade und sehr steif, eine Dame von etwa sechzig Jahren, von deren Gesicht man eigentlich gar nichts sagen konnte; wenn es einen Ausdruck überhaupt hatte, so war es der Ausdruck der vollendeten Nichtigkeit; diese Dame, welche Spitzen von Alençon und eine Robe von schwarzer Seide trug, hatte einen häßlichen, fetten kleinen Hund auf dem Schooß und streckte, wie zum Schutze, ihre knochigen langen Finger über den häßlichen vierfüßigen Liebling hin, alle Mal, wenn der Name Bonaparte genannt wurde.

Frau von Concrin war vor der Revolution die leichtsinnige Zofe einer leichtsinnigen Dame gewesen, ihre Herrin war guillotinirt worden und sie zu einem hübschen Vermögen gelangt, auf eben demselben Wege, wie damals so manche zu Vermögen gelangten. Später hatte sie ihre Hand und ihre Renten einem Herrn Concrin gegeben, der sich von Concrin nannte, aus eigener Machtvollkommenheit, und die Eitelkeit hatte, für einen zurückgekehrten emigrirten Edelmann gelten zu wollen, obwohl er seine Vaterstadt Nancy nie verlassen und in seiner bescheidenen Stellung als zweiter Clerk eines Notars niemals etwas zu befürchten gehabt hatte von der Revolution. Diesem guten Manne, der seine Verehelichung mit der edlen Julie nicht lange überlebt hatte, verdankte die ehemalige Zofe den Namen einer Frau von Concrin.

Diese sonderbare Edeldame vermiethete meublirte Zimmer, allerdings aber mit großer Auswahl; sie nahm vorzugsweise Frauen und Töchter von Edelleuten in Pension, welche auf längere oder kürzere Zeit nach Paris kamen und nicht eben glänzende Mittel hatten. Daher konnte sich Frau von Concrin einer ausgebreiteten Bekanntschaft unter dem Adel rühmen.

Der Frau vom Hause zunächst gewahren wir in höchst vernachlässigter Kleidung die Wittwe des armen Gervais von Sainte-Pallaie, der im Duell von der Kugel Philipps von Krummensee fiel; die junge Wittwe ist noch immer schön und die Spuren ihres letzten Thränenergusses machen sie anziehend für alle Liebhaber larmoyanter Schönheiten. Septimanie ist eine Freundin der Frau vom Hause, welche sentimentale Anwandlungen für vornehm hält. Als zahlende Pensionsgäste finden wir neben diesen Frauen im Zimmer die gute Schwester des Chevaliers von Maison-Rouge, Madame Adelaide Verraultier, welche sehr froh ist, daß sie nun nach zurückgelegter Trauerzeit ihre colossalen Reize in den buntesten Farben und den prächtigsten Stoffen der Welt wieder zeigen kann. Sie thut das mit einer Hast und einem Uebermaß, von welchem letztern ihr fast unanständig weit ausgeschnittenes Kleid vollgültiges Zeugniß ablegt.

Diese drei Damen sind es, welche laut über die Rückkehr Bonaparte's jammern, am lautesten Madame Adelaide, am thränenreichsten natürlich Madame Septimanie, am giftigsten Madame Concrin.

Entfernt von dieser wortreichen Gruppe hält sich Fräulein Clotilde von Raucourt und Maison-Rouge auf; ihre kleine zierliche Gestalt hat, seit wir sie nicht gesehen im rothen Hause, nicht an Fülle gewonnen, sie ist so abgemagert im Gegentheil, daß sie krank und leidend aussehen würde, wäre sie weniger klein und zierlich, und spräche sich nicht in den edeln, aber scharfen und durchgearbeiteten Zügen und in den lebhaft funkelnden Augen eine Seele aus, die keck und siegesgewiß jeden Kampf aufnimmt, weil sie sich bewußt ist, in einem Kampfe gesiegt zu haben, der an Schrecklichkeit seines Gleichen nicht haben kann.

Man brachte einen Brief für diese Dame, sie nahm ihn ziemlich gleichgültig und betrachtete ihn eine Weile, ohne ihn zu erbrechen, denn die Handschrift der Adresse sowohl, wie das Siegel waren ihr völlig fremd. Plötzlich bemerkte die Dame einige ganz kleine, unter das Siegel geschriebene Buchstaben. Starr hefteten sich ihre Blicke auf diese kaum leserlichen Zeichen und leise buchstabirte sie: „Crèvecoeur!“ Es trat eine flammende Röthe in ihr Antlitz, sie erhob sich nicht ohne Anstrengung von ihrem Sitze, und als sie stand, fühlte sie, daß ihr die Füße zitterten. Aber Clotilde war eine ächte Raucourt, sie beherrschte mit ihrem gewaltigen Willen im nächsten Moment schon vollständig ihre Aufregung und als sie mit leichtem Gruß, lächelnd und den Kopf neigend an den Damen vorüberging, um den Salon zu verlassen und sich nach ihrem Zimmer zu begeben, da hatten diese wahrhaftig nicht die geringste Ahnung von dem Sturme, der hinter dieser lächelnden Maske tobte. Madame Adelaide aber sagte: „Es ist seltsam, wie meine Cousine meinem Vetter, dem Baron von Raucourt, so ähnlich sieht!“

„In der That, die Aehnlichkeit ist groß,“ rief Frau von Concrin

sogleich, „ich hatte die Ehre, den Herrn Baron von Raucourt zu sehen, als er die Stelle eines Maitre d'Hotel bei Monsieur übernahm!“

Der Baron von Raucourt gehörte zu denjenigen vornehmen Bekanntschaften, mit denen die wackere Dame gern prahlte, denn der Baron hatte sich wirklich einige Minuten mit ihr unterhalten, als er die Zimmer für seine Cousinen miethete.

Clotilde stand allein in ihrem Zimmer, sie hatte die Thür hinter sich vorsichtig geschlossen, sie setzte sich nieder und drückte den immer noch uneröffneten Brief fest auf ihr mächtig pochendes Herz.

„Oh! wie bin ich doch noch so schwach!“ murmelte sie, „die Sünde seines Vaters, die Sünde meiner Mutter haben unsere Liebe unmöglich gemacht,“ ihre Wangen brannten und ihr Auge glühte, „er liebte mich und hatte doch den Muth, mich wissen zu lassen, daß ich seines Vaters Tochter, und ich habe nicht die Kraft! Jede Erinnerung macht mich wieder schwach, doch Geduld, die Gewohnheit der Entsagung muß meiner Schwäche zu Hülfe kommen. Oder hätte er Recht? wäre es wirklich nothwendig, eine neue Pflicht zu übernehmen, in deren Erfüllung ich die Kraft fände, diese Leidenschaft ganz zu besiegen? Ich fühle es, daß er mich mit dem Chevalier verheirathen will, das ist die Pflicht, die er meint; ich soll ihm helfen, den alten Glanz des Hauses Raucourt wieder herzustellen — nun, ich will ihm zeigen, daß ich wenigstens den Muth habe, alles das zu thun, was er von mir verlangt, wenn meine Kraft auch nicht immer ausreicht. Doch was enthält dieser Brief? er ist von ihm, Crèvecoeur, so hat sein Vater jene Briefe an meine arme Mutter unterschrieben, er hat mir durch dieses Wort anzeigen wollen, daß der Brief von ihm komme!“

Mit einer Hast, die auffallend gegen die scheinbare Gleichgültigkeit abstach, mit welcher Clotilde den Brief des Barons so lange unerbrochen in der Hand gehalten, riß sie jetzt die Enveloppe ab, welche mehrere Blätter enthielt.

Wir kennen bereits die seltsame Marotte des Barons von Raucourt, seine Briefe auf die leeren Blätter alter, oft ganz vergilbter Familienbriefe zu schreiben und im Eingang seines Briefes stets den Inhalt des sauber abgeschnittenen älteren Schreibens anzugeben. Der Brief, den Clotilde in der Hand hielt, lautete: „Meine theure Clotilde, auf der abgeschnittenen Hälfte dieses Bogens stand ein sehr zärtlicher Brief meiner Mutter an meinen Vater; ich fand ihn in einer alten Briefmappe noch uneröffnet, und er war nicht der einzige. Ich werde auf das Couvert meiner Briefe den Namen schreiben, unter dem mein Vater, unser Vater, uns am wehesten gethan hat, denn ich glaube, daß selbst ein Brief, von fremder Hand überschrieben, von Dir nicht uneröffnet bleibt, wenn Du das „Crèvecoeur“ neben dem Siegel bemerkst.“

Clotilde schüttelte mit dem Kopf, die Wunderlichkeit des Barons, seine gesuchte Art zu schreiben mißfiel ihr in diesem Augenblicke mehr

als je. „Mein Schreiben, das Dir durch sichere Hand zwar, aber doch durch mehrfache Uebermittelung zugeht," las das Fräulein weiter, „hat den Zweck, Dich in der Anlage sub luna zu benachrichtigen, wo die Geldmittel, die ich bis jetzt zur Herstellung unseres alten lieben rothen Hauses von Raucourt zusammengebracht habe, angelegt sind. Diese Geldmittel stehen zu Deiner und des Chevaliers von Maison-Rouge Verfügung, doch hoffe ich, daß Ihr dieselben gemeinschaftlich nach dem Plane verwenden werdet, den ich in der Anlage sub sole beifüge. Meine theure Clotilde wird schwerlich sich verwundern, daß ich die Wiederherstellung des Hauses unserer Väter ihr gemeinschaftlich mit dem Vetter von Maison-Rouge anvertraue, denn ihr heller Blick muß längst erkannt haben, daß es mein innigster Wunsch ist, sie mit dem Chevalier durch unauflösliche Bande vereinigt zu sehen. Ich habe dabei, und nehme Gott zum Zeugen, nicht nur die Verwirklichung meiner Pläne für den Flor des Hauses Raucourt im Auge, sondern ich hege die feste Ueberzeugung, daß mein Vetter Eugen ein Mann geworden ist, dem meine theure Clotilde getrost ihre Zukunft anvertrauen kann; der Vetter von Maison-Rouge wird glücklich sein im Besitz der Frau, die er liebt; Clotilde wird an der Seite eines ehrenhaften Mannes ihre Pflicht thun und in Erfüllung derselben anfänglich Ruhe, dann Trost und endlich Ersatz finden für eine Liebe, welche ihr ein hartes Geschick versagte. Fragt mich diese theure Clotilde, warum ich gerade jetzt aus der Ferne her diese Bestimmungen und Wünsche ihr zukommen lasse, so muß ich darauf antworten, daß diese Zeilen kein Testament enthalten, daß ich mich im vollsten Genuß meiner körperlichen wie meiner geistigen Kräfte befinde, und daß ich keineswegs darauf verzichtet habe, auch in Zukunft noch persönlich für das Haus Raucourt zu wirken, aber die politischen Verwickelungen sind der Art, daß ich nicht weiß, wie lange ich fern sein werde noch von der Heimath. Sollte der berühmte General siegreich nach Paris vordringen, sollte unser König genöthigt sein, zum andern Male eine Zuflucht in fernen Landen zu suchen, so wird der Chevalier wahrscheinlich auch seinen Posten in Avignon verlassen und flüchten müssen. Ich rathe aber der lieben Clotilde, unter allen Umständen in Paris zu bleiben; der Kampf, der sich dann auf's Neue erhebt, kann unmöglich von langer Dauer sein, und persönlich hat sie ja nichts von dem berühmten Generale zu fürchten. Das sub stella angebogene Blatt enthält die Adresse eines Mannes, welcher ihr während dieser Zeit gern gefällig sein wird, der es sein kann und sich nie weigern wird, ihre Wünsche zu erfüllen, sobald sie ihm das bezeichnete Blatt persönlich übergiebt."

Clotilde war Frau und neugierig genug, zuerst dieses Blatt zu betrachten — sie hatte auch ein Recht dazu, denn der König hatte Paris geräumt und die Zeit war da, in der sie, wenn sie derselben bedurfte, die Hülfe dieses Mannes in Anspruch nehmen konnte. Das Fräulein ent-

faltete das mit einem Stern bezeichnete Papier und las mit höchstem Erstaunen: „Dem Herrn Herzoge von Otranto wird die Ueberbringerin dieses empfohlen durch den, welcher schreibt.“ Clotilde erkannte augenblicklich, daß eine fremde Hand diese Empfehlung geschrieben, eine Hand, deren Schriftzüge dem gefürchteten Herzoge von Otranto vermuthlich genau bekannt sein mochten.

„Meine theure Clotilde wird noch recht glücklich werden,“ schloß der Brief des Barons, „was ich dazu beitragen kann, soll zuverlässig geschehen, und mir wird gewiß noch die Freude, sie glücklich zu sehen. Hält sich der König in Paris, bis ihm Europa zu Hülfe kommt, so wird der Chevalier von Maison-Rouge wahrscheinlich nach Paris berufen werden. Ihm mag Clotilde diesen Brief mittheilen und ihm auch die nöthigen Erläuterungen geben, es darf auch nicht die kleinste Unaufrichtigkeit zwischen Clotilde und ihrem künftigen Gemahl stattfinden. Der Chevalier muß wissen, daß ich Clotilde geliebt habe, aber eben darum muß er auch erfahren, warum ich ihr nicht meine Hand reichen durfte; ebenso wünsche ich, daß ihm ganz klar werde, wie nicht sein Verdienst, nicht seine Liebe zu Clotilde ihm deren Hand verschafft, sondern lediglich seine Eigenschaft als einziger Träger der edeln Namen Maison-Rouge und Raucourt. Das muß ihn mit jenem Familienstolz erfüllen, der den Mann lehrt, sich nur als Mitglied seiner Familie stolz und bedeutend zu fühlen; solcher Stolz aber soll den Mann, der den Stamm des Hauses Raucourt auf's Neue pflanzen soll, durch und durch erfüllen. Ich bin, meine theure Clotilde, mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Lebensglück, Ihr ergebener Freund und stets dienstwilliger Vetter Carl Claudius von Raucourt, Baron von Raucourt und Maison-Rouge, Ritter der königlichen Orden und erster maitre d'hôtel Sr. königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois. Wien, den 14. März 1815.“

Clotilde ließ die Hand mit dem Briefe des Barons in den Schooß sinken und saß lange sinnend; sie sah fast schön aus, denn ihre weiße Wange war hell geröthet, und in ihren Augen leuchtete das Feuer, das in ihrer Seele brannte; ihre Aehnlichkeit mit dem Baron war im höchsten Grade auffallend, es waren nicht nur dieselben Züge, sondern auch jener Ausdruck unbezwinglicher Energie, der bei dem Baron selbst nur zum Vorschein kam, wenn er sich allein wußte, zeigte sich in zarterer Gestalt um den Mund Clotildens. Das Fräulein war mächtig stolz auf den eben empfangenen Brief, die sonderbaren Wendungen, die stylistischen Schnörkel, in denen sich der Baron gefiel, störten sie nicht mehr, sie las aus dem Briefe heraus nur, daß der Mann, den sie geliebt von Jugend auf, dem sie aber nicht angehören konnte, daß der sie berufen habe, den Glanz und das Ansehen ihrer Familie gemeinsam mit ihm wieder herzustellen. Sie konnte seine Pläne mächtig fördern, indem sie dem Chevalier von Maison-Rouge ihre Hand gab.

Sie war entschlossen dazu.

Seltsame Menschen, krachend bricht das Königthum zusammen, ganz Europa klirrt in Waffen, und sie denken nur an die Restauration des rothen Hauses von Raucourt!

Es klopfte leise an des Fräuleins Thür; mit ihren Gedanken beschäftigt, vernahm es Clotilde nicht, erst als sich das Klopfen mehrmals rasch hinter einander und beinahe ängstlich wiederholte, horchte die Dame auf, erhob sich dann ziemlich verwundert und fragte vernehmlich: „Wer klopft?"

„Einer vom rothen Hause!" antwortete, wie's schien nach einigem Besinnen, eine leise und ängstliche Stimme.

„Wer kann das sein?" fragte sich Clotilde selbst, aber sie öffnete unbedenklich Jedem die Thür, der im Namen des rothen Hauses anklopfte.

Erschrocken trat sie indessen einen halben Schritt zurück, denn durch die geöffnete Thür trat mit weitem Schritt eine fast riesenhafte Weibsperson, die ziemlich nachlässig und unordentlich gekleidet war. Dieses Frauenzimmer schloß erst sehr sorgfältig hinter sich die Thür, dann riß sie Hut und Schleier zugleich vom Kopf und rief, sich zu Clotildens Füßen niederwerfend: „Verzeihen Sie, theuerste Clotilde, den Schreck, den ich Ihnen wahrscheinlich mache, aber ich hatte keine Wahl, wenn ich mich nicht meinen Feinden selbst überliefern wollte!"

Die in Frauenkleider gehüllte Person war Herr Eugen Marie von Raucourt, Chevalier von Maison-Rouge.

„Stehen Sie auf, lieber Cousin!" nahm Clotilde, sich schnell sammelnd, das Wort und streckte der abenteuerlichen Gestalt die kleine Hand hin, „und sagen Sie mir rasch, was ich zu thun habe, denn ich kann mir denken, daß Sie in diesem Augenblick in Paris in Gefahr sein müssen!"

„Sie haben Recht, meine theure Clotilde!" entgegnete der Chevalier, die Hand, die er so sehr liebte, mit Küssen bedeckend und sich gar nicht beeilend, seine knieende Stellung zu verlassen. Er gehorchte erst einer zweiten ziemlich gebieterischen Mahnung Clotilden's, aufzustehen, dann sagte er, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr: „Ich bin eigentlich in einer entsetzlichen Lage; ich fürchte nicht für mich, glauben Sie mir das, aber ich habe Depeschen von Wichtigkeit bei mir, die mir der Herr Herzog von Angoulème für den König anvertraut hat. Ich rechnete darauf, den König noch hier zu finden. Uebergroße Vorsicht ließ mich auf einsamen Pfaden gestern gegen Abend hier ankommen, hier erst erfuhr ich, daß der Hof Paris bereits verlassen, auf der breiten Straße hätte ich die große Neuigkeit eher erfahren und hätte mich gehütet, in die Höhle des Löwen, denn das ist Paris in diesem Augenblicke für mich, einzutreten. Ich finde keinen Ausweg, meine Freunde sind zum Theil fort, zum Theil kann ich sie nicht aufsuchen,

ohne sie zu compromittiren, und ich fürchte, die Spürhunde Fouché's sind bereits auf meiner Fährte."

Als der Chevalier den Namen Fouché's nannte, zuckte es wie ein Blitz über das Antlitz Clotilden's, Maison-Rouge bemerkte es und hielt inne, aber die Dame winkte ihm, fortzufahren.

„Ich bin zu Ende, theure Clotilde," schloß der Chevalier, „ich konnte der Begierde, Sie zu sehen, nicht widerstehen, ich verschaffte mir Frauenkleider, und kam hierher; wie ich aus Paris kommen soll, weiß ich nicht."

„Nun," sagte Clotilde, leise lächelnd, „Ihre Verkleidung, mein Cousin, ist eben nicht sehr geschickt gewählt, und macht Ihrem Scharfsinn wenig Ehre, ich bitte, ich weiß schon, was Sie sagen wollen, es blieb Ihnen weder Zeit noch Wahl; ich glaube Ihnen, aber desto klüger haben Sie gehandelt, hierher zu mir zu kommen. Nein, sehen Sie nicht so zärtlich aus, Maison-Rouge, nicht die liebende Cousine, noch weniger die Frau, die Sie mit Ihrer Werbung beehrt haben, spricht das, sondern die Royalistin, welche sich freut, daß sie in der Lage ist, den treuen Diener des königlichen Hauses aus einer gefährlichen Lage zu befreien. Ich werde Ihnen die Mittel verschaffen, mein Cousin, Paris verlassen und dem Hof folgen zu können."

„Wunderbares Mädchen!" rief der Chevalier staunend.

„Es ist wohl nicht das erste Mal, Cousin, daß ich Ihnen wunderbar und räthselhaft vorkomme?" fragte Clotilde lächelnd, dann aber fügte sie sehr ernst hinzu: „heute und in der nächsten Stunde schon werden Sie die Lösung des Räthsels haben, das Sie so lange beschäftigt hat; ich bin überzeugt, daß diese Lösung Sie nicht verletzen und Ihre Gefühle gegen mich nicht verändern wird. Setzen Sie sich dort hin, ruhen Sie aus; bedürfen Sie einiger Stärkung, so finden Sie in jenem Schranke Weißbrod und eine Flasche Lunel. Ich werde Sie jetzt verlassen, und Sie werden mir erlauben, Sie während meiner Abwesenheit einzuschließen. Sagen Sie mir nicht, daß Sie schon lange mein Gefangener sind, ich sehe Ihnen an, daß Sie mich mit dieser Redensart beglücken wollen; hier nehmen Sie diese Briefe und lesen Sie dieselben aufmerksam, aber öffnen Sie die Thür nicht und kümmern Sie sich um nichts, was draußen vorgeht!"

Während Clotilde das sagte, hatte sie einen kleinen Mantel umgenommen und einen Hut vor dem Spiegel aufgesetzt; jetzt trat sie vor den Chevalier, gab ihm ihre Hand und sagte: Adieu! Ehe sich Maison-Rouge eigentlich noch von seinem Erstaunen erholt hatte, war die kleine, zierliche Gestalt seinen Blicken entschwunden, und er hörte, wie sich der Schlüssel in dem Schloß drehte. Er war eingeschlossen, eingeschlossen in dem Zimmer der Geliebten, das fühlte der Chevalier selbst in den gefahrvollen Umständen, in denen er sich befand, als ein Glück. Er hätte sich dem Entzücken eines liebenden Mannes gewiß noch länger

überlassen, wenn nicht sein Blick auf die Briefe gefallen wäre, welche Clotilde ihm zum Lesen übergeben. Der Chevalier hatte in dem Augenblick wenig Lust zum Lesen, aber er erkannte die steifen Schriftzüge seines Vetters, des Barons, und Alles, was mit diesem Manne, der eine so große Gewalt über ihn hatte, zusammenhing, interessirte ihn im höchsten Grade. Er las mit steigender Aufmerksamkeit.

Wir verlassen indessen den Ritter und folgen der Dame, die einen Fiacre bestiegen hat, welcher sie nach der Wohnung des kaiserlichen Polizei-Ministers Fouché führt, der sich einen Herzog von Otranto nennt.

Fouché hat so eben den Tages-Rapport empfangen und hat seinen Ober-Spion, den berüchtigten Piaget, bei sich, der an gemeiner Schlauheit seines Gleichen nicht gehabt hat. Fouché schien nicht ganz zufrieden mit der Thätigkeit seines Dieners.

„Sind Sie sicher, ganz sicher, daß es derselbe Mann war?“ fragte der Polizei-Minister beinahe ungeduldig, „kennt der Agent den Baron von Vitrolles persönlich?“

„Er kennt ihn persönlich,“ entgegnete Piaget offenbar verdrießlich, „denn selbst das hat seine Art von Stolz, ich versichere Monseigneur, daß der Mann nicht der Baron von Vitrolles war, und ich würde es nicht behaupten, daß es derselbe Mann wäre, wenn ich mich nicht auf meine Berichte verlassen könnte.“

„Und wo ist der Mann jetzt?“ fragte der Minister wieder.

„Ew. Excellenz sollen es in einigen Minuten erfahren,“ entgegnete der Beamte zuversichtlich, „mein Agent war ihm nach der Straße Vaugirard gefolgt.“

Ein Secretair trat ein und sagte dem Minister einige Worte leise, dieser schien einen Augenblick nachzudenken, dann nickte er und sprach zu seinem Oberspion: „warten sie draußen, Piaget, bis ich klingele!“

Beide verschwanden, und Fouché, als er sich allein sah, rieb sich, wie's schien sehr befriedigt, die Hände.

„Seltsamer Glücksfall!“ murmelte der blutige Königsmörder, „der Name allein genügte mir schon; wenn es nicht Vitrolles selbst war, so mußte es seine rechte Hand sein. Dieser verteufelte Chevalier von Maison-Rouge, ich denke, da machen wir einen guten Fang, und was mag diese Dame wollen? Ihren Vetter verrathen? He!

Der Secretair öffnete die Thür, ließ Clotilde eintreten und schloß die Thür hinter ihr.

„Fräulein von Raucourt!“ sagte der Minister, der Dame entgegen gehend und sie durch eine Handbewegung zum Sitzen einladend. Oh! Fouché konnte auf seine Weise artig sein! Clotilde verneigte sich leicht, nahm Platz, und der Minister setzte sich ihr gegenüber nieder.

„Ich glaube den Grund Ihres Besuches zu kennen, mein Fräulein,“ begann Fouché in seiner süßlichen Weise, „Sie haben einen Besuch empfangen!“

„So ist es, Herr Herzog," antwortete Clotilde mit vollkommener Sicherheit und einer Ruhe, die Fouché in Erstaunen setzte, „mein Vetter, der Chevalier von Maison-Rouge, ist hier und kann Paris nicht ohne einen Paß von Ihnen verlassen, ich bitte Sie deshalb, mir einen Paß für ihn zu geben, da mein Vetter Eile hat."

Die einfachen Worte der Dame wurden mit einer solchen Sicherheit ausgesprochen, daß selbst die fast imperturable Ruhe Fouché's wich und er in seiner zischenden Weise durch die Zähne sprechend sagte: „Ei! ei! das geht ja schnell, sehr schnell, meine schöne Dame! und wenn ich nun keine Lust hätte, dem Herrn Vetter einen Paß zu geben, sondern es vorzöge, denselben verhaften zu lassen?"

„So würde ich Sie bitten, zuvor doch einen Blick auf dieses Blatt zu werfen!" antwortete Clotilde mit vollkommener Ruhe, denn ihr Vertrauen auf Alles, was der Baron von Raucourt ihr empfahl, ließ nicht einmal einen Zweifel bei ihr aufkommen.

Sie reichte Fouché das Blatt; dieser empfing es, las es, hielt es leicht in der Hand und blickte, wie mit sich selbst berathschlagend, vor sich nieder, aber keine Miene seines Gesichtes verrieth den Eindruck, den dieses Blatt auf ihn gemacht! Nach einer langen Pause erst sagte er leise: „Der Herr Baron von Raucourt, von dem Sie, mein Fräulein, dieses Blatt haben, konnte unmöglich in Wien voraussehen, daß sein Vetter in diese unangenehme Lage gerathen würde; Ihnen ist also dieses Blatt zu einem andern Zweck anvertraut worden, darf ich wissen, zu welchem? Fürchten Sie nichts, meine schöne Dame, wir sind jetzt Verbündete, und es kann nur nützlich sein, wenn Sie mir offen antworten!"

„Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen," versetzte Clotilde ohne Zögern, „daß der Baron von Raucourt mir das Blatt anvertraute, um es zu benutzen für den Fall, daß ich des Schutzes bedürfe in dieser Zeit!"

Fouché saß wieder eine längere Zeit überlegend, dann sagte er ernst: „Ich hoffe, daß der Herr Baron von Raucourt nicht vergessen wird, welchen Dienst ich ihm bei dieser Gelegenheit leiste; ich werde Ihnen, mein Fräulein, einen Paß geben für den Chevalier von Maison-Rouge, versteht sich von selbst, unter einem andern Namen. Der Chevalier würde nicht hierher gekommen sein, wenn er nicht der Träger wichtiger Papiere wäre; ich werde ihm einen Brief anvertrauen, der vielleicht eben so wichtig ist, als seine Papiere, und ich rechne darauf, daß er denselben eben so gewissenhaft übergeben wird. Der Herr Chevalier von Maison-Rouge muß heute hier bleiben, sorgen Sie dafür, daß er den Ort, wo er jetzt ist, nicht verläßt; gegen Morgen werde ich ihm Paß und Brief zustellen lassen, dann aber muß er sofort abreisen. Ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sind, meine schöne Dame?" schloß der Minister faunisch lächelnd und stand auf.

Clotilde erhob sich und verneigte sich dankend. Fouché führte sie bis zur Thür, indem er ihr allerlei ganz aufrichtig gemeinte Complimente über ihre Klugheit und ihre Zuversichtlichkeit sagte, Fräulein von Raucourt entfernte sich und fand es durchaus natürlich, daß ihr Schritt zum Ziel geführt, da sie nichts anderes gethan, als was ihr der Baron für diesen Fall gerathen.

Als Fouché zum andern Male allein war in seinem Cabinet, rieb er sich noch vergnügter die Hände als zuvor: „das kommt mir ganz gelegen," murmelte er, „ich hätte in der That nicht gewußt, wem ich diese Mission hätte anvertrauen können, ohne mich auf die eine oder die andere Weise bloß zu geben. Bernardière muß nach Wien, und mit Bonaparte ist nicht leicht spielen. Uebrigens ist der Baron von Raucourt nicht ohne Einfluß und er wird mir hundert Dienste leisten für den einen. Ich muß mir den Rücken decken!"

Er klingelte. Der Oberspion trat ein.

„Piaget," befahl der Minister, „es ist nicht mehr nöthig, dem Manne in der Straße Vaugirard weiter zu folgen, dagegen müssen Sie ein wachsames Auge auf den Baron von Vitrolles haben, wahrscheinlich ist er noch nicht hier und dann wird er auch nicht kommen, aber senden Sie sofort einen Agenten nach Toulouse und verfolgen Sie seine Spur!"

Der Agent verneigte sich und ging.

Am andern Morgen hatte der Chevalier von Maison-Rouge Paris verlassen und eilte der belgischen Grenze zu, in dem Hause der Straße Vaugirard aber flüsterte man sich boshaft in's Ohr, das Fräulein von Raucourt habe einen als Frau verkleideten Mann eine ganze Nacht auf ihrem Zimmer gehabt und ihn, die Thüre selbst öffnend, erst bei Tagesanbruch entlassen.

Der Credit und der Landbau.

II.

Die vormalige Geldwirthschaft beruhte auf dem Unmittelbarkeitsverhältniß der Verpflichteten zu den Berechtigten, der Schuldner zu den Gläubigern. Wo sich einiges Geld-Capital angesammelt hatte, da suchte der Inhaber Gelegenheit, dasselbe in der Nachbarschaft auf gute Hypothek oder bei einem geachteten Handelshause gegen mäßigen Zins unterzubringen. Von Speculation war dabei nicht die Rede. Es fehlte auch die Gelegenheit, in weiterem Umkreise eine gewinnreichere Verwendung des Capitals aufzusuchen, schon weil die Communicationsmittel

noch unausgebildet waren. Die Geldwirthschaft befand sich in dem Stadium ihrer Entwickelung.

Bei Emanation der Agrargesetze von 1807—21 hatte die Regierung diese unentwickelte Geldwirthschaft vor Augen; es war damals eine andere kaum bekannt; sie ging deshalb von der Voraussetzung aus: es bedürfe nach Aufhebung der Naturalwirthschaft keiner besonderen Vorsorge, um dem Landbau die jetzt unentbehrlich gewordenen Betriebs- und Meliorationscapitalien zuzuführen; es sei ausreichend, wenn den Capitalisten durch geordnetes Hypothekenwesen Sicherheit, durch kräftiges Concursverfahren und tüchtige Justizpflege prompte Realisation ihrer Ansprüche geboten werde. Die Fürsorge der Staatsregierung war daher nach dieser Richtung hin besonders thätig.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse, nachdem durch Ausbildung des Anleihe- und Actienwesens die Ansammlung der Geldcapitalien für staatliche und industrielle Zwecke allgemeine Anwendung gefunden, und nachdem durch die Ausbildung der Communicationsmittel das Feld der Capitalthätigkeit eine Ausdehnung gewonnen, welche ehedem unbekannt gewesen. Nach erfolgter Association der Capitalien mußte das Unmittelbarkeitsverhältniß des Capitalisten zu dem Capitalsuchenden aufhören, der einzelne Grundbesitzer mußte die Gelegenheit verlieren auf dem hergebrachten Wege die erforderlichen Betriebs- und Meliorationscapitalien zu erlangen. Diese Wirkung mußte um so nothwendiger eintreten, als einerseits den Capitalisten gemeinhin ein richtiges Urtheil über die Sicherheit ländlicher Hypotheken fehlt, als das landwirthschaftliche Taxwesen der zuverlässigen Basis entbehrt, und als das Geldcapital sich naturgemäß Unternehmungen zuwendet, welche neben leichter und überall zu realisirender Zinseserhebung, neben der Möglichkeit, das Capital zu jeder Zeit in baar umzusetzen, auch noch Aussicht auf Gewinn darbietet.

Die Abneigung gegen hypothekarische Unterbringung der Capitalien ist — neben der Weitläuftigkeit der Wiedererlangung, der Zinsenerhebung 2c. — auch in sofern berechtigt, als das ländliche Grundvermögen in Folge des gleichen Erbrechts mehr und mehr mit Erbantheilen, sowie in Folge der Speculation mehr und mehr mit rückständigen Kaufgeldern belastet werden, von ersten und absolut sichern Hypotheken daher kaum noch die Rede sein kann. Die Eintragung der Erb- und Speculations-Schulden gefährdet die Sicherheit der Meliorations-Capitalien um so mehr, als jene aus den Erträgen des Grundstücks verzinset werden müssen, ohne daß sie zur Verbesserung desselben verwendet worden, sie daher als eine ungerechtfertigte, an dem Lebenskeim des Wirthschafts-Organismus nagende Belastung angesehen werden und in diesem Sinne wirken müssen. Selbst wo sie ausnahmsweise in früheren wirthschaftlichen Verwendungen ihre Berechtigung finden, da nehmen sie im Laufe der Zeit den Charakter der wucherischen Belastung an, weil die productive Wirksamkeit der Capitalverwendung keine dauernde

ist, die Tilgung des Capitals innerhalb der Periode seiner productiven Wirksamkeit erfolgen muß, wenn das Gleichgewicht von Leistung und Gegenleistung erhalten bleiben, nicht einseitige Belastung entstehen soll.

Die hier angedeutete Entwickelung der Geldwirthschaft wie die steigende Belastung der Landgüter mußte endlich ein feindliches Verhältniß des Geldcapitals zum Grundcapital hervorrufen. Das letztere ward von den fieberhaften Bewegungen des Geldmarktes mit ergriffen, in die Katastrophen desselben mit hineingezogen, ohne an den gewinnreichen Unternehmungen desselben Theil zu haben. Diesem krankhaften Verhältniß des beweglichen Capitals zu dem unbeweglichen wird nur abgeholfen werden können, wenn der Grundbesitz aus seiner Isolirung heraustretend, sich associirt, um in Gemeinsamkeit mit den Geldcapitalisten zu verhandeln, seine Creditgeschäfte zu erledigen, und wenn es ihm gelingt, den Capitalisten mindestens annähernd die Vortheile bieten zu können, welche diesen Seitens der Industrie und bei Staatsanleihen in Aussicht gestellt werden. Wenn seiner Natur nach der Landbau außer Stande ist erheblichen oder raschen Gewinn zu bieten, so sind die Garantieen für die Sicherheit des Capitals und der Zinsen um so größer, und man darf von der Voraussetzung ausgehen, daß nicht alle Capitalisten von dem Speculationsgeiste ergriffen sind, daß ein Theil derselben mit dem regelmäßigen und gesicherten Bezuge der landesüblichen Zinsen sich befriedigt erachten werde. Diese Voraussetzung dürfte sich als begründet erweisen, und es mag hier an die große Zahl der kleinen Rentiers, an die unter vormundschaftlicher oder öffentlicher Verwaltung stehenden Capitalien ꝛc. erinnert werden.

Auch liefern die ritterschaftlichen Pfandbriefs-Institute den Beweis, daß auch beim Landbau die Association für Erlangung von Credit von practischem Erfolg ist. Indem die associirten Grundbesitzer die solidarische Verhaftung für die von ihnen aufzunehmenden Anleihen übernehmen, sie lettres au porteur ausstellen, für deren Sicherheit die Gesammtheit des in ihrem Besitze befindlichen Grundvermögens verpfändet wird; indem sie Vorsorge treffen, daß die Zins-Coupons in den Handelsorten realisirt werden können, und indem sie zugleich die Amortisation ihrer Schulden im Auge behalten, ist es den Rittergutsbesitzern gelungen, die wesentlichen Schwierigkeiten zu beseitigen, welche ihnen in Betreff der Capitalbeschaffung im Wege standen. Doch auch die Pfandbriefs-Institute, die in Preußen bereits nach dem siebenjährigen Kriege in's Leben traten, erfüllen unter den gänzlich veränderten Verhältnissen ihren Zweck nicht mehr. Deren Hauptmangel besteht in der ungenügenden Amortisation, so wie darin, daß die Creditbewilligung auf einem Abschätzungsverfahren beruhet, welches wegen seiner Generalisirung nothwendig außer Stande ist, den mannigfachen Entwickelungen des Verkehrslebens zu folgen. Durch einen Eisenbahnbau wird dieses in eminenter Weise

geändert, ohne daß die Veränderung bei der Ertragsbestimmung und dem Taxwerth der Güter berücksichtigt werden kann.

Ueberdies handelt es sich heut nicht mehr ausschließlich um den Credit, welcher den Rittergütern zu bewilligen ist, der gesammte ländliche Grundbesitz, insbesondere der ausgedehnte Besitzstand der Rustikalen harret der Befruchtung durch Zuwendung der erforderlichen Geld-Capitalien, der Erlösung von dem Druck solcher Schulden, denen die Berechtigung fehlt, welche nur durch Verwendung zu wirthschaftlichen Verbesserungen erlangt werden kann. Die Versuche zur Errichtung bäuerlicher Pfandbriefs-Institute sind bisher gescheitert, weil den Landgemeinden die intellectuellen Kräfte zur Leitung derselben nicht zu Gebote stehen, und weil die Werthsbestimmung kleinerer Güter im Wege der Ertragsberechnung 2c. ein unlösbares Problem ist, indem hier, neben Berücksichtigung der so abweichenden Verkehrsverhältnisse, auch die Arbeitskraft der Besitzer in Rechnung zu stellen ist 2c.

Soll dem Creditbedürfniß der kleineren Besitzungen abgeholfen werden, so kann dies nur geschehen, indem sie unter sich und mit den größeren Besitzungen in ein Associations-Verhältniß treten. Sollen die Schwierigkeiten des Abschätzungsverfahrens gehoben werden, so wird man den Associationsbezirk auf den Verkehrsbereich der Mitglieder beschränken müssen, wie derselbe in den landräthlichen Kreisen sich darstellt. Soll endlich den Mißbräuchen vorgebeugt werden, so wird man die Werthsbestimmung der Güter den Betheiligten, d. h. denjenigen anheim geben müssen, die zur Deckung der Ausfälle beizutragen verpflichtet sind, sobald durch Ueberschätzung und durch zu hohe Credit-Bewilligung Verluste entstehen.

Sehen wir, wie die Anwendung dieser Grundsätze sich in der Praxis gestalten wird. Zunächst ist es jedem Praktiker bekannt, daß, wie unsicher auch die Ermittelung des Ertrages aus ländlichem Grundvermögen im Wege der Berechnung sei, doch der Weg der Erfahrung dieserhalb sehr zuverlässige Anhaltspunkte bietet. Wer in einer Gegend längere Zeit gewirthschaftet hat, dem wird darüber kaum ein Zweifel bleiben, welchen Pacht- oder Reinertrag ein Grundstück von bestimmter Qualität und unter bestimmten Voraussetzungen zu geben im Stande sei; er wird den Pacht- und den Kaufpreis pro Morgen der verschiedenen Bodenklassen mit großer Sicherheit bestimmen können. Innerhalb eines Rayons von 15 bis 20 □Meilen, daher etwa innerhalb des Bereichs der landräthlichen Kreise, sind die erfahreneren Landwirthe befähigt, dieserhalb ohne weitläuftigen Calcul ein fast unfehlbares Urtheil abzugeben. Auch der redliche Wille zu einer derartigen Urtheilsfällung wird nicht fehlen, sobald die durch Ueberschätzung und daher durch übermäßige Credit-Bewilligung entstehenden Ausfälle von den betheiligten Grundbesitzern des Kreises pro rata ihrer Betheiligung an dem Credit-Institut getragen werden müssen.

Es darf angenommen werden, daß unter solchen Umständen die Mitglieder der Ritterschaft und die Vertreter der Landgemeinden auf den Kreistagen bei der Wahl der Taratoren, bei Prüfung und Bestätigung des von den Gütern und Grundstücken des Kreises aufzunehmenden Katasters mit vorzüglicher Sorgfalt zu Werke gehen werden. Da die Mitglieder des Kreistages mit der Bodenbeschaffenheit und den Culturverhältnissen jeder Feldmark des Kreises bekannt sind, nach dem Viehstande und dessen Zustand sich der Düngerzustand überdies mit ziemlicher Sicherheit bemessen läßt, so wird auf Grund einer einfachen Localbesichtigung, unter Zuhülfenahme der Vermessungs-, der Steuer- wie der Feuerversicherungsregister sich das Kreiskataster ohne Schwierigkeiten herstellen lassen. Der Controle wegen würde das solcher Art erlangte Kreiskataster den Eingesessenen bekannt gemacht und eine Präclusivfrist zur Anbringung von Reclamationen gestellt werden können, die demnächst einer besonderen Prüfung durch ein kreisständisches Comité und der Entscheidung des Kreistages zu unterwerfen sein würden. Sofern sich auch hier noch Bedenken geltend machen sollten, würde eine Revision des Katasters durch Commissarien des größeren Creditverbandes, resp. der Regierung nicht ausgeschlossen sein.

Jeder Grundbesitzer des Kreises hat ein Interesse dabei, daß seine Besitzung nicht zu hoch geschätzt werde, er wird daher der Ueberschätzung entgegenwirken, sobald der Katastralwerth der Güter zum Maßstab für Aufbringung aller Steuern und Leistungen bestimmt wird, die gesetzlich vom Grundvermögen aufgebracht werden müssen, oder deren Verwendung im Interesse desselben erfolgt: daher für Aufbringung von Chaussee- und Wegebau-, Landesmeliorationsbeiträgen, Kriegesleistungen 2c. Andrerseits hat dagegen jeder Besitzer auch wiederum das Interesse, daß eine Unterschätzung seines Grundvermögens nicht statthabe, sobald der Credit auf eine bestimmte Quote des Katastralwerthes beschränkt wird, über diese Grenze hinaus eine Creditbewilligung nicht statthaben darf. Jedermann hat hiernach ein Interesse dabei, den Tar-Commissarien die erforderlichen Data mit Offenheit anzugeben, zur Erlangung richtiger Resultate mitzuwirken, was keinesweges der Fall ist, sobald das Kataster einseitig nur etwa zur Bemessung der Grundsteuer aufgestellt wird. In diesem Wege ist fast kostenfrei, und in kürzester Frist, ein Grundstückskataster zu erlangen, wie dies in annähernd gleicher Vollkommenheit in den bisher verfolgten Wegen nicht zu beschaffen war. Die Ergänzungen und die Nachträge sind alljährlich durch Kreistagsbeschluß ohne Schwierigkeit herbeizuführen, und solcher Art das Kataster in steter Brauchbarkeit zu erhalten.

Es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß es möglich sei, die Grundlagen fast vollkommen sicherer Creditbewilligung zu erlangen, sobald die Grundbesitzer der einzelnen Kreise zu diesem Zweck in ein Associationsverhältniß treten. Auch bedarf es zu diesem Zweck der Beschaf-

fung gesetzlicher Grundlagen nicht weiter, da den Kreisverbänden Corporationsrechte beiwohnen, und die besitzlosen Mitglieder der Kreis-Genossenschaften von Unternehmungen nicht unmittelbar berührt werden, deren Gefahren — soweit solche gedacht werden können — ausschließlich von den ländlichen Grundbesitzern getragen werden müssen, welche den zu errichtenden Kreis-Creditverbänden sich angeschlossen haben. Diese sind die Actionäre, welche sich zur Regelung ihrer Creditverhältnisse verbunden haben; die Actien werden durch den Theil ihres Grundvermögens dargestellt, mit dem sie dem Creditverbande beigetreten sind.

Befindet sich nun etwa die Kreis-Corporation im Besitz der erforderlichen Geld-Capitalien, so unterliegt es keinem Zweifel, daß nach Herstellung des Kreiskatasters dieselbe in der Lage sein werde, den Grundbesitzern des Kreises Capitalvorschüsse mit fast absoluter Sicherheit gewähren zu können. Sie wird zunächst im Stande sein, die auf den Grundstücken haftenden Hypotheken aufzukaufen und zu amortisiren, indem sie etwa den Zins auf 4, die Amortisations-Rate auf 1 Procent bestimmt, wodurch den Grundbesitzern der große Segen erwächst, daß sie vor den Gefahren der Capitalkündigung geschützt und im Laufe der Zeit von der Belastung mit Privat-Hypotheken frei werden. Die Pfandbriefs-Schulden, welche bereits unkündbar sind, würden für's Erste von diesen Operationen ausgeschlossen sein, um so mehr, als auch deren Zins so niedrig ist, daß er nicht drückend erscheint. Auch ohne specielles Kataster wird die Kreis-Creditkasse diese Operation mit fast vollkommener Sicherheit in Betreff aller Hypotheken unternehmen können, die bis zum Jahre 1853 zur Eintragung gelangt sind, da seit dieser Zeit der Bodenwerth eine so außerordentliche Steigerung erfahren hat, daß die älteren Hypotheken nur in den seltensten und den Kreisständen wohlbekannten Fällen die Hälfte des gegenwärtigen Kaufpreises erreichen. Die in neuester Zeit entstandenen Hypotheken würden allerdings nur nach gründlicher Untersuchung von den Kreisen acquirirt werden können.

In allen Fällen, wo die Grundstücke nicht bis zu zwei Drittel oder drei Viertel des Katastralwerthes verschuldet sind — und diese Fälle werden die ganz allgemeine Regel bilden — wird der Kreis überdies in der Lage sein, den Grundbesitzern die zur Ausführung wirthschaftlicher Verbesserungen nothwendigen Capitalien vorzuschießen. Er kann dies um so zuversichtlicher thun, als der Werth der Grundstücke durch die Capitalverwendung in entsprechendem Maße gesteigert wird, als er die Mittel hat, die wirkliche Verwendung durch die mitassociirten Nachbarn controliren, nach Maßgabe des Vorschreitens der Arbeiten Ratenzahlungen eintreten zu lassen, und endlich die Amortisation des Meliorationscapitals so wirksam normirt werden kann, daß die Schuld in 12—15 Jahren getilgt sei. Innerhalb dieser Frist werden die Früchte der Melioration sich durch verstärkte Einnahme oder durch verminderte

Verluste zu erkennen geben, und sind dann hohe Amortisationsraten ohne Belästigung aufzubringen.

Wo Ent- und Bewässerungs-Anlagen, Drainagen rc. sich über mehrere Feldmarken erstrecken, da werden die betheiligten Grundbesitzer sich zu Genossenschaften vereinen, und diesen wird der Kreis die zur Ausführung der Meliorations-Arbeiten erforderlichen Capitalien ohne irgend eine Gefährdung bewilligen können, da die Zweckmäßigkeit und Rentabilität des Unternehmens der technischen Prüfung unterlegen hat, bevor der Association die Corporationsrechte verliehen worden, und da dem zur Verzinsung und Tilgung des Capitals von den Interessenten aufzubringenden Meliorationszinse gesetzlich die Stellung der Real-Abgaben beiwohnt, sie daher prioritätisch vor dem Hypothekenzins erhoben werden. Das Gesetz geht dabei von der richtigen Voraussetzung aus, daß die Rechte der Hypothekengläubiger durch diese Priorität nicht gefährdet werden, sobald das Capital in die Substanz verwendet, der Werth des Grundstücks daher mindestens in gleichem Betrage erhöhet worden. Daß auch einzelnen Gemeinden zu Schul- und Kirchenbauten und sonstigen nützlichen Einrichtungen, so wie der Kreiscorporation zu Chausseebauten rc. Anleihen aus der Creditkasse bewilligt werden können, unterliegt keinem Bedenken, da die Befugniß zur Abschließung von Anleihen den Corporationen nur eingeräumt wird, nachdem die Regierung die Nützlichkeit des Unternehmens und die Steuerkraft der Gemeinde- resp. Kreisgenossen geprüft hat, und da die Verzinsung und Amortisation der Anleihe durch Steuern bewirkt wird, denen hier wie überall die Priorität vor den Privatverpflichtungen zustehet.

Diese Andeutungen werden den Beweis liefern, daß durch Errichtung kreisständischer Creditkassen (Hypothekenbanken) sich die Schwierigkeiten wesentlich beseitigen lassen, welche der dem Bedürfniß entsprechenden Entwickelung des Realcredits entgegenstehen. Die Werthsbestimmung der ländlichen Grundstücke unterliegt nicht den mindesten Schwierigkeiten, sobald sie von den in der Nachbarschaft wohnenden Landwirthen nach Erfahrungen bewirkt wird, die sich diesen täglich darbieten, und sobald die Taratoren überdies für jeden Mißbrauch mit ihrem Vermögen mit verhaftet sind. Der Capitalbesitzer hat es nicht ferner mit dem einzelnen Grundbesitzer zu thun, das veraltete Unmittelbarkeitsverhältniß ist aufgelöset, vielmehr leistet ihm die Gesammtheit der associirten Grundbesitzer des Kreises mit ihrem Vermögen Garantie für Capital und Zinsen, er wird sein Vermögen bereitwillig den Kreiscorporationen anvertrauen, sobald diese zugleich Vorsorge treffen, daß die Zinsen aller Orten erhoben werden können, und daß der Cours der Kreis-Obligationen amtlich notirt werde, sie daher jederzeit in baar umzusetzen sind. Die Hindernisse, welche sich bisher der Capital-Verwendung zu landwirthschaftlichen Zwecken entgegenstellen, fallen hiernach wesentlich fort.

Aber wird man fragen: liegt es in der Macht der Gesetzgebung die Grundbesitzer des Kreises zur Association für Zwecke zu zwingen, die lediglich im Privatinteresse verfolgt werden, und wird hiernach die Vereinbarung nicht an dem Widerspruch Einzelner oder Vieler scheitern? Darauf ist zu erwidern, daß es sich hier keineswegs lediglich um Privatzwecke handelt. Der Staat und die gesammte Gesellschaft sind ganz überwiegend bei dem Gedeihen des Landbaues betheiligt, dabei, daß ein geordnetes, fruchtbringendes Verhältniß des beweglichen Capitals zu dem unbeweglichen und umgekehrt hergestellt, daß die Harmonie des gesellschaftlichen Lebens nicht ferner durch einseitige Entwickelung der Industrie auf Kosten des Landbaues ꝛc. gestört werde. Auch hat die Gesetzgebung bereits früher einmal in der Provinz Ostpreußen keinen Anstand genommen, die Verhaftung sämmtlicher Rittergüter, auch derjenigen, die keinen landwirthschaftlichen Credit genommen, als Unterpfand für die Sicherheit der Pfandbriefe auszusprechen. Endlich aber wird es der Garantie sämmtlicher Grundbesitzer für die Kreis-Obligationen und des Beitritts derselben zu dem Kreiscreditverbande gar nicht bedürfen, dieser wird vielmehr der freien Selbstbestimmung der Betheiligten anheimgegeben werden können. Es genügt, wenn der Kreistag die Errichtung einer Kreiscreditkasse beschließt und das Statut derselben zur öffentlichen Kenntniß bringt. Der Staat wird seine Genehmigung aussprechen, sobald — der Fläche nach — etwa ein Drittel der Grundbesitzer des Kreises ihren Beitritt erklärt haben; diese werden demnach auch allein zur Deckung der Ausfälle verpflichtet sein, welche immerhin als möglich gedacht werden können. Wo dieses Minimum der Betheiligung nicht zu erlangen ist, da darf angenommen werden, daß auch das Bedürfniß nach einer Association des Grundbesitzes für Behandlung der Credit-Angelegenheiten noch nicht in voller Dringlichkeit hervorgetreten sei.

Wo inzwischen die Verschuldung des Grundvermögens einigermaßen vorgeschritten und ein Bedürfniß nach Erlangung von Betriebs- und Meliorationscapital hervorgetreten ist, da wird die genügende Betheiligung nicht ausbleiben. Der Grundbesitzer wird durch eine sehr einfache Rechnung zu einem dahin führenden Entschluß bestimmt werden. Er wird sich zuvörderst die Frage vorlegen: ob er die Kündigung einer Privathypothek zu besorgen habe und in welche Lage ihn diese bringen werde? Es darf angenommen werden, daß die Kreis-Obligationen nur 4 pCt. tragen, daß sie zunächst nur einen Cours von 92 pCt. und darüber erreichen werden, und dessenungeachtet wird er sich entschließen, den hiernach erforderlichen Capitalzuschuß zu leisten, einerseits, weil er die kündbare in eine unkündbare Schuld verwandelt, andererseits, weil er eine permanente Schuld in eine solche verwandelt, die nach Verlauf einiger Decennien getilgt sein wird. Also selbst ohne momentane Nöthigung wird die bloße Vorsorge ihn zum Beitritt vermögen.

Dann wird er sich die Frage vorlegen: welcher wirthschaftlichen

Verbesserung seine Besitzung noch etwa fähig ist? Diejenigen Verbesserungen, welche einen hohen Gewinn in Aussicht stellen, sind auch bisher ausgeführt worden, und die Fälle nicht selten, wo unter wucherischen Bedingungen der Wechselcredit benutzt worden ist, um Mergelungen, Bauten 2c. auszuführen. Aber bei der Cultur der leichteren Bodenklassen, bei Anschaffung edler Viehracen, bei Besamung von Sandflächen zur Holzcultur, bei Anlegung von Schutzpflanzungen 2c., kurz, bei Verwendungen, die erst nach einer Reihe von Jahren höhere Wirthschaftserträge erwarten lassen, hat dieser kostspielige und gefahrbringende Weg zur Beschaffung der Meliorations-Capitalien nicht Anwendung finden dürfen, die wirthschaftlichen Verbesserungen haben unterbleiben müssen. So lange der Zins des Meliorations-Capitals unverhältnißmäßig hoch, oder so lange dieses gar nicht, oder nur unter wucherischen Bedingungen zu beschaffen war, haben nur die bald und hoch rentirenden Verbesserungen statt haben können. Der Preis des Geldes bestimmt die Ausdehnung der wirthschaftlichen Verbesserungen, der urbaren Flächen 2c., und wenn heut noch ausgedehnte Terrains unbenutzt darniederliegen, so wird diesem Uebelstande nicht durch innere Colonisation, sondern lediglich durch Beschaffung des Meliorations-Capitals zu mäßigem Zins abzuhelfen sein. Die Colonisten werden so gut wie die gegenwärtigen Besitzer banquerutt, sobald sie sich auf Unternehmungen einlassen, die unter den bestehenden Geld- und Creditverhältnissen nicht rentabel sein können.

Wenn das Statut die Bestimmung enthalten muß, daß durch den Beitritt zur Creditkasse der Grundbesitzer der Befugniß entsage, neue Privathypotheken auf sein Grundstück eintragen zu lassen, daß das Hypothekenbuch ferner nur noch für die Creditkasse offen sei, daß der Grundbesitzer, welcher dessenungeachtet sein Gut mit neuen Privat-Hypotheken belasten wolle, das Anrecht auf die durch die Creditkasse zu seinen Gunsten angesammelten Fonds verliere, so wird auch diese Bestimmung den vorsorglichen Landmann nicht von dem Beitritt zurückhalten, da in der Schuldenfreiheit die Garantie für die Erhaltung der Besitzung in der Familie liegt. Ohne eine derartige Bestimmung würde die Errichtung von Creditkassen keinen dauernden Zweck haben.

Was endlich die Gefahr anbetrifft, daß die Creditkasse Ausfälle erleiden, daß der Theilnehmer zur Deckung derselben mit herangezogen werden könne, so ist dies eine Gefahr, die nur eintreten kann, wo arge Mißbräuche bei der Verwaltung des Instituts eingerissen sind, Mißbräuche, denen vorzubeugen jeder Betheiligte mit berufen, denen mehr oder weniger jede menschliche Einrichtung ausgesetzt ist. Inzwischen liegt hier eine Garantie in der Aufstellung des Katasters, in der Controle, welche die zu vereinigenden Kreise gegenseitig auf einander ausüben, so wie endlich darin, daß die Theilnehmer der Creditkassen vermöge der Association in die Lage versetzt werden, daß alljährlich ein

Theil ihrer Schulden abbezahlt wird, und daß die ihnen möglicherweise aufzuerlegenden Opfer jedenfalls außer Verhältniß zu diesem sichern Gewinn stehen. Die Besorgniß vor derartigen Opfern muß aber um so mehr in den Hintergrund treten, als wir von der Voraussetzung ausgehen, die Regierung werde sich einen genügenden Einfluß auf die Creditkassen wahren, die Kataster prüfen, die Leiter derselben ihrer Bestätigung unterwerfen, für jede Creditkasse einen Commissarius ernennen, der für die gesetz- und statutenmäßige Behandlung der Geschäfte verantwortlich bleibt, wie dies bei den ritterschaftlichen, wie bei allen größeren Geld-Instituten der Fall ist.

Außerdem ist zu erwarten, daß den Creditkassen die Befugniß der Zettel-Emission nicht für immer werde versagt bleiben, eine Befugniß, die um so dringlicher erscheint, je mehr die Summe der lettres au porteur anwächst. Diese stehen mit der Summe der Circulationsmittel in organischem Zusammenhang, und es wird hoffentlich bald gelingen, das Gesetz zu erkennen, auf welchem deren Gegenseitigkeitsverhältniß beruhet. So viel aber hat die Erfahrung bereits gelehrt, daß man die lettres au porteur nicht über bestimmte Grenzen hinaus mehren darf, ohne eine entsprechende Mehrung der Circulationsmittel eintreten zu lassen, wenn Geldkrisen und Geldpreisveränderungen vermieden werden sollen.

Amerikanische Skizzen aus den Sklavenstaaten.

I.

Wer nach Amerika mit europäischen Begriffen über Eisenbahnen und Eisenbahn-Reisen kommt, wird sich mindestens in einer Hinsicht angenehm enttäuscht sehen. Er wird etwa fünf Meilen in der Stunde zu machen erwarten, und sich mit einer Schnelligkeit von zehn dahingerissen finden. Aber selbst, wer im Maßstabe dieser gewaltigen Eile von Newyork nach dem Süden fährt, braucht mehrere Tage, bis er die Gegenden erreicht, wo das Land und die Gewohnheiten seiner Bewohner den englischen Anstrich verlieren und die Eigenthümlichkeiten des Amerikanismus in nicht eben erfreulicher Weise darbieten. Was mich betrifft, so reiste ich von Baltimore mit einem der Chesapeake-Dampfer nach Virginien und traf dabei zum ersten Male einen Sklaventransport, der unter der Aufsicht eines regelmäßigen Händlers nach dem Süden verführt wurde. Maryland, woher sie kamen, ist einer der großen sklavenzüchtenden Staaten der Union und liefert jährlich einen bedeutenden Beitrag zu dem Mark und Bein, welches die Baumwollen-Ernten von Louisiana und Mississippi sammelt. In dem erwähnten Falle bestand der Transport ausschließlich aus wohlgekleideten und, wie

es schien, auch wohlgenährten Knaben und Mädchen im Alter von 14—20 Jahren. Beim trüben Lichte einer Hängelampe saßen sie den ganzen Abend über in der Mitte des Hauptdecks, einer den andern umfassend und die Häupter einiger jüngeren schon schlafenden Genossen zärtlich in ihrem Schooße haltend. So sangen sie abgerissene Stücke methodistischer Hymnen, ohne sich durch den Wirrwarr der Worte und die abbrechenden Melodieen in der Fortsetzung ihres Thuns stören zu lassen. Einmal fing Einer an: „Wie des Sommers Blumen schwinden wir", und die Anderen, welche das Lied nicht weiter wußten, fielen ein mit: „Ich nahm mein Brüderlein an die Hand und führt' es ins gelobte Land." Gruppen weißer Männer umgaben sie und discutirten die Marktpreise dieser auf dem Boden hockenden Menschenwaare, ohne daß die Sklaven durch die prüfenden Blicke und die feilschenden Worte im Mindesten beschämt oder auch nur berührt zu sein schienen. Und doch giebt es wohl keine grauenvollere Zukunft, als diejenige eines jungen Menschen, der an der Hand eines nach dem Süden der Vereinigten Staaten reisenden Negerhändlers frisch in das Leben tritt! Wenn man das erste Mal mit einer entwürdigten Race in Contact geräth, fühlt man sich immer mehr oder weniger schmerzlich berührt. Ich weiß nicht, ob meine Mienen die Empfindung widerspiegelten, aber Einer der Umstehenden versicherte mir in angelegentlicher Weise, die Neger wären die glücklichsten Creaturen der Welt und würden den ganzen Tag über singen und springen, wenn man es ihnen nur erlaubte.

Von diesem Punkte an waren weiße Diener oder Aufwärter nicht mehr zu sehen. Ueberall Neger, Neger von allen Schattirungen und Varietäten, düstere Neger, wildblickende Neger, lustige Neger, traurige Neger, Neger mit dem Strahle der Intelligenz im funkelnden Auge, oder in Stumpfsinn versunkene Neger, gräßlich häßliche Neger, ganz erträgliche Neger, aber alle zusammen geduckt, demüthig und aufmerksam. Ihre niedrige Ergebenheit trat durch den Contrast mit der unabhängigen Haltung der Weißen, mit der völligen Gleichheit, welche unter Allen, die kein Negerblut in ihren Adern hatten, zu herrschen schien, desto auffallender hervor. Aber eine unabhängige ist noch keine edle Haltung.

Als in Virginien und Nord- und Süd-Carolina reisend befand ich mich in diesem Augenblicke in demjenigen Theile der nordamerikanischen Union, welchen man gewöhnlich für den aristokratischen hält. Hier, so versichern uns die südlichen Blätter, sind die amerikanischen Gentlemen par excellence zu finden, welche sich von den nördlichen roturiers, den grobfäustigen Bauern und schmierigen Handwerksleuten von Massachusets und Connecticut so preiswürdig unterscheiden. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich in Dampfern und auf Eisenbahnen das aristokratische Element in der Bevölkerung nirgends zu Gesicht bekommen habe. Während in den nördlichen sklavenlosen Staaten, dem sogenannten Neu-England, Gentlemen in Blick, Miene, Haltung und Un-

terhaltung zahlreich anzutreffen waren, habe ich auf meiner Reise im Süden nichts getroffen, was der wildeste Radicale der alten Welt als gentlemännisch oder anständig bezeichnet haben würde. Die Leute waren schmutzig de toute manière. Schäbig gekleidet, faueten sie Tabak und spuckten einen Schauer von Saft. Sie führten niedrige Reden und schienen sich im Leben nur selten gewaschen zu haben. In Süd-Carolina, der erlesenen Heimath amerikanischer Ritterlichkeit, saß ich in einem Eisenbahn-Wagen, wo der durch Jahre von Staub und Oceane von Speichel angesammelte Schmutz sich auf dem Boden zolltief gesammelt hatte. Neben mir befanden sich Figuren, in deren Nähe europäische Damen sich schwerlich wagen würden. Ich hatte zum Frühstück und Mittagbrod Individuen an meiner Seite, welche, was auch ihre sonstigen Qualitäten sein mögen, sicherlich nicht mehr Ansprüche auf Gentilität besaßen, als etwa englische Kaminfeger oder Droschkenkutscher. Dabei warteten uns Neger mit einer höflichen Untergebenheit auf, deren Spuren man bei den Kellnern der alten Welt nur allzusehr vermißt, Neger, die mir in der That als ziemlich eben so gute Gesellschaft vorkamen, wie diejenigen, denen sie dienten. Die Aristokratie der Race erschien mir bei diesen Gelegenheiten häufig unter einem so spaßhaften Gesichtspunkte, daß ich, ohne sie natürlich in Abrede stellen zu wollen, die Bewahrung der südlichen Gentilität als ein neuerdings so häufig vorgebrachtes Argument für die Sklaverei höchst lächerlich finden muß. Die höhnische Verachtung, mit welcher der Süden den Norden der Vereinigten Staaten wegen seiner selbstarbeitenden Betriebsamkeit und entsprechenden Vulgarität aufzuziehen pflegt, wird für denjenigen einen sonderbaren Aspect gewinnen, der, wie ich, das Glück genossen hat, eine kurze Zeit mit den vermögenden Klassen, den reisenden Klassen jenes bevorzugten Theiles von Nord-Amerika zu verbringen. Nach ihrer eigenen Aussage wollen die Sklaven-Staaten in diesem Welttheile die Grazien allein beherbergen. Die Meinung des Reisenden stellt sich anders. Ein sauberer, wohlgekleideter und gebildeter Mann ist in einem Eisenbahnwagen der Nord-Staaten keineswegs eine seltene Erscheinung, obwohl es im Norden und Süden nur eine Klasse für alle Stände weißer Menschen giebt; aber im Süden kann man Hunderte von Meilen reisen, ohne einem solchen Phänomen zu begegnen. Erwiedert man mir, daß ich die Muster südlicher Gentilität in den Wohnstätten südlicher Pflanzer zu suchen hätte, so möchte ich dagegen wenigstens meine Berechtigung geltend machen, ein Urtheil über die Wirkung, welche die Sklaverei als Institution auf die Sitten der Leute geübt hat, von der Menge des Volkes abzuleiten, wie man es eben auf der Straße trifft. Eine unendlich kleine Anzahl von Personen, welche wir in der Zurückgezogenheit aufzusuchen haben, und die ihre Vorzüge dem Umstande verdanken dürften, daß ihr Wohlstand ihnen ein Leben außerhalb der eigentlichen Sphäre der Sklaverei gestattet, eine solche Klasse von Personen scheint

mir noch weniger einen angemessenen Maßstab für das erwähnte Urtheil abgeben zu können. Die großen Pflanzer, deren prächtige Landsitze über die üppigen Wildnisse Virginiens und Carolinas zerstreut liegen, sind ohne Zweifel Männer von Bildung und Anstand. Aber sie sind gerade derjenige Bruchtheil der Bevölkerung, welcher den verderblichen Einfluß der „eigenthümlichen Institution" am wenigsten zu empfinden hat. Den Norden mit seiner Vulgarität zu necken, weil diese paar feinen Leute im Süden wohnen, ist gerade so absurd, als wenn die Engländer sich über die Armuth der Franzosen lustig machen wollten, weil der eine englische Marquis of Westminster zwei Millionen Thaler jährlicher Einkünfte besitzt. *)

Ich muß mich jedoch dagegen verwahren, als ob der gänzliche Mangel an Benehmen und Anstand auch eine ebenso völlige Abwesenheit aller Erziehung in sich schlösse. Vor Allem muß man sich hier daran gewöhnen, den Mann nicht nach der Kleidung abzuschätzen, wie es denn in der That wohl kein Land in der Welt giebt, wo der bloßen Kleidung geringere Achtung bezeigt wird, wie hier. Jeder Mann trägt mehr oder weniger seine Männlichkeit vor allen Dingen zur Schau und kümmert sich um seine Außenseite weniger, als sich mit den Rudimenten europäischer Anstandsbegriffe verträgt.

Und dennoch betrifft diese Verwahrlosung nicht bloß die Außenseite hiesigen Lebens. Einige Beispiele von der Niedrigkeit hiesiger Lebensgewohnheiten werden das zeigen. Ich wohne in einem Hotel, so gut es an diesem Platze zu haben ist. Sämmtliche Stühle sind von Tannenholz, ebendavon sind die Betten, deren es drei in jedem der völlig nackten, einfach geweißten Schlafzimmer giebt. Manche Zimmer haben auch mehr Betten, fast kein Zimmer hat deren nur ein einzelnes — einzeln zu schlafen, wäre aristokratisch. Ich werde von schmutzigen Negern bedient, und mein vier Quadratzoll messender Spiegel ist gegen die Wand genagelt. Zwei Drittel der männlichen Einwohner dieses kleinen Städtchens haben keine eigene Wohnung, sondern logiren in dem ungeheuren, kasernenartigen Hotel. Diese sämmtlichen Herren waschen sich aus zwei Zinnbecken und arrangiren ihr Haar mit ein und demselben Kamm und ein und derselben Bürste, welche an dem im Speisesaal hängenden Spiegel mit einem starken Bindfaden befestigt sind. Auf welche Weise sie essen, läßt sich daraus ersehen, daß ich mich heute Morgen mit sechszig Herren Punkt sieben Uhr zu einem compacten Frühstück niedersetzte, und daß zehn Minuten, nachdem die Tischglocke zum

---

*) Anm. der Red.: Wir glaubten nicht an der Schilderung ändern zu dürfen, können hier aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß erstens die großen Pflanzer im Süden ein ganz beträchtliches Bruchstück der Bevölkerung bilden, — nach einer vor uns liegenden Berechnung sind es mehrere Hunderttausende, — und daß zweitens der Norden wohl mehr von der Abgeschliffenheit europäischer Tournüre haben mag, die Grundbesitzer des Südens ihm aber an wirklichem Mannesthum, das denn doch den Grundbegriff für das gentlemanlike hergiebt, nicht nachstehen.

ersten Mal angeschlagen hatte, keine Seele, außer mir selbst und zwei Anderen, mehr bei Tafel war. Alle hatten gegessen und waren fort. Unter der ganzen Menge hatte sich kein reines Hemde befunden, aber Alle trugen schäbige Röcklein vom neuesten Pariser Schnitt und die dünnsten und leichtesten Stiefelchen, die nur auf den Füßen zusammenhalten wollten. Unser gemeinsames Staatszimmer gleicht den Beschreibungen, die ich von dem gleichen Raume im Scutari-Hospitale gelesen habe.

Die Stühle sind mit Ausnahme des Schaukelstuhles auch hier von Tannenholz, und der Fußteppich, dessen Farben unter dem Einflusse von Tabakssaft verschwunden sind, scheint seine funfzig Jahre hinter sich zu haben. Für gewöhnlich erfreuen wir uns zur Erleuchtung einer Kerze von Miniaturproportionen, welche die geweißten Wände darin unterstützt, die Dunkelheit gerade sichtbar zu machen. Das Haus ist ein solches, daß man ländliche Tagelöhner in grobem Tuche und dicken Sohlen darin logirt zu finden erwartet — ja, daß ein Engländer ein anständiges Land- und Reisekleid dafür schon allzugut ansehen würde. Bei der Modesucht aber, welche sich zugleich mit der hiesigen Aermlichkeit verbindet, gleichen die wirklichen Einwohner dieses Hauses etwa herumziehenden Schauspielern ohne Beschäftigung. Abends kommen die Damen dieser Herren, sofern sie welche haben, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, in das Staatszimmer herunter, wo sie sich bei dem unsicheren Strahle der einsamen Leuchte in melancholischer Grandezza niederlassen. Die Männer rauchen und speien im Schenkzimmer und die Neger lungern im Hausflur. In der That, was das Costüm betrifft, scheint man hier alles und jedes eifrigst vermeiden zu wollen, was für ein thätiges Leben in einer halbbesiedelten Region, inmitten eines waldbedeckten Continentes im mindesten Grade angemessen wäre. — —

Einem glühenden Verehrer demokratischer Institutionen möchte ich vor Allem den Besuch des Staatenhauses von Alabama in dessen Hauptstadt Montgomery empfehlen. Er müßte einen guten Theil Enthusiasmus aufwenden können, um sich mit dem inneren Anblick dieses imposanten Gebäudes während der Ferien-Zeit der erhabenen Körperschaft, für die es bestimmt ist, aussöhnen zu können. Am Kreuzungspunkte der Hauptstraßen, auf einer Anhöhe gelegen, blickt es mit seinem Dom, seinem hochgewölbten Portikus, seinen schneeweißen Säulen und Marmortreppen auf die weite Fläche einer der reichsten Landschaften in der Welt. Es giebt wohl nicht noch einmal eine gesetzgebende Versammlung, die ihre Berathungen an einem so imponirend gelegenen Platze hält. Aber einen um so garstigeren Eindruck machte der in diesem Regierungspalaste überall verbreitete — Schmutz. Auf den Treppen, in den Corridoren, auf dem Fußboden der Zimmer, selbst an den Stühlen und Pulten war kaum eine einzige Stelle, auf welche Speichel und Tabakssaft möglicher Weise hingespritzt werden konnte, von diesem Makel

frei geblieben. Das Ganze schien in dem Zustande stehen und liegen geblieben zu sein, in welchem der Schluß der Session es hinterlassen hatte. Einige Centner Staub, die sich erst seit jener Zeit angesammelt haben mochten, bildeten wohl die einzige Ausnahme. Aufgebrauchte Tabakspriemen, verworfene Anträge, Cigarrenstümpfe, aufgespaltene Federn, vertrocknete Dintenfässer, der Hammer des Sprechers, Fragmente gedruckter Abstimmungen, Copieen von Berichten und Protocollen mit Eselsohren, — das Alles lag noch genau so, wie die ehrenwerthen Mitglieder es hatten liegen lassen. Allerdings giebt es, wie mir gesagt wurde, einen Mann, der einige Tausend Dollars jährlich dafür bezieht, diesen Gesetzes-Tempel in gebührendem Zustande zu erhalten. Aber wie die meisten Diener, die viele Herren haben, überläßt er seine Aufgabe sich selbst und läßt Alles gehen, wie es eben will. Es bedurfte einer angenehmen Fahrt den Alabama hinunter, um mich den widerwärtigen Eindruck, den so viel Schmutz und Unordnung an dem Orte, der der Quell der Ordnung sein sollte, auf mich gemacht hatte, wieder zu verwischen. Es war eines der schlagendsten Beispiele, welche laxe Disciplin die Demokratie unter ihren Dienern zu erhalten im Stande ist, wenn man bei dem Mangel aller gehörigen Unterordnung überhaupt von Disciplin noch sprechen kann. Aber gut, mag Unordnung aus Mangel an Unterordnung der Demokratie zu eigen sein, dennoch wird man es schwerlich begreifen, daß Demokratie und gewohnheitmäßiges Speien nothwendig ebenfalls mit einander verbundene Dinge sein sollen. So viel kann ich behaupten — marmorne Fußböden und Teppiche sind ein übel angewendeter Luxus, so lange der Tabakspriemen seine Stelle unter den nationalen Eigenthümlichkeiten einnimmt. Das Tabakskauen übt einen wirklich scheußlichen Einfluß. Es scheint den Leuten den Sinn für das Reinliche, um vom Schönen gar nicht zu reden, ganz zu benehmen. Ja, es scheint fast, als ob für den verhärteten Tabakskauer Amerika's in jeder weißen oder geschmückten Oberfläche ein eigener Zauber läge, der ihn antreibt, sie mit mehr als gewöhnlicher Energie zu beschmutzen. Wie Droschkenkutscher alle Menschen als Fahrgäste ansehen, wie Theater-Directoren das Publicum nur als Billetkäufer, als so und so viel Geldstücke in Erwägung ziehen, wie für Doctoren die Menschheit in mehr oder minder leidende Subjecte zerfällt, so kommt es mir vor, als wären für den hiesigen Tabakskauer die prächtigsten Paläste, die wolkenragenden Thürme, das große Erdenrund selbst — Alles nur eben so viel Spucknäpfe. Wohin er speien möchte, wohin nicht, welchen Punkt er wohl abzureichen im Stande sei, welchen abreichen zu können er wohl im Stande zu sein wünschte, das sind Dinge, die ihn ernstlich und anhaltend beschäftigen. Und nicht bloß in Bezug auf Anstand und Sittlichkeit überschreitet diese Gewohnheit die Grenze des bloß Lächerlichen, sie trägt auch in physischer Beziehung durch den nachtheiligen Einfluß,

den sie auf den Magen übt, ihr gutes Theil dazu bei, die Wirkung eines entnervenden Climas zu verstärken.

In der That erkennt man in den jetzigen Bewohnern der südlichen Staaten nur mit Mühe die Sprößlinge jenes rüstigen und kräftigen Stammes, welcher diese Gegenden zuerst colonisirt hat. Alabama wurde erst im Jahre 1816 angebauet. Bis zu diesem Zeitpunkte war es von Indianern besetzt, welche ihm seinen Namen gegeben haben. Alabama bedeutet „Hier bleiben wir", weil sich die armen Rothhäute vor dem Andringen der Weißen von Carolina und Georgien hierher zurückziehen mußten. Diese Weißen waren nicht etwa frisch angekommene Einwanderer aus Europa, sondern der Ueberfluß der armen eingebornen weißen Bevölkerung in den älteren Sklavenstaaten. In einem Sklavenstaate ist kein Platz für einen weißen Mann, der nicht selbst Sklaven besitzt. Feld-Arbeit ist für ihn eine Erniedrigung, der sich zu fügen selbst die tiefste Stufe des Elends ihn nicht veranlassen wird. Jagen ist ein prekäres Geschäft, um damit den Lebens-Unterhalt zu erwerben. Wofern der kleine Grundbesitzer daher noch ein geringes, ihn nicht mehr genügend ernährendes Stück Land besitzt, verkauft er es lieber seinem bemittelteren Nachbar für etwa 18 bis 20 Dollar den Acker, und zieht selbst weiter nach dem Westen, um dort ein zehn Mal größeres Gut für eine viel geringere Summe zu erwerben. Wenn irgend möglich, läßt er es dann durch einige Neger urbar machen und bearbeiten. Derartige von ihrem heimathlichen Boden Ausgeworfene sind es, und nicht fremde Einwanderer, die als Pioniere in die neuen Länder vordringen. Wie Alabama in dieser Weise von Carolina und Georgien her bevölkert wurde, so ergießt es seit 20 Jahren seinerseits wiederum eine Fluth abenteuernder Armuth nach Mississippi, Missouri und Arkansas. Beiden letzteren dient in neuester Zeit wiederum Kansas als Abzugs-Canal für Alle, die nicht mit der Sklaven-Arbeit concurriren mögen. Dazu fängt Alabama bereits an, viele Züge eines in seinen Bodenkräften erschöpften Landes darzubieten. Der Urwald ist schon längst fast in der ganzen Ausdehnung seiner Oberfläche ausgerodet. Seine ganze Bodenfläche ist durch den Raubbau — wie man die unbedenkliche Aussaugungsmethode des amerikanischen Acker- und zumal des Tabaksbaues nennt — schon wenigstens ein Mal, wie die virginische erschöpft gewesen, und bis zur Bildung einer neuen Humusdecke in Stich gelassen worden. An manchen Stellen hat dieser Prozeß schon mehr als ein Mal stattgefunden, und dabei ist das Land kaum zum dritten Theile bevölkert, wenn wir es nach englischem Maßstabe messen. Westwärts Ho! ist der gemeinsame Ruf, der alle Unbemittelten im sklavenhaltenden Süden nach den noch unbebauten Ländern zieht, wo sie durch die anhaltend vordringende Emigration und die stätige Steigerung der Landpreise ohne eigene Arbeit Bemittelte zu werden hoffen dürfen. Daher einerseits die Wuth, mit welcher der Süden die Skla-

verei als zukünftige Institution des neuen Staates Kansas begehrt und verficht, daher andererseits der gänzliche Mangel an einer freien Arbeiter- oder, was gleichbedeutend wäre, an einer wenig bemittelten Besitzerklasse in den schon länger angesiedelten Sklavenstaaten des Südens. In der ungeheuren Ausdehnung dieses ganzen Landes findet man weder Dörfer, noch ländliche Cottages irgend welcher Art. Die schneeweißen Villen der reichen Pflanzer mit ihren geräumigen Veranden und anspruchsvollen Säulenhallen wechseln allein mit den schwarzen Blockhütten der Neger. Dort Prunk und quellender Lebensgenuß, hier haarsträubende Verwahrlosung bis zur Brutalität des Thieres — und zwischen beiden nur ein Abstand von einer Viertelstunde Weges durch eine von Gottes Segen triefende Natur!

Französischer Literaturbrief.

Heinrich von Balzac und sein verderblicher socialer Einfluß. — „Revue des deux Mondes“ und „Correspondant“ über ihn. — Die plötzliche Popularität Balzac's ist ein Symptom und eine Weissagung.

In einer der letzten Nummern der „Revue des deux Mondes“ finden wir eine scharfe Kritik Balzac's von Eugène Poitou. Die Kritik richtet sich hauptsächlich gegen den Einfluß der Balzac'schen Schriften auf die Literatur und die Sitten seiner Zeit. Balzac findet jetzt nach seinem Tode fast mehr Anerkennung noch, als bei seinen Lebzeiten, was sich indessen durch den Verfall der neueren französischen Literatur und besonders des Romans leicht erklärt. Bei dem Mangel an irgendwie hervorragenden Talenten muß Balzac als ein Stern erster Größe erscheinen. Poitou findet die Verehrung für diesen Schriftsteller übertrieben, und geht mit Recht schonungslos gegen ihn zu Felde. Zwar spricht er ihm ein bedeutendes Talent nicht ab; er bewundert ihn namentlich als pikanten Sittenschilderer, und führt gleichsam als Entschuldigung der allgemeinen Ueberschätzung Balzac's an, daß die große Masse in ihm stets nur den Verfasser der scènes de la vie privée und der Eugénie Grandet, in welchen Werken die Sittenschilderungen namentlich hervortreten, verehre.

Es ist bekannt, daß Balzac als Schriftsteller lange unbekannt blieb, und von 1820—1828 mit einer Beharrlichkeit ohne Gleichen eine Reihe von Romanen veröffentlichte, die sämmtlich unbeachtet blieben, weil sie keine Spur von Talent verriethen. Im Jahre 1828 aber erschien sein dernier Chouan, eine Nachahmung Walter Scotts, in welchem sich die ersten Spuren eines wirklichen Talentes zeigen. Bekannter wurde er schon ein Jahr später durch die Physiologie du mariage und

durch die Contes drôlatiques, deren Sprache an Rabelais erinnert. Mit dem Roman: la peau du chagrin, eine Nachahmung der Hoffmannschen Erzählungen, welcher vielleicht nur dadurch in Frankreich einige Berühmtheit erlangt hat, erwarb sich Balzac sein Bürgerrecht in der literarischen Welt. Die darauf folgenden Scènes de la vie privée et de la vie de province, die eben so kurzen als farbigen Studien, la femme abandonnée, la femme de trente ans, la Grenadière, les Célibataires und Eugénie Grandet begründeten Balzac's Ruhm zu seines Volkes Schande dauernd. Die letztgenannten Werke sind die höchste Blüthe seines zweideutigen Talentes. Von da ab geht es merklich abwärts mit ihm. Poitou macht ihm zwei schlimme Vorwürfe. Er behauptet nämlich erstens, Balzac habe die Literatur als eine Art von Industrie betrachtet, als ein Mittel, um reich zu werden, daher seine ungeheure Productivität, die sich durch seine spätere, gänzliche Verflachung rächte, zweitens aber wirft er ihm vor, daß er habe zu vielseitig sein wollen. Balzac glaubte in seiner maßlosen Eigenliebe, in jedem Genre excelliren zu können. Er ahmte den englischen Roman eben so keck nach, wie die phantastische Erzählung, welche in Deutschland durch Hoffmann so glänzende Erfolge errungen. Auch auf dem Theater suchte er Erfolge zu erringen, doch war er da nicht eben glücklich; seine Quinola ist eine ganz verunglückte Nachahmung von „Figaro's Hochzeit". Von seinen zahlreichen dramatischen Producten hat nur eins, nämlich Mercadet, Glück gemacht, ein Stück übrigens, welches noch heutigen Tages Anziehungskraft übt, weil in demselben ein treuer Spiegel unserer jetzigen Zustände, namentlich was den Börsenschwindel betrifft, enthalten ist.

Als der philosophische Roman Mode wurde, schrieb er Louis Lambert et Séraphita, und als dieser der Literatur des Schreckens, des Giftmordes, der Räuber und des Bagnos weichen mußte, als endlich Eugène Sue seine mystères de Paris herausgab, hatte Balzac keine Ruhe, er mußte die mystères de la province hinterher schreiben. Als würdige Nachfolger dieses Romans erschienen le Curé du village und une ténébreuse affaire, bis er endlich in den mémoires du diable, les paysans und les parens pauvres in die tiefsten Tiefen des Elendes und des Lasters hinunterstieg und Scenen schilderte, wie sie nur eine krankhafte Einbildungskraft erfinden kann. Kurz, Balzac war der Schriftsteller, der jeder Mode bis zur äußersten Uebertreibung huldigte. Er wollte Poet, Philosoph, Moralist, religiöser Reformator, Erzähler, lyrischer Dichter, Dramaturg, Humorist, Gesetzgeber, kurz er wollte Alles sein. Dabei war er so maßlos eitel, daß er keinen Tadel ertragen konnte.

Der Einfluß, den Balzac auf die Literatur seiner Zeit ausgeübt, war groß, das läßt sich nicht läugnen, man muß aber mit Bedauern hinzufügen, er war verderblich, da er nicht bloß die Sprache durch seine

Gesuchtheit und prätentiöse Neuerungssucht in den Ausdrücken, und den Geschmack durch ein bis dahin unerhörtes Untereinandermengen aller Dichtungsarten verdorben, sondern da er eine Libertinage gepredigt hat, die seine Landsleute nur zu sehr in ihren Gewohnheiten bestärkte. Verwerflich ist zunächst schon sein Hang zum Realismus. Um in seinen Schilderungen wahr zu sein, hat er sich leider oft verleiten lassen, das Maß des Schönen und Erlaubten zu überschreiten. Eben so schädlich war Balzac's Einfluß auf die Schriftsteller, unter denen er viele Nachahmer hatte, welche, treu ihrem Meister folgend, nur für den Ruhm des Augenblicks arbeiteten zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, und, wie Balzac selber, die Poesie nur wie eine neue Industrie handhabten.

Daß Balzac einen bedeutenden Einfluß auf die Sitten der Zeit geübt hat, ist bei der Verbreitung und der Popularität seiner Schriften, welche heutzutage größer ist als je, wohl begreiflich. Es sind in der letzten Zeit allerdings Romane genug erschienen, die weit mehr Anstoß erregt und das sittliche Gefühl weit mehr verletzt haben, als die Schriften Balzac's, aber sie haben keineswegs ein so tiefes gründliches Unheil angerichtet. Der trostlose Inhalt von Balzac's Schriften ist: die ganze Gesellschaft ist schlecht, die Gesetze sind gottlos, die Macht herzlos und ihre Vollstrecker gewissenlos. Balzac geht in seinen Schriften alle Stufen der socialen Leiter durch, und findet Oben nur Ehrgeiz, Verderbtheit, Intrigue, Heuchelei, Unten dagegen nur auserwählte, herrliche Gemüther, glänzende Fähigkeiten, leidende und verkannte Genies, welche die herzlose höhere Gesellschaft unbesorgt verkümmern und verschmachten läßt. Solche Grundsätze, solche Ueberzeugungen spricht dieser Romandichter auf jeder Seite aus; schöne Lehren in der That, und ganz geeignet, die kleinen Eitelkeiten und den ungeduldigen Ehrgeiz zu stacheln, den Neid, den Haß und alle schlechten Leidenschaften anzufachen, und die Geister zur Empörung gegen Alles, was höher steht im Leben, aufzureizen. In diesen Sätzen liegt Balzac's trauriger Einfluß auf die Sitten und socialen Verhältnisse unserer Zeit, und es ist ein Einfluß, der sich leider noch immer steigert, da Balzac in Frankreich jetzt mehr als je gefeiert wird.

Dieser Verherrlichung des verstorbenen Schriftstellers in Frankreich entspricht auch die colossale Verbreitung seiner Werke, nicht bloß in den französisch redenden Ländern, ganz besonders auch in Rußland und Süd-Europa. Er ist der Poet einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht, der Poet des vornehmen Proletariers, der révolution dorée.

In ihm klingt am hellsten noch jene Saite wieder, welche in den Thorheiten und Sünden des alten Frankreichs erbebte, jener Leichtsinn, der auf treulose Gattinnen und kühne Ehebrecher allen Glanz und alles Feuer der Schilderung und alle gewinnenden Eigenschaften häuft. Nur in sinkenden Gesellschaften kann ein Balzac Verehrer finden, und daß er in Frankreich gegenwärtig so eifrig gelesen, so vielfach verbreitet, so

wiederholt aufgelegt wird, ist uns ein Zeichen dafür, daß der innere Aufschwung, den gewisse — und nicht die niedrigsten — Klassen der französischen Gesellschaft seit der Februar-Revolution genommen hatten, ein Aufschwung, der sich in politischen und religiösen Acten verschiedener Art, in Errichtung von Anstalten für Volksbildung, Volkslectüre, in einer stärkeren religiösen Erregtheit rc. zeigte, daß dieser Aufschwung ein rasches Ende genommen hat. An die Stelle der ängstlichen Wachsamkeit trat die Sicherheit und die Gier nach Gewinn, so folgte auf den Wiederabdruck Fenelon's und der edlen Mystikerinnen des 17. und 18. Jahrhunderts der Balzac's.

Auch der „Correspondant", die Revue des Theiles der katholischen Partei, welcher dem „Univers" und den Doctrinen der absolutistischen Politik entgegen ist, bringt in seiner neuesten Nummer einen Artikel gegen die Manie, welche für Balzac ausgebrochen ist, und bricht dabei schonungslos über gewisse Lieblingsschwächen der Franzosen den Stab. Dieser Artikel des „Correspondant" darf uns zugleich als ein an die französische (katholische) Geistlichkeit gerichteter Wink, im Beichtstuhl und auf der Kanzel und im Jugendunterricht gegen den Einfluß Balzac's zu eifern, gelten.

Wir wiederholen, indem wir schließen, daß die Verehrung, welche plötzlich Balzac in Frankreich von Neuem zu Theil wird, ein Symptom ist und eine Weissagung, ein Symptom, insofern sie einen herabgekommenen, gefährlichen Zustand der Geister kund giebt, eine Weissagung schon darum, weil sie ein Pendant zu der ganz ähnlichen Literatur der Lyriker und Romanschreiber bildet, welche an den Thoren der großen französischen Revolution standen.

Johanniter-Orden.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, den Seconde-Lieutenant à la suite des Regiments Garde du Corps Hans Heinrich XI. Fürsten von Pleß, nach Prüfung desselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit, zum Ehrenritter des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Seelhorst.

Just Friedrich von Seelhorst, geboren zu Kiel den 5. April 1770, war ein Sohn des am 10. April 1814 verstorbenen, zuletzt Königlich Dänischen Conferenzraths und Amtmanns der Herzoglich Holsteinischen Aemter Ploen und Ahrensboeck, Henning Friedrich von Seelhorst, aus dessen Ehe mit dem Fräulein Marie Charlotte von Seelhorst, ältesten Tochter seines Onkels, des am 6. Januar 1779 als Königlich Preußischer General-Major und Chef eines Kürassier-Regiments und Amtshauptmann von Jerichow verstorbenen Just Rudolph von Seelhorst.

Im Mai 1784 Estandart-Junker im Königlich Preußischen, damals von Rohr genannten Kürassier-Regiment zu Aschersleben, war er durch eine Schwerhörigkeit, die ihn befiel, genöthigt, im Herbst 1786 dasselbe wieder zu verlassen, nachdem ihm noch das Glück geworden war, den großen König an der Front des Regiments zu sehen. Nach Vollendung seiner Studien auf dem Pädagogium zu Halle begab er sich nach Ballenstedt, um die Forst-Carrière einzuschlagen; es eröffnete sich ihm aber bald eine andere Laufbahn, indem er im Jahre 1790 in Ploen — wo seit 1786 sein Vater, der in Kaiserlich Russischen Diensten früher Chef des General-Kriegs-Commissariats von Holstein, nach dem Tode des Kaisers Peter III. Rußland verlassen und später von der Kaiserin Catharina II. den Titel eines Wirklichen Geheimen Legations-Raths erhalten hatte, Hof-Chef des Herzogs Peter Friedrich Wilhelm zu Holstein-Oldenburg war — zum Kammerjunker und zweiten Cavalier des Letzteren ernannt wurde.

Im Jahr 1800 verließ er indessen diesen Dienst, um einem ehrenvollen Rufe des damaligen Fürsten von Anhalt-Bernburg Alexius Friedrich Christian zu folgen und mit dem Charakter als Land-Kammer-Rath in dessen Dienste nach Ballenstedt zu gehen. Später zum Kammerherrn und Hofmarschall ernannt, war er bis zum 21. Decbr. 1837, als ihm sein nachgesuchter Abschied gnädigst bewilligt wurde, auch seinem neuen Herrn wie dessen Regierungs-Nachfolger ein pflichttreuer und bewährter Diener. Namentlich beehrte ihn das Vertrauen des Ersteren in den Kriegsjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts mit verschiedenen erfolgreichen diplomatischen Aufträgen an mehrere deutsche und fremde Höfe, namentlich auch mit besonderen Sendungen an die Kaiser von Rußland, Oesterreich und Frankreich. Unter vielfachen Beweisen der Anerkennung seiner Dienstleistungen wurde ihm im Jahr 1814 von des Hochseligen Königs von Preußen Majestät in Paris, wohin er seinen Durchlauchtigsten Herrn zu den Friedensverhandlungen begleitete, der Johanniter-Orden zu Theil, und erhielt er im Jahr

1820 das Commandeur-Kreuz zweiter Klasse des Kurfürstlich Hessischen Goldenen Löwen-Ordens, im Jahr 1832 den Königlich Preußischen Rothen Adler-Orden dritter Klasse, 1839 die zweite Klasse dieses Ordens, und im Jahr 1852 auch den Stern zum letzteren, nachdem es ihm noch ein Jahr vorher vergönnt gewesen war, der feierlichen Enthüllung des Friedrichs-Denkmals in Berlin beizuwohnen.

An der Seite einer treuen Lebensgefährtin, mit welcher ihn Gott vor zwei Jahren die seltene Feier der diamantenen Hochzeit erleben ließ, verbrachte er die letzten Jahre seines segensreichen Lebens zurückgezogen im Kreise seiner von ihm herzlich geliebten Familie und erfüllt von der Sehnsucht nach seiner himmlischen Heimath. Sein Wunsch, bald von dieser Erde abzuscheiden, sollte denn auch sich endlich erfüllen, indem Gott ihn am 3. d. M., nach mehrmonatlichen Leiden, zu Ballenstedt sanft entschlafen ließ. Tief betrauert von seinen Angehörigen, lebt er auch fort im Gedächtniß seiner zahlreichen Freunde und unvergessen von allen Denen, die in ihm einen edlen Wohlthäter verloren haben. Seine Werke folgen ihm nach!

Schluß des Verzeichnisses der Wappen in der Kirche zu Sonnenburg.

III. Wappen der Commendatoren und Ritter.

609. Bastian v. Waldow. — 1635.
610. Christian Berndt v. Waldow (Churfürstlich Brandenburgischer Ober-Commissar auf Königswalde). — 20. Mai 1667.
611. Adolph Friedrich v. Waldo, Commendator zu Werben. — 4. Decbr. 1689.
612. Balthasar Friedrich v. Waldow. — 24. Februar 1693.
613. Adolph Friedrich v. Waldow. — 26. Februar 1737.
614. Carl Ludwig v. Waldo. — 26. Februar 1737.
615. Adolph Friedrich v. Waldow. — 14. September 1762.
616. Adolph Friedrich v. Waldow. — 11. September 1790.
617. Carl Ernst Christian v. Waldow. — 2. Mai 1793.
618. Ferdinand Heinrich Thomas v. Waldow. — 15. Juli 1795.
619. Achatz Wilhelm August v. Waldow. — 4. Juli 1800.
620. Friedrich Julius Ernst v. Wallenrot. — 4. Juli 1800.
621. Ernst George August Graf v. Wallmoden-Gimborn. — 11. September 1790.
622. Carl Sophonius Philipp Graf v. Wartensleben. — 30. September 1704.
623. Herrmann Graf v. Wartensleben. — 7. April 1728.
624. Friedrich Ludwig Graf v. Wartensleben. — 7. April 1728.
625. Leopold Alexander Graf v. Wartensleben. — 16. August 1731.
626. Carl Philipp Christian Freiherr v. Wartensleben. — 26. October 1735.
627. Wilhelm Friedrich Heinrich Reichsgraf v. Wartensleben. — 14. September 1762.
628. Friedrich Wilhelm Reichsgraf v. Wartensleben. — 14. September 1762.
629. Christian Wilhelm Ludwig Reichsgraf v. Wartensleben. — 1. October 1764.
630. Ferdinand Moritz Reichsgraf v. Wartensleben. — 1. September 1772.
631. August Heinrich Reichsgraf v. Wartensleben. — 1. September 1772.
632. Carl Wilhelm Reichsgraf v. Wartensleben. — 1. Juni 1786.
633. Gustav Herrmann August Reichsgraf v. Wartensleben. — 15. Juli 1795.
634. Ludwig Ferdinand Leopold Reichsgraf v. Wartensleben. — 4. Juli 1800.

635. Johann Heinrich v. Wassenaer v. Obdamm. — 30. September 1704.
636. Friedrich Wilhelm v. Wedel. — 18. März 1691.
637. Moritz Heinrich v. Wedel. — 23. Februar 1697.
638. Lorenz Gürgen v. Wedel. — 14. September 1762.
639. Leopold Christoph v. Wedell. — 1. September 1772.
640. Otto Julius Leopold v. Wedell. — 4. Juli 1800.
641. Leopold Wilhelm Eberhard Carl v. Wedell. — 4. Juli 1800.
642. George Ludwig von der Wense. — 14. September 1762.
643. Friedrich v. Wülckenitz. — 24. Februar 1693.
644. Leopold August v. Wülcknitz. — 7. April 1728.
645. Friedrich Christoph v. Wülckenitz. — 7. April 1728.
646. Erdmann Ludwig v. Wülcknitz. — 1. October 1764.
647. Commendator Dettloff Burchard v. Winterfeldt. — 10. December 1652.
648. Samuel Adolph v. Winterfeldt. — 4. September 1689.
649. Herrmann Friedrich v. Wittenhorst. — 7. April 1728.
650. Friedrich Wilhelm Freiherr v. Wittenhorst zu Sonsfeld. — 1. October 1764.
651. Georg Ernst Levin v. Wintzingerode. — 11. September 1790.
652. Friedrich Hartmann v. Witzleben. — 1. September 1772.
653. Friedrich Wilhelm v. Woedtke. — 1. September 1772.
654. Adam Friedrich v. Wreech. — 16. August 1731.
655. Albrecht Adam v. Wreech. — 14. September 1762.
656. Friedrich Wilhelm Theodor v. Wreech. — 14. September 1762.
657. Ludwig Alexander v. Wreech. — 1. October 1764.
658. David Adolph v. Wulffen. — 1. Juni 1693.
659. Carl Moritz v. Wulffen. — 2. Mai 1793.
660. Friedrich Graf v. Wyllich und Lottum. — 7. April 1728.
661. Alexander Herrmann Freiherr v. Wyllich. — 16. August 1731.
662. Friedrich Wilhelm Reichsgraf v. Wyllich und Lottum. — 1. October 1764.
663. Carl Friedrich Johann Gustav Graf v. Wyllich und Lottum. — 11. September 1790.
664. Christian Alexander Carl Friedrich Freiherr v. Wyllich. — 15. Juli 1795.
665. Gottlob Siegismund Graf v. Zedlitz und Leipe. — 11. September 1790.
666. Caspar Conrad Gottlieb Freiherr v. Zedlitz. — 2. Mai 1793.
667. George Friedrich v. Zieten. — 7. April 1728.
668. Friedrich Christian Ludwig Emilius v. Zieten. — 11. September 1790.

Wappen-Sagen.

Riedesel, Gebsattel und Aufseß.

Zu Trier an des Lehnsherrn Tafel zechten
Die Edelsten der stiftischen Vasallen,
Denn bei dem Churfürst Erzbischof zu Gaste
Ein Montmorency war, als Abgesandter
Vom königlichen Frankreich, zu verhandeln
Mit Triers Bischof als des Kaisers Kanzlers
Im alten Königreich von Arelat.

Der firne Wein vom Rheine mocht' dem Franken,
Ein ungewohnter Trank, zu Kopfe steigen,
Der kluge Herr, von edler Sitte sonsten,
Begann zu prahlen bei dem zehnten Becher
Von seines stolzen Stammes hohen Ahnen
Und seines makellosen Schildes Ehren.

Er hub sein rothes Kreuz im goldnen Felde
So hoch, daß es die deutschen Edlen kränkte;
Und ließ die sechszehn blauen Adler fliegen,
Die seine Ahnen mit dem Schwert gewannen,
Des deutschen Reiches Adler flog nicht höher.
Der Churfürst und die Seinen schwiegen höflich,
Das Gastrecht achtend und des Trinkers Schwäche,
Des hohen Adels auch der Montmorency
Und ihrer stolzen Wappenehren kundig.
Doch als beim zwölften Becher Montmorency
Den ersten Edelmann der Christenvölker
Sich prahlend nannte, weil sein Ahn' bei Zülpich
Schon vor der Schlacht und vor dem König selber
Sich taufen ließ auf Christi heil'gen Namen,
Da murrten laut die stiftischen Vasallen.
Ein alter Ritter, der des Bischofs Schaaren
In manchem blut'gen Kampfe siegreich führte,
Erhub sich plötzlich unten an der Tafel
Und sagte: „Mit Vergunst, mein Herr und Churfürst,
Und mit Vergunst, mein edler Montmorency,
Ich kenne Eures hohen Stammes Würde
Und seinen Ehren tret' ich nicht zu nahe,
Doch kennt die Christenheit weit ältern Adel,
Als Euren Adel aus der Schlacht bei Zülpich.
Vernehmet, Herr, was unsre Sagen künden
Vom alleräl'tsten christlich-deutschen Adel.
Am Morgen war es jenes Segenstages,
Da Christus einzog in Jerusalem,
Wo sie ihm Palmen streuten auf die Pfade,
Und Hosiannah riefen dem, der kommt!
Da stunden an dem Weg drei deutsche Krieger,
Die in des röm'schen Kaisers Heere dienten
Und zu Jerusalem die Adler schützten.
Die sahen kaum den Herrn der Herren kommen,
Da wurden ihre Augen aufgethan,
Den Menschen-Sohn erkannten sie im Herzen,
Und laut bekannten sie den heil'gen Glauben.
Der Eine führt vom Ried herbei den Esel,
Auf dem der Herr den Einzug halten sollte,
Der Zweite gab dem Gottsohn froh zum Sattel
Das Fell der Ziege, die er just geschlachtet,
Der Dritte hielt dem Herrn die Hand demüthig
Als Bügel hin, daß er aufsäße besser,
Und alle dreie lobten Gott und riefen

Ihr Hosiannah! laut dem Sohne David's.
Von jenen deutschen Kriegern, die so dienten
Dem Heiland freundlich an dem Tag der Palmen,
Läßt eine alte Sage drei Geschlechter
Im deutschen Reiche stammen, die noch blühen.
Der Erste, der vom Ried den Esel brachte,
Riedesel heißt sein edles Haus noch heute,
Des Esels Haupt steht noch in seinem Schilde.
Der Zweite, der den Sattel einst gegeben,
Gebsattel heißt sein edles Haus noch heute,
Der Ziege Haupt steht noch in seinem Schilde,
Von der das Fell zum Sattel er gegeben.
Der Dritte, der die Hand zum Bügel reichte,
Demüthig, daß der Herr aufsäße besser,
Nun Aufseß heißt sein edles Haus noch heute,
Und eine rothe Rose blüh't im Schilde,
Die rothe Rose ist's von Jericho!"
Der alte Ritter schwieg und setzt' sich nieder,
Die Zechgenossen reichten ihm die Hände,
Und höflich lächelnd sprach der Montmorency:
„Ich dank Euch, Herr, daß Ihr mir so bewiesen,
Wie alt des deutschen Reiches Adel ist,
Die Sage mag im Einzelnen sich irren,
Im Ganzen trifft sie wundersam das Rechte;
Nur edle Stämme schlagen so tief Wurzeln,
Daß sie sich in der Zeiten Nacht verlieren;
Nur edle Stämme ragen so gewaltig,
Daß Sagen, Wolken gleich, ihr Haupt umfliegen.
Wir dürfen wohl uns uns'rer Ahnen rühmen,
Wenn wir so kämpfen, daß einst uns're Enkel
Mit Stolz auf uns're Thaten blicken können!"

[Der erste Graf Hahn.] Unter den Aristokraten, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so ächt adelig, wenn auch nicht immer ohne in den Irrthümern der Zeit befangen zu sein, nach der Spitze der großen geistigen Bewegungen vordrängten, die die Zeit bewegten, ist mit besonderer Anerkennung Friedrich von Hahn zu nennen, in der Familiengeschichte des Hauses als Friedrich II. Hahn, jüngster Sohn Friedrich I. Hahn auf Basedow und Neuhaus, bekannt. Der treffliche mecklenburgische Archivar und Secretair des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, G. C. F. Lisch, hat sich ein

großes Verdienst erworben, indem er in seiner vierbändigen Geschichte des Hauses Hahn dieses bedeutenden Mannes ausführlicher und in seinen Verhältnissen zu den großen geistigen Ereignissen der Zeit gedacht hat. Ein Specialabdruck der Biographie des Grafen Friedrich liegt uns gegenwärtig in dem eben erschienenen 21. Jahrgange der Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichts- und Alterthumskunde vor, und wir theilen daraus den Lesern gern einzelne bezeichnende Züge mit. Ein fein organisirter Körper, verwachsen und nervös, diente dem lebendigen, aber gleichmüthigen Geiste zur Hülle. Nach Verlust zweier Brüder kam er früh in den ungetheilten Besitz des großen väterlichen Vermögens, das er entsprechend zu vermehren und zu sichern wußte. Er studirte zu Kiel, heirathete im 24. Jahre ein Fräulein von Both, ein mildthätiges, hohes Gemüth, und von jetzt an ist des Grafen Leben ohne bedeutende äußere Vorkommnisse. Aemter, Titel, Hofwürden rc. scheut er, und es liegt uns ein Brief an ihn vor, in welchem Graf Friedrich Leopold ihn wegen seiner „Befürchtung", daß wenn er nach Kopenhagen gehen würde, man ihn nöthigen würde, in den Dienst des Königs zu treten, zu beruhigen sucht. Die freie Unabhängigkeit seiner Natur, gefördert durch einen — besonders seit dem Aussterben der Rempliner Linie stark vermehrten — Grundbesitz, „wie ihn wohl seit drei Jahrhunderten kein Hahn besessen hatte," wandte sich mit Vorliebe den Wissenschaften zu. Astronomie, Philosophie, Malerei beschäftigten den Grafen durch sein ganzes Leben. Eine schöne Freundschaft mit Herder dünkt uns für das Wesen des Grafen am bezeichnendsten. Herder lernte Hahn in Kiel, wo er als Reiseprediger und Begleiter des Prinzen Peter von Holstein weilte, kennen und schätzen. Herder's Frau schreibt von dieser für Beide wohl folgenreichen Begegnung Folgendes:

„Der holsteinische Adel, wohlhabend und human, gesellt sich mit dem Gelehrten und dem Staatsdiener, schätzt wissenschaftliche Vorzüge und erwirbt sich deren selbst. Herder fühlte sich in diesen Verhältnissen, nach seiner eigenthümlichen Neigung, gern als Patriot, und war in dem liberalen Umgang mit solchen Männern in diesem schönen Lande ganz einheimisch. Zu Kiel war der durch Wissenschaft und edlen Charakter ausgezeichnete Graf von Hahn sein besonderer Freund. An diesen großen Astronomen ist die Ode Orion gerichtet, worin Herder ihm Hochachtung und Liebe für seine edelmüthige Freundschaft nach Jahren noch darbringt. Die schöne Natur, noch mehr der Umgang mit vielen edeln und guten Menschen ließen die angenehmsten Eindrücke in ihm zurück, an die er sich immer gerne erinnerte."

Ein reicher, großer Briefwechsel, leider nach des Biographen Vermuthung fast ganz untergegangen (wohl bei der Zerstückelung der großen gräflichen Bibliothek), war die Folge dieser Bekanntschaft.

Diese Briefe, welche die tiefsten Ansichten Herder's berühren, sind um so wichtiger, als sie in die Blüthezeit Herder's fallen. Unter den

vielen Briefen an Friedrich Hahn, selbst den von seinen nächsten Verwandten, sind allein die von Herder ohne alle Förmlichkeit geschrieben. — Als Herder im Jahre 1774 seine „Philosophie der Geschichte der Menschheit", sein wichtigstes Werk, geschrieben hatte, schickte er am 5. August 1774 Friedrich Hahn das Werk mit der Bitte: „Ich bin äußerst begierig, Ihre, meines ersten Philosophen, Meinung zu hören. Ich bitte Sie nochmals bald, bald um Ihre Meinung." Herder macht bei dieser Gelegenheit folgende merkwürdige und interessante Aeußerung: „Mir fehlt, wie ich mündlich sagte, der Gebrauch der höhern Mathematik, in der, wie ich wittre, wenigstens vortreffliche Gleichnisse liegen müssen, in der Philosophie höher zu steigen, bisher habe ich aber noch nicht in das Zauberland kommen können, wer weiß auch je. Die Lampe meines Geistes brennt von gar zu nassem Feuer: sie hat immer Oel der Leidenschaft nöthig, und das ist so grob und wässrig, — daher denn alles, was ich schreibe und denke, dampft. Ihre Flamme wird und muß reiner brennen: muntern Sie sich ja dazu auf."

Man sieht klar, wie hoch Herder seinen Freund Hahn schätzte, namentlich wegen dessen mathematischer Gelehrsamkeit, die Herder so hoch stellte und doch nach der Eigenthümlichkeit seines Geistes nicht erringen konnte.

Am 28. August 1774, an seines „ältesten Buben Geburtstage", schrieb Herder wieder an Hahn mit der merkwürdigen Enthüllung, die sein ganzes Streben entfaltet: „Es muß einen Punkt geben, wo Zeichen, Wort und Bedeutung zusammenfallen. Ja, Liebster, nach dem Punkte suche ich toll und wild und wieder sorgsam und lechzend, ohne ihn noch recht zu haben. Was Sie mir einst in Pyrmont sprachen, schien mir in Ihrer Seele große Aussicht, die ich aber nicht umfassen konnte: es war für mich, wie aus einem anderen Lande. O hätten Sie Herz und Lust, hierin Leibnitz zu werden!" Aehnlich schreibt Herder am 24. December 1774: „Hätte ich die höhere Mathematik inne, so ahndets mich, hätte ich für mein unerschöpfliches Meer vom Hauptgedanken: Sinnlichkeit ist nur Phänomen, Bild, Formel von Gedanken, objectiv und subjectiv betrachtet, vortreffliche Data und Gleichnisse finden müssen. Ich besitze sie aber leider nicht."

Die Freundschaft des Grafen für Herder fand auch in Unterstützungen verschiedener Art Ausdruck, und zwar einen Ausdruck der zartesten Weise, wie uns Herr Lisch davon eine redende Probe mittheilt. In ähnlichen, wenn auch nicht so nahen Beziehungen stand Hahn zu einzelnen Mitgliedern des Hainbundes, er verkehrte mit den beiden Grafen Stolberg, aber noch mehr als diese Poeten zogen ihn die großen wissenschaftlichen Celebritäten, Herschel, Bode, Kästner 2c. an. Er erbaute eine Sternwarte (ein Mondringgebirge heißt nach ihm auf den selenographischen Karten Hahn), beschaffte die theuersten Instrumente, cor-

respondirte in gelehrten Interessen, versuchte sich mit Erfolg als Schriftsteller und gab überhaupt der Nation ein aus dem Ganzen geschnittenes Bild deutschen, fortschreitenden Adelthums. Sein ganzes inneres Wesen trieb ihn dabei aus dem Dilettantenthum heraus, aber der wissenschaftliche Trieb seines Geistes zog ihn nicht von der rechten und herzlichen Theilnahme an den Thätigkeiten ab, welche Stand und Vermögen ihm zuwiesen. Was er als Gutsherr und Ackerwirth war, was er für die Schulen auf seinen Besitzungen that, was er für die Landesinteressen für Opfer brachte, wie er seine Sitte und ihre Verklärung durch alle Kunst: Musik, Malerei rc. pflegte, — giebt ihm erst ganz seine Lebensfrische und männliche Bedeutung. Kaiser Franz erhob ihn 1802 in den Grafenstand. Graf Friedrich hatte, wie man erzählt, selbst darum nachgesucht, um der Verwechselung mit einem Pächter und Güterkaufmann, Otto Conrad Hahn, zu entgehen, der von Preußen den Titel eines Hoffammerrathes erhalten und sich 1788 hatte adeln lassen. Er starb 1805, in vielen Stücken ein Vorbild der Mitglieder seines Standes, ein Mann, der in größeren Verhältnissen vielleicht eine weltgeschichtliche Stellung erobert hätte.

[Amerikanische Royalisten-Lieder] Zwei pennsylvanische Literaten, die Herren Fisher und Sargent, werden nächstens eine Sammlung von Royalisten-Liedern aus dem amerikanischen Unabhängigkeits-Kriege herausgeben. Die amerikanischen Royalisten oder Tories hatten eben so gut ihre politische Literatur als die Patrioten oder Revolutionäre; aber sie haben das gewöhnliche Schicksal des unterliegenden Theils erfahren: ihre Gesinnungen sind verdächtigt, ihre Handlungen entstellt worden, und ihre Partei-Schriften in Prosa und Versen sind einer fast gänzlichen Vergessenheit anheimgefallen. Indessen sollen die Lieder und Flugschriften der alten Royalisten sich durch einen moralischen Muth und einen Ton aufrichtiger Ueberzeugung auszeichnen, der ihnen ein eben so großes Interesse verleiht, als den begeisterten Ergüssen der populären Partei. Jetzt, wo die Leidenschaften des Tages längst geschwiegen und die unparteiische Geschichte in ihr Recht getreten ist, muß die Mittheilung dieser merkwürdigen Documente, die ein neues Licht auf die Ereignisse der amerikanischen Revolution werfen, als ein höchst dankenswerthes Unternehmen bezeichnet werden.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.



Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Neuntes Capitel.

Die Lilien blühen zu Gent.

„Mir kühlen so die Ringe“ sprach da der Spielmann hehr,
„Als ob die Nacht nicht länger uns währen wolle mehr,
Ich spür' es an den Lüften, nicht weit ist mehr der Tag!“
Da weckten sie gar manchen, der tief im Schlafe lag. —
(Nibelungen-Lied.)

Zu Gent, das Kaiser Otto gründete, zu Gent, wo die Wiege Kaiser Carl's V. gestanden, da hatte das Königthum seines stolzen Gegners im Kampf um die Weltherrschaft eine Zuflucht gesucht und gefunden.

Wo die Spanier je Herren gewesen, da haben sie auch Spuren zurückgelassen, die sich so leicht nicht verwischen; Gent hatte 1815 noch eine vorzugsweise spanische Physiognomie. Gent erinnerte lebhaft an Granada, die Stadt der Zegris und Abencerragen, es fehlte ihm der Duero, der Xenil, der Generalife und die Alhambra, es fehlte ihm auch der Himmel der Vega, und dennoch sah es eben so spanisch aus wie Granada. Die Häuser waren spanisch, die große Stadt hatte öde Straßen und öde Canäle, welche 26 Inseln bildeten, aber das Leben war fast ganz erloschen seit der Continentalsperre in der einst so reichen, so fleißigen und berühmten Handelsstadt.

„Ich stecke ganz Paris in einen Handschuh (gand = gant) den ich habe!“ sagte Kaiser Carl V. einst mit hohem Stolz von seiner Geburtsstadt. Sein Wort sollte wahr werden; im Frühjahr 1815 war nicht nur ganz Paris, sondern das ganze königliche Frankreich, man kann wohl sagen versteckt in den großen Handschuh an der Schelde.

Ein seltsames Leben machte sich bemerkbar damals auf den stillen Straßen, auf den großen Plätzen Gents und contrastirte ganz sonderbar mit der hispanischen Grandezza seiner Bauart. Hier auf den Plätzen und unter den Bäumen der Promenaden wurden belgische und englische Rekruten einexercirt; Artillerietrains passirten die Stadt, Truppencolon-

nen marschirten durch, endlose Reihen von Pferden zogen dahin, Alles nach Brüssel dirigirt, denn in oder um Brüssel mußte das letzte Rencontre stattfinden, zu welchem der große Emporkömmling die legitimen Souveraine Europa's herausgefordert. All dieses kriegerische Treiben aber verhallte in den weiten Räumen der öden alten Stadt und rauschte unbeachtet hin über die Gräber der alten kriegerischen Genter Bürgerschaft, welche Jacob und Philipp von Artevelde einst mit der Glocke von Sanct Bavon zu Kampf und Krieg aufgerufen gegen die mächtigsten Fürsten Europas. Die Kathedrale von Sanct Bavon warf noch immer ihre riesigen Schatten in die Stadt hinein, aber ihre eherne Stimme schwieg schon lange.

Und das französische Königthum?

Es führte ein kaum bemerktes Leben anfänglich, denn nur wenige Getreue waren mit ihm gekommen. In Bethune schon hatte der König die Truppen, welche unter dem Herzoge von Berry ihm bis dahin gefolgt waren, so wie die königlichen Freiwilligen, entlassen. Zweihundert Mann von den königlichen Haustruppen lagen zu Alost. Es waren nur wenige mit dem Königthum nach Gent gekommen, aber je mehr man in Frankreich begriff, daß sich Bonaparte trotz seiner zauberhaften Wiedererscheinung nicht werde behaupten können in der Herrschaft, desto dichter wurden die Reihen der Höflinge des Unglücks.

Unter den wirklich Getreuen, die nicht gewankt und nicht gezaudert, in ihrem Eid fest zu bleiben, sah man den Kanzler von Frankreich, d'Ambray, der in einem grünen Frack, einen alten Roman unter dem Arm, in die Sitzung des Staatsraths ging, den der König um sich versammelt hatte; da war der Dichter des Christenthums, Chateaubriand, der einstweilen zum Minister des Innern ernannt worden war, der Herzog von Lévis, der in niedergetretenen Schuhen ging, weil er an der Ferse verwundet war; neben diesen und anderen treuen Männern aber von alt royalistischer Farbe sah man auch einen Napoleonischen Marschall, den Herzog Victor von Belluno, einen bescheidenen und liebenswürdigen Mann, der Napoleon als seinen Feldherrn verehrte, aber es nicht vermochte, den Eid zu brechen, den er dem Könige geschworen. Es ist sonst eine Schande, seinen Eid brechen, seit dem Jahre 1815 ist es eine seltene und hohe Tugend geworden in Frankreich, seinen Eid zu halten. Neben Beugnot, Lally Tolendal, Capelle und Vaublanc fand sich auch Abbé Louis ein, der Finanzminister, dessen Hauptverdienst in seiner Rohheit, dessen Haupttalent in seiner einfältigen Liebe und Verehrung des materiellen Nutzens bestand. Es war das derselbe Abbé, der dem damaligen Bischofe von Autun bei der Messe auf dem ersten Föderationsfeste der Revolution assistirt hatte. „Abbé, Du machtest Dich gut als Diaconus auf dem Marsfelde!" sagte Talleyrand oft zu seinem würdigen Gesellen, wenn er sich jener Profanation erinnerte. Durch drei Priester in seinem Staatsrath hatte sich Ludwig XVIII. wenigstens gegen den Vorwurf der

Scheinheiligkeit gesichert, Talleyrand war ein verheiratheter Bischof, Louis ein im Concubinat lebender Diaconus und Herr von Montesquiou ein Abbé, der nicht predigen konnte. Der Letztere war übrigens ein anständiger, treuer Mann, der sonst mit den beiden Anderen nichts gemein hatte.

Die Umstände, unter denen sich das Königthum Frankreichs zu Gent aufhielt, waren durchaus nicht glänzend, und die Nachrichten, welche von Wien kamen, klangen durchaus nicht sehr erfreulich; es spielte damals schon wieder jene Intrigue zu Gunsten eines Königthums Orleans, und Talleyrand's Benehmen nach der Juli-Revolution hat wohl deutlich genug bewiesen, daß er jener Intrigue weder 1814 noch 1815 ganz fremd gewesen. Officiell stand zwar ganz Europa zur Wiederherstellung des Bourbonischen Thrones unter den Waffen, in Wirklichkeit aber war es ganz anders; man mußte das schon inne werden am Lilienhofe zu Gent daran, daß man sich von Seiten der gegen Napoleon alliirten Mächte amtlich gar nicht um den König Frankreichs zu kümmern schien. Das französische Ministerium zu Gent hatte viel freie Zeit, und nur der Vicomte von Chateaubriand ließ als Minister des Innern im Moniteur von Gent einen Rechenschaftsbericht an den König über die Lage Frankreichs drucken, einen Bericht, den Napoleon Bonaparte sich nicht scheute zu fälschen und so in Frankreich verbreiten zu lassen. Sicherlich befand sich ein Königthum, das von ganz Europa anerkannt war, für das ganz Europa erklärter Maßen unter den Waffen stand, nie in einer so peinlichen Lage, wie das Ludwig's XVIII. zu Gent. Jeder fühlte das, Jeder ließ seufzend den Kopf sinken, und Verzweiflung war in allen Herzen, zwei ausgenommen; Muth und Hoffnung, mehr, felsenfestes Vertrauen auf baldige Herstellung des Königthums über Frankreich standen fest in dem Herzen des Königs und in dem Herzen des Dichters, den er zu seinem Minister gemacht hatte.

Niemand wird die großen Fehler in Abrede stellen, welche der achtzehnte Ludwig gemacht hat, Niemand wird die Schwächen und Mängel übersehen, die ihm anklebten, die verhängnißvoll wurden auch für seinen Nachfolger, aber es war in diesem von Krankheit gebrochenen Greise etwas, was ihn hoch hielt in der Brandung des Unglücks, selbst da, wo sie am gewaltigsten tosete. Ludwig XVIII. hatte das Bewußtsein seiner Abkunft von hundert Königen, und dieses Bewußtsein verläugnete er nie. Wie Gott überall Gott ist, in der Krippe wie im Tempel, am Altar von Gold wie am Altar von Rasen, so war Ludwig XVIII. König, auf dem Thron wie in der Verbannung, einsam durch die Schneewüste Rußlands irrend, oder in der Heiligen-Geist-Capelle zu Paris thronend, am Tische zu Hartwell wie zu St.-Cloud. Und das ist auch etwas, was Anerkennung verdient, um so mehr Anerkennung, als es seltener wird in der Welt. Nie vermochte das Unglück, ihm das geringste Zugeständniß zu entreißen; je tiefer ihn das Geschick erniedrigte,

desto höher wuchs sein Königsbewußtsein. Sein Name war sein Diadem; man konnte ihn tödten, aber man konnte die Jahrhunderte nicht mit vernichten, deren Geschichte sich an seinen Namen knüpft. Man konnte die Lilien seines Wappens an den Wänden der Schlösser seiner Ahnen zerschmettern, aber man konnte sie nicht aus den Büchern der Geschichte löschen, ja man konnte die Lilien nicht einmal von der Magnetnadel des Compasses vertilgen. Die zu Paris zertretenen Lilien, sie blüheten auf's Neue zu Gent.

Dieses unverwüstliche Bewußtsein von der historischen Größe, dem Alter, der Würde und der Majestät seines Geschlechtes, dieses Bewußtsein gab Ludwig XVIII. eine wirkliche Macht. Man fühlte diese Macht, sie machte sich ganz unwillkürlich überall geltend; die Marschälle und Generale Bonaparte's sie waren viel demüthiger vor diesem hinfälligen Greis, als vor dem donnernden Gebieter, der sie in funfzig Schlachten commandirt hatte. Als Ludwig XVIII. die siegreichen Monarchen, die ihm seinen Thron wiedergegeben, zu seiner Tafel zog. da nahm er ohne alle Umstände den Vortritt vor ihnen; er war überzeugt, daß sie nur eine Pflicht erfüllt hätten, indem sie den ältesten legitimen Thron der Christenheit wieder herstellten. Gewiß war dieser Stolz höchst unpolitisch, seinem Erben ist er verderblich geworden, aber er ist doch bei weitem verschieden von dem Stolz, mit dem Bonaparte die Fürsten Europa's bedrückt hatte. Es war nicht Ludwig XVIII., der vor den andern legitimen Fürsten Europa's den Vortritt nahm, sondern der Vertreter des ältesten legitimen Fürstengeschlechtes der Welt. Ludwig XVIII. war die personificirte Legitimität; als man ihn zu Saint Denys begraben, war sie nicht mehr sichtbar.

Wenn Ludwig XVIII. zu Gent seine tägliche Spazierfahrt machte in seiner mit sechs Pferden bespannten Carosse, die Gardes du Corps voran, die Cavalcadour-Stallmeister vom Dienst am Schlage, rückwärts vor sich seinen ersten Kammerherrn und seinen Garde-Capitain, dann begegnete ihm zuweilen der Herzog von Wellington, von einer Truppen-Musterung zurückkehrend. Achtungsvoll hielt der mächtige Feldherr einer mächtigen Nation vor dem ohnmächtigen Greise, dem Könige ohne Land, sein Roß an, und Ludwig XVIII. nickte ihm leicht zu mit freundlicher Protectormiene. Ja, das war sehr unpolitisch, und Leute, die sich eben nicht auf Ideen verstehen, haben das albernen Hochmuth oder gar Beschränktheit genannt, aber sehr mit Unrecht, Ludwig XVIII. war gar nicht beschränkt, und vielleicht haben die Könige öfter die Pflicht, stolz, und selt'ner die Aufgabe, politisch zu sein, als man jetzt zu glauben geneigt ist.

Während also das Königthum Frankreichs fast vergessen zu Gent schien und sich die Truppen der alliirten Mächte sowohl als auch die Napoleon's einander bereits auf belgischem Boden näherten, fanden sich diejenigen Franzosen, welche es noch wohl meinten mit ihrem Va-

terlande, entweder persönlich ein bei dem Könige, oder sie sandten Botschaft, denn wenige Tage der wiederhergestellten Kaiserherrschaft hatten hingereicht, um auch den blödesten Augen klar zu machen, daß das Kaiserthum unmöglich war in Frankreich. Die Liberalen begriffen sogar, daß der eiserne Despot ihnen keine Hoffnung lasse, und überall zeigten sich die bedenklichsten Symptome; man konnte wohl fürchten, daß ein neuer Revolutionssturm ausbrechen werde, und Napoleon würde nicht die Macht gehabt haben, den ein Mal entfesselten zu bändigen, denn überall, wohin er sein Auge warf, stieß er auf Verrath und Mißtrauen, übeln Willen und Feindschaft. Seine eigenen Brüder machten ihm die schwersten Sorgen, Joseph wollte nur Geld, Lucian hielt es mit den Liberalen, welche die Gewalt mit Napoleon theilen wollten, aber ihn nicht zu dieser Theilung bewegen konnten, Schwager Murat trieb sich als Flüchtling bei Marseille herum, der kaiserliche Polizeiminister correspondirte mit dem Königthum, und war offenbar entschlossen, da er das Königthum Orleans nicht herzustellen vermochte, dem legitimen Königthum solche Dienste zu leisten, daß ihm ein großer Lohn gewiß war bei einer zweiten Restauration. Und die Marschälle, denen der arme Imperator seine Truppen anvertrauen mußte, war er ihrer Treue sicher? Sie hatten Alle dem Königthum geschworen — und wenn sie sich ihm auch wieder angeschlossen hatten, so konnte er sich doch unmöglich auf ihre Treue verlassen. Mißtrauen, Haß, Abscheu und Verachtung im Herzen stand Napoleon allein in der Mitte aller dieser Verräther auf einem Boden, der unter ihm schwankte, unter einem Himmel, der feindlich über ihm zu hängen schien, der große Eroberer stand allein vor dem Richterstuhle Gottes, seine Bestimmung war vollendet.

Der Chevalier von Maison-Rouge, der sich dem Hofe Monsieurs gleich nach seiner Ankunft in Gent angeschlossen hatte, und namentlich den Briefwechsel leitete, welcher von Gent aus mit den Anhängern der Legitimität in Frankreich geführt wurde, war im Juni nicht ohne Besorgniß für die Sicherheit des königlichen Hauses, denn die Heere Bonaparte's waren nahe, und mit ein paar tausend Reitern hätte man sich der königlichen Familie bemächtigen können, denn welchen Schutz konnten die zwei schwachen Compagnieen der Haustruppen gewähren, welche der Herzog von Berry commandirte, in einem Lande, wo die Mehrzahl der Einwohner sehr günstig gestimmt für Napoleon war? Es ist Thatsache, daß ein großer Theil der alten Garde Napoleon's aus der Umgegend von Gent gebürtig war.

In seiner Sorge für die Sicherheit der königlichen Familie knüpfte der Chevalier von Maison-Rouge Verbindungen mit dem Landvolk an in der Umgegend, und fast täglich streifte er um Gent, um Nachrichten über die Stellungen der Armeen zu erhalten; so verließ er eines warmen Nachmittags diese Stadt durch das Brüsseler Thor, um einen Ort, etwa eine Stunde weit von Gent an der Landstraße gelegen, zu besuchen, wo ihm

ein zuverlässiger Mann aus der Umgegend von Brüssel ein Rendezvous gegeben hatte. Er hatte diesen Ort noch nicht erreicht, als er ein dumpfes Rollen zu hören glaubte. Der Chevalier lauschte und glaubte ein Gewitter nahe, da er aber nichts vernahm, so setzte er seinen Weg fort. Kaum aber war er wieder dreißig Schritt etwa gegangen, als das Rollen von Neuem begann und sich nun stoßweise bald nach kürzeren bald nach längeren Pausen wiederholte.

„Das ist eine Schlacht!" rief der Edelmann aufgeregt und warf sich an die Erde.

Er hatte sich nicht getäuscht, es war ein Zittern in der Luft und in der Erde zugleich; man schlug eine große Schlacht, denn nur der Donner einer furchtbaren Artillerie in weiter Ferne konnte die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung sein.

Als sich der Chevalier erhob, wehte ihm der Wind aus Süden frisch entgegen, und jetzt vernahm er ganz deutlich im dumpfen ruckweisen Rollen den fernen Kanonendonner, ja, je steifer der Wind wurde, desto genauer konnte sein scharfes Ohr die einzelnen Explosionen unterscheiden. Der einsame Mann stand still und schaute, von seltsamen Gefühlen ergriffen, sich um. Die Donner, die da drüben brüllten, deren Schall sich bis zu seinem Ohr fortpflanzte, sie durchzuckten seinen ganzen Körper, in verdoppelten Schlägen pochte sein Herz, denn in dem dumpfen Rollen lag die Entscheidung für seinen König, für sein Vaterland und auch für sein Lebensglück. War es die Stimme des gewaltigen Imperators, die siegreich in dem Krachen der Geschütze sprach, so war ein langer Kampf der Verzweiflung vorauszusehen und die Stunde vielleicht sehr fern noch, in der er heimzukehren hoffen durfte. Bis zum Fieber stieg die Aufregung des Chevaliers, und doch war Alles so still und friedlich rings um ihn her! Kein Wanderer zeigte sich, nur drüben auf dem Felde sichelten einige Weiber emsig grünes Kraut, sie schienen nichts von dem Getöse der fernen Schlacht zu vernehmen.

Da plötzlich um die Ecke des Weges wirbelt blitzschnell eine Staubsäule heran — aus dem Staube sprengt ein Reiter vor, dem wirft sich der Chevalier in den Weg: „Halt, mein Herr!" ruft er ihm zu! „Wie steht die Schlacht?"

Der Reiter zieht den Hut höflich und spricht: „Herr von Maison-Rouge, ich bedaure, Ihnen melden zu müssen, daß Bonaparte gestern nach einem blutigen Kampfe siegreich in Brüssel eingezogen ist!"

„Wie, gestern?" rief der Chevalier hastig und zweifelnd: „Wer sind Sie, mein Herr? Wo kommen Sie her?"

„Von Alost, nach Gent, Courier Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Berry!"

Dahin jagte der Reiter, dem Genter Thore zu.

„Unsinn!" rief der Chevalier, ihm kopfschüttelnd nachblickend, „wenn

Bonaparte gestern in Brüssel eingezogen ist, so schlägt man heute nicht eine große Schlacht da!“

Indessen kehrte der Aufgeregte rasch um und eilte mit starken Schritten zurück, aber er war noch nicht weit gegangen, als ihn erst einzelne Reiter, dann verschiedene Wagen einholten und an ihm vorübereilten. Er rief Alle an, aber Alle gaben ihm dieselbe Nachricht, Bonaparte habe am Tage vorher nach einem blutigen Kampfe seinen Einzug in Brüssel gehalten; die letzten von denen, die ihn einholten, hatten gleich ihm den Kanonendonner gehört und behaupteten, der Kampf habe am Morgen auf's Neue begonnen, Bonaparte sei aber ohne Zweifel Sieger.

„Hat der Kampf heute auf's Neue begonnen,“ sagte der Chevalier, sich fest an seine Hoffnungen klammernd, „so ist Bonaparte noch nicht Sieger, sondern er donnert noch, er kämpft noch um den Sieg, und er wird, er kann nicht Sieger sein!“

Athemlos schier erreichte der Chevalier die Stadt, in der er schon Alles in der größten Aufregung fand, die Thore wurden geschlossen und gesperrt, und nur die Nebenpforten blieben offen, an denen schlechtbewaffnete Bürger und Depot-Soldaten Wache hielten. Der Chevalier eilte zum Könige; eben war der Graf von Artois, nicht auf der großen Straße, sondern auf Umwegen angekommen; er hatte Brüssel am Abend vorher verlassen, und es war kein Zweifel mehr, daß im Moment seiner Abreise Bonaparte Sieger war, daß ein Strom von Flüchtlingen sich über die belgische Hauptstadt ergoß. Nach Ansicht der Begleiter des Grafen von Artois war der Sieg Bonaparte's entscheidend und schloß auch jede weitere Hoffnung aus. Der Chevalier schüttelte den Kopf, er machte den Prinzen darauf aufmerksam, daß die Schlacht in diesem Augenblick noch fortdauere, daß er selbst vor kaum einer halben Stunde noch ihre Donner vernommen, und daß er die Hoffnung nicht aufgebe.

Der Chevalier sprach so eindringlich und so zuversichtlich, daß er auch dem Prinzen wieder Vertrauen einflößte und ihn zu dem Entschluß brachte, gegen den Rath seiner Umgebungen in Gent zu bleiben. Monsieur war muthvoller als seine Begleiter und nahm deshalb gern die Ansichten des Chevaliers von Maison-Rouge an. Der König selbst, der Gent außerordentlich ungern verlassen hätte, war sehr froh, daß sein Bruder nicht zur Abreise drängte, und so blieb man bis auf weitere Nachrichten in Gent. Allerdings aber standen die Equipagen, die Wagen mit den Krondiamanten angespannt, und Alles war zur Abreise bereit. Nur wenige der Royalisten hatten nicht Muth genug zu bleiben, selbst die meisten Damen weigerten sich abzureisen, bevor zuverlässigere Nachrichten da.

Dem bangen Nachmittage folgte ein noch tiefer bewegter Abend, denn immer drohender wurden die allerdings unverbürgten Nachrichten, welche bei dem Stadtcommandanten sowohl wie im königlichen Hoflager einliefen. Die Hofchargen, die Minister, die Staatsräthe waren in den

Vorzimmern des Königs, und der Kanzler, so wie Graf Beugnot und Baron Louis drängten immer heftiger zur Abreise. Ihre Aengstlichkeit theilte sich, je dunkler es wurde, den übrigen Hofleuten mehr und mehr mit, und bei einigen mochte sich in die Besorgniß um den König und die Rettung des königlichen Hauses noch ein gut Stück persönliche Furcht mischen. Am Abend versammelte der König auf vieles Bitten noch einmal sein Conseil, aber obgleich der Herr Herzog von Berry von Aloſt melden ließ, daß an der Niederlage der Verbündeten kein Zweifel mehr und daß in Gent durchaus keine Sicherheit mehr sei, so beharrte doch Monsieur, von dem Chevalier von Maison-Rouge, der eine sonderbare Zuversicht zeigte, bestimmt, bei seinem Vorhaben, sichere Nachrichten in Gent abzuwarten. Der König, seinem Bruder beistimmend, hob das Conseil auf und begab sich zur Ruhe, als ob er in der größesten Sicherheit sei.

Es wurde stiller und stiller in dem Palast des verbannten Königthums; die Nachrichten, welche mitgetheilt wurden, vermehrten die allgemeine Niedergeschlagenheit, und einige Herren machten dem Chevalier bittere Vorwürfe, daß er Monsieur bewogen, zu bleiben. Er wußte nichts zu erwiedern, aber er war überzeugt, daß Bonaparte die Schlacht verloren haben müsse. Auf Stühlen in den Vorzimmern der Prinzen schliefen die vornehmsten Herren, oder lagen doch schweigend und der nächsten Nachrichten harrend.

Der Chevalier von Maison-Rouge öffnete bald nach Mitternacht ein Fenster und lehnte sich weit hinaus in die kühle Nachtluft, seine Schläfen brannten fieberheiß, sein Herz pochte fast hörbar, er befand sich in einer Spannung, die so gewaltig war, daß er immer fürchtete, im nächsten Moment werde er sie nicht mehr ertragen können, aber er ertrug sie doch immer wieder. Da klang durch die tiefe Stille der Nacht Hufschlag, der Chevalier richtete sich empor und ging leise, die Schläfer nicht zu wecken, nach der Thür. Sein leichter Tritt weckte keine Schläfer, aber manch Auge öffnete sich doch matt und blickte nach dem, der das Zimmer verließ.

Als der Chevalier die Treppe hinuntertrat, hielt der Reiter das Roß, dessen Hufschlag er vernommen, dicht vor der Thür an und verlangte nach dem Chevalier von Maison-Rouge. So sicher war dieser seiner Sache gewesen.

Es war ein schlechter Zettel, den ihm der Staffettenreiter reichte, hastig riß ihn der Chevalier an sich, er las: „Bonaparte ist vollständig vernichtet, zwanzig Minuten nach der Staffette bin ich in Gent. C. C. von R.“

Der Chevalier küßte das Papier, dann eilte er mit schwankenden Knieen die Treppe hinauf, er trat in das Zimmer, das er so eben verlassen, durchschritt es, ohne sich um die auffahrenden Schläfer, die ihn

halb ängstlich, halb zornig anblickten, zu bekümmern und öffnete mit fester Hand die Thür zu den innern Zimmern Monsieurs.

Der Graf von Artois schlief fest, aber völlig angekleidet auf einem Sopha, der Kammerdiener, der die Wache hatte, kannte den Chevalier und ließ ihn eintreten.

„Königliche Hoheit!" rief der Siegesbote.

Der Prinz richtete sich sofort auf.

„Gott schützt Frankreich, Bonaparte ist vollständig vernichtet, hier die Nachricht von meinem Vetter, dem Baron von Raucourt, der in einigen Minuten hier sein wird!" so meldete hastig der Chevalier.

Der Prinz faltete die Hände und blickte dankerfüllt einen Augenblick gen Himmel, dann nahm er das Papier, streifte mit einer unnachahmlichen Bewegung der Hand die Wange des Chevaliers fast zärtlich und sprach tiefgerührt, indem er nach der Uhr über dem Kamin blickte: „Ein Uhr, am 19. Juni! Den Tag und die Stunde will ich Ihnen und dem Hause Raucourt nie vergessen, Chevalier! Jetzt will ich zum Könige. Sie können allen unseren Freunden die frohe Kunde mittheilen."

Zwanzig Minuten nach ein Uhr rollte eine mit vier Pferden bespannte Postchaise vor das Hotel, der Chevalier riß seinen Vetter in ungestümer Umarmung fast heraus aus dem Wagen.

„Ruhe, lieber Eugen," mahnte der Baron, „ich bitte, alle meine Glieder sind zerschlagen, ich bitte, denken Sie doch, bis zur letzten Station bin ich in einer Tour geritten, ich kann nicht mehr."

Mehr getragen als geführt gelangte der Baron von Raucourt in einen Salon, wo man ihn in einen Sessel legte, der arme Mann schien wirklich den Strapazen fast zu erliegen, aber er raffte sich plötzlich auf und sagte hastig: „Meine Herren, beruhigen Sie sich dabei, daß Bonaparte völlig geschlagen ist, zweifeln Sie nicht daran, aber erlassen Sie mir das Weitere, ich habe einen Brief an Seine Majestät den König zu übergeben. Mein Vetter, sorgen Sie dafür, daß ich sofort gemeldet werde, es ist dringend im höchsten Grade!"

„Der König wünscht den Herrn Baron von Raucourt zu sehen!" meldete in diesem Augenblick ein Edelmann.

Auf die Schultern seines Vetters gestützt, schwankte der Baron nach dem Königlichen Cabinet, wo bei dem König auch Monsieur, die Frau Herzogin von Angoulême und mehrere höhere Würdenträger waren.

„Man gebe Herrn von Raucourt einen Stuhl!" befahl Ludwig XVIII., der sofort erkannte, daß sich der Baron im Zustande der äußersten Schwäche befinde. Beinahe verzweifelt über seine Schwäche ließ sich der Baron nieder und stammelte: „Verzeihung, Sire, seit vierzehn Stunden im Sattel, die Aufregung —"

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Herr von Raucourt,"

sagte der König freundlich, „wer eine solche Nachricht bringt, hat gewiß auch das Recht auf einen Sitz in meinem Conseil!"

„Sire," nahm der Baron jetzt seine letzte Kraft zusammen, „ich habe Ihnen zu melden, daß die Alliirten Ew. Majestät einen großen Sieg über Bonaparte erfochten haben; Bonaparte hatte am 15. die Sambre überschritten, am 16. die Preußen in der Ebene von Fleurus geworfen, vorgestern bei Quatre-Bras gesiegt, da ist der Herzog von Braunschweig gefallen, gestern griff er Wellington an, der sich an Brüssel lehnte, Wellington verließ sich auf die Preußen unter Blücher und nahm die Schlacht an, ich habe diese furchtbare Schlacht mitgemacht in Begleitung des Grafen Pozzo di Borgo und des Barons von Saint-Vincent; alle Generale sagten, Bonaparte habe sich nie als einen größern Feldherrn gezeigt wie gestern, nach Mittag hielten Viele den Sieg Bonaparte's für gesichert, gegen 6 Uhr aber kamen die Preußen, da war der Sieg Bonaparte entrissen, er ist vollständig geschlagen, so vollständig, wie noch nie, die Preußen und die Engländer marschiren vorwärts. Graf Pozzo di Borgo hat mir diese Zeilen für Ihre Majestät geschrieben und ersucht mich, Ew. Majestät unterthänigst zu bitten, sich durch Nichts irre machen zu lassen und sofort aufzubrechen nach Paris!"

Die Herren blickten sich erstaunt an.

„Lassen Sie sehen, was uns Herr von Pozzo di Borgo schreibt!" sagte Ludwig XVIII. ruhig.

Der Chevalier von Maison-Rouge präsentirte dem Könige das Blatt, denn sein Vetter war nicht vermögend, sich zu erheben.

Ludwig XVIII. las den Zettel, den ihm der Landsmann und Todfeind Bonaparte's, der russische General Graf Pozzo di Borgo, der als russischer Bevollmächtigter in Wellington's Hauptquartier war, schrieb. Die wenigen Zeilen lauteten: „Sire, wenn Ew. Majestät den Thron wieder besteigen will, so beeilen Sie Ihre Abreise und eilen Sie nach Paris, ehe der Thron besetzt ist, der Ueberbringer kann Ew. Majestät mehr sagen."

Ludwig XVIII. wußte gut genug Bescheid in den geheimen Intriguen, die man gegen seine Rückkehr auf den Thron angesponnen hatte, er wußte auch, wie man seine eigenen Fehler und die Fehler Talleyrand's namentlich gegen ihn ausgebeutet hatte und welcher mächtige Wille gegen ihn war, darum war er klug, den Rath sofort zu befolgen und seine Abreise für den Mittag festzusetzen.

Der Chevalier brachte seinen Vetter den Baron von Raucourt in ein Zimmer, wo derselbe wenigstens einige Stunden der Ruhe pflegen konnte, die ihm durchaus nothwendig war. „Vetter," flüsterte der Baron mit erlöschender Stimme schon halb schlafend, „mein Vetter, wir kommen wieder nach Paris und das rothe Haus, das liebe rothe Haus florirt wieder!"

Zu derselben Stunde, am 19. Juni, wo hundert Kanonenschüsse, die

auf der Esplanade des Hotels der Invaliden abgefeuert wurden, der Bevölkerung von Paris die Siege verkündeten, die Bonaparte bei Ligny, Charlesroi und Quatre-Bras erfochten, reiste Ludwig XVIII. von Gent ab, um seinen Thron wieder in Besitz zu nehmen. Am 20. Juni traf er in Mons ein; in derselben Stunde etwa, wo Bonaparte als Flüchtling vom Waterloofelde in Paris eintraf, der erste Courier seiner eigenen Niederlage und so entmuthigt durch den gewaltigen Schlag, der ihn getroffen, daß er es nicht mehr wagte, sein Quartier in den Tuilerieen zu nehmen; er stieg in dem Schlößchen Elysée-Bourbon ab, von dem aus vierzig Jahre später sein Neffe, der Hortense Sohn, wieder ziehen sollte in die Tuilerieen.

Die Niederlage hatte Bonaparte auf dem Schlachtfelde gefunden, aber die Schmach und die Demüthigung fand er erst in Paris; der gewaltige Schlachtenkaiser, der dem Schwert Europa's nach einem riesenhaften Kampfe erlegen, in Paris mußte er die Zudringlichkeit der Advocaten dulden, welche sein großes Unglück für ihre kleinen Pläne ausbeuten wollten. Wie schwer mochte er es jetzt bereuen, daß er die Kammer nicht vor seiner Abreise aufgelöst hatte; die Liberalen, welchen er vor seiner Abreise keinen Theil seiner Gewalt hatte abtreten wollen, sie schienen jetzt entschlossen zu sein, sich dafür an dem, nicht von ihnen, besiegten Imperator zu rächen. Der Liberalismus achtet seine Gegner nie, er kennt keinen Edelmuth gegen politische Gegner. Der Marquis von Lafayette, der unverbesserliche Bürgergeneral des Liberalismus, stellte in der Kammer sofort einen Antrag, welcher die Kammer in Permanenz, jeden Versuch sie aufzulösen für Hochverrath, und Jeden, der sich dieses Versuches schuldig mache, für einen Verräther am Vaterlande erklärte. Dieser Antrag ging direct gegen Bonaparte.

Aber die Liberalen hätten sich diese Schande sparen können, denn der Stolz des großen Emporkömmlings war gebrochen, er dankte ab, weil er voraussah, daß Lafayette und Gelichter ihn zur Abdankung zwingen würden. „Mein politisches Leben ist zu Ende," sagte er, „ich proclamire meinen Sohn Napoleon II. als Kaiser der Franzosen!"

Vergebene Mühe, man kann nur Kronen vergeben, die man wirklich hat. Bonaparte hatte schon keine Krone mehr, also konnte er auch seinem Sohne keine abtreten. Die Kammer nahm auch nur die Abdankung an, ohne sich weiter um die Proclamirung Napoleon's II. zu bekümmern, oder eine Regentschaft für den minderjährigen Kaiser zu ernennen. Vergeblich nahm Bonaparte seine Abdankung zurück, als die Kammer eine Regierungs-Commission ernannte, an deren Spitze Fouché, der Herzog von Otranto, gestellt wurde, vergebens bot er dieser Regierung ein paar Tage später von Malmaison aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, seinen Degen an, um als General Frankreichs Boden zu vertheidigen; man antwortete ihm kaum, man kümmerte sich nicht um ihn, man wollte nichts mehr von ihm wissen, er reiste endlich von Paris ab, nur

seiner persönlichen Sicherheit wegen, aber Niemand bemerkte seine Abreise, Niemand achtete auf ihn.

Welche furchtbare Wandlung des Geschickes!

Lucian Bonaparte, des entthronten Kaisers Bruder, ein römischer Titularfürst von Canino, vertheidigte mit großem Muth bis zuletzt die angeblichen Rechte seines Neffen in der Kammer, aber er mußte schweigen, als ihn Herr von Pontécoulant allerdings sehr richtig fragte: „Ausländer, römischer Fürst, mit welchem Recht maßen Sie sich an, Frankreich einen Herrscher geben zu wollen?“ Herr von Pontécoulant setzte hinzu: „Wie kann man einen Knaben zum Herrscher wählen, der fremd und fern im Auslande lebt?“ Das war in derselben Sitzung, in welcher der Oberst von Labedoyère, ein begeisterter Anhänger Napoleons, angeekelt von dem Cynismus, mit dem die Liberalen, welche noch wenige Tage zuvor im Staube gelegen vor dem noch nicht besiegten Herrscher, heute des Besiegten spotteten, der Kammer laut vorwarf, daß sich in ihrer Mitte die Intriguanten und Ränkeschmiede befänden, durch deren Verrath der Kaiserthron gefallen sei. „Zur Ordnung!“ rief die Kammer. „Junger Mann, Sie vergessen sich!“ herrschte ihm der Fürst von Rivoli zu, jener Marschall Massena, den sie das Schooßkind des Glücks nannten, weil er nie gekämpft hatte ohne den Sieg zu gewinnen. „Glauben Sie, daß Sie hier in einer Wachtstube sind?“ höhnte der graue liberale Sünder Lameth. Sie alle waren empört über den jungen Obersten und doch, wie tief unter ihm standen sie Alle! Oberst Labedoyère ist für seinen politischen Glauben gestorben, er hat das Leben gegeben für seine Ueberzeugung, von jenen klugen Herren aber hat keiner auch nur einen Blutstropfen geopfert.

So ging das Kaiserthum Bonaparte's auf das Schmählichste zu Ende in Paris, und Fouché war thatsächlich der Herr des Reiches, als hier der Kaiser von Malmaison abreiste, um sich zu Rochefort einzuschiffen und dort der König über Mons und Château Cambresis nach Cambray kam, um auf's Neue den Thron zu besteigen.

Am 23. Juni erließ Ludwig XVIII. die bekannte Erklärung von Cambray, in welcher es hieß, er werde die Männer von seiner Person entfernen, deren Namen ein Gegenstand des Schmerzes für Frankreich und des Entsetzens für Europa sei!

Die Erklärung ging gegen die Königsmörder und die bekannten Revolutionärs, aber in Chateau Cambresis hatte sich Herr von Talleyrand seinem Könige wieder angeschlossen und Fouché war Regent von Frankreich; er konnte, wenn man nicht mit ihm unterhandelte, die Reise des Königs so verzögern, daß derselbe zu spät kommen mußte. Kurz, wie im Jahr zuvor Talleyrand, so war in diesem Fouché eine Nothwendigkeit, welche der König nicht umgehen konnte. Der faule Fleck in der ersten Restauration war Talleyrand, in der zweiten war es Fouché!

Ludwig XVIII. bestieg zum zweiten Male den Thron seiner Vä-

ter, dieses Mal an der Hand eines der Mörder seines Bruders, aber der Thron war doch wieder besetzt, und jener mächtige Monarch, welcher eine zweite Restauration des legitimen Königthums nicht gewollt, mußte sich begnügen, als er später nach Paris kam, Ludwig XVIII. seine Verwunderung darüber auszudrücken, daß Seine allerchristlichste Majestät nach Frankreich zurückgekehrt sei, bevor ihn die Coalition dazu eingeladen. Lächelnd antwortete Ludwig XVIII. dem Erzürnten: „Ich möchte so gern in Saint Denys begraben liegen, mein Herr Bruder, und fürchtete, vorher zu sterben!"

Zu Paris erneuerten sich indessen kurz vor und nach der Ankunft des Königs jene abscheulichen Scenen des Verrathes und der Gemeinheit, welche schon im Jahre 1814 stattgefunden hatten, die aber nun noch widerwärtiger waren. Paris hatte durch die erste Invasion schon den Zauber seiner Unverletzlichkeit verloren, mit der zweiten Invasion kam über die Stadt der entarteten Civilisation nicht mehr der Zorn Gottes, sondern die Verachtung des Himmels. Alle Scheuslichkeiten hatten bei der zweiten Invasion einen neuen, höhern Grad von Schlechtigkeit erlangt, und laut hörte man Menschen rufen, die sich bis dahin für eifrige Bonapartisten ausgegeben, Bonaparte müsse bestraft werden, weil er die Verträge von 1814 verletzt und eine neue Invasion über Frankreich heraufbeschworen habe. Die Schuld des gewaltigen Emporkömmlings ist groß, aber noch größer ist die Schuld derjenigen, welche seine Pläne begünstigten. Sie hatten ihn ein Mal verrathen und verlassen, warum mußten sie ihm auf's Neue Mittel aller Art, Armeen und Geldsummen geben? Um ihn noch ein Mal zu verrathen? Sie hätten ihm die Wahrheit sagen, sie hätten seiner Verblendung zu Hülfe kommen sollen; statt dessen dienten sie seinen Leidenschaften, schmeichelten seinen Hoffnungen und verblendeten ihn immer mehr, denn sie waren sicher, daß sie aus seiner Niederlage eben so Vortheil würden ziehen können, wie aus seinem Siege. Nur der Soldat, der gemeine Soldat hatte noch einen Rest von wirklicher Begeisterung für Bonaparte; alle Uebrigen waren eine weidende Heerde, welche sich rechts eben so gern als links mästete. Nie war ein Mann so gänzlich verlassen im Unglück, wie Bonaparte, und er trug selbst die Schuld; er war gefühllos gegen die Leiden Anderer gewesen; es wurde ihm Gleiches mit Gleichem vergolten.

Mit Bertrand und Rovigo kam Napoleon in Rochefort an. Er zögerte, sich einzuschiffen, aber Fouché und die Liberalen drängten: „Die Garnisonen von Larochelle und Rochefort", hieß es in den Depeschen, „sollen bei der Einschiffung Bonaparte's helfen" .... „wenn er nicht will, so soll Gewalt gebraucht werden" .... „schickt ihn fort" ... „wir können seine Dienste nicht mehr annehmen." ....

Es ist entsetzlich, der große Emporkömmling hatte nicht den Muth, von selbst zu gehen — er wurde fortgejagt, ja, fortgejagt, und von wem?

Von Fouché, von seinem eigenen Premierminister.

Das ist eine von den Satyren, welche die Weltgeschichte schreibt.

Bonaparte hatte nur an das Glück geglaubt, an nichts sonst; er hatte das Unglück stets für vogelfrei erklärt, er hatte es gehöhnt und verbannt; dadurch aber hatte er im Voraus alle Undankbarkeit für schuld- und straflos erklärt, jetzt stellte ihn der allmächtige Gott vor den Richterstuhl seines eigenen Systems.

Als das Glück den Meister der Lehre vom Glück verließ und ihm den Rücken wandte, da verließen auch die Schüler den Meister, seine Lehren treu befolgend.

Der Credit und der Landbau.

III.

Durch die Anwendung des Princips der Association auf das unbewegliche Vermögen und durch die dadurch ermöglichte Errichtung kreisständischer Creditkassen (Hypothekenbanken) wird ein wesentlicher Theil der Hindernisse beseitigt, welche der Abwickelung der Hypothekenschulden, der Beschaffung der landwirthschaftlichen Betriebs- und Meliorations-Capitalien, der Herstellung befestigten Grundbesitzes zur Zeit entgegenstehen. Der einzelne Grundbesitzer ist fernerhin nicht genöthigt, sich wegen Beschaffung jener Capitalien an einen Unterhändler zu wenden, über die Rentabilität und den Werth seines Grundstücks Nachweise zu führen, deren Zuverlässigkeit der oft entfernt in der Stadt wohnende Capitalist zu beurtheilen außer Stande ist 2c. Er wendet sich vielmehr an den Kreistag, dem die Lage des Capitalsuchenden und des von ihm zu bestellenden Unterpfandes vollkommen bekannt ist, dem auch die Mittel nicht fehlen, die erforderlichen Controllen über die Capitalverwendung durch die Nachbarn ausüben zu lassen. Es mag hier an die schottischen Banken erinnert werden, die durch ähnliche Controllen nicht wenig beigetragen haben, den Landbau Schottlands zu seiner hohen Blüthe zu erheben. Die Wirksamkeit der landwirthschaftlichen Vereine auf die wirthschaftliche Cultur unseres Bauernstandes wird immer eine untergeordnete bleiben, so lange sie außer Stande sind, demselben die Mittel zur Ausführung der von ihnen angeregten Verbesserungen zu beschaffen. Die hier vorgeschlagene Einrichtung kreisständischer Creditkassen würde noch vollkommener sein, wenn die kleinen Grundbesitzer den Credit zuvörderst bei der zuständigen Gemeinde nachzusuchen, und wenn die solidarisch verbundenen Gemeindegenossen die erforderlichen Capitalien von dem Kreise zu beziehen hätten. Um dahin zu gelangen, wird es indessen

zuvörderst der Herstellung lebensfähiger, auf gesunder Basis beruhender Gemeinden bedürfen.

Wenn inzwischen die kreisständischen Creditkassen in der Lage sind, ihren Theilhabern gegenüber mit vollkommener Sicherheit zu operiren, und wenn den Capitalinhabern jeder Zweifel an der Sicherheit der Kreis-Obligationen, wie an der Pünktlichkeit der Zinsenzahlung schwinden muß, so ist damit deren Geneigtheit zum Ankauf von Kreis-Obligationen noch keineswegs gewonnen. Die Zinsen können lediglich in der oft sehr entfernt belegenen Kreisstadt erhoben werden, und wenn jeder der 300 Kreise des preußischen Staats besondere Kreis-Obligationen verausgabt, muß endlich der Geldmarkt darüber in vollkommene Verwirrung gerathen. Die Börse nimmt überdies von Geldpapieren keine Notiz, die nur in geringen Summen an den Markt kommen, der Cours derselben wird nicht amtlich notirt, und der Inhaber von Kreis-Obligationen ist außer Stande, dieselben in Baar umzusetzen, sobald er sein Vermögen anderen Unternehmungen zuwenden will. Unter solchen Umständen werden die kreisständischen Creditkassen außer Stande sein, ihre Operationen zu beginnen, weil die von denselben zu verausgabenden Obligationen unverkäuflich sind.

Diese Schwierigkeit kann nur durch weitere Ausdehnung des Associationsprincips gehoben werden. Die Kreise eines Regierungs-Departements oder einer Provinz werden sich zur Verausgabung von Kreis-Obligationen unter einem Collectivnamen, zu gemeinsamer Verwerthung, Verzinsung und Amortisation derselben zu associiren haben, und diese Association hat wiederum nur eine Bedeutung, sobald die verbundenen Kreise in ein Solidaritätsverhältniß zu einander treten, sie die Garantie für die Gesammtheit der von dem Departement oder der Provinz zu verausgabenden Obligationen übernehmen. Die Nothwendigkeit einer derartigen Association und daß die sichern Vortheile einer solchen außer allem Verhältniß zu den daraus möglicher Weise hervorgehenden Gefahren stehen, wird sich ohne Schwierigkeit nachweisen lassen.

Wenn die Beschränkung auf die landräthlichen Kreise, d. h. auf Bezirke von mäßigem, übersichtlichem Umfang, zweckmäßig erscheint, sobald es sich um die Geschäfte mit den einzelnen Grundbesitzern, mit den Capitalsuchenden handelt, weil hier die Sicherheit in der genauen Local- und Personalkenntniß, in der reichen örtlichen Erfahrung liegt, — so ist es augenfällig, daß der Börse gegenüber, zum Zwecke der wohlfeilen Capitalbeschaffung, größere, umfassende Vereinbarungen nothwendig sind. Erst wenn die Kreis-Obligationen der einzelnen Regierungsbezirke oder Provinzen unter einem Collectivnamen in möglichst großen Summen an den Geldmarkt gebracht werden, wird dieser sich herbeilassen, davon Notiz zu nehmen. Dieselben werden eben so bereitwillig Käufer finden, wie Pfand- und Rentenbriefe und andere Geldpapiere, die bei unzweifelhafter Sicherheit, neben mäßigem Zins, keine andere Aussicht auf Gewinn

darbieten, als einen solchen, der aus den Fluctuationen des Geldmarktes und der dadurch bedingten Möglichkeit eines Gewinnes am Course hervorgeht.

Dabei gilt die Voraussetzung, daß auch alle übrigen Bedingungen eintreten, deren Erfüllung nothwendig ist, um die Kreis-Obligationen der einzelnen Regierungsbezirke oder Provinzen zu einem geachteten Börsenpapier zu erheben und deren Cours so weit zu sichern, daß er sich dem Paricourse nähert. Die Zinsen müssen nicht allein bei den Kreis- und Departementskassen, sondern auch in der Hauptstadt bei einem renommirten Handlungshause zur Erhebung gelangen. Der Cours der Kreis-Obligationen muß unter ihrem Collectivnamen amtlich notirt werden. Die Gerichts- und Verwaltungsbehörden müssen autorisirt und veranlaßt werden, ihre Depositen in denselben anzulegen.

In Beziehung auf das Amortisationsverfahren wird aus der Erfahrung zu bestimmen sein: ob die Ausloosung oder der Ankauf der Obligationen, oder ein gemischtes System, für die Erhaltung eines möglichst hohen Börsencourses günstigere Chancen darbietet. Auch im Uebrigen wird den kreisständischen Hypothekenbanken in Beziehung auf die Annahme von Depositen, auf die Verausgabung unverzinslicher Noten rc. mindestens das Maß freien Spielraums zu verstatten sein, welches nach den neueren Normativbedingungen den Privat-Handelsbanken eingeräumt wird. Reichen diese Mittel nicht aus, um den landwirthschaftlichen Geldpapieren die Concurrenz mit den Staats- und Industriepapieren zu ermöglichen, dem Landbau einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Antheil an dem vorhandenen Geldcapital zuzuführen, so stellt endlich die Erwägung sich dar: ob durch ein Prämien- oder Lotterie-System den Inhabern der Kreis-Obligationen nicht die Aussicht auf Gewinn zu bieten sei, ohne welche die dem Speculationsgeist verfallene Zeit sich anscheinend überhaupt nicht mehr auf Geschäfte einlassen will.

Unter Ausführung der hier bezeichneten Maßregeln wird nicht in Zweifel zu stellen sein, daß die für größere Bezirke, in größeren Summen an den Markt kommenden Kreis-Obligationen zu einem geachteten Börsenpapier und zu einem ihrem wahren Werth entsprechenden Course erhoben werden müssen; daß sie das Mittel zu bieten im Stande sind, um dem Landbau die unentbehrlichen Geld-Capitalien zuzuführen. Vermöge zweckmäßiger Verwendung und Verwerthung derselben unterliegt es keiner Schwierigkeit, das ländliche Creditwesen aus seiner dermaligen krankhaften, die Existenzen untergrabenden und die Bodenkraft gefährdenden Lage zu erlösen, die Herstellung gesunder, fruchtbringender Zustände herbeizuführen. Als Grundbedingung zur Erreichung dieses Ziels giebt sich die Vereinbarung der den einzelnen Regierungsbezirken oder Provinzen angehörenden Kreise zur gemeinsamen Behandlung ihrer Börsengeschäfte zu erkennen, während den einzelnen Grundbesitzern und den kleineren Meliorationsgenossenschaften gegenüber den Kreisen ihre volle

Selbstständigkeit erhalten bleiben muß. Es handelt sich nur darum, ob und welche Bedenken der Association mehrerer oder vieler Kreise zu gemeinsamer Behandlung ihrer Börsengeschäfte etwa entgegenstehen, und wodurch der möglichen Gefährdung einzelner Kreise vorgebeugt werden kann.

Es ist selbstverständlich, daß die Annahme eines Collectivnamens und die gemeinsame Behandlung der Börsengeschäfte die Bedeutung haben muß: daß die vereinten Kreise in ein Solidaritäts-Verhältniß zu einander treten. Sofern ein Kreis in die Lage kommen sollte, die zur Verzinsung und Amortisation seiner Schulden erforderlichen Fonds nicht vollständig aufbringen zu können, werden die mitassociirten Kreise verpflichtet sein, für ihn einzutreten, für die Befriedigung der Gläubiger aufzukommen. Das kann allerdings unbequem werden und die Association der Kreise gewinnt unter solchen Umständen den Schein eines gewagten Geschäfts. Von absoluter Sicherheit kann jedoch im Verkehrsleben überhaupt nicht die Rede sein, und wir werden nur zu untersuchen haben: ob die aus der Association hervorgehenden Vortheile nicht dergestalt überwiegen, daß die Nachtheile dagegen verschwinden? Sollte es sich ergeben, daß es sich hier um ein Risico handelt, welchem jeder vorsichtige und besonnene Geschäftsmann sich unterziehen muß, um gewisse Vortheile zu erlangen, ja um sich die Möglichkeit der Existenz zu sichern, so werden auch die Kreis-Corporationen sich der Association nicht entziehen dürfen, wenn sie vernünftig, ihren dauernden Interessen entsprechend handeln wollen. Es mag hier an den bekannten Wahlspruch der vereinigten Provinzen der holländischen Republik erinnert werden.

Suchen wir zuvörderst die Gefahr uns klar zu machen, daß ein Kreis außer Stande komme, seine Verpflichtungen zu erfüllen. Eine solche Gefahr kann für gewöhnliche Zeiten gar nicht gedacht werden, sobald in Betracht gezogen wird, daß zuvörderst die associirten Grundbesitzer des Kreises solidarisch verhaftet sind; daß die Gesammtheit derselben verpflichtet ist, den Ausfall zu decken, sobald das einzelne Mitglied der Kreis-Association zahlungsunfähig wird. Dabei ist zu berücksichtigen, daß von bedeutenden Rückständen nicht die Rede sein kann, sobald der Kreis-Credit-Anstalt ihren Schuldnern gegenüber das Recht der administrativen Execution und Sequestration beigelegt wird, wie dies die Pfandbriefs-Institute ausüben, und daß die Subhastation im kürzesten Wege durchzuführen ist. Auch wird die Ansammlung eines Reserve-Fonds vorausgesetzt, welcher zuvörderst den Ausfall zu tragen haben würde. Wenn der Kreis demnächst als Käufer des der Subhastation verfallenen Grundstücks auftritt, und eine günstige Conjunctur abwartet, um dasselbe wieder loszuschlagen, so ist auch die Gefahr, daß die associirten Kreisgenossen zur Uebertragung von Ausfällen genöthigt sein können, als äußerst fern liegend anzusehen.

Der Fall, daß auf die associirten Kreise zurückgegangen werden

muß, erscheint hiernach undenkbar, wenn zugleich die Zwecke und die Voraussetzungen in Betracht gezogen werden, welche bei Emission von Kreis-Obligationen vorwalten können. Die Anleihen für Chausseebau-Zwecke werden für den einzelnen Kreis nicht leicht die Summe von einigen hundert Tausend Thalern übersteigen, die in der Steuerkraft der Eingesessenen jederzeit ihre Deckung finden müssen. Die Anleihen für Meliorations-Anlagen werden durch den Werth dieser Anlagen sicher gestellt, so wie dadurch, daß dem Meliorations-Zins die Priorität beiwohnt. Es kann demnach nur aus dem Hypotheken-Verkehr, durch mißbräuchliche Handhabung desselben, hin und wieder ein Ausfall entstehen, den die Kreis-Eingesessenen ohne Zweifel zu decken im Stande sein werden, zu dessen Uebertragung der Reserve-Fonds überdies bestimmt ist, und wogegen sich zu wahren, auch die mitassociirten Kreise Gelegenheit haben, sobald auch sie den Katastern der übrigen Kreise eine eingehende Prüfung und Controle angedeihen lassen. Es wird sich die Nothwendigkeit herausstellen, ähnlich, wie dies durch die landschaftlichen General-Landtage und General-Directionen geschieht, eine Central-Verwaltung für die geschäftliche Behandlung der Kreis-Credit-Kassen zu bilden, und diesem wird eine entscheidende Stimme und eine Controle über die Operationen der einzelnen Credit-Anstalten einzuräumen sein. Auch diesem Central-Organ wird ein Regierungs-Commissarius zur Seite stehen, der für die gesetz- und statutenmäßige Behandlung der Geschäfte verantwortlich bleibt.

Hiernach ist es zweifellos, daß in geordneten Zeiten der Fall nicht eintreten kann, wo in einzelnen Kreisen sich Ausfälle herausstellen, die von den mitassociirten Kreisen übertragen werden müssen. Anders ist es, sobald eine allgemeine Landes-Calamität hereinbricht: Wasserschaden, Mißwachs, Hagelschlag, Viehsterben, Krieg 2c. Zur Abwehr oder Milderung dieser Calamitäten wird indessen der Reservefonds seine statutenmäßige Begründung finden. Ueberdies würde den betheiligten Grundbesitzern noch kein Nachtheil erwachsen, sobald auch die für deren Rechnung zur Amortisation ihrer Hypotheken angesammelten Fonds in Anspruch genommen werden, da sie das Vorhandensein dieser Fonds der Association verdanken, deren Herstellung ohne einiges Risico unmöglich ist. Im Uebrigen werden die Meliorations-Unternehmungen aber wesentlich dahin führen, der Beschädigung durch Wasserfluthen vorzubeugen; der Mißwachs wird um so seltener eintreten, je mehr es unter dem Beistand eines geordneten Creditwesens gelungen ist, den Bodenreichthum bis zum Sättigungspunkt zu mehren. Die Calamitäten, gegen welche es nicht möglich ist, selbst im Wege der Association Schutzwehren zu errichten, werden sich von den einzelnen Kreisen übertragen lassen, und es wird der Concurrenz der mitassociirten Kreise um so weniger bedürfen, je mehr es gelungen sein wird, das ländliche Grundvermögen von der Belastung mit Privathypotheken zu befreien. Was der unbe-

lastete Grundbesitz zu tragen und zu leisten im Stande ist, haben in neuerer Zeit die Schleswig-Holsteinischen Fürstenthümer bewiesen. Tritt aber wirklich die Nothwendigkeit einer Beihülfe durch die associirten Kreise ein, so kann dies nur in dem Lichte einer Versicherungs-Prämie angesehen werden, einer Prämie, welche jedem Kreise den Anspruch auf Unterstützung in außerordentlichen Fällen verschafft, die gezahlt wird, um den Credit unter allen Umständen sicher zu stellen, dadurch die erforderlichen Capitalkräfte möglichst wohlfeil zu erlangen.

Während einerseits die Gefahren, welche den einzelnen Kreisen aus der Solidarität erwachsen können, eben so entfernt liegend wie geringfügig erscheinen, und dieserhalb auf die Erfahrungen verwiesen werden kann, welche die ebenfalls auf dem Associations-Princip beruhenden landschaftlichen Credit-Anstalten darbieten, ist dagegen der Nutzen, welcher den Landbesitzern und den Kreisen aus der gemeinsamen und solidarischen Behandlung ihrer Credit-Angelegenheiten erwachsen muß, ein ganz eminenter, ein solcher, der aus Vernunftgründen angestrebt werden muß, selbst wenn er nur mit wirklichen und unvermeidlichen Opfern und Gefahren zu erkaufen wäre. Denn ohne die auf Solidarität beruhende Association wird man sich zur Beibehaltung des gegenwärtigen, die creditbedürftigen und verschuldeten Grundbesitzer, so wie die staatlichen Interessen aufs Aeußerste gefährdenden Zustandes entschließen müssen.

Denn der in Frankreich angebahnte und in der Rheinprovinz gegenwärtig angestrebte Weg, an die Stelle der hier vorgeschlagenen Grundactionäre Geldactionäre treten zu lassen, die Regelung der ländlichen Creditverhältnisse an Actiengesellschaften zu übertragen, sie als Gegenstand der Geldspeculation zu behandeln, kann nur momentane Hülfe schaffen. Der Crédit foncier hat nur im Auge, die Grundbesitzer vor den Gefahren der Capitalkündigung zu schützen, er erreicht auch diesen beschränkten Zweck nur unvollkommen, weil der Crédit mobilier die Capitalkräfte mit überwiegender Gewalt an sich zieht, und weil die Grundsteuer ein so unvollkommener Werthsmaßstab ist, daß eine den Bedürfnissen und den Verhältnissen entsprechende Beleihung nur ausnahmsweise eintreten kann. Von der Herstellung befestigten Grundbesitzes ist bei diesen Instituten nicht die Rede, sie treten der Speculation, der weiteren Verschuldung in keiner Weise entgegen. Im Gegentheil macht sich in Frankreich bereits die Ueberzeugung geltend, der Crédit foncier werde im Laufe der Zeit der Eigenthümer der von ihm beliehenen Grundstücke werden, und die Erreichung dieses Ziels wird selbst als wünschenswerth erachtet, sowohl weil in diesem Wege Erbregulirungen und daher weitere Verschuldungen und Dismembrationen vermieden werden, als weil derselbe Gelegenheit zur Consolidation des Grundvermögens, zur Abrundung desselben nach Maßgabe des wirthschaftlichen Bedürfnisses darbietet. Damit wäre dann die Macht des Geldcapitals über das Grundcapital bis zu ihrem Höhepunkt gediehen — der Stand

der Grundbesitzer wäre vertilgt. Das System der freien Agrarverfassung kann in seinen Endresultaten nicht klarer hervortreten, der Liberalismus feiert seinen Triumph. Und wie sieht es dann um Gemeindefreiheit und Selfgovernment, um die organische Gliederung der Gesellschaft aus? Wie um die Macht des Staats gegenüber Corporationen, die nicht allein die Geldkräfte, sondern auch das Grundvermögen der Gesellschaft beherrschen? Uns will es bedünken, die Freiheit und der Fortschritt seien selbst im Orient, wo der Staat den gesammten Grundbesitz beherrscht, mehr gesichert.

Bei Entwerfung des Statuts der landwirthschaftlichen Bank für die Rheinprovinz hat man erkannt, daß der Landbau nicht so hohen Gewinn verheißt, wie die Industrie, daß es demnach schwierig sein werde, dem ersteren die zur Regelung der ländlichen Creditverhältnisse erforderlichen Capitalien zuzuwenden. Jene Bank nimmt demnach für sich die Befugniß der Zettel-Emission in Anspruch, das ganze Unternehmen basirt auf der Voraussetzung, daß diese Befugniß nicht werde versagt werden. Nun hat bisher der Staat die Verausgabung von Geldscheinen, als ein überaus werthvolles Regal der Krone, mit großer Zähigkeit festgehalten und dadurch die Erschaffung des so wichtigen Localgeldes gehindert. Angenommen, die Regierung erkenne das Bedürfniß eines solchen an, sie sei bereit, in dieser Beziehung Concessionen zu machen, so kann sie dies nur zur Förderung großer, allgemeiner Zwecke thun. Als ein solcher stellt sich die Herstellung eines befestigten, eines von den zerstörenden Einwirkungen des Geldcapitals befreieten Grundbesitzes dar, einer wahrhaft freien Bewegung des Grund und Bodens. Die Regierung wird daher nur ständischen Creditkassen, nur solchen, bei denen die Grundbesitzer zugleich Actionäre sind, jede zulässige Unterstützung angedeihen lassen dürfen, nur ihnen darf sie Opfer bringen, nicht aber solchen Instituten, die, auf der Geldspeculation beruhend, die Vernichtung des Standes der Grundbesitzer als Endresultat haben müssen.

Dabei ist es allerdings zweifelhaft, ob in Frankreich und selbst in Rheinland die Elemente zur Herstellung geordneter Creditverhältnisse im Wege der Association der Grundbesitzer sich noch vorfinden, ob hier nicht der Weg der Association der Capitalbesitzer bereits unvermeidlich geworden ist. Jedenfalls hat die Rheinprovinz in ihrem zerstückelten Grundbesitz und ihrer Hypotheken-Verfassung sehr große Schwierigkeiten zu bekämpfen, um im Wege der Association des Grundvermögens zur Regelung der Creditverhältnisse zu gelangen. In den mittleren und östlichen Provinzen des Staats sind jedoch jene Elemente noch ausreichend vorhanden. Noch ist die Selbstbewirthschaftung der Güter die Regel bei der Ritterschaft, sie ist bei den Rusticalen ganz allgemein. Der genossenschaftliche, der corporative Geist durchdringt noch immer die Grundbesitzer der Kreise, er ist dem Speculationsgeiste noch nicht erlegen. An den intellectuellen und moralischen Kräften zur Herstellung, Leitung und

Ueberwachung der kreisständischen Credit-Institute ist überall kein Mangel, und diese Kräfte werden in dem Maße sich herausbilden und steigern, wie den Ständen wichtigere und umfassendere Functionen anheimfallen. Das materielle Band, welches nie fehlen darf, sobald es sich darum handelt, Gemeinden, Genossenschaften und Corporationen zu bilden, deren Mitglieder eng an einander zu ketten, einen werkthätigen Gemein- und Corporationsgeist hervorzurufen, würde durch die Solidarität der Creditverhältnisse eine ganz eminente Kräftigung erlangen.

Wir leben inzwischen der Ueberzeugung, daß es gelingen werde, in unserem Vaterlande überall die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Herstellung eines geordneten Creditwesens, eines den allgemeinen Interessen entsprechenden Verhältnisses zwischen Geld- und Grund-Capital, zwischen beweglichem und unbeweglichem Vermögen, zwischen Industrie und Landbau sich entgegenstellen. Nie ist das Bedürfniß einer Regelung dieser wichtigen Verhältnisse in solcher Dringlichkeit hervorgetreten als gegenwärtig. Hat die Regierung dasselbe anerkannt, so wird sie mit den Häusern des Landtages ohne Weiteres die Normativbedingungen wegen Errichtung landwirthschaftlicher Creditkassen vereinbaren, den Kreisständen und Grundbesitzern die Annahme der darnach aufzustellenden Statuten anheimgeben. Die Regierung wird die Pflege und Ausbildung des ländlichen Creditwesens in die Hand nehmen müssen, wenn in dieser Beziehung überhaupt Resultate erlangt werden sollen. Denn wie leicht auch die Association des beweglichen Vermögens sich gestaltet — das unbewegliche hat mit den Schwierigkeiten der räumlichen Trennung zu kämpfen, und unsere Rustikalen sind noch immer gewohnt, ihre Zukunft der Fürsorge der Regierung anheimzugeben. Sie werden das ihnen von dieser Seite Gebotene vertrauensvoll entgegennehmen.

Mit der Lösung der Creditfrage aber würde die größte Schwierigkeit gehoben sein, welche der Consolidation unserer ländlichen Zustände zur Zeit entgegensteht. Es wird demnächst nur noch der Reform der Erbfolge- wie der Hypotheken-Ordnung bedürfen, um das große Ziel der Herstellung eines befestigten Grundbesitzes zu erreichen. Damit wäre dann wiederum die Grundlage für eine lebensfähige und fruchtbringende Gestaltung des Gemeindelebens, für Selfgovernment und Herstellung der Local-Autoritäten, für Decentralisation des Staatslebens gewonnen. Tritt dann zugleich die Erhöhung des zur Ehe berechtigenden Alters bis zu der Zeit ein, wo die Verpflichtung zum activen Militairdienst aufhört, so würde auch die sociale Frage für die ländliche Bevölkerung im Wesentlichen gelöset sein. So unermeßlich einflußreich erscheint die Herstellung und zeitgemäße Reform einzelner Glieder in der Kette unserer gesellschaftlichen Institutionen, so tüchtig sind die Grundlagen unseres Staatslebens geordnet, daß so einfache Maßregeln zur Herstellung gesunder und fruchtbringender Zustände ausreichend erscheinen.

Die Consolidirung unserer ländlichen Verhältnisse kann dann wiederum nicht ohne gedeihliche Rückwirkung auf das städtische, auf das gewerbliche Leben bleiben. Indem das Grundvermögen sich zur Selbstständigkeit, zur Unabhängigkeit von den Fluctuationen des Geldverkehrs erhebt, wird dasselbe zugleich einen temperirenden Einfluß auf diesen üben. Die Operationen der Börse werden einen weniger convulsivischen, einen ruhigeren Charakter annehmen, sobald das Grundvermögen seine große Bestimmung in der Gesellschaft erfüllt, sobald dasselbe ist, was es sein soll — der unerschütterliche Boden, in dem das gesellschaftliche Dasein wurzelt, aus dem dasselbe die edlen Blüthen eines hochausgebildeten Culturlebens emportreibt, diese zu köstlichen Früchten heranreifen läßt.

Die Aufhebung der Wuchergesetze.

I. Begriff und Rechts-Geschichte des Zinswuchers.

Darlehn ist derjenige Vertrag, wodurch baares Geld oder gemünztes Papier gegen das Versprechen der Wiedererstattung in gleicher Qualität und Quantität einem Anderen zum Verbrauch überlassen wird. § 653 Tit. 11 Thl. I. A. L. R.

Zinsen heißen alle die Vortheile, welche der Schuldner dem Gläubiger für den Gebrauch des geliehenen Geldes entrichten muß. § 803 Tit. 11.

Aller Gebrauch, welchen Jemand von einer Sache zu machen berechtigt ist, wird der Nutzen einer Sache genannt. § 109 Tit. 2. cit.

Sachen, welche ohne ihre Zerstörung oder ihren gänzlichen Verlust den gewöhnlichen Nutzen nicht gewähren können, werden verbrauchbar genannt und müssen, wenn sie verbraucht werden, in Sachen von gleicher Gattung und Güte wieder erstattet werden. § 120 seq. cit. —

Diese Sätze sind zum weiteren Verständniß vorauszuschicken. Nur der Muhamedanismus verbietet, Zinsen zu nehmen. Das mosaische Gesetz verbietet es nur unter Juden, gestattet es sogar von dem reichen Juden und ohne alle Beschränkung Nichtjuden gegenüber. Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit haben aber bald die Gesetzgebung aller Völker älterer und neuer Zeit dahin geführt, den Zinsfuß zu beschränken.

Die Ueberschreitung der in Ansehung der Quantität gesetzlich gezogenen Grenzen der Zinsen wird Wucher genannt. Der Wucher umfaßt daher sowohl die Ueberschreitung des erlaubten Zinsfußes (den Wucher an Zins), als auch die Verkürzung an Capital (den Wucher am Stamm), sei es durch Verschreibung einer höheren, als der gegebenen Summe, sei es durch Aufdrängen von Waaren zu übermäßigem

Preise statt baaren Geldes, durch Zuschlagen von Zins zum Capital, oder von Zins zu Zins, oder durch Beifügung lästiger Neben-Bedingungen, z. B. das Versprechen einer Provision. Wie die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit nach und nach zur Beschränkung des Zinsfußes führten, eben so führten gleiche Rücksichten nach und nach zur Bestrafung des Wuchers, weil die civilrechtlichen Bestimmungen zum Schutz der Gesellschaft sich nicht als ausreichend erwiesen.

Bei den Römern galt bis zum XII-Tafelgesetz keine Zinsbeschränkung, sondern die sogenannte versura. Es wurden in der Regel Darlehne nur auf Jahresfrist gegeben mit dem Recht, eine größere Summe Capital, als man gegeben, zurückzunehmen. Durch die XII Tafeln ward der Unzen-Zinsfuß (foenus unciarium ½12 des Capitals, also 8⅓ pCt.) eingeführt (300 a. u. c.). Nach der Eroberung Rom's durch die Gallier (364) stieg aber der Zinsfuß dergestalt, daß die lex Duilia Maenia (393) die sämmtlichen Zinsreste erlassen, die bestehenden Zinscontracte aufheben und die Zinsbeschränkungen wieder einschärfen mußte. Die lex Martia (wahrscheinlich 407) setzte den Zinsfuß auf 4⅙ pCt. (semiunciarium) fest, und die lex sempronia dehnte die Zinsgesetze auch auf Nichtbürger aus, weil dieselben bisher nur unter römischen Bürgern Geltung hatten und häufig dadurch umgangen wurden, daß zwischen Darlehnsgeber und -Nehmer ein Fremder als Strohmann eingeschoben ward. Die lex Genucia (412) soll vertragsmäßige Zinsen überhaupt verboten haben, scheint aber nicht befolgt zu sein; vielmehr stiegen die Zinsen allmählig wieder auf 12 pCt. (Eins pro Monat); doch hielt man zu Cicero's Zeiten (Att. I. 12) bei anderen Darlehnen, die nicht mit Wagnissen verbunden waren, als: das foenus nauticum, 12 pCt. für etwas wucherisch. Als aber der Markt durch die Schätze des eroberten Aegypten unter Octavian überfüllt ward, hielt es schwer, Geld höher als zu 4 pCt. unterzubringen. Dagegen stand der Zinsfuß unter Claudius auf 6 pCt., unter Constantin auf 12 pCt.; und Valentinian d. A. erklärte es für statthaft, bei Darlehnen auf kurze Zeit 18 pCt. zu nehmen. Für Verzugs-Zinsen existirte ein gesetzlicher Zinsfuß nicht. Bei widerrechtlicher Verwendung fremden Geldes in eigenem Nutzen sollten 12 pCt., und wenn binnen 2 Monaten einem verurtheilenden Erkenntniß nicht Folge geleistet ward, auf des Klägers Antrag 24 pCt. gezahlt werden. In beiden Fällen setzte Justinian die Zinsen um die Hälfte herunter und ordnete an, daß von rusticis nur 4 pCt. genommen werden, personae illustres überhaupt nur 4 pCt., gewöhnliche Leute 6 pCt., Kaufleute und Banquiers 8 pCt. fordern dürften. Mit Criminal-Strafen war der Wucher nicht bedroht. Das ältere Recht strafte ihn mit der poena quadrupli, nur den Anatocismus mit der Infamie. Im neueren Recht wurde dem Wucherer die Klage auf Rückgabe des Geliehenen versagt und dem Bewucherten wegen der übermäßig bezahlten Zinsen ein Abzug vom Capital oder die condictio indebiti gestattet.

Das canonische Recht verbot auf Grund des alten und neuen Testaments und apostolischer Canones das Zinsnehmen gänzlich, und die Synode von Constantinopel bedrohte sogar jeden Uebertreter dieses Verbotes mit dem Bann, Entziehung ehrlichen Begräbnisses und Verlust der Testir-Fähigkeit. Dennoch galten um das Jahr 1197 in Mailand 15 pCt., um das Jahr 1234 in Toscana 20 pCt. und in der Zeit von 1306—1399 für ganz Ober-Italien 5½ bis 20½ pCt. für gewöhnlich. Um das Jahr 1430 stand sogar in Florenz der Zinsfuß so hoch, daß man zur Abhülfe eine Commission von Juden berief, — weil sie als Nichtchristen von dem Canon-Recht nicht berührt waren — welche aber Capitalien dennoch nicht niedriger anbieten zu können glaubten, als zu 20 pCt.

Die Reichs-Polizeiordnung von 1530 und einzelne Stadtrechte erklärten das Zinsnehmen von Darlehnen überhaupt für verbotenen Wucher und straften denselben mit Confiscation des unerlaubten Vortheils und Verlust des vierten Theils vom geliehenen Capital. Um dennoch eine Entschädigung für den Gebrauch des geliehenen Geldes zu erlangen und zu gewähren, bildete sich nach und nach der Gülten- und Rentenkauf im deutschen Recht aus, wodurch zu Gunsten des Gläubigers einem Grundstück für den Empfang eines Capitals eine Rente als dingliche Last in perpetuum auferlegt oder dem Gläubiger statt der Zinsen ein Grundstück zur Benutzung überlassen und dessen Wiedereinlösung gegen Rückerstattung des Capitals mit oder ohne Aufschlag vorbehalten ward. Durch die Reichs-Polizeiordnung von 1548 ward die Ablösung der Rente durch Capitalszahlung dem Schuldner gestattet, und durch die von 1577 die Höhe der Rente auf 5 pCt. beschränkt, zugleich aber auch den Juden gestattet, 5 pCt. Zinsen zum Wucher zu nehmen. Der Reichstags-Abschied von 1654 dehnte dies auch auf wiederkäufliche und Verzugs- wie Vertrags-Zinsen aus, und erklärte sogar 6 pCt. für zulässig dergestalt, daß der sechste Zinsthaler zwar nicht eingeklagt, aber gezahlt auch nicht zurückgefordert werden konnte. Eine eigentliche Criminalstrafe haben dagegen erst der Gerichtsgebrauch und einzelne Landes-Gesetze eingeführt; sie bestand je nach der Schwere der Fälle in namhafter Geldbuße, Gefängniß, Stadt- und Landes-Räumung.

Die erste Aufhebung der Wuchergesetze versuchte 1787 der Kaiser Joseph II. von Oesterreich, doch scheiterte der Versuch. In Frankreich wurden die Zins-Beschränkungen zuerst 1793 aufgehoben, 1794 wieder hergestellt, 1796 wiederum aufgehoben und durch das Gesetz vom 3. Septbr. 1807 von Napoleon wieder hergestellt Auch Norwegen hob 1824 die Wuchergesetze auf, hat sie aber 1851 wieder eingeführt.

II. Civilrechtliche Seite des Zinswuchers.

Unter Wuchergesetzen versteht man nun im Allgemeinen sowohl diejenigen, welche im Civilgesetz die Grenze des Zins-Bezugs

feststellen, als auch diejenigen, welche die Ueberschreitung dieser Grenze mit Strafe bedrohen.

Was nun zunächst die civilrechtlichen Bestimmungen unseres Landrechts betrifft, so stellt dasselbe als gesetzliches Zinsmaß für den gewöhnlichen Verkehr 5 pCt. auf, gestattet aber höhere Zinsen zu nehmen in folgenden Fällen:

den Kaufleuten in Handelsgeschäften 6 pCt. und fremden Juden sogar 8 pCt.;

den öffentlichen Pfandleihern für Darlehne bis zum Betrage von 10 Thlr. und auf die Zeit von 6 Monaten einen Pfennig und über 6 Monat hinaus ½ Pfennig vom Thaler, für Darlehne auf länger als ein Jahr 6 pCt.;

den öffentlichen städtischen Pfandleih-Anstalten 8 pCt., und wenn die Betriebskosten dadurch nicht gedeckt werden, unter Genehmigung der Ministerien der Justiz und des Innern bis 12½ pCt.;

Vormünder, welche Mündelgelder in ihren Nutzen nehmen, haben 8 pCt. Zinsen davon zu geben, § 486. Tit. 18. Th. II.;

bei Kaufleuten en gros, welche Darlehne gegen bloße Handschrift oder Wechsel auf längstens 6 Monate geben, und bei der Bodmerei dürfen Zinsen nach freier Uebereinkunft gezahlt werden, § 692 u. 2360. Tit. 8. Thl. II.;

Conventional-Strafen und Zinsen zusammen dürfen die Höhe von 6 pCt. und sogar 8 pCt. erreichen, wenn der Gläubiger ein Kaufmann oder ein Jude ohne Staatsbürgerrecht ist;

bei antichretischen Pfandverträgen darf der reine Ertrag des verpfändeten Grundstücks die erlaubten Zinsen um ⅓ übersteigen.

Vorausbezahlung der Zinsen ist nur auf ein Jahr und unter der Voraussetzung erlaubt, daß die Zinsen den gesetzlichen Normalsatz nicht erreichen, und daß der Vortheil, welchen der Gläubiger aus der Vorausbezahlung zieht, den Unterschied zwischen dem versprochenen und dem höchst erlaubten Zinssatz nicht übersteigt.

Zins von Zins zu nehmen ist nur Kaufleuten gestattet, welche einen Saldo berechnen. Dagegen sind die Sparkassen reglementsmäßig angewiesen, Zins von Zins zu berechnen, (Reglem. vom 12. December 1838) und von Zinsrückständen, deren jüngster zwei Jahr alt ist, können neue Schuldscheine, doch nur gerichtlich ausgestellt und Zinsen davon verschrieben werden, § 818. Tit. 11. Thl. I. Auch von vertragsmäßigen, durch Erkenntniß rechtskräftig zugesprochenen Zinsresten können Zögerungs-Zinsen vom Tage der Rechtskraft abgefordert werden. § 821 cit.

Es ist vielfach die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Zins-Beschränkungen angeregt worden. Eine Zeit lang, nämlich vom 15. Fe-

bruar 1809 bis zum letzten December 1810, war in Folge der Verordnung vom erstgedachten Tage sogar bei uns erlaubt, sich beliebige Zinsen versprechen zu lassen. (Matthis VIII. S. 28.) Schon bei der Redaction des Landrechts protestirte man gegen die Zins-Beschränkungen. Sie erschienen indessen nothwendig, um Personen, welche in der Bedrängniß des Augenblickes Alles, was von ihnen gefordert wird, versprechen, gegen Bedrückungen zu schützen.

Dennoch ist dieses Recht des Staates in neuester Zeit Gegenstand der Angriffe vieler Gegner geworden, und selbst während der vorjährigen Kammersitzung hat die Commission für das Justizwesen über Petitionen aus einer Petition des Kaufmanns Lehmstedt zu Magdeburg Veranlassung genommen, die Aufhebung unserer Wuchergesetze der Erwägung der königlichen Staats-Regierung anzuempfehlen. Die Gründe, welche gegen die Zweckmäßigkeit der Zinsbeschränkungen überhaupt von deren Gegnern vorgebracht werden, lassen sich im Allgemeinen auf folgende zurückführen:

1) die gesetzliche Beschränkung des Zinsfußes, behaupten sie, sei unangemessen, weil sie einen Eingriff in die Eigenthums-Freiheit des Einzelnen enthalte und weil es zugleich unmöglich sei, einen gleichmäßigen passenden Zinsfuß für alle Fälle zu fixiren. Wie bei Kauf-, Cessions- und anderen Rechts-Geschäften müsse auch bei Darlehnen ein Jeder berechtigt sein, frei über sein Eigenthum zu verfügen. Es läßt sich aber eine logische Nothwendigkeit, daß weil der Staat einzelne Rechts-Geschäfte der freien Uebereinkunft der Parteien überläßt, er auch bei Darlehnen dieselben sich frei bewegen lassen müsse, nicht auffinden. Der Staat muß nicht die unbeschränkte Freiheit Einzelner, sondern das Wohl des Ganzen im Auge haben. Noch Niemandem ist es eingefallen, ihm das Recht abzusprechen, durch Anerkennung der laesio enormis und durch Einschreiten gegen den Verschwender in die Freiheit Einzelner einzugreifen, um so mehr muß ihm das Recht eingeräumt werden, eine Grenze zu ziehen bei solchen Geschäften, deren Erfüllung in der Zukunft liegt, und die daher dem Leichtsinn den weitesten Spielraum gewähren. Ueberdies kann der Wucher nicht bloß bei Darlehnen, sondern auch als Verkleidung bei den obgenannten Geschäften vorkommen und er erscheint eben darum nur um so verwerflicher und strafbarer. Weil man aber für alle Fälle einen gleichmäßigen Zinsfuß nicht feststellen kann, so hat man sich eben damit begnügt, eine äußerste Grenze für denselben zu ziehen, und denjenigen Geschäften und denjenigen Ständen der menschlichen Gesellschaft, für welche diese Grenze zu eng gezogen ist, durch billige Erweiterung derselben Rechnung getragen.

Man sieht nicht, oder will nicht sehen, daß die Fixirung eines gesetzlichen Zinsfußes Nichts weiter ist, als der Ausspruch der Staatsgewalt, daß ein Geld-Capital unter gewöhnlichen Verhältnissen auf so hoch, wie festgesetzt, genutzt werden kann, wobei es den Contrahenten

überlassen bleibt, sich in außergewöhnlichen Fällen durch ein anderes Arrangement, etwa Societät oder dergl., zu helfen.

2) Wucher-Gesetze — sagt man ferner — sind der Entwickelung des Verkehrs hinderlich, und deren Einschränkung zur Hebung des Credits durch Zurückführung der den Gewerben und insbesondere dem mittleren und kleineren Verkehr entzogenen Capitalien nothwendig. Die Commission für Rechtssachen der ersten Kammer des vorjährigen Landtags hat deshalb vorgeschlagen, entweder den strafbaren Wucher auf die erfahrungsmäßig schwersten Fälle einzuschränken, oder den Zinsfuß auf 8 pCt. zu erhöhen. Die Petitions-Commission war dagegen der Ansicht, daß durch diese Vorschläge nur der Nachtheil der Gewerbtreibenden, insbesondere der niederen Klassen herbeigeführt werden würde, und in der That erscheint es auffallend, wie man hat glauben können, durch Zins-Erhöhungen dem Credit der Aermeren, welche keine Sicherheit zu bieten vermögen, aufzuhelfen.

Weises Maß, nicht unbeschränkte Freiheit, sagt Montesquieu in seinem esprit des loix C. 22, leitet das menschliche Leben, und die Geschichte lehrt uns die wohlthätigen Folgen der Zinsbeschränkungen. Schon Cato Censorinus erklärte den Wucher für nichts Besseres, als Straßenraub; Cicero stellt ihn dem Todtschlagen gleich, und die römische Gesetzgebung bestrafte ihn mit der doppelten Strafe des Diebstahls. Die Wuchergesetze haben von jeher die Noth der Armen gelindert und doch die Entwickelung des Verkehrs nicht gehemmt; sie haben der Habgier einen Damm entgegengestellt und die Capitalisten dennoch aus dem Umlauf und der Anlegung ihres Geldes Nutzen ziehen lassen. Zu der Zeit, als in Rom der Zinsfuß noch frei war, war er unmäßig; die Häuser der Patricier waren Schuldthürme, und an jedem Gerichtstage wurden, wie Livius VI. 36, erzählt, die zugesprochenen Plebejer schaarenweise dahin abgeführt. In dieser ihrer äußersten Noth wanderten sie mehrmals aus, wie Tacitus Ann. VI. 16, erzählt, und erzwangen dadurch das XII-Tafelgesetz. Von hier ab unter steter Herrschaft der Wuchergesetze, wie in der Einleitung gezeigt worden, wich der Zins durch die legislatorischen Bestimmungen von 12 zu 6, von 6 zu 4 pCt. Dabei wuchs das Reich ungestört an Macht und Verkehr.

Das gleiche Beispiel hat uns Deutschland im Mittelalter gegeben und bietet in neuester Zeit uns England dar. Vor Einführung der Wuchergesetze war der Zinsfuß ein sehr hoher. Heinrich VIII. begrenzte ihn zuerst auf 10 pCt. Seitdem verringerte er sich unter Jacob I. auf 8 pCt., unter Karl I. auf 6 pCt., unter Anna auf 5 pCt., und dabei hat England seine heutige Macht erreicht, seinen Handel, seine heutige Ausdehnung gewonnen.

Allerdings sind zwischen allen diesen Inductionen große Zeiträume verflossen, aber die Entwickelung des menschlichen Verkehrs und seine Folgen zeigen sich auch nicht in Jahresfristen, sondern in großen Zeit-

Abschnitten, und Angesichts derselben wird man wohl nicht mehr sagen können, daß Wuchergesetze der Entwickelung des Verkehrs hinderlich seien. Am wenigsten aber läßt sich behaupten, daß dieselben dem mittleren und kleinen Geschäftmanne den Credit entziehen. Dieser Klasse von Geldbedürftigen wird, den Fall der Mildthätigkeit ausgenommen, im Allgemeinen nur auf Pfänder geborgt; denn ohne solche vermögen sie für ein zu 10 pCt. verzinsliches Capital eben so wenig Sicherheit zu gewähren, als für ein zu 5 pCt. verzinsliches, und da sie überdies nur kleiner Summen bedürfen, so wird der Capitalist auf die um das Doppelte und Vierfache erhöhten Zinsen dennoch lieber verzichten und das Capital verweigern. Will man dieser Klasse von Geldbedürftigen ein Mittel zur leichteren Erhaltung von Darlehnen sichern, so kann dies nur durch Gründung staatlicher Creditbanken geschehen, nicht aber durch Aufhebung der Wuchergesetze. Denn im letzteren Falle würde der Vortheil, leichter Geld dargeliehen zu erhalten, durch die unverhältnißmäßige Erhöhung des Zinsfußes mehr als vollständig paralysirt werden. Der Trost, daß es sich hierbei nur um eine kurze Uebergangs-Periode handle, schmeckt zu sehr nach dem lustigen Gehülfen Ludwig's XI., welcher seine Clienten auch durch die Versicherung über die Todesangst wegzuheben pflegte, daß das Stranguliren nur ein kurzer Uebergang sei. Lange würden die kleinen Gewerbtreibenden allerdings unter einem solchen Zustande nicht leiden. 3) Wendet man gegen die bestehenden Zinsbeschränkungen ein, daß der 5procentige Zinsfuß den jetzigen Zeit- und Verkehrsverhältnissen nicht mehr angemessen sei, indem sich einerseits der Werth des Geldes vermindert, andererseits aber dem Capital eine zahllose Menge von Gelegenheiten eröffnet habe, dasselbe auf leichte und bequeme Weise, selbst ohne erhebliche Gefahr viel höher zu verwerthen. Daß darunter der persönliche und Real-Credit schwer leiden müsse, sei eine unvermeidliche Folge. Kann aber die temporäre leichtere Gelegenheit, das Capital besser zu verwerthen, für den Staat eine Nothwendigkeit abgeben, die Zinsbeschränkungen ganz aufzuheben, und würde durch eine solche Aufhebung dem persönlichen und Real-Credit wirklich aufgeholfen werden?

In den Motiven, welche der Staatsrath Janbert zur Unterstützung des Gesetzes vom 3. September 1807 der französischen Regierung vortrug, sagt derselbe:

„Neben dem Grundsatz, welcher will, daß ein Jeder von seiner Sache beliebigen Gebrauch machen könne, giebt es noch einen anderen, der eben so wahr ist, daß es nämlich dem Staate daran gelegen sein muß, darüber zu wachen, daß das Vermögen nicht verschleudert, die Familien nicht ausgezogen werden und daß das augenblickliche Bedürfniß keinen listigen und gewandten Menschen ermächtigt, sich des Eigenthums eines Anderen um einen Spottpreis zu bemächtigen. Vorgeblich sagt man, der Zinsfuß dürfe

nur von der gegenwärtigen Lage des Darleihers und des Anleihers abhängen: des Darleihers, welcher sein Capital sonstwo viel nützlicher und sicherer anlegen könne: des Anleihers, dessen Lage durch den Nutzen, welchen ihm das Darlehn bringt, jedenfalls verbessert werde, wenn er auch höhere Zinsen bezahle. Allein auf einzelne Thatsachen, welche vielleicht gerechtfertigt werden können, kann es hier nicht ankommen; das Gesetz muß das Allgemeine im Auge haben und für das allgemeine Interesse Sorge tragen. Das Bedürfniß, ein Darlehn aufzunehmen, hat gewöhnlich nur den Erwerb oder die Befreiung von Grundeigenthum, die Gründung, Ausdehnung oder Fortführung irgend einer Industrie oder eines Gewerbes zum Gegenstande. Daraus folgt, daß der Zinsfuß, damit die bürgerliche Gesellschaft nicht darunter leide, mit den Erzeugnissen des Grundeigenthums und mit denen, welche eine ehrbare Industrie hervorbringt, im Verhältniß stehen muß. Zerstört man dieses Gleichgewicht, so kommt dadurch Alles in Verwirrung und Nachtheil."

Thatsache ist es, daß zu keiner Zeit die Gelegenheit, das Capital dem persönlichen Credit und dem Grundbesitz zu entziehen und lohnendern Geschäften zuzuwenden, verlockender gewesen ist, als gerade jetzt, und die traurige Folge davon ist, daß allein in Berlin gegenwärtig Millionen an Hypotheken gekündigt sind. Würde diese Kündigung weniger massenhaft eingetreten sein, wenn wir keine Zinsgesetze gehabt hätten? Es liegt daher für uns die Aufforderung sehr nahe, zu untersuchen, ob der gesetzliche Zinsfuß mit den Erzeugnissen des Grundeigenthums und der Industrie im Verhältniß steht, oder ob eine Erhöhung oder gar Freigebung desselben sich rechtfertigen läßt?

Was den städtischen Grundbesitz anbelangt, so ist es überall und insbesondere in Berlin eine allgemeine Klage, daß die Hausmiethen fast um das Doppelte gestiegen und namentlich für mittlere Quartiere fast unerschwinglich geworden sind. Wird sich der Miethszins mindern, wenn Hypotheken-Capitalien nur zu einem höheren, als dem jetzt üblichen Zinsfuß von 4½—5 pCt. noch zu haben sind? Und woher sollen die Hauswirthe die höheren Hypothekenzinsen nehmen, wenn nicht aus den Miethen, welche selbstredend also in demselben Maße von ihnen gesteigert werden müssen, als der Zinsfuß steigt.

Nicht viel besser ist es mit dem ländlichen Grundbesitz bestellt. Es werden wenige Landgüter sein, welche selbst bei den bisherigen glänzenden Producten-Preisen und Conjuncturen einen höheren Reinertrag abgeworfen haben, als 5 Procent. Wo dies vorgekommen sein sollte, dürften die Gründe entweder in der vorzüglichen Industrie des Besitzers, in der Localität des Gutes, wie beispielsweise in der Nähe absatzreicher Städte, oder darin zu suchen sein, daß das Gut schon lange Zeit in der Hand oder Familie des zeitigen Besitzers und deshalb zu einem, den

jetzigen Zeitverhältnissen entsprechend sehr billigen Preise erkauft worden ist. Dagegen wird bei den meisten Gütern, welche erst in neuerer Zeit zu den gegenwärtigen enormen Preisen acquirirt worden sind, ein Netto-Ertrag von 5 Procent nicht zu erzielen sein, und wenn die Producten-Preise von der bisherigen Höhe dauernd herabsinken, wird bei ihnen eine gefährliche Krisis nicht ausbleiben.

Sehen wir endlich auf den Gewinn, welchen bei der jetzigen Concurrenz in allen Fächern die meisten Gewerbe und Industriezweige nur noch abwerfen, so wird mit Ausnahme der größeren kaufmännischen Geschäfte und einzelner Fabriken-Betriebe bei sehr Wenigen nur der Rein-Ertrag 5 Procent noch übersteigen. Die Erhöhung des Zinsfußes würde also auch bei ihnen offenbar zum Ruin führen. Insbesondere würde für den ländlichen Grundbesitz, der es nicht — wie der große städtische mit der Erhöhung der Miethen — in seiner Gewalt hat, seine Erträge beliebig zu erhöhen, eine Steigerung des Zinsfußes mit einer Verringerung seines Werthes identisch sein, wie wir denn auch soeben die Erfahrung gemacht haben, daß mit dem Theuerwerden des Geldes die Preise der landwirthschaftlichen Producte angemessen fallen.

4) Das Geld sei zur Waare geworden — sagt man weiter — und als solche der Conjunctur unterworfen. Je nachdem diese günstiger oder ungünstiger stehe, werde es theurer oder billiger zu haben sein. Dieser Satz ist schon früher von der Theorie aufgestellt und von der ersten Republik am 25. April 1793 zum ersten Male gesetzlich anerkannt; er ist aber — wenigstens so allgemein hingestellt — nicht einmal richtig. Geld ist nicht Waare, sondern der allgemeine Werthmesser für die Waare. Der Landmann, der Gewerbtreibende producirt mehr, als er selbst verbrauchen kann, und muß das Ueberflüssige auf den Markt bringen. Hier, wie beim Angebot aller Arbeit entscheidet die Concurrenz, die Nothwendigkeit des Absatzes und des Verbrauchs. Anders beim Capital. Nur Wenige sind genöthigt, Darlehne zu geben. Beim Gelde also fehlt die Concurrenz der Darlehnsgeber, woher auch die sich stets wiederholende Erscheinung, daß der Wettlauf der Capitalbesitzer niemals herunter, sondern immer in die Höhe geht.

Zugleich erklärt sich daraus die Conclusion, daß der Preis des Geldes weniger durch Angebot und Nachfrage, als durch die Speculation regulirt wird, und daß es mehr als verkehrt ist, von der Speculation der Geldbesitzer einen billigern Zinsfuß zu erwarten.

Daß das Geld Waare sein **kann**, ist nicht zu bestreiten. Haben wir doch vor wenig Monaten erst das Beispiel erlebt, daß die preußischen Thaler in Masse für Hamburg aufgekauft und eingeschmolzen in Barren nach Rußland und Indien gewandert sind. Aber selbst Rau, sonst ein Gegner der Wucher-Gesetze, giebt in seinem Lehrb. der polit. Oekonomie § 322 zu, daß sich im Allgemeinen der Zinsfuß nicht nach dem Marktpreise, sondern in jedem einzelnen Falle nach der Noth

des Schuldners und der rücksichtslosen Gewinnsucht des Capitalisten bestimme.

Der Staat hat den Zinsfuß nicht willkürlich, sondern in weiser Erwägung der Verhältnisse auf ein nicht zu überschreitendes Maximum gesetzt. Dies gewährt dem ehrlichen Mann genügenden Spielraum zum Anschlag einer höheren oder geringeren Sicherheit zur Berücksichtigung der größeren oder geringeren Nachfrage. Daß beispielsweise für Preußen der Zinsfuß von 5 pCt. als ausreichend für diese Zwecke anzunehmen sein wird, beweist der Stand der Staats-Papiere, von denen schon die 4½procentigen bis auf die neueste Zeit über dem Nominalwerth standen und bei denen die öffentliche Meinung den Satz von 5 pCt. Zinsen als einen sehr hohen bezeichnet. 5) wendet man ein, daß die allgemeine Wechselfähigkeit mit den Wucher-Gesetzen im Widerspruche stehe. Materiell sind dieselben durch die allgemeine Wechsel-Ordnung für Deutschland allerdings beseitigt, freilich ohne daß wir dadurch — wie man schwärmte — billiges Geld und niedrige Zinsen gewonnen hätten; um so weniger aber ist ein Grund vorhanden, die noch bestehenden Zins-Beschränkungen aufzuheben. Wenn dafür dennoch die meisten Handelskammern ihre Stimmen erhoben haben, so ist dies eben nur die Meinung eines ohnedies schon gesetzlich vor Allen bevorzugten Standes, und gerade desjenigen Standes, welchem wegen seiner Mittel und Kenntnisse des Verkehrs die Vortheile der Aufhebung der Wuchergesetze vornehmlich zu Gute kommen würden, und welcher eben deshalb auch durch sein Interesse in seinen Ansichten wesentlich beeinflußt erscheint. Keine Frage, daß mit der Aufhebung der Wucher-Gesetze die letzte Schranke beseitigt wäre, welche der Vollendung der Herrschaft des Geldes hemmend entgegensteht; kein Zweifel, daß die Gemeinschaft der großen Geldbesitzer ein Arrangement mit Freuden begrüßt, durch welches ihnen anstatt der bisherigen Maschine von 5 Pferdekraft, mit welcher sie die übrige Gesellschaft auspumpen, eine dergleichen von 50 Pferdekraft zur Disposition gestellt würde.

Ist es ihnen doch bereits gelungen, auf ihrem eigenthümlichen Gebiete der höheren und niederen Geldspeculation und des benachbarten Schwindels, einen das bisherige Maß bedeutend übersteigenden Zins zu erzielen, ein Gewinn, der ihnen aber alsbald wieder unter den Händen zerrinnen muß, wenn es ihnen nicht gelingt, diesen Zinssatz aus dem Gebiete der Speculation auch auf das der Production zu verlegen, und dadurch sowohl ihren Schwindel-Gebäuden eine solide Unterlage zu verschaffen, als auch den imaginären Zins in einen reellen zu verwandeln.

Der Nationaldank.

Fast gleichzeitig mit unserer Besprechung dieses wichtigen, — weil immer größere Dimensionen annehmenden Gegenstandes im 7. Bande Seite 510, 5. December 1856 — erschienen von anderer Seite in verschiedenen Zeitungen interessante Veröffentlichungen über den „Nationaldank“, welche auch in weiteren Kreisen zu ernstem Nachdenken über die Ziele und Mittel desselben anregten, und ganz neuerdings durch einige vom Staate ausgegangene Verbesserungen in der Versorgung der Invaliden, dann aber durch die allerdings auffallende Erscheinung eine besondere Bedeutung gewannen, daß bei Gelegenheit des hocherfreulichen Militair-Jubiläums Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen die Veteranen- und Landwehr-Deputation bei Ueberreichung eines silbernen Helmes erklärte, die sehr bedeutende und sich täglich noch vermehrende Summe, welche aus allen Theilen der Monarchie für die Herstellung des Ehren-Geschenkes zusammen gekommen sei, mit ihren Ueberschüssen an das Kriegs-Ministerium abliefern zu wollen, wo es zur Unterstützung besonders bedürftiger Inhaber des eisernen Kreuzes verwendet werden sollte. So lauteten wenigstens die von Mitgliedern des Comité's jener Stiftung gemachten Aeußerungen und bestätigen es neuerdings die Zeitungen. Wir finden in diesen gleichzeitigen, so verschiedenen Vorgängen theils eine Bestätigung unserer Ansicht, theils begegnen wir in ihnen einer durchaus von der unseren verschiedenen Auffassung des Gegenstandes. Beides ist hochwillkommen und namentlich die Gegenrede, denn: „du choc des opinions jaillit la vérité.“ Es ist dies zwar keine Gegenrede für das, was wir zusammengestellt und aus der Zusammenstellung gefolgert, aber es ist eine Gegenrede für die Principien, die wir aus der bisherigen Handhabung der Sache sich nothwendig entwickeln sahen, und deshalb eine Pflicht, sie ebenfalls in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, denn man darf sich in der That nicht länger über die Wichtigkeit und die weitgreifenden Folgen dieser Stiftung täuschen, deren stetige Fortentwicklung dazu führen müßte, daß künftig die eine Hälfte der Nation die andere zu ernähren verpflichtet wird. —

Wem dies vielleicht als eine zu schroffe Fassung erscheint, der möge sich nur einmal die Rechnung überschlagen, welche jeder neue Krieg — oder glaubt man etwa noch jetzt an einen ewigen Frieden? — der schon vorhandenen Masse von Versorgungsberechtigten hinzufügen muß. Im Jahre 1855, also 40 Jahre nach den Befreiungskriegen, waren noch 64,000 lebende und sämmtlich hülfsbedürftige Soldaten aus jener Zeit aufgefunden, allerdings weil sie mit besonderer Sorgfalt gesucht worden. Wird wieder einmal mobil gemacht, so dürften die Hunderttausende aus Schleswig, Posen, Dresden und Baden und alle

welche die Hohenzollern-Medaille besitzen, abermals 150,000 Mann zugerechnet erhalten, von denen in wieder 40 Jahren sehr viel mehr als 64,000 leben können. Nach den beim Nationaldank zu erkennenden Principien hat Jeder, der in den Befreiungskriegen die Waffen getragen und gegenwärtig in dürftigen Umständen lebt, Anspruch auf die Fürsorge der Stiftung, ohne Rücksicht darauf, ob sich derselbe in seiner Dienstzeit ausgezeichnet, ob er verwundet und dadurch dürftig geworden ist, und ob er beim Austritt aus der Armee allen Ansprüchen entsagt hat? — Wir erwähnten bereits sämmtlicher Besitzer der hohenzollernschen Medaille. Diese wird, bei sonstiger Wohlfahrt des Staates, in 30—40 Jahren eine für die Geschichte fast eben so hohe Bedeutung haben, als die Kriegsdenkmünze für 1813, 14—15, denn es sind staatliche Documente vorhanden, welche dem bereitwilligen Stellen zur Landwehr und der Treue und Tapferkeit der Truppen die Rettung des Vaterlandes vor der Anarchie zugestehen. Entwickeln diese Ansprüche sich aber weiter, so liegt es auf der Hand, daß die Mittel des Nationaldankes, so wenig sie schon jetzt ausreichen, künftig noch viel weniger ausreichen werden. Von jetzt 64,000 Hülfsbedürftigen konnten trotz des anerkennenswerthesten Eifers der Stiftung nur 26,000 unzureichend unterstützt werden. Wie dann, wenn die Zahl der Ansprechenden sich auf Hunderttausende steigert? —

Die Aufmerksamkeit des Publicums wurde Anfangs Decembers verflossenen Jahres lebhaft durch zwei Zeitungs-Artikel beschäftigt, welche in verschiedenen Blättern gleichzeitig erschienen. Der eine, ein Schreiben des General-Majors, Hof-Marschalls a. D. und Historiographen der Armee, K. v. Schöning, an den Präsidenten des Curatorii der Allgemeinen Landes-Stiftung als Nationaldank, General-Major v. Maliszewski, Commandant des Invalidenhauses, welches sich bei Gelegenheit der Annahme seiner Wahl zum Stellvertreter dieses Ehrenamtes über die Stiftung selbst und über die Beurtheilung ausspricht, die ihr zu Theil wird. Der zweite ist ein kurz nachher erschienener Aufsatz, C. v. R. unterzeichnet, welcher aus der Veröffentlichung jenes ersteren Schreibens hervorgegangen ist. Da der letztere die wichtigsten Punkte des ersteren reproducirt und nur einige wichtige Thatsachen hinzufügt, so läßt sich annehmen, daß der Verfasser Herr C. v. R. sich genau und eingehend mit den Details der Verwaltung beschäftigt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß Alles ganz gut gehen würde, wenn nur etwas weniger Uebelwollen bei gewissen Leuten vorhanden wäre. Ein Uebelwollen gegen die Sache selbst müssen wir aber, wenigstens so weit der Kreis unserer Wahrnehmungen reicht, auf das Entschiedenste in Abrede stellen. Sie findet im Gegentheil die allgemeinste Theilnahme, und wir dächten, was bisher zusammengebracht worden ist, spricht am besten dafür, daß in der That kein Uebelwollen gegen die Sache als solche vorhanden ist. Anders ist es freilich mit Hinsicht auf die

Form, welche der Sache gegeben worden ist; diese unterliegt allerdings und namentlich bei Kennern und Wissenden allerlei Bedenken. Aber auch diese Bedenken entspringen immer nur aus dem Wunsche, die Sache selbst möglichst lebensfähig und wirksam zu machen, und auch wir sind uns bewußt, redlich gewirkt und gethan zu haben, um die gewiß schöne Idee zu fördern. In diesem Thun und diesem Wirken sind aber auch uns die Bedenken gekommen, welche wir in unserem früheren Aufsatze ausgesprochen, unseres Wissens überhaupt der erste, welcher die Frage von anderm Standpunkte als gewöhnlich beleuchtet.

Herr v. Schöning ist eine zu anerkannte Autorität, als daß sein Urtheil nicht von hohem Gewichte sein sollte. Es läßt sich voraussehen, daß es auch so wirken wird, und somit ist für die Stiftung abermals eine tüchtige vertrauenswerthe Persönlichkeit gewonnen und eines unserer Bedenken beseitigt, daß auf die Dauer nicht immer solcher Eifer, solche Fähigkeit und solche gesellschaftliche Stellung gefunden werden wird, um das so rührig Begonnene auch rührig fortzuführen. Haben wir also auch jetzt noch Bedenken, so sind sie auf die Zukunft gerichtet, aber für diese um so lebhafter. Herr v. Schöning sagt in seinem Schreiben an den General v. Maliszewski:

„Sie kennen eben so gut wie ich, die getheilten Meinungen über unsere Stiftung, — es giebt keine Institution, über welche unrichtigere Ansichten existiren. Dabei gehen die Ausstellungen in's Unendliche, wenn man aber von den Kritikern etwas Besseres verlangt, so ist guter Rath theuer. Die oft vorgekommenen ungünstigen Entscheidungen der hohen Behörden in Angelegenheiten, die der Stiftung Lebensfragen sein müssen, sind auch nicht dazu gemacht, das Ansehen derselben zu erhöhen und ihr wahres Interesse zu fördern. Ich kenne viele hochstehende Männer, welche von der großen Bedeutung dieser Invaliden-Stiftung nicht erfüllt sind und derselben, obwohl ein königl. Prinz an ihrer Spitze steht, ihre Hülfe bisher versagten. Möchten sie mit der Zeit dafür eine günstigere Meinung gewinnen, denn Einheit thut vor Allem uns Noth."

Was wir in unserer Besprechung nur vermutheten, — die Abneigung hoher Behörden und hochgestellter Männer gegen die Landes-Stiftung in ihrer jetzigen Form, wird hier von einer Autorität offen zugegeben. Sie richtet sich aber nach unserer Ueberzeugung schwerlich gegen die Zwecke der Stiftung überhaupt, sondern gegen die Idee, daß eine Stiftung für die Armee außerhalb derselben verwaltet werden soll, daß außer der vom Staate verordneten Behörde — der Invaliden-Abtheilung des Kriegs-Ministeriums, — sich eine höchste, centralisirende und unabhängige Behörde für die ganze Monarchie bildet, die selbstständig verfügt und dem Verdienste der Sammlung der Capitalien auch das Arbitrarium der Vertheilung hinzufügt. — Wenn hohe Behörden dagegen sind und ungünstige Entscheidungen erlassen, so geschieht das wahrscheinlich im Erkennen der außerordentlichen Tragweite, welche das von dem

Nationalbank, wenn auch nicht aufgestellte, so doch befolgte Princip haben muß, Jeden zu unterstützen, der früher seiner Militair-Dienstpflicht genügt, wenn er im Alter in dürftigen Verhältnissen lebt. So lange ein Verein, eine Gesellschaft diesem Princip durch Acte der Wohlthätigkeit entspricht, wird die Unterstützung der Behörden ihr schwerlich versagt werden, wenn aber eine staatliche Geltung, staatliche Vorrechte gewünscht oder in Anspruch genommen werden, dann allerdings werden die Behörden sich fragen müssen, wohin eine Weiter-Entwicklung des Princips führen kann, und seit in Preußen die allgemeine Militair-Dienstpflicht Landes- und Grundgesetz ist, kann von einer Verpflichtung nicht mehr die Rede sein, diejenigen im Alter zu versorgen, welche dieser Pflicht genügt haben, weil sonst endlich nothwendig eintreten muß, was wir schon erwähnt, daß nämlich eine Hälfte der Nation die andere ernähren muß.

Wenn unrichtige Ansichten über die Institution des Nationalbanks, und zwar unrichtigere, als über irgend eine andere existiren, so liegt dies möglicherweise darin, daß man öffentlich über dieselbe nichts erfährt, außer Ernennungen, Specialstiftungen u. s. w. Als eine dieser unrichtigen Ansichten müssen wir die Benennung Invaliden-Stiftung bezeichnen. Das ist sie eben nicht, denn sie unterstützt keineswegs Invaliden, das heißt im Kriegsdienst invalide Gewordene ausschließlich, sondern Hülfsbedürftige, welche in den Befreiungskriegen ihrer Militair-Dienstpflicht genügt. Für Invaliden sorgt der Staat und muß für sie sorgen, soweit es die ihm gewährten Mittel gestatten. Beschränkte sich die Landesstiftung darauf, dem Staate diese Mittel in reichlicherem Maße zu schaffen als bisher, so wären freilich alle Schwierigkeiten mit einem Schlage gelöst und das Gleichgewicht gefunden, nach welchem die Anstalt offenbar eben jetzt ringt, weil sie wohl fühlt es nicht länger entbehren zu können.

Betrachten wir bei dieser Gelegenheit, was nur in neuester Zeit vom Staate für Invalide und wirklich verdiente Krieger geschehen ist, so finden wir die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 13. November, welche genehmigt, daß denjenigen Combattanten der Feldzüge von 1812 bis 1815, welche

1) entweder als Halbinvalide anerkannt worden sind und den erworbenen Anspruch auf Versorgung bei Garnison-Truppen nicht geltend gemacht, sondern die Entlassung in die Heimath vorgezogen haben, oder
2) als Ganzinvalide ohne die durch längere Dienstzeit bedingten Versorgungs-Ansprüche ausgeschieden und größtentheils erwerbunfähig sind, auch eine Dienstzeit erreicht haben, die sich bei Unteroffizieren auf mindestens 4 Jahre und bei Gemeinen auf mindestens 6 Jahre belaufen muß,

die Invaliden-Pension 4. Klasse, und nach zurückgelegtem 60. Lebens-

jahre die erhöhte Invaliden-Pension zugestanden werden darf. In jedem Falle soll die Pensions-Bewilligung von dem Nachweis der Bedürftigkeit abhängig bleiben, und wird die ganze Allerhöchste Genehmigung als eine „ausnahmsweise“ bezeichnet. Dem gemäß haben die verschiedenen Regierungen Anfangs December die Betreffenden zu Meldungen bei den Landwehr-Bataillons-Commando's aufgefordert.

Schon unterm 11. December begegnen wir in den amtlichen Erlassen einer abermaligen Fürsorge Sr. Majestät des Königs für alte Soldaten. Sie erweitert die unterm 17. April 1856 erfolgte Bewilligung der Gehalts- und Servis-Competenz eines Unteroffiziers für Inhaber des eisernen Kreuzes vom Stande der Gemeinen, welche sich in den Invaliden-Häusern und Invaliden-Compagnieen befinden, auch auf solche invalide Inhaber des eisernen Kreuzes vom Stande der Gemeinen, welche in heimathlichen Verhältnissen leben.

Dies sind in der kurzen Zeit von 9 Monaten drei Maßregeln, welche nicht allein Zeugniß davon geben, daß der Staat seine wirklichen Invaliden und verdienten Soldaten nicht vergißt, sondern den Staat auch mit einer sehr bedeutenden Mehrausgabe belasten, die er anderweit absparen muß, um sie durchführen zu können.

Es klingt dergleichen Amtliches allerdings nur prosaisch gegen die poetische und blumenreiche Art, wie gegenwärtig alles dahin Einschlagende behandelt wird. In seiner Prosa ist es aber gleichzeitig auch etwas sehr Reelles und wirklich Hülfreiches. Es liegt in diesen Anführungen aus den Amtsblättern auch wohl die Erklärung, warum wir den Nationaldank nicht gern eine Invaliden-Stiftung nennen hören. Ganz abgesehen davon, daß er es nicht ist, und selbst wenn seine Mittel sich verzwanzigfachen, nie ausreichend werden kann, liegt darin ein Nichtanerkennen dessen, was der Staat thut und bisher nach Kräften gethan hat. Sollte darin vielleicht nicht einer der Gründe liegen, weshalb hohe Behörden und hochgestellte Männer von der großen Bedeutung der Stiftung nicht erfüllt sind und ihr Hülfe bisher versagten?

Daß die Ausstellungen gegen den Nationaldank in's Unendliche gehen, haben wir bisher nicht gehört, oder wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Was an Ausstellungen hin und wieder laut geworden ist, hat sich vielleicht auf einzelne Fälle bezogen, wo Unterstützungen an Personen vertheilt wurden, die keinesweges im Kreise ihrer Bekannten für absolut hülfsbedürftig gehalten wurden — wo vielleicht Täuschungen angewendet wurden, um zu einer Unterstützung zu gelangen, — wo vielleicht die besondere Vorliebe eines Vertheilenden dem einen mehr als dem andern gegeben haben mag. Das sind aber so durchaus unwichtige, gar nicht zu vermeidende und unter allen Verhältnissen vorkommende Fälle, daß sie in der That bei einer ernsten und tiefer eingehenden Betrachtung gar nicht mitzählen dürfen. Dergleichen Uebelstände können nie und nirgend ganz vermieden werden. Auch Behörden können getäuscht werden, haben

dann aber freilich das Strafrecht, welches eine Privat-Gesellschaft entbehrt. Ausstellungen von größerem Umfange mögen sich gegen die allerdings sehr bedeutenden Verwaltungskosten gerichtet haben. Da es aber darüber an einem vollständig genügenden Nachweis fehlt, so hat Niemand das Recht, darüber zu urtheilen. Man kann eben nur sagen, daß die Verwaltungskosten wirklich sehr groß sind, und bei der gegenwärtigen Organisation der Verwaltung nothwendig sehr groß sein müssen. Dafür darf man aber auch nicht übersehen wollen, daß in der That Außerordentliches im Zusammenbringen von Geldsummen geleistet worden ist, und daß sich das nicht ohne Kosten machen läßt. Ueberdies erhalten wir von Herrn v. Schöning das Zeugniß, daß die Kasse in bester Ordnung ist, und daß er sich Aufklärung über manche Beschuldigungen, wie z. E. über den vermeintlichen hohen Etat des jüngst dahin geschiedenen Beamten u. s. w. verschafft hat. Bei unserer Entfernung von dem Sitze der Verwaltung wissen wir von solchen Beschuldigungen nichts, kennen auch den ungenannten Beamten nicht, haben also gar keine Möglichkeit, Beschuldigung und Aufklärung zu vergleichen, müssen aber bedauern, daß überhaupt Beschuldigungen vorkommen konnten! Das Alles ist und bleibt aber auch vollkommen Nebensache, wo es sich um Principien und Lebens**fähigkeit**, wie Lebens**thätigkeit** überhaupt, als Theil in dem Gesammt-Organismus des Staates handelt. —

„Die Staatsmittel reichten auch in andern Ländern niemals zu, um den Invaliden ihrer Heere mehr als das Allernothwendigste zu gewähren," — fährt Herr v. Schöning in seinem Schreiben fort, — und erinnert dabei an den russischen Privat-Invalidenfond von 12 Millionen Rubel, um zu beweisen, daß in andern Ländern mehr geschieht, als in Preußen. Mit dem Vordersatze vollkommen einverstanden, müssen wir aber dem Nachsatze hinzufügen, daß eben jener russische Invalidenfond vom **Kriegs-Ministerium** verwaltet wird, und daß gerade dieses Beispiel unserm Vorschlage entspricht. Die Capitalien und die Verwaltung des Nationaldanks mögen an die Invaliden-Abtheilung des Kriegs-Ministeriums übergehen, die ehrenwerthen Männer aber, welche sich durch Zusammenbringung dieser Capitalien ein für alle Zeiten bleibendes Verdienst erworben haben, fortfahren, so eifrig und erfolgreich wie bisher für weitere Steigerung der Einnahmen zu sorgen, welche sie dem Staat als Dank der Nation zur Disposition stellen. Während des letzten Krieges der Westmächte gegen Rußland haben wir aufmerksam die Regungen der Theilnahme für die Soldaten bei allen kriegführenden Völkern beachtet. In Rußland wie in Frankreich, selbst in dem sonst auf self-government so eifersüchtigen England, ist es Niemandem eingefallen, die Gaben an Geld, Kleidungsstücken, Behaglichkeiten, selbst verwalten, selbst vertheilen zu wollen. Ueberall ist das Zusammengebrachte der Regierung zur Disposition gestellt, der Regierung die Verwendung überlassen worden. Als in Rußland im Jahr 1814 jener Invaliden-

fond zusammengebracht wurde, war der erste Schritt, der gethan wurde, die Bitte an die Regierung, nach ihrem Ermessen damit zu verfahren. Obgleich die augenblickliche Noth groß und das Bedürfniß dringend war, ließ sich die Regierung doch nicht irre machen und capitalisirte sofort die ganze Summe, so daß sie nun schon 40 Jahre lang den Segen von damals nachwirken lassen kann. —

Zusammenbringen, bitten, auffordern kann die Regierung freilich nicht. Das muß unter allen Umständen wohlgesinnten Männern überlassen bleiben. Aber zusammenhalten, verwalten, prüfen und übersehen kann sie besser, als jeder Verein, sobald er seine Wirksamkeit über die ganze Monarchie ausdehnen will, und dies scheint uns nun einmal der vitale Punkt der ganzen Frage. Daß er auch von anderer Seite so anerkannt wird, scheint jene Stiftung der Veteranen und der Landwehr beim Militair-Jubelfeste Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen anzudeuten. Es hätte nahe gelegen, den bedeutenden Ueberschuß der Sammlungen dem Nationaldanke zuzuwenden, welcher ja eine ähnliche Sammlung veranstaltet hatte. Statt dessen soll beschlossen worden sein, den Ueberschuß dem Kriegs-Ministerium zu übergeben, um ihn nach den Absichten der Geber zu verwenden. Darin kann unserer Ansicht nach nichts anderes liegen, als das Bekenntniß, daß sich die Geber nicht die Fähigkeit zutrauen, über die ganze Monarchie hin die richtige Wahl, das wirkliche Verdienst zu treffen und daß sie die Ueberzeugung von unserer trefflichen Kriegs-Verwaltung haben, in dieser Richtung das Beste zu leisten. Wir glauben nicht, daß in irgend einem Staate eine Institution besteht, welche selbstständig und unabhängig von der Heeres-Verwaltung für die Armee wirkt.

Für die Umschau, wie es damit in anderen Staaten gehalten wird, liegt uns als zunächst zugängliches Material ein k. k. österreichischer Militair-Schematismus vor. Leider nur vom Jahre 1853. Doch genügt er, weil dauernde Stiftungen sich eben nur vermehren und nicht vermindern können. Sie füllen von Seite 797 bis 879 nicht weniger als 82 enggedruckte Seiten und erreichen zusammen die Zahl von 241 Stiftungen, unter denen neben bedeutenden sich allerdings auch unbedeutende befinden. Ueberall aber hat das Armee-Ober-Commando oder das Regiment, oder eine militairische Behörde die Verwaltung und das Recht der Prüfung. Nur bei 5 findet sich das Recht des Vorschlages bei der Familie des Stifters. Entweder ist es somit den 241 Stiftern nicht eingefallen, außer der verdienstlichen That, auch noch das Recht der Verwaltung und Vertheilung in Anspruch nehmen zu wollen, oder der Staat hat dort bestimmte Vorschriften und Bedingungen, unter welchen dergleichen Geschenke überhaupt angenommen werden. Beide Annahmen sprechen demnach auch in Oesterreich für unsere Anschauung. Fast immer findet sich hinter den, im Schematismus verzeichneten, der Armee in Invaliden, Wittwen und Waisen zu Gute kommenden Stiftungen der Bei-

satz: „Dem Ober-Commando der Armee steht die Obsorge über den Vollzug der Stiftung zu.“ Die bei weitem Meisten dieser Stiftungen sind für Invaliden bestimmt und dem Wiener Invalidenhause der Vorschlag überlassen. Die Totalsumme sämmtlicher Stiftungen ist sehr bedeutend und noch jetzt bringen die Wiener Zeitungen häufig Anzeigen von neuen Stiftungen. Alle wollen der Armee durch die Armee helfen. Alle wollen den militairischen Vorgesetzten die Mittel verschaffen, für ihre Untergebenen auch über den Dienstverband hinaus sorgen zu können, und dies dürfte unter allen Umständen das Richtige sein.

Namentlich erzeugt dies Verfahren keine Ansprüche, die sich auf die Länge nicht erfüllen lassen und die denen, welche geben sollen, über den Kopf wachsen. Der Schluß des erwähnten Schreibens scheint sich auf diesen, mit der Zeit unvermeidlichen Umstand beziehen zu sollen. Er lautet: „So werden wir unter Gottes Beistand Mittel gewinnen, um mit der Zeit den alten hülfsbedürftigen Kriegern eine fortlaufende reelle Hülfe zu gewähren, während wir vorläufig noch bei dem Verfahren werden verbleiben müssen, welches uns keineswegs genügt, das aber in den Verhältnissen begründet, jedenfalls besser ist, als die früheren Zustände.“ —

In diesen Worten: fortdauernde, reelle Hülfe liegt die Unmöglichkeit, daß der Nationaldank selbst in fernster Zukunft und bei stets in gleichem Maße als bisher zufließenden Mitteln je im Stande sein wird, seinen vorgesetzten Zweck zu erreichen, wenn nämlich das Princip dabei aufrecht erhalten werden soll, daß jeder alt und hülfsbedürftig gewordene Unterthan des Staates, welcher seiner Militairdienstpflicht während eines Krieges oder in unruhigen Zeiten genügt, unterstützt, und zwar reell und fortdauernd unterstützt werden muß. Der Hinweis auf den künftigen Anspruch aller Inhaber der Hohenzollern-Medaille liegt nach diesem Grundsatze so nahe, daß er auch den Ruhigsten besorgt machen kann. Wenn der Nationaldank seine wohlthätigen Bestrebungen nur auf wirklich durch Krieg oder Militairdienst invalide Gewordene oder durch Ehrenzeichen ausgezeichnete Krieger beschränkte, dann wäre ein Erreichen des Zieles mit der Zeit denkbar. Gegenwärtig ist ihm aber jeder Altgewordene auch ein Veteran, und für diese Alle zu sorgen, jetzt schon eine zugegebene und bedauerte Unmöglichkeit. —

Fast unmittelbar nach der Veröffentlichung jenes Schreibens des Herrn Generals v. Schöning folgte in vielen Zeitungen ein Artikel C. v. R. unterzeichnet, der zwar nicht mit „Eingesandt“ bezeichnet ist, doch anscheinend diesen Charakter trägt. Auch er giebt zu und nennt es eine über jeden Zweifel erhabene Thatsache, daß die Staaten als solche außer Stande sind, in ausreichender Weise für ihre Veteranen zu sorgen, und sagt dann: „Es ist nicht hinweg zu leugnen, daß über die Invaliden-Stiftung, wie sie Herr General v. Schöning nennt, —

höchst getheilte Ansichten im Lande bestehen. Mag dieser Widerspruch — wir sind davon überzeugt, zum großen und größten Theil aus wirklicher und geprüfter Ueberzeugung entspringen — immerhin können wir uns nicht überwinden, zu glauben, daß er nicht hier und da von der Hartherzigkeit und Parteisucht als willkommener Deckmantel benutzt werde."

Was die erste Behauptung betrifft, daß nämlich kein Staat im Stande ist, in ausreichender Weise für seine Invaliden zu sorgen, so liegt die Frage wohl ausschließlich in der Ausdehnung, die man dem Worte ausreichend zugesteht. Wenn man das Hôtel des Invalides in Paris, Greenwich und Chelsea in England und das Invalidenhaus bei Berlin besucht — nur diese kennen wir aus eigener Anschauung — so wird man nicht läugnen können, daß für die in diesen Anstalten lebenden Invaliden in der That ausreichend gesorgt ist. Es kann sich also nur um diejenigen Invaliden handeln, welche nicht in die dafür bestimmten Staats-Anstalten aufgenommen worden sind, und für diese ist der Begriff des Ausreichenden allerdings schwer festzustellen. In Preußen ist dafür fortdauernd so viel geschehen, als die Mittel des Staates erlaubten. Das Wichtigste und Durchgreifendste durch das Reglement vom 4. August 1788, mit welchem König Friedrich Wilhelm II. die Invaliden-Compagnieen errichtete, in welche die sehr große Zahl der von Friedrich dem Großen hinterlassenen unversorgten Invaliden aufgenommen werden sollten. Es lohnt der Mühe, einen Blick in dieses vortreffliche Reglement zu werfen. Es lohnt aber auch, mit vorurtheilsfreiem Blick und ohne Sentimentalität zu übersehen, was seitdem für die Invaliden in Preußen geschehen ist, wobei man freilich immer den Gedanken festhalten muß, daß es sich dabei um wirkliche Invaliden, nicht um alt gewordene ehemalige Soldaten handelte.

Auch wir glauben zu denen zu gehören, die nicht aus Hartherzigkeit oder Parteisucht, sondern aus wirklicher und geprüfter Ueberzeugung unsere Bedenken über die Zukunft des Nationaldanks in seiner gegenwärtigen Form äußern. Der Verfasser ist ja selbst davon überzeugt, daß der große und größte Theil der Männer, welche eine abweichende Ansicht aussprechen, dies nicht aus Parteisucht oder Hartherzigkeit thun. Aber weiterhin nennt er jede Opposition gegen den Nationaldank unpatriotisch und unpreußisch. Dies, glauben wir, ist zu lebhaft ausgedrückt, und würden unter Anderen jene Männer, welche neuerdings den Ueberschuß der für ein Ehrengeschenk zusammen gekommenen Summe nicht dem Nationaldank bestimmt haben, diesem harten Vorwurfe verfallen, und das dürfte selbst bei lebhaftester Sympathie für die gegenwärtige Form der Institution doch kaum gerechtfertigt erscheinen. Weiter heißt es:

„Die preußische Invaliden-Stiftung muß das geliebteste Kind der nationalen Wohlthätigkeit sein, wie ihr denn alle Erstgeburtsrechte ge-

bühren. Sie hat nicht um Almosen zu betteln, sie darf als Pflicht beanspruchen, was ihr fehlt. Wer in Preußen wollte diesen Satz bestreiten?"

Gewiß Niemand, wenn man unter der Invaliden-Stiftung die Invaliden-Abtheilung im Kriegs-Ministerium versteht, worauf auch der Ausdruck Erstgeburts-Recht hinzudeuten scheint; denn daß diese Abtheilung früher bestanden, als der Nationaldank, dürfte sich nachweisen lassen, — aber in der That sehr Viele, wenn dem Nationaldank das Recht des Forderns zugeschrieben werden sollte. Seit Preußen eine Landesvertretung hat, giebt es einen geordneten und natürlichen Weg, die Regierung zu ausreichenden, fortdauernden und reellen Unterstützungen zu veranlassen, indem man ihr durch die Gesetzgebung auch die Mittel dafür zur Disposition stellt. Dahin sollte und muß sich vorzugsweise alle Kraft der Männer richten, welche dem Nationaldank ihre Thätigkeit gewidmet, und ihre Zahl ist so groß, das Gewicht ihrer Namen so bedeutend, daß sich die besten Wirkungen hoffen lassen, wenn sie sich zu einer vollkommen berechtigten Agitation nach dieser Richtung hin vereinen. In dem Augenblicke, wo wir schreiben, bringen die Zeitungen wieder eine Reihe von Ernennungen von Ehren-Mitgliedern in 7 Regierungsbezirken, unter denen wir einflußreiche und bedeutende Namen erblicken, wie denn wohl überhaupt noch niemals ein verhältnißmäßig junges Institut über eine solche Zahl von Namen besten Klanges und über einen so ausgedehnten und complicirten Apparat zu verfügen gehabt, als der Nationaldank.

Weiter sagt jener Aufsatz: „Hochstehende Männer erklären ihren Widerstand gegen den Nationaldank nur ganz im Allgemeinen ungefähr dahin: Es ist Nichts damit! hüllen sich aber dann über das Warum? in ein geheimnißvolles Schweigen. Ihrer giebt es leider nur zu Viele!"

Obgleich in ferner Provinz und keineswegs zu den Hochstehenden zählend, wollen wir doch den Vorwurf geheimnißvollen Schweigens nicht verdienen, sondern das Warum? zu erklären suchen.

1) Niemand wird gern offen gegen eine aus wirklicher und wahrster Menschenfreundlichkeit hervorgegangene Bestrebung auftreten, — Niemand wird Noth und Mangel in den niedern Ständen läugnen, — Niemand alt gewordenen ehemaligen Soldaten die Möglichkeit einer Besserung ihrer Lage entziehen wollen, oder so zu erscheinen wünschen. Daher das geheimnißvolle Schweigen. Niemand wird aber auch den edlen und mit Aufopferung thätigen Männern, die an der Spitze stehen, sagen wollen, daß die Principien nicht richtig sind, auf welche sie gebaut haben. Daher nur die ausweichende Phrase: Es ist Nichts damit!

2) Diese nicht richtigen Grundlagen sind: daß sich ein Institut für die Armee neben die Armee stellt, — daß die nothwendige Folge der allgemeinen Dienstzeit nicht beachtet worden ist, — daß Invaliden mit altgewordenen ehemaligen Soldaten verwechselt

werden, — daß es die Erfahrung bereits gelehrt hat, wie man mehr Ansprüche aufgesucht und hervorgerufen, als jemals nur irgend ausreichend befriedigt werden können, — daß endlich nicht durchweg capitalisirt, sondern ein großer Theil dessen, was einkommt, vertheilt wird. Zur Begründung dieser Ansichten müssen wir auf unsere frühere Besprechung zurückweisen, um nicht zu wiederholen, was bereits gesagt.

Diese Punkte müssen nothwendig erst beantwortet, hierüber erst ein Verständniß erreicht werden, ehe man von einer Abneigung oder Opposition gegen ein an und für sich vortreffliches, nur in der gegenwärtig gewollten Art nicht mögliches Institut spricht.

Bis hierher hat sich der Herr Verfasser des zweiten Aufsatzes nur in allgemeinen Anschauungen und Wünschen bewegt. Nun läßt er aber positive Angaben und Daten folgen, und diese fordern allerdings zu eingehender Erwiederung auf. Es handelt sich nämlich von der Gleichgültigkeit und Abgeneigtheit hoher Behörden, über welche der Verfasser Folgendes gehört:

„Die Administration des Instituts verlegt den bekannten Kalender: Der Veteran, und zwar, wie verlautet, in 100,000 Exemplaren. Die Ueberschüsse daraus reichen fast allein hin, die Administrationskosten zu decken, welche also nicht aus den Gaben der Wohlthätigkeit bestritten werden, und außerdem noch einen guten Theil derselben an die Soldaten zu geben. Der Staat aber nimmt davon die Stempelsteuer pro Stück 2 Silbergroschen, oder mit anderen Worten, entzieht diesem aus den geistigen Kräften der Administration hervorgegangenen Einnahmezweige bei 100,000 Exemplaren, jährlich über 6000 Thaler. Ferner ist es sehr begreiflich, daß eine sich über die ganze Monarchie verbreitende Administration ein Bedeutendes an Postporto zu tragen hat, und zwar soll diese Summe über 1000 Thaler jährlich bei allen Stiftungs-Abtheilungen betragen. Eine solche Einnahme zieht der Staat von einem Invaliden-Institut, d. h. entzieht demselben über 7000 Thaler jährlich, welche er entbehren würde, wenn das Institut nicht existirte. Eine Steuer von der Wohlthätigkeit!“

In diesen Worten liegt eine harte Anschuldigung, von der wir nur annehmen können, daß der Verfasser sie nicht so gemeint hat. Zunächst ist sie nicht richtig, denn jene 6000 Thaler, welche aus den 2 Sgr. Stempelsteuer für 100,000 Exemplare des „Veteran“ hervorgehen, würde der Staat, welcher auf den Ertrag der Stempelsteuer angewiesen ist, vollkommen verlieren; oder wollte man etwa annehmen, daß 100,000 Menschen, welche den „Veteran-Kalender“ kaufen, keinen andern kaufen würden, wenn dieser nicht existirte? Alle andern Kalender bezahlen aber Stempelsteuer, also würde der Finanzminister dem Nationaldank jährlich 6000 Thaler aus seiner Verwaltungs-Einnahme schenken müssen, wozu gar keine Veranlassung vorliegt, denn der Nationaldank will ja dem Staate helfen, nicht ihm seine Mittel entziehen. Es würde

aber bei den 6000 Thalern nicht bleiben, denn wenn der „Veteran“ durch Erlaß der Stempelsteuer 2 Silbergroschen wohlfeiler geliefert werden könnte, so wären alle anderen Kalender-Unternehmungen getödtet und der Staat auf die allereinfachste Weise um den Ertrag seiner ganzen Kalendersteuer gebracht. Eigentlich sollte dieser Beweis von der Unrichtigkeit des angeführten Factums genügen; die Anschuldigung aber, „daß der Staat den Invaliden, das heißt den altgewordenen ehemaligen Soldaten etwas entzieht,“ ist eine so harte, daß wir noch weiter darauf eingehen müssen.

So lange die allgemeine Dienstpflicht in Preußen Gesetzeskraft hat, so lange eine Behörde vorhanden ist, welcher die Sorge für die Invaliden übertragen ist, so lange eine Vereinigung von Privaten sich die vollständige Unabhängigkeit vom Staate bewahren will, kann der Staat als solcher und seine Behörden dem Nationaldanke keine Bevorzugungen zugestehen, die diesem in den Augen der Staatsangehörigen einen staatlichen Charakter verleihen würden. Ganz abgesehen von dem positiven Schaden, den ihm das Zugestehen der Portofreiheit und der Erlaß der Kalenderstempelsteuer bringen müßte, kann er diese staatliche Anerkennung nicht gewähren, so lange die Institution unabhängig von der allgemeinen Heeres-Verwaltung bleiben will. Der Nationaldank will nicht allein die Zwecke des Staates fördern, sondern er will auch verwalten, verfügen, gelten. Und das ist der Punkt, wo Beide, Staat und Nationaldank, auseinandergehen müssen. Das ist der Punkt, den der Staat nicht aufgeben kann und darf und der Nationaldank anscheinend nicht aufgeben will. So wird denn die Schwierigkeit auch noch länger dauern, und vielleicht so lange, bis Nothwendigkeit sie löst.

Mit demselben Rechte könnte man sagen, daß der Papierfabrikant und Drucker, der honorirte Schriftsteller den Invaliden das Ihrige entziehen, wenn sie für den Veteran-Kalender nicht umsonst arbeiten; ja, derselbe Vorwurf ließe sich für alle Verwaltungskosten formuliren, aber gewiß nicht ohne Ungerechtigkeit. Seiner Zeit hat man von vielen Seiten darüber klagen hören, daß dem Absatz des Veteran-Kalenders so außerordentlicher Vorschub geschähe, weil die anderen Verleger von Kalendern darunter litten, und auch das ist — mit Unrecht — dem Staate und den Behörden zum Vorwurf gemacht worden. Nun kommt der Vorwurf sogar von der für den Absatz begünstigten Seite und gewiß für Viele unerwartet! —

Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Die Verpflichtung des Reichthums, des Capitals gegen die Armee ist groß. So unglaublich der Satz auch an der Börse klingen mag: Die Hülsen der Patronen des Soldaten sind die wahren Werthpapiere, welche die Course aller anderen Papiere im Staate bestimmen. Möge das Gesagte dazu beitragen helfen, die Invaliden-Stiftung allen Vaterlandsfreunden an das

Herz zu legen; mögen sie sich davon durchdringen lassen, daß durch dieselbe eine Aufgabe ihrer Lösung entgegenreift, die hoch und heilig und echt preußisch ist, denn sie betrifft das Wohl der Armee!"

Aus vollstem Herzen stimmen wir diesen Worten bei. Allerdings handelt es sich um das Wohl der Armee, und daher um das Wichtigste, was Preußen hat. Aber es handelt sich auch um den richtigen Weg dafür, und dieser scheint uns nicht darin zu liegen, daß der Soldat von irgend einer Privat-Unternehmung außerhalb der Armee Lohn für Dasjenige erwartet und empfängt, was er in der Armee gethan, daß die höchste Verwaltung der Armee auf die Dauer für mittellos erklärt wird, den Anforderungen zu genügen, welche größtentheils und in diesem Umfange jedenfalls erst neuerdings laut geworden sind und mit der Zeit immer lauter werden müssen.

Gäbe es denn aber kein Mittel, diese Gegensätze, diese Schwierigkeiten auszugleichen? Unserer Ansicht nach allerdings! Der Nationaldank übergiebt seine Capitalien und seine Verwaltung dem Kriegs-Ministerium für dessen Invaliden-Abtheilung und fährt fort, mit dem bisherigen so rühmenswerthen und für alle Zeit dankenswerthen Eifer für das Zusammenbringen von Mitteln, namentlich aber durch die Landesvertretung zu sorgen, welche jährlich dem Kriegs-Ministerium übergeben werden. Die Summen werden capitalisirt; — die Zinsenvertheilung für wirkliche Invaliden und lange dienende Soldaten bestimmt. So bleibt die Organisation des Nationaldankes für die Zusammenbringung des wirklichen Dankes der Nation dieselbe, und alle Schwierigkeiten sind gelöst, namentlich das Aufstellen und Festhalten von Principien vermieden, die auf die Dauer nicht festzuhalten sind, wenn man nicht sehr wesentliche Uebelstände entstehen sehen will.

Offenbar ist man mit der Stiftung auf einem Punkte angelangt, wo Bedenken nicht mehr bei Seite geschoben werden können, ohne sie zu widerlegen. Von Herzen wünschen wir, daß die unsrigen widerlegt werden möchten. Geschieht es nicht, so dürfte über lang oder kurz der Zeitpunkt eintreten, wo man sich klar über die künftige Bedeutung dieses Instituts werden muß. Mit vollster Seele wünschen wir ihm in jeder Form Glück und Gedeihen, glauben aber, daß beides am Besten und Sichersten auf dem von uns vorgeschlagenen Wege zu erreichen sein wird.

(Englische Wochenblätter.) Unter diesem Titel erschien so eben in der Decker'schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei eine höchst interessante „Studie", welche auf jeder Seite die genaue Bekanntschaft ihres Verfassers nicht allein mit der englischen Presse, sondern auch mit dem gesammten Leben der königlichen Insel zeigt. Wir wissen an dem, was

uns diese Studie giebt, kaum etwas auszusetzen, als die etwas zu kurze Charakterisirung des „Leader“, eines radicalen Wochenblattes, aus dem wir in unseren englischen Literaturbriefen den Lesern öfters interessante Auszüge mitgetheilt haben. Was den eigenthümlichen Vorzug dieses Blattes, trotz seiner Neigung für Abstractionen aller Art und trotz seiner Vorliebe für eine oft rohe Empirie und für die Auffassung des Lebens als einer mechanischen Bewegung begründet, ist unserer Meinung das in England so äußerst seltene Bewußtsein davon, daß das britische Volk eine lange Reihe von inneren Entwickelungen, welche Deutschland mit einer fast stoischen Ruhe und Ueberwindungskraft seit 1770 ausgehalten und fortgeführt hat, noch nachholen muß, um an dem Ineinander der heutigen europäischen Welt und ihres Gedankenganges ordentlich Antheil nehmen zu können. Der Redacteur des „Leader“, Mr. G. Lewes, hat in seinem Buche über Goethe, das jetzt auch in Deutschland so viel Aufsehen macht, gezeigt, wie sehr er des verworrenen Stoffes Herr ist, aus dem ein Leben des vielaltrigen, vielgewandten, in den verschiedensten Lebens- und Thätigkeitskreisen angesessenen Goethe geformt und gearbeitet werden muß. Der „Leader“ ist in seiner Politik noch unenglischer als die „Preß“, und deutsch-abstracter als der „Spectator“. Eine besondere Beachtung, weil augenscheinlich von einem genaueren Beobachter Englands ausgegangen, verdient das folgende Schlußwort der Brochure:

„Schließlich noch einige Bemerkungen über die radicalen Sonntagsblätter insgesammt, die, je nachdem ich die illustrirten Blätter mit einrechne oder nicht, eine viertel oder halbe Million Exemplare allwöchentlich über London und das Land ausschütten. Diese Zahl ist nicht übertrieben, namentlich, wenn man erwägt, daß die Auflagen, besonders der Zwei-Penny-Blätter, seit Aufhebung des Stempelzwanges (wodurch der Preis der Blätter um ein Drittel billiger wurde) bedeutend gewachsen sind. Zu conjecturiren, wie viele Leser auf jedes einzelne Blatt kommen, würde nutzlos sein; darüber indeß kann kein Zweifel obwalten, daß die Gesammtzahl nach Millionen gerechnet werden muß. Zu gleicher Zeit muß sich einem die Frage aufdrängen: wie ist es möglich, daß die Unzufriedenheit der Massen so systematisch und in so riesigem Maßstabe gepflegt werden kann, ohne irgend welchen wahrnehmbaren Eindruck hervorzubringen. Auf dem Continent glaubt man dann und wann, daß ein solcher Eindruck da sei, und daß eine Massenerhebung über kurz oder lang die bestehenden Zustände über den Haufen werfen werde. Es giebt wenige Dinge, von denen ich so fest überzeugt wäre, wie von dem Gegentheil dieser Annahme. Die Gefahren Englands liegen wo anders. Der Boden der Gesellschaft ist nicht vulkanisch; jene Unzufriedenheit, vor Allem jener Dünkel, der zu Allem, was über ihm steht, mit einem: „wo Du stehst, kann ich auch stehen“ hinaufblickt, dieser Dünkel, sage ich, existirt hier nicht. Das Volk ist unendlich harmlos und hat einen unerheuchelten Respect vor Rang und Reichthum, wie ihn Frankreich und Deutschland nicht mehr kennen. Wollte man das Volk quälen, so würde dieser Respect vielleicht schwinden; aber man quält es nicht. Man thut herzlich wenig für seine moralische und geistige Bildung, man räumt ihm keine politischen Rechte ein, man läßt es wild aufwachsen, aber — man quält es nicht. Bei aller Noth und allem Elend im Einzelnen geht ein ungeheurer Zug des Behagens durch das Ganze. Die persönliche Freiheit ist groß, und als ein Theil dieser Freiheit wird das Recht betrachtet, klagen und schimpfen zu können. Aber auch durchaus nicht mehr.

Wenn bei uns geklagt wird, so hat man ein Ziel im Auge, und wenn dies Ziel nicht erreicht wird, so wächst und steigt die Bitterkeit. Nicht so hier. Das Klagen selbst ist Zweck. Es genügt den Leuten, dreißig Jahre lang behaupten zu können, daß Lord Palmerston der größte Humbug der Neuzeit sei, aber sie erwarten nicht, ja sie haben kaum den Wunsch, daß durch diese ihre Ansicht irgend etwas geändert werde. Die freie Meinungsäußerung, die in Frankreich (ich mag es nicht bestreiten) der Inbegriff aller Gefahr ist, ist hier das Sicherheitsventil.

So viel über den Charakter und das Bedürfniß des Volks. Behaglich, wie es sich fühlt, würd' es unter allen Umständen schwer sein, es aufzustacheln. Aber diese Absicht hat Niemand, am allerwenigsten die radicale Presse. Im Volk fehlen die Pulverfässer und in der Presse fehlen — die Blitze.

Es liegt durchaus nichts Zündendes in diesen fulminanten Artikeln; es sind kalte Schläge, und es sollen kalte Schläge sein. Die Redacteure sind im großen Ganzen eben so harmlos, wie das Volk selbst. Ich kenne einen derselben; der Mann würde außer sich sein, wenn ich ihm beweisen wollte, daß er am Umsturz der Gesellschaft gearbeitet habe. Es ist alles, wie beim Volke selbst, nichts weiter als „Grumbling" (Murren, Brummen, Muffeln) und außerdem Geschäftssache. Die deutschen radicalen Blätter des Jahres 1848 wollten etwas, sie waren im Dienst einer Idee, gleichviel, ob einer guten oder schlechten, aber die radicalen englischen Wochenblätter wollen nur Abonnenten, wollen dem Volk gefallen, aber es nicht verführen. Der englische Radicalismus ist vergleichsweise conservativ, sicherlich anti-revolutionär. Seine Sprache mag grob sein, aber sein Herz ist loyal.

Das Vorstehende würde völlig ausreichen, die relative politische Einflußlosigkeit dieser geharnischten Leitartikel zu erklären, deren Kraftsprache dem Fremden so zu imponiren pflegt. Aber außer jenen innerlichen Gründen, die ich zur Erklärung dieser Thatsache beigebracht habe, giebt es noch einen rein äußerlichen Grund, der sicherlich nicht minder schwer in die Wage fällt. Es ist der, daß diese Donnerworte des Radicalismus vielleicht in den meisten Fällen gar nicht gelesen werden. Die politische Nicht-Bildung des Volkes ist so groß, daß die Behandlung der meisten Fragen sie nicht interessiren kann, weil sie nicht das Geringste davon verstehen. Alle diese Blätter sind nach dem Goetheschen Satz: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen", redigirt, und es würde ein Irrthum sein, sich einzubilden, daß der politische Theil der gelesenste sei. „Wunderbare Rettung aus Lebensgefahr", „Großes Feuer in der City; 13 Menschen verbrannt", „Unnatürliche That einer Mutter in Warwickshire", „Neue Strychnin-Vergiftungen in Leeds", Betrügereien, nächtliche Einbrüche, Prozeßverhandlungen, Polizeiberichte — das ist es, was gelesen wird.

Daß der englische Radicalismus anders ist wie der continentale, ist ein Satz von allgemeiner Gültigkeit und Verbreitung; aber seine äußerste Harmlosigkeit ist weder gekannt noch gewürdigt. Die Gründe sind klar — das Volk ist glücklich."

[Mecklenburgische Alterthümer.] Unter dem Titel: „Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von G. C. F. Lisch und W. G. Beyer, Secretairen des Vereins. Schwerin 1856." ist so eben der ein und zwan-

zigste Jahrgang eines Werkes erschienen, das nicht allein das schönste Zeugniß von der warmen Vaterlandsliebe der Mecklenburger ablegt, sondern auch der deutschen Geschichtsforschung und ihren Unterabtheilungen (Heraldik, Numismatik 2c.) wesentliche Dienste geleistet hat. Der vorliegende Band enthält an größeren Aufsätzen Beiträge zur älteren Geschichte mehrerer mecklenburgischer Städte, ferner die Biographie Friedrich Grafen Hahn's, aus der die „Revue" ihren Lesern Auszüge geboten hat, Bemerkungen zur Geschichte der mecklenburgischen Buchdruckerei, ein Stammbuch der Herzogin Anna von Mecklenburg, das im Berl. königl. Archive vor Kurzem aufgefunden ist, alte Lieder und viele interessante Notizen über des Landes Alterthümer. Der Jahresbericht dieser thätigen und für das Land Mecklenburg wie für deutsche Geschichte so segensreich wirkenden Gesellschaft weist eine Einnahme von mehr als 4000 Thlrn. und nach Abzug der Ausgaben einen Restbestand von 700 Thlrn. nach. Dazu kommt das Vermögen des Vereines mit 1800 Thlrn. Der Verein besitzt eine Sammlung von Alterthümern, von Münzen, Bildern 2c. — Aehnliche Unternehmungen in den preußischen Provinzen werden in der Thätigkeit und in den Veröffentlichungen ihrer mecklenburger Collegen nicht wenig Nachahmungswerthes finden.

[Darmstädter Bank.] Es geht uns der Bericht über die außerordentliche General-Versammlung der Actionäre der Darmstädter Bank vom 20. Jan. d. J. zu. Derselbe ist ganz darnach angethan, nicht bloß von den glücklichen oder unglücklichen Actionären der „Bank für Handel und Industrie" mit großer Theilnahme gelesen zu werden, auch jeden Beobachter der Zeit muß die Lectüre desselben ungemein interessiren. Es herrscht in diesem Berichte ein so künstlerisches Helldunkel, es werden in ihm so geschickt an verwirklichte Hoffnungen Versprechungen und an Einwände des eigenen Kopfes kühne und schwungvolle Phantasieen des zu diesem Kopfe gehörigen Herzens geknüpft, daß man den Verfasser des Berichtes bewundern muß. Er weiß Alles auszubeuten, und es ist darum nur natürlich, wenn er an einem Punkte — G. Mevissen erstattete als Präsident den Bericht — seines Vortrages auch ausdrücklich bemerkte, daß die „hochgeschätzte Patronisation der Bank im Laufe weniger Jahre fast zu einem entscheidenden Factor für viele der Verwirklichung entgegenstrebende lebensfähige industrielle Schöpfungen geworden" sei. Patron, oder, wie das officielle Wort lautet, Ehren-Präsident der Bank ist nämlich der Fürst Felix zu Hohenlohe-Oehringen, und es war ihm vergönnt, diese Verherrlichung seines Patronates Höchstselbst bei Ausübung seiner Präsidial-Stellung während der Sitzung entgegenzunehmen. Nach Verwerthung aller sich darbietenden günstigen Momente kommt der Bericht ganz wie von selbst und ganz natürlich zu dem landläufigen Schluß, daß die Darmstädter Bank neuer Capitalien, wo möglich derjenigen kleiner Capitalisten benöthigt sei und so ein Sümmchen von etwa fünf und zwanzig Millionen gern sähe. Da die Darmstädter Bank bereits ebensoviel emittirt hat, so erhebt sie sich durch diesen neuen Anspruch über den Umfang des Crédit mobilier in Paris, dessen Fundirungs-Capital 60 Mill. Francs beträgt, und so wird sie mit Recht einer noch größeren Aufmerksamkeit, als sie bisher in der anständigen Presse genossen hatte, würdig. Uns wird außerdem noch durch ihre Zärtlichkeit gegen die „kleinen Capitalisten" geboten, ihr in ganz bestimmter Sorglichkeit in ihren weiteren Bewegungen zu folgen.

Johanniter-Orden.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht: den Herzogl. Sachsen-Koburg-Gothaischen General-Major à la suite von Rahden, nach Prüfung desselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen Königl. Hoheit, zum Ehren-Ritter des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Liste

der seit dem 1. October bis ultimo December 1856 bekannt gewordenen Todesfälle von Ehrenrittern des Johanniter-Ordens.

	Nr. der Ord.-Liste.	Gestorben den
1. Friedrich Alexander Freiherr v. Chambrier, vormals Präsident des Staatsraths zu Neuenburg, in Cormondrèche im Fürstenthum Neuenburg	115	21. October.
2. Louis v. Strantz I., General-Lieutenant a. D., zu Berlin. (Bis 1841 Commandant von Breslau.) .	85	22. „
3. Bernhard Brandt von Lindau, Ober-Regierungs-Rath zu Stralsund, in Erfurt	484	22. „
4. Friedrich Graf v. Klinckowstroem, auf Sehmen, Kreis Friedland in Ostpreußen	381	9. Novbr.
5. Carl v. Guretzky-Cornitz, Oberst-Lieutenant a. D., zu Berlin. (Früher im 2. Garde-Ulanen-Regiment.)	408	16. „
6. Ludwig Carl Friedrich Wilhelm Graf v. Bohlen, Rittmeister a. D., auf Preetz bei Stralsund . . .	512	28. „
7. Gebhard Johann v. Alvensleben, Oberst-Lieutenant a. D. zu Kösen	52	28. „
8. Friedrich Wilhelm Philipp Freiherr v. Leonhardi, Großherzoglich Hessischer Kammerherr, Geheimer Legations-Rath und bevollmächtigter Minister am Herzoglich Nassauischen Hofe und bei der freien Stadt Frankfurt, zu Frankfurt a. M.	1025	5. Decbr.
9. Otto von der Groeben, Landrath a. D. und Mitglied des Herrenhauses, auf Kallisten, Kreis Mohrungen, zu Berlin	1201	13. „
10. Jacob August v. Hartmannsdorff, Königlich Schwedischer Kammergerichts-Präsident, zu Stockholm	45	22. „
11. Adolph Fürst zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, zu Frankfurt a. M.	21	31. „

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Zehntes Capitel.

Kreuz und Sparren.

„Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn der ist's, der die Welt zerstöret!"
(Schiller.)

In einem kleinen Saal des Landhauses Montresor, eine Viertelstunde kaum vor den Thoren der alten Stadt Toulouse belegen, finden wir hinter einem mit Charten, Büchern und Zeitungen bedeckten Tisch einen bleichen Mann in einem alten blauen Uniformrock, der dem Träger viel zu weit ist, und ihm so gar stattlich zum bequemen Hauskleide dienen kann. Dieses bleiche Antlitz, diese abgefallene Gestalt sind uns nicht ganz fremd und trotz der kahl gewordenen Stirn erkennen wir in dem fleißigen Herrn am Schreibtisch einen alten Bekannten und zwar den Königlich Preußischen Major von Krummensee.

Wie kommt der Bräutigam der schönen Waldemare auf das einsame Landhaus Montresor am Thore von Toulouse in Aquitanien? Er weiß sich selbst kaum diese Frage zu beantworten, denn er hat bei Waterloo mitgefochten redlich und ritterlich, er war mit auf der großen Kaiserhetze, die der Graf von Gneisenau nach der Schlacht anordnete „bis zum letzten Hauch von Mensch und Thier"; so war der brave Major abermals nach Paris gekommen, und hatte sein altes Quartier wiedergefunden im Hotel Saint-Aulaire bei dem jungen ernsthaften Marquis von Lanmari; den stolzen Ritter des Königthums aber, den edlen Baron von Batz, den hatte er nicht mehr gefunden, denn der hatte, wie wir wissen, die Wiederherstellung des Kaiserthums nicht zu überleben vermocht.

Schon am Tage nach seiner Ankunft in Paris war der Major von Krummensee, angegriffen weniger von zwei leichten Hiebwunden, die er empfangen, als erschöpft von den Strapazen der Schlacht und der

darauf folgenden Verfolgung, in ein Nervenfieber verfallen, das ihn dem Tode nahe brachte, das ihn getödtet haben würde, wenn er eben nicht in einem Hause gewesen wäre, wo man ihn verpflegte mit derselben Sorgfalt, als wenn er der Herr des Hauses gewesen wäre. Sobald sich der Major wieder so weit erholt hatte, daß er wieder einigermaßen selbstständig handeln konnte, folgte er dem Rathe der Aerzte, die ihm dringend empfahlen, zur Wiederherstellung seiner Kräfte und gänzlichen Heilung den Winter in einem mildern südlichern Clima zuzubringen.

Sein Gönner von Wien her, der Baron von Raucourt, der eben seine Wahl zum Deputirten betrieb, nahm sich seiner auf's Lebhafteste an und schickte ihn endlich mit einem seiner eigenen Diener nach Toulouse zu dem Königlichen Präfecten. Der Major war noch so angegriffen, daß er fast ohne weiteres Nachdenken dem Zureden des Barons folgte, nachdem er sich den nöthigen Urlaub ausgewirkt und seine verlobte Braut von seiner Lage in Kenntniß gesetzt hatte. Allerdings war der wackere Krummensee nicht wenig erstaunt, als ihm im Hotel des Präfecten zu Toulouse sein Freund, der Chevalier von Maison-Rouge, entgegeneilte und sich ihm als der Königliche Präfect zu erkennen gab, an den er von dem Baron empfohlen sei. Von dem Hotel der Präfectur hatte der Chevalier von Maison-Rouge den noch immer sehr schwachen Freund nach dem Landhause Montresor gebracht, wo Madame Clotilde, seit einigen Wochen die Gemahlin ihres Vetters, in bester Form die Honneurs machte und für den Reconvalescenten ein Regime anordnete, bei welchem derselbe nach und nach die Kräfte und die frühere Gesundheit wiedergewann. Aber trotz dieser aufmerksamsten Pflege, trotz der köstlichen Luft Aquitaniens kamen dem Preußischen Offizier die Kräfte doch nur sehr langsam wieder, ein Zeichen, daß sein Organismus auf's Gewaltigste erschüttert worden. Beim Beginn des Herbstes sah Philipp von Krummensee noch immer bleich und abgemagert aus, aber seine Augen hatten doch bereits wieder den alten Glanz, seine Bewegungen die frühere Elasticität, seine Stimme ihren frischen Klang wieder gewonnen. Der Major machte schon wieder Spazierritte, streifte zuweilen durch die Gefilde mit einer alten, unbegreiflich langen spanischen Vogelflinte und wurde dem Geflügel des Feldes gefährlich, aber nicht sehr. Auch begleitete er den Präfecten zuweilen in die Stadt, Vormittags, die meiste Zeit indessen brachte er doch mit allerlei Büchern zu, so daß Madame Clotilde, welche aus einem verdrießlichen Mädchen eine äußerst lebhafte Hausfrau geworden war, ihn öfter mit zarter Gewalt von den Büchern wegbrachte und ihn zwang, spazieren zu gehen, weil sie glaubte, daß die allzu anhaltende Beschäftigung mit den Büchern die Fortschritte seiner Genesung hindere. Sie hatte gewiß nicht Unrecht, denn der arme Philipp hatte es gar kein Hehl, daß es ihm entsetzlich sauer werde, aufmerksam ein Buch zu lesen, aber meinte, daß er sich nachhelfen müsse, da er eine sehr gelehrte und sehr kluge Dame zu heirathen ge-

denke und doch nicht Lust habe, derselben einen Ignoranten zum Manne zu geben.

Madame Clotilde schüttelte unwillig den Kopf; sie begriff sehr gut, daß man den Major liebe aus ganz anderen Gründen, und sagte ihm ein paar Mal rund heraus, daß ihn seine Braut nicht liebenswürdiger finden werde, wenn er auch ein Paar Bücher mehr gelesen habe; sie sprach so eindringlich, daß der gute Philipp oft fest entschlossen war, die Bücher, die ihm so sauer wurden, gar nicht wieder zu sehen, und wirklich ließ er sie dann auch wohl einen Tag liegen, am andern aber kam gewiß wieder die Furcht über ihn, der schönen Waldemare könne es doch vielleicht schmerzlich sein, ihn unwissend zu finden.

Der arme Philipp! Waldemare wußte ganz genau, was sie von den Kenntnissen und der wissenschaftlichen Bildung ihres zukünftigen Gemahls zu halten hatte; er aber wußte nicht, wie federleicht diese Unwissenheit in Waldemare's Augen wog dem frischen, kühnen und männlichen Wesen gegenüber, dem einfältigen, treuherzigen Sinn, den er sich bewahrt hatte; er war entschlossen, die Lücken in seinem Wissen auszufüllen, wie er sagte, aber der Unglückliche hatte in seinem Wissen gar keine Lücken, sondern es war kurz und gut gar kein Wissen vorhanden, und darum auch wurden ihm alle seine Studien so schwer. Wäre Waldemare in Montresor gewesen, sie würde wahrscheinlich den selbstquälerischen und doch völlig fruchtlosen Studien ihres Verlobten mit großer Entschiedenheit ein Ende gemacht haben.

Es ist ein wunderschöner Herbsttag draußen, die Platanen scheinen den Major hinauszuwinken mit ihren langen grünen Armen, die Stimmen der Vögel locken ihn förmlich mit lieblichem Sang und der Sonnenstrahl mahnt so warm, aber Philipp beugt entschlossen das Gesicht nieder auf einen Band von Rollin's Weltgeschichte und liest verzweifelnd fast halblaut vor sich hin: „Die Römer, welche die Griechen besiegt hatten mit dem Schwerte, versuchten auch, mit ihnen zu wetteifern auf jenem Kampfplatz, wo die Schwerter, welche geschwungen werden, nicht von Eisen sind; aber vergebens, hier triumphirten die Besiegten stets über die Sieger."

„Donner und Wetter!" schrie der unglückliche Major auffahrend, „das begreife, wer's kann! besiegte Sieger, siegende Besiegte, Höllenelement! und die Schwerter sind nicht von Eisen, wovon denn in des Himmels Namen? Von Stahl natürlich, aber Stahl ist doch auch Eisen!"

Ganz muthlos lehnte sich der Major in den Stuhl zurück.

Da ertönte plötzlich eine Frauenstimme unter seinem Fenster, das er geöffnet hatte, um doch bei seinen schweren Studien wenigstens etwas von dem prächtigen Herbsttage zu haben:

„Herr von Croumencey!"

Es war Madame Clotilde, welche rief.

Der Major sprang an's Fenster und fragte nach dem Begehr der Dame, welche auf der obersten Stufe der Terrasse stand und ihm lebhaft winkte.

Wahrlich, die Frau Präfectin sah allerliebst aus in ihrem amaranthfarbenen Surplis mit goldenen Nesteln und Schlingen.

„Kommen Sie sogleich zu mir, mein Herr," befahl die Dame, „ich bitte!"

Einige Minuten später war Krummensee an ihrer Seite und küßte ihr sehr zierlich die Hand, die ihm aber heute ziemlich ungeduldig entzogen wurde.

„Herr von Croumencey," sagte Clotilde, sichtbar aufgeregt nicht nur, sondern ängstlich, „ich bitte Sie, geben Sie mir Ihren Rath; Maison-Rouge war heute Morgen kaum fort, als man mir einen an ihn adressirten Brief brachte. Man hatte gebeten, in Abwesenheit des Herrn mir den Brief zu übergeben, da er wichtig und eilig sei. Vielleicht hätte ich den Brief gleich an Maison-Rouge auf die Präfectur schicken sollen, aber ich hielt ihn nicht für so wichtig und nicht für so eilig, da kommt vor einer Viertelstunde ein zweiter, und als ich mit demselben zu Ihnen wollte, um Sie zu bitten, in die Stadt zu fahren, wird ein dritter Brief gebracht. Was meinen Sie? Maison-Rouge müßte eigentlich schon hier sein!"

Die Dame sah ungeduldig nach der Uhr.

„Wenn Madame mir die Briefe anvertrauen will," entgegnete der Major einigermaßen erstaunt, „so bin ich bereit, stehenden Fußes nach der Präfectur zu gehen, und jedenfalls bin ich in der Stadt, bevor hier Pferde angespannt werden können, aber — —"

„Ja, ich sehe schon," rief die Frau vom Hause aufgeregt, „Sie begreifen nicht, warum ich so ängstlich bin; hier nehmen Sie die Briefe, da, sehen Sie, alle drei sind von einer Hand überschrieben, alle drei haben diesen Schnörkel da oben; das verstehen Sie nicht, Sie großer Unwissender! Das heißt: Königlicher Dienst, und Maison-Rouge sagt, alle Dienstbriefe, welche in Montresor abgegeben würden, seien von besonderer Wichtigkeit; und nun gehen Sie, lieber Herr von Croumencey, ich bitte, denn Sie sind meine einzige Hoffnung, da ich einem Diener diese Briefe gar nicht anvertrauen darf."

Krummensee steckte die Briefe in sein kleines seidenes Portefeuille, das ihm Waldemare genähet hatte und in welchem er ein Miniaturbild des geliebten Mädchens auf Elfenbein, sowie dessen Briefe bewahrte; dieses kleine Portefeuille kam nie von seiner Brust. Als er die ihm anvertrauten Schreiben also verwahrt hatte, küßte er der Dame die Hand und entfernte sich, militairisch salutirend.

Einen Augenblick sah Clotilde dem Major nach, dann flog sie, leicht wie ein Vogel, hinter ihm her und ereilte ihn am Fuß der Terrasse. „Lieber Freund," sagte sie beinahe zärtlich, indem sie neben dem

Preußen über den Hof hin hertrippelte, „nicht wahr, Sie sehen ein wenig darauf, daß sich Maison-Rouge nicht unnütz einer Gefahr aussetzt?"

„Gefahr?" fragte der Major überrascht, dann setzte er beinahe vorwurfsvoll hinzu: „Madame weiß, was die Briefe enthalten, und hat selbe vielleicht geflissentlich zurückgehalten?"

Wo es sich nicht um Bücher handelte, hatte Krummensee einen wunderbar richtigen Blick.

Clotilde erröthete tief und wandte das Gesicht ab, aber trotzig sagte sie: „Maison-Rouge geräth in Feindschaft mit allen unseren Freunden, weil er so eifrig ist, die Bonapartisten zu schützen."

„Donnerwetter!" brach der Preußische Major los. „Madame hat sehr unrecht gethan!" setzte er dann grob hinzu und stürmte in Doppelschritten davon, ohne sich weiter um seine Begleiterin zu kümmern. „Das würde Waldemare, meine Waldemare, nie thun!" murrte er zornig vor sich hin, dem Thore zueilend.

Clotilde sah ihm mit einem langen, seltsamen Blicke nach, sie stampfte mit dem Fuß und sagte: „Unverschämter!" Dann aber setzte sie hinzu: „Er hat Recht, wahrscheinlich habe ich eine große Dummheit gemacht. Der Baron hat mich auch gebeten, mich nie in die Dienst-Geschäfte meines Mannes zu mischen. Das soll mir eine Lehre sein, ich werde nie wieder einen Brief zurückhalten, wenn es nur dieses Mal glücklich abläuft!"

Bangen Muthes und sehr beklemmt kehrte die Dame in ihr Haus zurück.

Sie hatte Ursache, bange zu sein, denn auch in Toulouse hatte eine heftige Gährung die Gemüther der unteren Klassen des Volkes ergriffen; der Haß gegen Bonaparte und die Bonapartisten, der schon im Jahre zuvor so mächtig und gefährlich ausgebrochen, zeigte sich nach den hundert Tagen in höchst bedrohlicher Weise auf's Neue. Die Königlichen Behörden hatten überall mit den flammenden Leidenschaften des Südens einen gefährlichen Kampf zu kämpfen. Man muß zugeben, daß die Präfecten und Generale sich in ehrenhafter Weise müheten, die Leidenschaften zu beruhigen, oder doch ihren Ausbrüchen zuvorzukommen und ihre schlimmsten Folgen abzuwenden. Man hat kein Recht, einen Stein auf sie zu werfen, oder sie gar der Mitschuld zu verdächtigen, wenn es ihnen nicht immer und überall gelang, Herr der Leidenschaften zu werden. Gewiß ist die scheußliche Ermordung des Marschalls Brune, so wie der Tod des Generals Ramel sehr beklagenswerth, dennoch aber ist es ungerecht, die Königlichen Behörden dafür verantwortlich zu machen. Sie haben bei hundert anderen Gelegenheiten gezeigt, daß sie nicht blinder Rache folgten, und Vortheil konnte der Königlichen Sache weder der Tod des Marschalls Brune, noch der des Generals Ramel bringen, sondern nur Nachtheil und Verlegenheit. Das sollte allein schon hin-

reichen, diese Männer, die überdem zum größten Theil notorisch Ehrenmänner waren, vor den gehässigen Beschuldigungen zu schützen, die von der Parteiwuth gegen sie noch heute vorgebracht werden. Niemals hat man die unglaublich schwierige Lage gehörig gewürdigt, in der sich diese Beamten befanden, die, neu in ihren Aemtern, meist ganz ohne Geschäfts-Routine, die sie nicht haben konnten, plötzlich einer fanatisch aufgeregten Bevölkerung gegenüber standen und dieser gegenüber Leute vertheidigen sollten, welche den Haß des Volkes meist im höchsten Grade wirklich verdient hatten.

Es ist überhaupt schon eine schwere Aufgabe, die schwerste vielleicht, die einem politischen Parteimanne zu Theil werden kann, wenn er seine politischen Gegner gegen den Zorn seiner politischen Freunde vertheidigen soll; hundertfach schwer ist diese Aufgabe bei der Bevölkerung eines Landes, wie Toulouse. Schon Montesquieu schildert den störrisch-fanatischen, leidenschaftlich-ungestümen Charakter des Toulousischen Volkes mit starken Zügen. Auch giebt es gewisse Grenzen, über welche hinaus selbst der stärkste Wille nichts mehr vermag. Man vergesse nicht, daß es eine bewaffnete Macht eigentlich gar nicht gab; die Armee war aufgelöst und die Bürgergarden versagten fast überall den Dienst, entweder von dem Fanatismus der Masse angesteckt, oder zu feig, ihm gegenüber zu treten. Wenn man diese Umstände in Anschlag bringt, so wird man nicht umhin können, zu gestehen, daß die Royalisten, in deren Händen im Süden die Verwaltung lag, noch immer Außerordentliches geleistet haben in der Vertheidigung ihrer bonapartistischen Gegner.

So oder ähnlich waren die Verhältnisse im ganzen Süden Frankreichs, in und um Toulouse waren sie noch um einige Grad gefährlicher; man braucht sich nicht eben zu wundern, daß der Haß des fanatischen Volkes sich hier nicht nur gegen die Bonapartisten, sondern auch mit der größten Heftigkeit gegen die Protestanten richtete. Die Stadt, wo der Proceß gegen Jean Calas spielte, hatte sich wenig geändert seitdem, und wenn es Voltaire auch gelungen ist, durch seine Aufnahme dieses Processes und durch seine Führung desselben vor der ganzen lesenden Welt, sich selbst ein Denkmal seines Scharfsinnes zu setzen, so ist es ihm doch nicht gelungen, den Charakter des Volkes von Toulouse zu mildern. Das ist aber auch schwerlich die Absicht jenes eiteln Philosophen gewesen, der diesen Proceß, wie alle andern Vorkommnisse, lediglich in seinem persönlichen Interesse und für seinen stupiden Haß gegen die katholische Kirche ausbeutete.

Athemlos trat Philipp von Krummensee in das Cabinet des Präfecten, der ihn staunend ansah, aber sobald er die Briefe sah, die ihm jener reichte, diese doch erst in fliegender Eile überlas, ehe er ein Wort sagte. Als Maison-Rouge die Briefe gelesen, klingelte er heftig, dann rief er zornig: „Diese dummen Tölpel, nie kann man sich auf sie ver-

lassen. Hätte ich die erste Meldung vor zwei Stunden gehabt! Oh! jetzt komme ich vielleicht zu spät!"

Krummensee schwieg; es war ihm lieb, daß der Zorn des Präfecten sich nicht gegen die eigentlich Schuldige wendete. Maison-Rouge wollte eben etwas sagen, als Dumanoir, ein alter Königlicher Capitain, eintrat.

„Wer ist der Brigadier vom Dienst, lieber Dumanoir?" fragte der Präfect hastig.

„Servantot, Herr Präfect!" antwortete der alte Soldat.

„Kann ich mich auf ihn verlassen? Diese tollen Menschen wollen die Kirche der Hugenotten im Val de Vire zerstören und verbrennen; wie viel Gensd'armen kann ich mit nehmen?"

„Der Herr Präfect kann sich auf den Brigadier Servantot verlassen und vierundzwanzig Pferde sind zur Verfügung!" lautete die Antwort.

„Bitte, lieber Dumanoir, lassen Sie sofort aufsitzen und befehlen Sie gefälligst, daß man meinen Wagen anspannt, vier Pferde vor. Einen Augenblick . . ."

Maison-Rouge nahm ein gedrucktes Formular und füllte es aus, dann reichte er es dem Capitain: „Requiriren Sie eine Compagnie Infanterie vom Herrn General und führen Sie selbst dieselbe so rasch als möglich nach Val de Vire."

Der Capitain nahm die Requisitionsforderung und entfernte sich.

„Das scheint ernsthaft zu sein, lieber Chevalier?" fragte der Major.

„So ist es, mein theurer Freund! Bitte, sagen Sie Clotilde, daß ich nicht zum Diner kommen kann; ich danke Ihnen herzlich für Ihre Mühe!" Der Präfect nahm einen Säbel und ein Paar Pistolen, deren Ladung er untersuchte. „Es ist nicht zu spaßen mit dem Volke hier, wenn das ein Mal in Bewegung ist!" sagte er, sein Thun erklärend.

„Geben Sie mir einen Säbel und ein Pistol, Chevalier!" rief jetzt der Major ernst, „ich begleite Sie!"

„Ich weiß den Werth eines tapfern Mannes zu schätzen, lieber Freund," antwortete der Präfect zögernd, „Sie wissen, wie sehr ich Ihnen noch für Ihre guten Dienste im vergangenen Jahre zu Avignon dankbar bin, aber hier setzen Sie sich vielleicht einer Gefahr aus, welche —"

„Lassen wir das, Chevalier," unterbrach Krummensee hastig, „ich bin Protestant, hören Sie, ich will nicht dulden, daß man meine Glaubensgenossen mißhandelt und ihre Kirche zerstört."

Befrembet fast blickte der Präfect seinen Freund an, Krummensee selbst wußte nicht ganz klar, welche Gefühle ihn plötzlich durchzuckten, es war etwas aufgewacht in ihm, was lange geschlummert hatte, er fühlte sich als Protestant, er fühlte sich beleidigt in seiner Kirche, in seinem Bekenntniß, in seinen Glaubensgenossen.

Der Chevalier, dem es nicht unlieb war, einen zuverlässigen Mann zur Seite zu haben, reichte Krummensee schweigend einen Säbel und ein Pistol, verwundert aber sah er die Begier, mit welcher der Major die Waffen nahm und ihre Brauchbarkeit prüfte.

„Hugenottenritter!“ rief er mit dem Finger drohend im halben Scherz.

„Euer Heinrich IV., Euer Condé, Rohan und Coligny waren auch Hugenottenritter!“ versetzte Krummensee eifrig.

„In der That,“ entgegnete der Präfect, „und zwar keine schlechten Ritter.“

Der Wagen wurde gemeldet, die Herren hüllten sich in Mäntel und eilten die Treppe hinunter, einige Augenblicke später rollte der Wagen davon, ein Gensd'arm saß neben dem Kutscher, einer ritt am Schlage. Zehn Minuten später folgte das ganze Commando der Gensd'armerie.

Der Wagen rollte mit rapider Geschwindigkeit auf einem Wege, der sich an den Hügelabhängen hinwand, in das flachere Land hinab; der Herbstnachmittag war wunderschön klar und warm, die Gegend mit verschiedenen landschaftlichen Reizen reich geschmückt. Der Chevalier, den das Schweigen und die Spannung, der sich sein Gefährte ergab, die ihn selbst überkam, peinlich wurden, raffte sich auf, und wie ein ächter Franzose sich nur an den Moment klammernd, erfreute er sich an der prachtvollen Scenerie und machte den Major auf einzelne Schönheiten mit jenem Eifer aufmerksam, der uns Deutschen eben so oft erkünstelt als übertrieben erscheint, der aber so recht eigentlich eine Französische Eigenschaft ist.

Philipp von Krummensee war fast böse, als der Chevalier ihn in seinen ernsten Gedanken störte, ihm die prachtvollen Baumgruppen auf dem Kamme der Hügel zeigte und sich enthusiastisch über die mannichfachen Farbenschattirungen an den Abhängen äußerte; nach und nach aber wußte der Franzose doch seine Theilnahme zu erregen und ihm einen Theil seiner Bewunderung für die Herrlichkeit dieses Landes einzuflößen. Niemals vorher hatte Philipp den Chevalier begeistert gesehen für landschaftliche Reize. Die Franzosen kennen weder das englische Galoppiren nach schönen Aussichten, noch das bei uns Deutschen herkömmliche Verhimmeln über eine anmuthige Landschaft, dennoch haben die Franzosen einen scharfen Blick, einzelne Schönheiten zu finden.

Die Herren hatten vielleicht die Hälfte ihres Weges nach dem Val de Vire zurückgelegt, und der Wagen befand sich bereits in der Ebene, als sich der Präfect plötzlich von seinem Sitz erhob und mit der Hand auf einen einzelnen Reiter deutete, welcher sich ihnen schnell zu nähern schien. Bei der Klarheit des Tages konnte man selbst in dieser weiten Entfernung den Reiter erkennen. Fast in demselben Moment, wo sich der Präfect erhob, drehte sich der Gensd'arm, der neben dem

Kutscher saß, um, wahrscheinlich, um den Präfecten auf den Reiter aufmerksam zu machen, da er aber sah, daß solches nicht mehr nöthig war, so nahm er seine vorige Stellung wieder ein, ohne ein Wort zu sagen.

„Sehen Sie da, lieber Freund," rief der Präfect ärgerlich, „so werde ich bedient! der Reiter da, der uns jetzt wie unsinnig entgegenjagt, bringt mir die officielle Meldung von der Gefahr, mit welcher die protestantische Kirche im Val de Vire bedroht ist; aber diese Hugenotten sind auch zum Theil selbst Schuld, niemals haben sie das rechte Vertrauen zu den höheren Behörden, sie denken immer, es sei ausreichend, sich mit den nächsten Unter-Behörden gut zu stellen; können Sie glauben, mein Freund, daß diese Leute im Val de Vire gegen meinen Rath einen von den wenigen Katholiken ihres Orts zum Adjoint des Maires verlangten; der Maire ist nämlich Protestant, aber ein kränklicher, alter, schwacher Mann; die Geschäfte liegen also ganz in der Hand des Adjoints, der ein braver Mensch ist, aber doch mehr oder minder abhängig von seinen Religionsgenossen. Hätten diese Hugenotten auf mich gehört! aber sie wollen sich bei jeder Gelegenheit tolerant, vorurtheilsfrei und so weiter zeigen, das rächt sich oft schwer."

„Die Protestanten mögen darin zu weit gehen," entgegnete der Major verdrießlich, „ich höre aber, daß die Katholiken in andern, schlimmern Dingen noch weiter gehen."

„Aber ich bitte Sie, Freund," fragte der Präfect verwundert, „was haben Sie denn? Ich dachte wahrhaftig nicht daran, die Uebertretungen des Gesetzes zu entschuldigen, welche sich die Katholiken zu Schulden kommen lassen. Ich glaube, daß ich in dieser ganzen Zeit gezeigt habe, wie ich das Gesetz aufrecht erhalten will unter allen Umständen."

„Verzeihen Sie mir," entgegnete Krummensee, „ich weiß nicht, wie ich mir die Empfindung erklären soll, die mich durchströmt; mir erscheint nämlich die Lage meiner Glaubensgenossen in diesem Lande plötzlich höchst traurig, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich nichts dazu beigetragen habe, sie zu bessern, obwohl ich allerdings auch nicht weiß, wie ich das hätte anfangen sollen."

Der Chevalier sah den Deutschen an, er begriff ihn gar nicht.

In diesem Augenblick drehte sich der Gensd'arm, der neben dem Kutscher saß, nach dem Innern des Wagens um und sagte mit soldatischer Bestimmtheit: „Verzeihen Sie, Herr Präfect, der da kommt, ist Etienne Verpond von der vierzehnten Brigade, einer der beiden Gensd'armen, welche im Val de Vire stehen!"

„Sehr hübsch," schalt der Präfect, „der Adjoint schickt noch die Hälfte seiner bewaffneten Macht fort in solchem Moment!"

„Verzeihung," nahm der Gensd'arm beinahe schüchtern wieder das Wort, „mein Kamerad ist von der Religion!"

„Da haben Sie's, mein Herr," rief der Chevalier, „der katholische Adjoint schickt den hugenottischen Gensd'armen fort, Pest!"

Der Reiter kam jetzt heran und meldete, als er den Präfecten erkannte, daß der ganze Ort Val de Vire voller Volkshaufen sei, welche sich immer noch verstärkten und sich bereits die gröbsten Beleidigungen gegen die Bewohner des Ortes erlaubt hätten. Der Maire liege krank zu Bett, der Adjoint habe ihn abgeschickt, um sich Hülfe von dem Herrn Präfecten zu erbitten.

Offenbar war der arme Bursche sehr froh, die Hülfe so viel näher zu finden, als er gehofft hatte.

Der Präfect befahl ihm, neben dem Schlage zu reiten und fragte ihn über alle Umstände so genau als möglich aus; es war kein Zweifel, daß die fanatisirten katholischen Landleute der ganzen Umgegend den Plan gefaßt hatten, die reformirte Kirche im Val de Vire nieder zu brennen und ihr Müthchen an den Hugenotten zu kühlen. Es war ein Unglück, daß die Protestanten in Süd-Frankreich für Bonapartisten galten, es auch wohl zum größten Theil waren, denn unter dem Kaiserreich hatte man sie ungestört bei der Ausübung ihres Cultus gelassen und geschützt, während sie von dem Königthum der Bourbonen keinen Schutz gegen die Bedrückungen von Seiten des hohen Clerus erwarteten.

„Wenn Sie mir einen Dienst erzeigen wollen, lieber Freund," sagte jetzt der Präfect, als der Wagen in eine Ulmenallee nach dem Dorfe einbog, „so steigen Sie aus und gehen Sie mit dem Gensd'armen nach der Kirche, stellen Sie sich an die Thür und lassen Sie keinen von den Wüthenden eintreten, ich fahre nach der Präfectur und werde Ihnen so rasch als möglich Hülfe senden!"

Der Wagen hielt an einer Biegung des Weges und Philipp von Krummensee stieg aus; mit einem Händedruck verabschiedete er sich von dem Chevalier, dann ging er von dem Ortsgensd'armen geführt und von dem Leibgensd'armen des Präfecten, der neben dem Kutscher gesessen, begleitet, quer übers Feld der nahen Kirche zu, welche hinter einem Busch von verschiedenen Holzarten lag.

Es dämmerte bereits der frühe Herbstabend herein, als die drei Männer der Kirche zuschritten, aber in dem Dorfe herrschte nicht die friedliche Stille, welche sonst die Begleiterin des Abends auf dem Lande zu sein pflegt, schon von weitem vernahm man das wilde Toben und Jauchzen der Menge, welche sich, einer geheimen Leitung folgend, in dem stillen Thal zusammengefunden hatte. Krummensee erreichte mit seinen Begleitern die niedrige Mauer des Gottesackers, welcher sich rückwärts an die Kirche und an die Wohnung des Pastors anschloß; sie schwangen sich alle drei hinüber, nachdem sie das Pferd des Gensd'armen an die verschlossene Pforte angebunden. Der Kirchhof war voll weinender Frauen und Kinder, die sich vor der Brutalität des Gesindels hierher geflüchtet hatten. Man führte die drei Männer durch eine Nebenthür in die Sacristei der kleinen Kirche, wo sich der Geistliche, ein junger

muthiger Mann, und einige der Aeltesten fast rathlos befanden. Allen erschien der Major wie ein Bote des Heils, als er ihnen verkündete, daß der Präfect bereits angekommen sei und daß eine bedeutende Militairmacht ihm folge.

„So wird mein Gotteshaus hoffentlich gerettet werden vor der Wuth dieser Verblendeten!“ rief der Geistliche.

Ein wüthendes Geheul von draußen antwortete ihm.

„Man wirft Ihre Bücher aus den Fenstern, Herr Pastor!“ meldete Einer der wenigen jungen Männer, welche gekommen waren, die Kirche zu beschützen.

Der Geistliche ging, ohne etwas zu erwidern, nach dem Hintergrund der Sacristei, wo eine todesblasse junge Frau, einen kleinen Knaben auf dem Schooß, leise weinend saß.

„Die Wahnsinnigen zertrümmern das ganze Pfarrhaus!“ sagte der Gensd'arm zu Krummensee.

„Und ist es nicht möglich, diesem Treiben Einhalt zu thun?“ fragte der Major ungeduldig.

„Hier, treten Sie hier her, mein Herr!“ antwortete der Soldat, „und dann sagen Sie selbst!“

Krummensee trat auf einen steinernen Sitz an einem schmalen Fenster, durch das er den Platz vor der Kirche und einen Theil der Dorfgasse übersehen konnte. Er fuhr vor dem Anblick fast erschrocken zurück; das hatte er nicht erwartet, denn, Kopf an Kopf, dicht gedrängt stand eine wüthende Menge, heulend, schreiend, drohend und gesticulirend in des Südlandes Weise. Nach der andern Seite war der Anblick nicht weniger entsetzlich; man warf aus den Fenstern des Pfarrhauses die Möbel und Bücher heraus, zerschlug die Fenster, zertrümmerte mit Axtschlägen die Thüren und schonte nichts. Krummensee verstand nichts von dem Jargon, in welchem die Wüthenden sich zuriefen, aber er begriff sehr bald, daß die Verwüstung des Pfarrhauses nur das Vorspiel zur Demolirung der Kirche sein sollte. Er bemerkte mit seinem scharfen Soldatenblick, daß sich eine Anzahl von wilden Gestalten zunächst der großen Kirchthür hielt, er erkannte aus gewissen Zeichen, daß dieselben ungeduldig auf ein Signal warteten, und zweifelte keinen Augenblick mehr daran, daß diese Menschen sich, in der nächsten Minute vielleicht schon, auf die Kirche werfen würden. Ueberall sah er das rothe Licht der Weinrebenfackeln, mit welchen die Banden nicht nur das rasch hereinbrechende Dunkel des Herbstabends bekämpfen wollten, sondern sichtlich noch ganz andere Pläne hatten.

„Es wird dem Chevalier schwer fallen, hier Ordnung zu halten,“ sagte der Major zu sich selbst, indem er von dem Sitze herunterstieg. Dann wandte er sich an einen der Aeltesten, welche zugegen waren, und fragte mit einiger Barschheit im Ausdruck: „Sind denn nicht mehr

junge Leute in Eurer Gemeinde, die den Muth haben, ihre Kirche zu vertheidigen?"

„Der Bedrängte sieht zunächst nach dem Seinen, mein Herr!" antwortete der Pastor für seine Gemeindeglieder, „und dann waren so große Menschenmassen schon im Dorf, ehe irgend Jemand auf den Gedanken kommen konnte, daß die Kirche bedroht sei!"

„Nun denn, Herr Pastor," nahm Krummensee entschlossen das Wort, „machen Sie sich keine unnützen Hoffnungen mehr, die Kannibalen, die da draußen heulen, werden Ihre Kirche, vielleicht bevor einige Minuten vergehen, angreifen, um sie völlig zu demoliren. Ich will versuchen, Ihre Kirche zu vertheidigen, so lange bis mein Freund, der Präfect von Toulouse, der bereits im Ort ist, so viel Militair bei sich hat, um uns zu Hülfe kommen zu können. Jene Menschen können dem festen Steinbau der Kirche wenig anhaben, wenn man sie nicht hineinläßt; so lange sie draußen sind, hat die Kirche, haben wir wenig zu fürchten, deshalb gilt es zunächst, die Ausgänge zu vertheidigen. Durch die Fenster werden sie schwerlich kommen, dieselben sind hoch über der Erde und sehr schmal, also leicht zu vertheidigen, es genügt gewiß, wenn sich in jedes der Fenster Einer von diesen älteren Herren stellt und Jeden, der einsteigen will, einfach zurückwirft, denn er kann es immer nur mit Einem zu thun haben, gegen welchen er von Oben herab im Vortheil ist. Postiren Sie sich, meine Herren! Herr Pastor, bleiben Sie in Mitte der Kirche und kommen Sie im Nothfall zu Hülfe. Sie, mein Kamerad, besetzen Sie mit vier von den jungen Leuten die Thüre der Sacristei, wenn man dieselbe einschlägt, müssen Sie dieselbe mit Ihren Leibern decken. Wir, Kamerad," er wendete sich an den Leibgensd'armen des Präfecten, „werden die Hauptthür halten mit diesen braven jungen Leuten hier. Die Thür selbst ist fest und gut verschlossen, diese Stange bürgt uns dafür, daß man sie nicht aufbrechen wird, aber man wird sie einschlagen, dagegen können wir nichts machen, wir werden dagegen das Gitter halten und uns wie brave Männer schlagen!"

Alles flog, die Anordnungen des Majors zu befolgen, der jetzt seinen Säbel zog und sich ruhig auf das halbmannshohe eiserne Gitter lehnte, das eine Art von kleinem Vorplatz hinter der großen Thür von der eigentlichen Kirche abschloß. Dort stand der Preußische Offizier tief nachdenklich, nur halb hin hörte er auf das wüste Geheul der fanatisirten Banden draußen, er dachte an Waldemare, und je mehr er an sie dachte, desto sicherer wurde er in der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht, das protestantische Gotteshaus zu schützen.

Der reformirte Pastor näherte sich dem Major, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte mit bewegter Stimme: „Sie sind kein Franzose, mein Herr, sagen Sie mir Ihren Namen, damit ich weiß, für wen ich bete."

„Major von Krummensee,“ entgegnete Philipp rasch, „ein reformirter Edelmann aus Preußen.“

„Vielleicht ist Preußen auch noch unser letztes Asyl auf Erden, so wie es das Asyl so vieler unserer Väter wurde vor hundert Jahren! Gott segne die Herrscher Ihres Vaterlandes und erhalte sie bei der reinen Lehre des Evangeliums —“

Der Pastor sprach sehr bewegt, aber der Soldat hörte ihn nicht mehr, denn sein geübtes Ohr vernahm den Tritt des Feindes, das heißt, der Major schloß aus der plötzlich eintretenden Stille draußen, daß der Moment des Kampfes da sei, und ohne mehr auf den Geistlichen zu achten, zog er das Pistol aus der Manteltasche und armirte es, im selben Augenblick aber ertönte ein furchtbares Geheul draußen, klirrend fielen alle Fenster der Kirche unter einem wohlgezielten Steinhagel herab und Artschläge donnerten gegen die Kirchenthür.

Philipp hatte Recht gehabt, die Burschen gaben sich gar nicht die Mühe, die Fenster zu ersteigen, sie forcirten die Thür, das war der bequemere Weg. Der Geistliche zündete die Kerzen an auf dem Abendmahlstisch, eine matte Helle verbreitete sich in der Kirche, denn von außen fiel das Licht von mehr als hundert Weinrebenfackeln durch die Fenster herein. Steinwürfe flogen fortwährend gegen die Fenster und einige Steine fielen auch in die Kirche; das Geheul der Rasenden draußen wurde immer entsetzlicher, und immer gewaltiger arbeiteten die Artschläge in den festen Bohlen der Thür. Philipp blickte sich rückwärts um, es war ein wunderbarer Anblick; da saß zu Füßen des Abendmahlstisches die weiße Gestalt der Frau des Pastors, ihr Kind auf den Knieen wiegend, das Licht der Kerzen fiel gerade auf sie, und hinter ihr stand der Pastor in seiner schwarzen Kleidung, die Hände schützend ausstreckend über Weib und Kind. Dieses Bild machte einen gewaltigen Eindruck auf den Offizier, er mußte sich aber zusammennehmen, denn eben begannen die Bohlen der Thür unter den Artschlägen zu weichen und ein furchtbares Gebrüll verkündete ihren Fall.

Zwanzig, dreißig Menschen, Fackeln schwingend, sprangen sofort über die Trümmer der Kirchenthür auf den Vorplatz.

„Zurück!“ donnerte die Stimme Philipps, „oder ich lasse Feuer geben, fertig!“

Die Menschenwoge prallte jählings zurück, heulend und brüllend; Widerstand hatte Niemand erwartet, am wenigsten aber Militair in der Kirche vermuthet, die Stimme Philipp's und die Uniformen der Gensd'armen setzten die Wahnsinnigen einen Augenblick in Verlegenheit. Aber auch nur einen Augenblick, denn im nächsten Moment rollte die Menschenwoge wieder vorwärts, die Vordern von den Hintenstehenden getrieben, gestoßen, mehr unfreiwillig, als aus eigenem Antriebe, in die Kirche hinein.

Der Preußische Offizier begriff jetzt, daß der letzte Moment ge-

kommen, und entschlossen commandirte er: „Feuer!" indem er zu gleicher Zeit selbst sein Pistol abfeuerte. Auch die Gensd'armen schossen und drei der Vordersten brachen im Feuer zusammen. Den ersten Augenblick der Ueberraschung aber benutzte Philipp, er öffnete das Gitter, und über die Verwundeten am Boden hinwegspringend, jagte er die Andern mit blanker Klinge flüchtig wieder durch die Kirchthür hinaus.

In der nächsten Secunde stand er unter dem Rundbogen der Kirchenthür, zu welcher einige Stufen aufwärts führten, hinter ihm standen die beiden treuen Gensd'armen, er blickte in das wogende Meer von Köpfen zu seinen Füßen, das heulend und schimpfend herandrängte. Die Fackeln rings im Kreise erhellten die Scene mit ihren grellen Lichtern.

Die Gensd'armen ermahnten die Menge, auseinander zu gehen, der Preußische Edelmann stand, den Säbel gesenkt in der Hand, ruhig schweigend und musterte die Menge mit flammenden Blicken. Wüthendes Geheul verschlang die mahnende Stimme der Gensd'armen, es begannen wieder Steine zu fliegen, erst einzeln, dann dichter und dichter, die Gensd'armen wollten Philipp rückwärts in die Kirche ziehen, da zeterte plötzlich eine schrille Stimme: „Zurück! zurück! Jesus, Maria und Joseph!"

„Was ist? was giebts?" fragten hundert Stimmen.

„Vorwärts! Vorwärts! Fackeln und Steine!" antworteten hundert andere.

„Halt! halt!" riefen wieder Stimmen drohend.

„Vorwärts! Fackeln und Steine! Vorwärts!"

Die Woge der Lebendigen brandete wieder der Kirchenthür zu, aber ein Pfiff, gellend das Getöse durchschneidend und überall vernehmbar, machte die Menge auf's Neue stutzen.

„Mirepoix für die schwarzen Sparren!" rief eine Donnerstimme.

„Mirepoix hier, Mirepoix für die drei schwarzen Sparren!" antworteten hundert Stimmen.

Eine Secunde später stand ein dichter Haufen von Menschen um die Treppe, welche zur Kirche führte, und wehrte die große Masse so ab, daß bald ein Raum blieb zwischen diesem Haufen und der großen Menge.

Verwundert schaute der Major die Gensd'armen an, er begriff nicht, was sich da plötzlich ereignete.

„Es sind die Leute von Mirepoix' Herrschaften, sonst die wildesten von Allen, die sich plötzlich zwischen uns und den Haufen drängen!" meinte der Orts-Gensd'arm bedenklich.

Da trat ein schon ältlicher Mann von untersetzter Statur, mit starkem Rothbart, auf die unterste Stufe der Treppe und sagte beinahe unterwürfig: „Ihr tragt einen Ring an Eurer linken Hand, gnädiger Herr, könnt Ihr uns nicht sagen, was das für ein Ring ist, gnädiger Herr!"

„Das ist der Müller von Levis!" flüsterte der Gensd'arm dem Major zu, „der wildeste Papist unter ihnen und der Anführer von Allen!"

Da schoß Philipp durch den Sinn, was ihm der Baron von Raucourt gesagt, als er ihm zu Wien im Maschakerhofe den alterthümlichen Ring schenkte, und mit lauter Stimme antwortete er: „Nun, wenn Ihr den Ring gesehen habt, Freund, so dächte ich, müßtet Ihr wissen, was die drei schwarzen Sparren im goldenen Feld bedeuten! Ich höre, Ihr seid ein Erbmann des Hauses Mirepoix, nun denn, das Schild neben den drei schwarzen Sparren ist das rothe Ankerkreuz der Aubusson, und Ihr werdet doch wissen, Freund, daß das Haupt des Hauses Mirepoix, der Herr Herzog von Levis, eine Aubusson geheirathet hat?"

„Kreuz und Sparren! Kreuz und Sparren! Mirepoix für die Sparren!" schrie der Haufe, plötzlich begeistert für den Mann, den er so eben noch bekämpft hatte.

Der Major hatte dem Müller die Hand mit dem Ringe hingehalten, damit ihn derselbe desto besser betrachten könne, der Müller küßte den Ring und rief mit lauter Stimme: „Bei der heiligen Jungfrau, der gnädige Herr hat den Ring des Herrn Herzogs! Ihr habt hier nichts zu fürchten, Herr, wir sind hier an sechshundert, die zum Hause Mirepoix gehören!"

„Desto schlimmer, daß Ihr hier seid," flüsterte der Major, indem er sich niederneigte, „bring Deine Leute fort, Mann, so schnell als möglich, es ist eine Menge Militair ganz nahe, Infanterie von Toulouse, und ich will nicht, daß Einer, der zum Hause Mirepoix gehört, zu Schaden komme."

„Es ist nicht möglich, was sagt mein Herr?" schrie der Müller.

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort, Freund, Infanterie ist ganz nahe, da, hört Ihr?"

Dumpfe Trommelwirbel, welche in diesem Augenblick erschallten, bestätigten die Worte des Majors.

„Nehmt die Leute mit, die da drinnen todt oder verwundet liegen, seid vorsichtig!" mahnte Philipp.

„Ich danke Euch, Herr!" entgegnete der Müller. „Kreuz und Sparren!" rief er seine Leute an.

„Mirepoix für die drei schwarzen Sparren!" scholl's im Kreise, ein gellender Pfiff tönte, die Fackeln erloschen plötzlich und wie körperlose Gespenster huschten dunkle Gestalten nach allen Seiten hin auseinander.

Gensd'armen sprengten vor, Infanterie marschirte unter Trommelschlag auf, und der Präfect, Herr von Maison-Rouge, dem es bis dahin unmöglich gewesen war, zu seinem Freunde durchzudringen, entzog denselben der Dankbarkeit der Leute, denen er ihr Gotteshaus eben so muthig als klug beschützt und erhalten hatte.



Die Aufhebung der Wuchergesetze.*)

III. Criminalrechtliche Seite.

Die Krisis der neueren Actien-Unternehmungen und der plötzliche harmonische Ruf nach Aufhebung der Wucher-Gesetze stehen für den Schärferblickenden in dem genauesten Zusammenhang. Und doch sollte gerade der höhere Geldhändler, der durch das L.-R. für einen großen Theil seiner Geld-Geschäfte von allen Zinsbeschränkungen frei gemacht ist und dem die allgemeine Wechsel-Ordnung ganz besonders zu Gute kommt, die wenigste Veranlassung haben, noch weitere Zinsbefreiungen zu beanspruchen.

Denn anerkannt ist es — sagt Janbert in den Motiven zum Gesetz vom 3. December 1807 —, daß der übermäßige Zinsfuß vom Gelde das Eigenthum in seinem Fundament angreift, daß er den Ackerbau untergräbt, daß er die Eigenthümer hindert, nützliche Verbesserungen vorzunehmen, daß er die wahren Quellen der Künste und Gewerbe verdirbt, daß er durch die verderbliche Leichtigkeit, sich beträchtlichen Gewinn zu verschaffen, die Bürger von nützlichen und bescheidenen Gewerben abhält, und daß er danach strebt, ganze Familien zu Grunde zu richten und zur Verzweiflung zu bringen. Und eben deshalb wird Niemand mehr die Zweckmäßigkeit der Zins-Beschränkungen und das Recht des Staates zum Erlaß derselben in Zweifel ziehen können.

Der Ueberschreitung des civilrechtlichen Zinsmaßes aber bloß die Nichtigkeit des Geschäftes entgegensetzen zu wollen, genügt erfahrungsmäßig nicht. Wie bei der laesio enormis würde sie nur von dem Willen des Beschädigten abhängig sein und dieser in den meisten Fällen nicht klagbar werden. Man denke sich einen Geschäftsmann, der aus Noth ein wucherliches Darlehn aufgenommen hat, kann er, darf er klagen? Durch die Klage würde er selbst seine Lage offen darlegen, seine übrigen Gläubiger auf seine Unsicherheit aufmerksam machen und seinen gänzlichen Ruin selbst herbeiführen. Wie hier die eigenthümlichen Verhältnisse des Standes, so halten in anderen Fällen falsche Scham, Leichtsinn, Furcht vor dem Wucherer den Beschädigten von Anstellung der Klage zurück. Die weise Beschränkung des Zinsmaßes durch den Staat würde dadurch illusorisch gemacht werden. Dies erkennen auch die Gegner der Wucher-Strafgesetze an. In dem Commissions-Bericht des vereinigten ständischen Ausschusses von 1848 (Bleich, die Verhandlungen des gen. Ausschusses Bd. 4, S. 338) ist geradezu ausgesprochen: die Aufhebung der Wucher-Strafgesetze sei darum zweckmäßig, weil dann die gesetzlichen Bestimmungen, durch welche ein Zins-Maximum festgestellt sei, ihren Werth verlieren würden. Darauf aber komme es im Wesent-

*) Nr. I. und Nr. II. enthält das vorige Heft.

lichen an, weil man dem Staat das Recht nicht zuerkennen könne, so weit in die Freiheit des Einzelnen eingreifen zu wollen.

Die Unrichtigkeit dieser Aufstellung ist bereits dargethan. Sie ergiebt aber das Bestreben der Gegner, auf indirectem Wege das zu erreichen, was sie auf directem Wege erreichen zu können nicht hoffen konnten.

Betrachten wir nun zunächst vergleichend die Wucher-Strafgesetze der Neuzeit aller bekannten Gesetzgebungen mit der unsrigen, und untersuchen wir dann, ob es nothwendig oder doch mindestens zweckmäßig, die civilrechtlichen Zins-Beschränkungen durch Strafgesetze zu schützen.

Das A. L. R. belegte nur den versteckten Wucher mit einer Geldstrafe, das Strafgesetzbuch von 1851 ahndet den versteckten und den gewerbsmäßigen Wucher mit Geld-, Gefängniß- und Ehrenstrafen, indem es § 263 verordnet:

> „Wer sich von seinen Schuldnern höhere Zinsen, als die Gesetze zulassen, vorbedingt oder zahlen läßt, und entweder diese Ueberschreitung gewohnheitsmäßig betreibt oder das Geschäft so verkleidet, daß dadurch die Gesetzwidrigkeit versteckt wird, ist wegen Wuchers mit Gefängniß von 3 Monaten bis zu einem Jahre und zugleich mit Geldbuße von 50—1000 Thlr., sowie mit zeitiger Untersagung der Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte zu bestrafen."

Das Preußische Strafrecht sieht also ebenso das Ausbedingen, wie die Empfangnahme höherer Zinsen als Wucher an, wenn die Ueberschreitung gewohnheitsmäßig betrieben oder verschleiert wird, und betrachtet den Wucher zugleich als infamirend.

Ebenso bedroht das Straf-Gesetzbuch von Hannover schon den Vertrag mit Strafe, wenn aus ihm das wahre Verhältniß der Zinsen mit dem Capital nicht schon unmittelbar deutlich hervorgeht.

Die Gesetzgebung von Baden bedroht schon den Abschluß des Vertrags mit Strafe, wenn der Gläubiger die ihm bekannte Noth oder Leichtsinn des Schuldners zu seinem Vortheil benutzt, oder den Vertrag, um den Schuldner zu täuschen, verschleiert, oder einen Minorennen, Entmündigten, Mundtodten oder mit einem Rechtsbeistand Versehenen durch den Vertrag benachtheiligt, ohne den Beistand beim Abschluß desselben zugezogen zu haben.

Die Gesetzgebungen von Baiern, Sachsen-Weimar-Eisenach, den beiden Schwarzburg, Anhalt-Deßau und Köthen bestrafen die verschleierte Zinsüberschreitung unter Benutzung bekannten Nothstandes und Leichtsinns mit Geldstrafe und als Betrug, wenn die Verschleierung die Täuschung des Schuldners bezweckt.

Auch das württembergische, das braunschweigische und das detmoldische Gesetzbuch unterwirft die Zinsüberschreitung der Strafe des Betrugs, wenn der Vertrag zur Täuschung des Schuldners ver-

schleiert ist. Die Gesetzgebung von Sachsen-Altenburg bestraft den verschleierten, mit oder ohne Ausbeutung von Noth und Leichtsinn einfach oder gewohnheitsmäßig verübten ungesetzlichen Zinsbezug mit Geld- und mit der Strafe des Betrugs, wenn die Verschleierung zur Täuschung des Schuldners vorgenommen ist. Der gewerbsmäßige Betrieb und Rückfall zieht Strafverschärfung nach sich.

Die Strafgesetze von Hessen und Nassau setzen das Wesen des strafbaren Wuchers darin, daß der unerlaubte Vortheil bereits bezogen ist.

Der Entwurf des Strafgesetz-Buches für das Königreich Sachsen belegt die einzelne wucherische Handlung mit Geldstrafe, den gewerbsmäßigen und verkappten Wucher mit Gefängniß oder Arbeitshaus bis zu 2 Jahren.

Oesterreich hat in jüngster Zeit, während es früher auf Grund des Gesetzes vom 2. December 1803 den Wucher als schwere polizeiliche Uebertretung behandelte, ihn nach dem Kundmachungs-Patent vom 27. Mai 1852 zum Strafgesetz-Buch als Vergehen aufgefaßt und in der Straf-Prozeß-Ordnung vom 29. Juli 1853 zugleich gewisse Verdachtsgründe, besonders für den verschleierten Wucher, aufgestellt.

Aus einer Vergleichung dieser Gesetzgebungen, von denen übrigens die meisten gleichzeitig die Nichtigkeit des wucherischen Contracts ausgesprochen haben, ergiebt sich, daß die preußische den Wucher nur in seiner strafwürdigeren Gestalt als strafbar aufgefaßt, dann aber auch als verwandt dem Betruge behandelt, und sich somit unter den vaterländischen Gesetzgebungen so ziemlich in der Mitte hält. Eine besondere Strenge ist ihr also nicht vorzuwerfen.

Frankreich bestraft auf Grund des Gesetzes vom 19./27. Decbr. 1850 den gewohnheitsmäßigen Wucher als Vergehen mit Gefängniß bis zu 6 Monaten, die einzelne wucherische Handlung nur dann, wenn eine Bestrafung wegen desselben Vergehens schon vorangegangen ist.

In England ist auf Grund des Statuts 12 Ann. St. 2 c. 16 der das gesetzliche Maß von 5 pCt. übersteigende Zinsbezug mit einer dem dreifachen Betrag des geliehenen Capitals gleichkommenden Geldstrafe belegt. Gefängniß bis zu 6 Monaten tritt außerdem ein, wenn Mäkler und Agenten denselben Satz bei ihren Gebühren überschreiten, oder bei Lebensversicherungen mehr als 10 pCt. genommen werden. Diese Bestimmungen sind für gewöhnliche und trockene Wechsel, die innerhalb Jahresfrist fällig sind, so wie für Geld-Darlehne über 10 Lst. außer Kraft gesetzt; bei diesen Geschäften giebt es seit dem 29. Juli 1839 keinen Wucher mehr, doch werden im Wege Rechtens nicht mehr als 5 pCt. zugesprochen. Für Darlehne auf Grundstücke jeder Art, für die Pfandverleiher und für den Fall, daß eine höhere als die gegebene Summe zur Verdeckung von mehr als 5 pCt. Zinsen eingezahlt wird, sind die alten Gesetze ausdrücklich aufrecht erhalten.

Aehnliche Bestimmungen bestehen in der nordamerikanischen Union.

Schon diese allgemeine Uebereinstimmung in den Gesetzgebungen aller cultivirten Länder sollte für die Nothwendigkeit der Wucher-Strafgesetze sprechen. Für ihre Zweckmäßigkeit lassen sich aber noch viele andere Gründe auffinden.

Nothwendig erscheinen die Wucher-Strafgesetze, weil die civilrechtlichen Zinsbeschränkungen sich zum Schutz gegen deren Ueberschreitung nicht als ausreichend erwiesen haben. Zu ihrer Rechtfertigung haben ältere und neuere Strafrechtslehrer verschiedene Momente herangezogen. Tittmann findet in seinem Handbuch der strafrechtlichen Wissenschaft § 547 dasselbe in der Ueberschreitung der im Civilrecht festgestellten Polizei-Taxe, welche das Zinsmaximum regelt. Aeltere Rechtslehrer und unter ihnen auch Grolmann in seinen Grundsätzen des Criminalrechts § 568 fanden es in dem Verbergen des hohen Zinssatzes unter ein anderes Geschäft, weil dadurch der Richter getäuscht werden soll, folglich betrüglich gehandelt werde. Dieser Ansicht haben sich auch das A. L.-R. und die meisten der oben genannten Gesetzbücher angeschlossen und bestrafen daher nur den versteckten Wucher. Bei der Gesetzrevision (1. Pensum Bd. 4 p. 187—199) wurde die Strafe des Wuchers nur als begründet befunden, wenn Erpressung und Betrug dabei vorkommen. Erst in den Motiven zum revidirten Entwurf des Strafgesetzes von 1853 S. 347 ist ausgesprochen, daß der Mangel an Moralität, der in der unmäßigen Ausbeutung der Noth oder des Leichtsinns seiner Mitmenschen oder allgemeiner Nothstände bethätigt werde, die eigentlich strafbare Seite des Wuchers sei, und daß daher nicht bloß der versteckte und gewerbsmäßige, sondern jeder einzelne Wucher unter Strafe gestellt werden müsse.

Obgleich diese Ansicht in dem Strafgesetzbuch von 1851 nicht Eingang gefunden hat, so erscheint sie dennoch als die richtige, weil der Staat nicht gleichgiltig zusehen darf, wenn Habgier und Gewinnsucht die Noth oder den Leichtsinn Anderer zur eigenen Bereicherung übermäßig ausbeuten. Und wenn auch der Staat nicht ohne Weiteres die Grundsätze der Moral zur Basis seines Strafrechts machen darf, so wird doch derjenige Staat der vollkommenste sein, dessen Gesetze dieselben am meisten zur Geltung bringen. Und dazu kommt noch das Interesse des Staats, daß das Vermögen — wie Janbert sagt — nicht verschleudert, die Familien nicht ausgezogen werden. Insofern aber die Verletzung der Moral, um wirksam geschützt zu werden, und das öffentliche Interesse des Staats der Strafgesetze bedürfen, erscheint der Wucher als ein Vergehen und fällt unter das Gebiet des Strafrechts.

Man hat zwar eingewendet, daß der Wucher ein Vergehen schon darum nicht sein könne, weil der Bewucherte in die angebliche Beschädigung ja eingewilligt habe, nach der Regel: volenti non fit injuria. Diese vermeintliche Einwilligung, die obenein in den meisten Fällen nur

eine scheinbar freiwillige und durch die Verhältnisse gebotene sein wird, kann aber seinen strafbaren Charakter nicht mehr ändern, sondern bewirkt nur die Vollendung des Thatbestandes des Vergehens. Daher sehen auch die neueren Strafgesetze ganz consequent die Vollendung des Wuchers schon in dem Vorbedingen des übermäßigen Vortheils und in der späteren Zahlung des letzteren nur die Consequenz. So das preußische und das badische Strafgesetzbuch, so der sächsische und baierische Entwurf, während ältere Rechtslehrer die Vollendung des Wuchers erst in der Annahme des Vortheils finden. Indem daher der Staat den Wucher durch Strafgesetze ahndet, zeigt er nur, daß er die Basis, auf der er ruht, erkennt, und indem er sie schützt, nur für seine eigene Erhaltung sorgt.

Mit dem Worte „Wucher" bezeichnet aber noch heute die öffentliche Meinung ein verhaßtes, schändliches Gewerbe, und selbst die Gegner der Wucher-Strafgesetze verdammen ihn als eine unsittliche, mit strafwürdiger Rechtsverletzung Anderer verbundene Handlung, wie man sie sich scheußlicher kaum denken könne. (Bleich, Verhandlung des ver. ständ. Ausschusses von 1848 Bd. 4. S. 239 seqq.)

Der Umstand, daß die Wucher-Strafgesetze umgangen werden und daß der Beweis des Wuchers schwer zu führen sei, beweist nicht die Fehlerhaftigkeit des Princips, sondern höchstens die nicht präcise Fassung des einzelnen Gesetzes, welcher nicht durch Aufhebung des Princips, sondern nur durch eine bestimmtere Form abgeholfen werden kann. Wollte man diesen Umstand als entscheidend für die Fehlerhaftigkeit des Princips ansehen, so würden wir fast gar keine Strafgesetze haben, welche nicht umgangen werden könnten, und bei denen unter Umständen die Beweisführung nicht sehr schwierig wäre. Ja selbst der Vorwurf, daß Wucher-Strafgesetze den Wucher nur feiner und gefährlicher machten, trifft diese Gesetze nicht allein. Unzweifelhaft würde Niemand zur Nachtzeit, durch Einsteigen oder mit gefährlichen Waffen stehlen, wenn der Diebstahl bei hellem Tage gesetzlich erlaubt wäre.

Man wirft den Wuchergesetzen ferner vor, daß sie in ihren wirthschaftlichen Folgen eben so gemeingefährlich, als für die öffentliche Sicherheit, sowie in rechtlicher und politischer Beziehung bedenklich seien.

Gemeingefährlich in ihren wirthschaftlichen Folgen erklärt man sie, weil die Capitalisten, wenn sie dieselben befolgen, selbst der beschädigte Theil seien, indem sie an Zinsen weniger erhielten, als sie nach den Voraussetzungen des Geschäfts erhalten müßten, und darum ihre Capitalien lieber nutzlos liegen lassen würden, wenn es an Gelegenheit zu ihrer vortheilhafteren Anlegung fehlen sollte. Wenn die Capitalisten aber die Wuchergesetze nicht befolgten, so müßten sie auf Verschleierungen raffiniren und ließen sich dann nicht nur diese Verstandes-Arbeit, sondern auch die Assecuranz-Prämie gegen Entdeckung und Bestrafung bezahlen, indem sie sich, um sich gegen Entdeckung zu sichern,

eines zahlreichen Hülfs-Personals von Mäklern, Zutreibern und Zwischenträgern bedienen müßten.

Die Gründe für diese Behauptungen sind aber nicht richtig. Abgesehen davon, daß reelle und solide Unternehmungen nur unter ungewöhnlichen Voraussetzungen einen den erlaubten Zinsfuß übersteigenden Gewinn bringen, so wird auch nur in den seltensten Fällen der Capitalist Gelegenheit haben, den Gewinn, welchen der Darlehnssucher von dem gesuchten Darlehn zu machen hofft, oder gemacht hat, im Voraus richtig zu bemessen und somit in der Lage zu sein, einen Maßstab für die Zinsen zu haben, welche ihm nach den Voraussetzungen des Geschäfts zustehen dürften, wenn der Zinsfuß freier Uebereinkunft überlassen wäre. Selbst aber auch da, wo ein solcher Maßstab gegeben sein sollte, würde sich dennoch eine Theilnahme des Capitalisten an dem beabsichtigten oder erlangten Gewinne des Darlehnssuchers nur dann rechtfertigen lassen, wenn er dabei in anderer Weise sich betheiligte, als durch bloße Hingabe des Geldes. Die befürchtete Folge, daß bei bestehenden Zinsbeschränkungen Capitalisten ihr Geld lieber nutzlos liegen lassen, als auf verhältnißmäßigen Gewinn verzichten, hat die Erfahrung noch nicht bestätigt.

Eben so wenig bestätigt die Erfahrung, daß Wucherer sich eine Verstandes- oder Assecuranz-Prämie berechnet oder vorbedungen hätten. Nicht weil ihnen die Verschleierung des Wucher-Contracts Arbeit gemacht hat, lassen sie sich höheren Zins bezahlen (denn dann würde nur der Erfinder darauf Anspruch machen); sondern je größer die Verlegenheit des Geldsuchenden und je sicherer sie sich durch die Verschleierung vor Entdeckung glauben, desto unverschämter und kecker wird ihre Habgier, desto höhere Zinsen werden da verlangt, wo irgend Aussicht auf Zahlung noch vorhanden ist. Dagegen stehen Zutreiber und Mäkler nicht mehr in Sold und Bund des Capitalisten, als des Geldbedürftigen; denn jenem sind sie entbehrlich, diesem nicht, und erhöhen vielmehr noch die Gefahr der Entdeckung, insofern sie mehr oder weniger zu Mitwissern der Verschleierung gemacht werden müssen.

Für die öffentliche Sittlichkeit gemeingefährlich sollen die Wucher-Strafgesetze sein, weil sie den Darlehnsgeber zur Umgehung des Gesetzes, den Empfänger aber dazu treiben, Anderen ihr Eigenthum abschwindeln, Zusagen zu machen, um sie nicht zu halten, und durch Drohung mit der strafrechtlichen Gewalt des Staats den Andern zum Nachlaß an der Schuld oder zum gänzlichen Erlaß zu zwingen. Allerdings ein eigenthümlicher Vorwurf, wenn man dem Gesetz als Wirkung anrechnen will, was seine Ursache ist, und das Naturgesetz der Selbsterhaltung verwirft, indem man dem Verletzten zum Vergehen macht, daß er sich gegen die Wucher-Verletzung möglichst zu schützen trachtet auf gesetzlichem Wege.

In rechtlicher und politischer Beziehung für gemeingefähr-

lich erklärt man endlich die Wucher-Strafgesetze deshalb, weil sie nicht gehalten werden und dadurch das Rechtsbewußtsein untergraben. Man nennt das Verbot des Mordes ein wirksames, weil es naturgemäß besteht, und rühmt ihm nach, daß bei einer Bevölkerung von einer Million auf 5 Jahre nur Ein Fall der Uebertretung, beim Wucherverbot auf die gleiche Zeit und Seelenzahl wenigstens 20,000 Fälle kommen. Aber man verkennt hierbei, daß Mord und Wucher nicht gleichartige Fälle sind, daß die Habgier und Eigennutz der civilisirten Menschen größer sind, als ihre Rohheit und Jähzorn, und daß Diebstahls- und Betrugsfälle, welche gleiches Motiv mit dem Wucher zu haben pflegen, vielleicht noch häufiger zur Bestrafung kommen, als Zins-Ueberschreitungen. Daß übrigens nach seiner moralischen Schlechtigkeit berühmte Männer des Alterthums den Wucher dem Morde gleichgestellt haben, ist schon erwähnt.

Sind somit alle diese Einwendungen gegen die Zweckmäßigkeit der Wucher-Strafgesetze nicht geeignet, den Gegnern zum Siege zu verhelfen, so zeigt uns die Geschichte auch, von wie traurigen Folgen ihre Aufhebung begleitet gewesen ist, wo man sie versucht hat. Geleitet von den Theorieen der National-Oekonomen haben, wie bereits erwähnt, Oesterreich, Frankreich und Norwegen das gefährliche Spiel gewagt, die Wuchergesetze aufzugeben und den Geldverkehr der freien Uebereinkunft zu überlassen. Die Folgen waren Entwerthung des Grundeigenthums und der stärkste Wucher, und alle drei Staaten haben sich deshalb zur Wiedereinführung der Wuchergesetze verstehen müssen.

Der erste Staat, der die Wuchergesetze aufhob, war Oesterreich unter Joseph II. im Jahre 1787. Alle Schriftsteller — wie Rau § 322 des Lehrb. der politischen Oekonomie angiebt — räumen ein, daß danach der Wucher häufiger wurde und der Zinsfuß stieg. Die Klagen über die Zunahme des Wuchers nahmen so überhand und wurden so laut und dringend, daß die Regierung sich endlich genöthigt sah, durch das Gesetz vom 2. December 1803 den Zins wieder zu beschränken und den Wucher unter Strafe zu stellen. Ganz aber konnte sie sich von den Theorieen noch nicht frei machen; sie erklärte ihn nur für eine schwere polizeiliche Uebertretung. Aber durch die wiederholte Erfahrung belehrt, daß damit der moralischen Schwere des Wuchers nicht genügend entgegengetreten werde, hat Oesterreich in seinem neuen Strafgesetzbuch den Wucher für ein von Staats wegen zu rügendes Vergehen erklärt.

Sodann hat Frankreich, wie in Ausübung aller Theorieen, so auch in der sich versucht, die Wuchergesetze aufzuheben. Durch das Gesetz vom 11. April 1793 wurde der durch Ludwig XIV. auf 5 pCt. normirte Zinsfuß frei gegeben und der Privat-Autonomie überlassen. Die Folgen waren das Steigen des Zinsfußes, das Zunehmen des Wuchers. Diese Folgen traten so schnell ein, daß schon 1794 durch Verordnung vom 25. April das alte Gesetz wieder eingeführt ward. Indeß kehrte

man am 26. Juli 1796 abermals zu dem Princip von 1793 zurück. Sofort stieg der Zins auf 50, 60 und mehr Procent. Der Wucher, den kein Gesetz mehr in Schranken hielt, brach — wie die Einführung des nachfolgenden Gesetzes 1801 motivirt wurde — wie ein feindlicher Ueberfall in die Gesellschaft, setzte sich darin fest, und es gelang der Strenge der gerichtlichen Beamten nicht, ihn auszurotten. Frankreich zählte zu Tausenden die dadurch zu Grunde gerichteten Familien und die dadurch schmählich erworbenen Reichthümer (Petit traite de l'usure, Douai 1840). Man gab in Folge dessen das Gesetz vom 3. Septbr. 1807 mit einer Mehrheit von 126 gegen 23 Stimmen, beschränkte den Zinsfuß auf 5 pCt., für Handelssachen auf 6 pCt., und belegte die Zins-Ueberschreitung mit Geldstrafen. Daß auch dieses Gesetz nach mehr als 40 jähriger Geltung sich als ungenügend erwiesen hat, lag nicht im Princip, sondern in den unzureichenden Bestimmungen desselben; es bestrafte nur den gewohnheitsmäßigen Wucher und auch diesen nur mit Geldbuße. Der Wucher blieb dadurch fast ganz frei und nahm deshalb so wenig ab, daß man in einzelnen Gemeinden beispielsweise kaum zwei zahlungsfähige Einwohner finden konnte — wie Meckel in der Broschüre über Zinswucher, Heidelberg 1835, S. 90 erzählt — ohne zuweilen selbst den Maire und den Adjuncten auszunehmen. Der Wucher wurde in so verschleierten und verhüllten Formen getrieben, daß man sich genöthigt sah, durch Gesetz vom 19./27. Decbr. 1850 endlich auch diese Art des Wuchers mit Strafe zu bedrohen und der bisherigen Geldbuße auch noch Gefängnißstrafe zuzufügen.

Endlich hat Norwegen im Jahre 1824 die Wuchergesetze aufgehoben, aber sich ebenfalls veranlaßt gefunden, 1851 dieselben wegen gleicher Erfahrungen wieder einzuführen. Und wenn die Gegner der Wucher-Strafgesetze diese Erfahrungen bei Oesterreich und Frankreich durch die dort in jener Zeit herrschende allgemeine Unsicherheit, den Krieg und Bürgerzwist, die Stockung der Industrie und den Mangel an Vertrauen und Credit haben entschuldigen wollen, so liegen alle diese Gründe doch bei Norwegen nicht vor, und dennoch sind auch hier die Folgen der Aufhebung der Wuchergesetze nicht minder traurig gewesen als dort.

Diese Thatsachen der Geschichte lehren, daß Zins-Beschränkungen nothwendig, daß sie ohne entsprechende scharfe Strafgesetze aber vergeblich sind. Allerdings ergiebt sich auch daraus, daß sie nicht vermocht haben, den Wucher zu unterdrücken; indessen ist dies Ziel zu erreichen für jedes Gesetz unmöglich, darum ist das Gesetz aber noch nicht unzweckmäßig.

Die Gerechtigkeit kommt niemals und nirgend aus dem Gesetz; dennoch ist das Gesetz überall unentbehrlich, um das Bewußtsein und die Erkenntniß des Unrechts festzuhalten und zu vermitteln, auch zu verhindern, daß die Verletzung ungestraft erfolge.

Ueber die Reorganisation der Realschulen.

Das königliche Unterrichts-Ministerium hat die Revision unseres gesammten Schulwesens mit der Revision des Stundenplans und der Lehr-Objecte der Elementar-Schule und des Gymnasiums begonnen, die Revision der Realschule dagegen für den Schluß vorbehalten. Gewiß ist das nicht von ungefähr geschehen. Die Elementarschule, die Schule des Volkes (das Wort in dem geläufigen engeren Sinne genommen), und das Gymnasium, die Bildungsanstalt, oder richtiger Vorbereitungsanstalt der Gelehrten, Beamten u. s. f. sind althergebrachte Anstalten mit bestimmter Eigenthümlichkeit und bestimmtem Charakter, den zu ändern nicht in der Absicht der Behörden liegen konnte. Es handelte sich hier in der That nur um eine Revision der Principien, nicht um einen Neubau. Anders steht es mit der Realschule, dem Kinde der neuesten Zeit, der Bildungsanstalt des Bürgerstandes. Von den Principien derselben ist zwar ebenfalls viel geredet und geschrieben worden, aber welches diese Principien sind, darüber sind die Meinungen verschieden. Sodann sind die angeblichen Principien und die thatsächliche Beschaffenheit der vorhandenen Realschulen, ferner die thatsächlichen Zustände der verschiedenen Realschulen so himmelweit von einander entfernt, daß es sich nicht um eine Revision, auch nicht einmal um eine Reorganisation, sondern um eine Organisation der Realschulen handelt, wenn das Unterrichts-Ministerium die Realschul-Directoren zur Berichterstattung über die Zustände ihrer Anstalten und zur gutachtlichen Aeußerung über die etwa neu einzuführenden Verbesserungen auffordert. Es handelt sich um die Bestimmung des eigenthümlichen Zieles, das die Realschule gegenüber dem Ziele des Gymnasiums und dem Ziele der Elementarschule zu verfolgen hat, damit alle drei Anstalten sich im Leben des gesammten Volkes die Hände reichen, einen Organismus bilden. Das nach unserer Ansicht der Grund, weshalb man erst nach der Revision der historisch bewährten Institute, der Elementarschule und des Gymnasiums, an das neue Institut, an die Realschule, geht, um zu ermitteln, auf welche Grundlage und auf welche Bedürfnisse ihre Existenz zu begründen und ihr eigenthümlicher Haushalt einzurichten ist.

Selbstverständlich kann es nicht in der Absicht dieser Zeitschrift liegen, sich in das Detail der Pädagogik zu mischen, also etwa zu untersuchen, ob das Französische nach dieser oder jener Methode zu lehren sei, ob das Italienische noch Platz finden könne auf der Realschule, ob die Mineralogie graphisch oder chemisch betrieben werden müsse u. s. f., alles das sind Dinge, über die pädagogische Zeitschriften schreiben und entscheiden mögen. Diese Zeitschrift fragt die Schule auch nicht, welche Fertigkeiten und Kenntnisse giebst du deinen Zöglingen, daß sie dereinst im Leben fortkommen und sich ihr Brod verdienen können, sondern sie

fragt dieselbe nur, wie bildest du das Gemüth, die Gesinnung und die Willensrichtung deiner Zöglinge, daß sie dereinst tüchtige und wackere Glieder der Familie, des Standes und des Staates werden können? So fragt sie, und weil sie so fragen muß, hält sie sich für verpflichtet, ebenfalls ihr Votum bei der beabsichtigten Neugestaltung der Realschule abzugeben. Es mag dasselbe nicht infallible sein, aber es ist hervorgegangen aus der Betrachtung der bestehenden Schulverhältnisse, der gesammten Culturverhältnisse der Gegenwart und der Noth der Zeit.

Welches sind die Principien, welches die Seele der Realschule, und welches sind die Bildungsbedürfnisse, die sie zu befriedigen hat? Wie bemerkt, sind die Ansichten über die Principien verschieden. Was dagegen den thatsächlichen Zustand der bestehenden Realschulen anlangt, so haben unbefangene und vernünftige Denker und Beobachter über denselben im Grunde nur eine Meinung. Die Realschulen verdanken ihr rasches äußeres Aufblühen und ihre steigende Frequenz der materialistischen Richtung unserer Zeit, derselben Richtung, die auch die Gymnasien in den letzten Decennien mit Realien überladen hat. Die Eltern — natürlich keine Regel ohne Ausnahme — schicken ihre Kinder, die sich dem Bürgerstande widmen sollen, nicht in die Elementarschule, weil diese nicht die Fertigkeiten und Kenntnisse mehr gewähren kann, die für das Leben der Gegenwart erforderlich sind; sie schicken dieselben nicht in das Gymnasium, theils weil die Mittel dazu fehlen, theils damit die kostbare Jugendzeit nicht auf „unnützes" Latein und Griechisch verwandt zu werden braucht: sie schicken sie in die Realschule, damit sie je eher je besser das für das practische Leben Nothwendige sich aneignen, damit sie je eher je besser die Schule verlassen und dem Erwerb zueilen können. Zeit ist Geld, das ist die Losung. Ob eine Schule sonst noch etwas leiste oder zu leisten habe, ob ihr auch nicht die Sorge für das höhere geistige Wohl der Kinder obliege, darnach wird im Großen und Ganzen nicht gefragt. Wie einst der Großvater sich nicht darum kümmerte, was aus seinem jungen Enkel gemacht werden müsse, sondern, mit der Gegenwart sich begnügend, ihm Sagen und Mährchen erzählte, so kümmert man sich jetzt umgekehrt nicht mehr um die Gegenwart, um die harmlosen Kinderjahre, sondern lediglich um die Zukunft, um das, was aus dem Kinde gemacht werden müsse. Die Zeit der Poesie ist im Verschwinden, nicht nur für uns, sondern auch, wie es scheint, für die Jugend. Wenn die Schulbehörden dem materialistischen Drange der Zeit folgten, so sollte es uns nicht wundern, wenn schließlich die Gymnasien und die Realschulen von den Handels- und Gewerbeschulen auf das Trockene gesetzt würden. Die Devise der Schulen würde alsdann lauten: „Trachtet zuerst nach den Dingen dieser Welt, dann nach dem Reiche Gottes."

Das die Ansichten der meisten Eltern von der Realschule. Und wie denkt dem gegenüber die Schule und wie handelt sie? Sie denkt

und handelt, um uns gelinde auszudrücken, menschlich. Sie giebt, wie das Gymnasium in Bezug auf die englischen und französischen Parallelklassen thut, dem Drange der Zeit nach, speculirt vielleicht sogar dem Gymnasium und der Gewerbeschule gegenüber auf diesen materialistischen Drang. Die neueren Sprachen, die Naturwissenschaften und die Mathematik treten in den Vordergrund, Religion, Geschichte und Deutsch in den Hintergrund. In den letzteren Disciplinen findet eine Abrichtung der Zöglinge statt; sie lernen da äußerlich allerlei Namen und Thatsachen, weil diese zu wissen einmal eine Forderung des Tages ist, wenn der Zögling dereinst zu dem „gebildeten" Mittelstande zählen will. Das Resultat ist Scheinbildung, eine Generation von Schwätzern, die über alle höheren geistigen Fragen mit ihrem oberflächlichen Urtheil sofort bei der Hand sind und das Höchste in den Staub ziehen. Wir reden aus der Erfahrung. Es ist uns manche nach Tüchtigem strebende Realschule bekannt, mancher tüchtige Lehrer, mancher tüchtige Director einer Realschule, aber im Allgemeinen gilt der Satz: die Realschulen in ihrer gegenwärtigen Gestalt und in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit sind ein Krebsschaden am Geiste unseres Volkes. Eine Revision derselben führt deshalb zu nichts: es handelt sich um eine vollständige Umgestaltung, eine Umgestaltung, bei der man kühnen und nüchternen Geistes der Zeit in das offene Antlitz schaut und weder links noch rechts vom rechten Wege abweicht.

„Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, dann wird euch alles Andere von selbst zufallen."

Was ist da nun zu thun? Es versteht sich von selbst, daß wir nicht der Ansicht sind, als solle der „gebildete" Mittelstand sich mit der Bildung der Elementarschule begnügen. Er kann das nicht. Die Lebensverhältnisse sind durch den wachsenden Verkehr, durch den Aufschwung der Industrie und der Technik, durch die Vervollkommnung alter und das Entstehen neuer gewerblicher Verhältnisse derartige geworden, daß Gottes Wort, Rechnen und Schreiben nicht mehr ausreichen, um sich in dem Gewirre der Concurrenz behaupten zu können. Auf der andern Seite kann von dem Handwerker, dem kleineren Kaufmann u. s. f. auch nicht verlangt werden, daß er seinem Sohne eine classische Bildung gebe. Dazu fehlt in der That die Zeit, dazu fehlen die Mittel; der Besuch von einigen unteren Klassen des Gymnasiums führt aber nicht minder wie die Bildung der Realschule zu etwas Unvollkommenem, Unfertigem und darum Bösem. Es sind mithin in unserem Volke in der That neue Elemente herangewachsen, die eine eigenthümliche Schulbildung erfordern und damit eine eigene Schule. Diese Schule ist die Realschule. Sie hat Gottes Wort, Rechnen und Schreiben zu lehren, wie die Elementarschule, aber außerdem auch noch Französisch, Englisch, Mathematik und die Naturwissenschaften. So weit stimmen wir den Vertheidigern der gegenwärtigen Realschule bei, fügen aber sofort hinzu,

daß die Aneignung dieser Bildungs-Elemente, die über den Horizont der Elementarschule hinausgehen, daß der Stand, dem der Zögling der Realschule einst angehören soll, als Correctiv eine entsprechende ethische Bildung fordere, in der jene Bildung wurzelt, daß sie nicht Fluch statt Segen bringe. Erst sorge man für die unsterbliche Seele, dann für das leibliche Brod; wer das Erstere thut, ohne das Letztere zu thun, der handelt wie ein Thor; wer das Letztere thut, ohne das Erstere zu thun, der sündigt gegen Gott und sein besseres Ich. Jenes Correctiv wird aber gefunden in einem ausführlicheren und begründeteren Unterrichte in der Religion, in der Muttersprache und in der Geschichte und Geographie, dergestalt, daß er so ertheilt wird, um in der That ein Correctiv für die anderweitige Bildung abgeben zu können.

Damit sind wir bei einer mehr speciellen Frage der Pädagogik angelangt. Wie der Unterricht in der Religion zu ertheilen sei, darüber werden die bevorstehenden neuen Regulative für die Realschulen ohne Zweifel eben so richtige Normen an die Hand geben, wie es die früheren Regulative für die Gymnasien und für die Elementarschulen gethan haben. Den Anfang mache eine tüchtige Belesenheit in der Bibel ohne Reflexionen und moralische Verwässerungen; dann werde der Reflexion ihr Recht und es folge der Unterricht in der Geschichte und Lehre der christlichen Kirche: das ist Alles, was wir hier zu bemerken für nöthig erachten. Schwieriger ist die Frage nach dem Unterricht in der Geschichte und im Deutschen zu beantworten, weil hier ganz neue, von den bisherigen vollständig abweichende Bahnen eingeschlagen werden müssen, wenn aus den Realschulen überhaupt etwas werden soll.

Der Unterricht im Deutschen. Den Leser, der sich genauer in dieser Frage orientiren will, verweisen wir auf ein kleines, aber mit tiefer Einsicht geschriebenes Buch („Der Unterricht in der Muttersprache", von Ph. Wackernagel) des Directors der Elberfelder Realschule, während wir uns hier begnügen, die Grundgedanken hervorzuheben. Die Bildung unseres Volkes besteht aus zwei Elementen, aus dem, was wir Griechenland und Rom, überhaupt dem Auslande, verdanken, und aus dem, was uns eigenthümlich ist, was wir ererbt haben von unseren Vätern, aus dem Heimathlichen. Jenes ist die Kunstbildung, dieses die Volksbildung; jene ist kosmopolitischer, diese nationaler Natur; jene ist verhältnißmäßig weniger zugänglich, diese in größerem oder geringerem Maße dem ganzen Volke. In beide ist die Jugend einzuführen, weil beide wesentlich sind für die weltgeschichtliche Stellung und den weltgeschichtlichen Beruf unseres Volkes; aber nicht jede Schule soll in beide einführen und kann in beide einführen. Das Gymnasium soll den Knaben heimisch machen in dem geistigen Leben der Griechen und Römer, auf daß er ein treuer Hüter werde dessen, was wir von den Alten ererbt haben, und mit Bewußtsein im nationalen Sinne handle und denke. Die Realschule bleibt in der Heimath, nicht in der

geographischen allein, wie die Elementarschule, sondern sie führt auch ein in die Geschichte der Heimath, in die Geschichte der deutschen Sprache und deutschen National-Literatur. „Der Unterricht in der Muttersprache hat hier die Einführung des Schülers in die germanistischen Studien zum Zweck." Den Anfang germanistischer Studien macht aber „Jeder da, wo seine Liebe zu besonderen Alterthümern des Volkes ihn hinweist: von Seiten des Glaubens oder der Sprache, von Seiten der Poesie oder der bildenden Kunst, von Seiten der Sitten oder des Rechts. Die Meisten gehen durch das Allen offene Thor der Poesie." Diesen Weg hat auch die Schule einzuschlagen, auf daß der Schüler lerne, daß die Sprache und der Verstand der Gegenwart nicht losgelöst sind von der Vergangenheit, sondern das letzte Glied einer langen Entwickelung bilden. Trefflich bezeichnet Wackernagel deshalb die Muttersprache als die einzige, die wir wissenschaftlich durchdringen können, und daß dies allein dadurch möglich werde, daß sie gleich uns eine ewige, die Gegenwart erzeugende Vergangenheit habe. „Wäre sie bloß eine heutige, so würde es weder möglich sein, sie zu studiren, noch würde es sich der Mühe lohnen. Aber daß wir sie wie uns selbst empfinden und zugleich auch außer uns anschauen können, wie wir uns in der Geschichte unseres Volkes anschauen, das erhebt sie zu dem würdigsten Gegenstand aller Wissenschaft, zu dem vielleicht einzigen, weil nur in ihr Subject und Object Eins sind, nur in ihr der reinste Ausdruck des Körperlichen, der Klang, sich in unmittelbarer Vereinigung mit dem Geistigsten findet, nur in ihr die eigentliche Persona, der von Gott durchhauchte, durchtönte Körper, lebt."

Also Einführung in die nationale Poesie der Vergangenheit wie der Gegenwart, in die nationale Sprache der Vergangenheit wie der Gegenwart! Trefflich bemerkt Wackernagel, daß die germanistischen Studien, wenn sie ihre Mission erfüllen sollten, in dem Geiste betrieben werden müßten, der sie eingeführt, in dem Geiste des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, der nach der Schlacht bei Jena sich auf Männer, wie Achim von Arnim und die Gebrüder Grimm niedergelassen und sie zur Pflege der versäumten oder verkannten Lebenswurzeln des Volkes, zur Stärkung seines historischen Bewußtseins angetrieben habe. Von ihnen mußt Du „nicht allein die Erfolge ihres Fleißes, die Früchte ihres Geistes, sondern ihren Fleiß und ihren Geist selbst gelernt haben: daß nicht Zweifel, sondern Liebe und Vertrauen der Anfang aller Wissenschaft ist, daß Sprache, Sitte und Recht, Dichtung und Weisheit eines Volkes nicht Schulkenntnisse, auch nicht Errungenschaften, sondern Erbgüter sind, die den Bestand des Volkes bilden und die nur in dieser Bedeutung werth sind, daß wir sie studiren. Anders bist Du ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

Welchen Einfluß der deutsche Unterricht, in diesem Sinne betrieben, auf den jugendlichen Geist ausüben muß, vermag sich der Leser

selbst zu sagen. Wie jetzt der deutsche Unterricht mit geringen Ausnahmen betrieben wird, ist bekannt. Es wird die Sprache als etwas Todtes aufgefaßt, zergliedert, in philosophische Kategorieen gebracht, und die einst lebendigen Wörter sitzen nun hinter diesen wie hinter einem Drahtgitter. Von der Geschichte der Sprache, der Geschichte eines Wortes nirgends die Rede. Auch Literaturgeschichte wird auf den Realschulen betrieben, vielleicht sogar Literaturgeschichte der Inder, Griechen, Römer u. s. f. Vor Allem aber deutsche Literaturgeschichte. Was soll aber die Literaturgeschichte der mittelalterlichen Poesie auf der Realschule, wenn der Schüler keine poetischen Producte dieser Zeit liest und lesen kann? Haben da die Namen und Jahreszahlen irgend welche Bedeutung und irgend welchen Werth? Gewiß nicht! Aber es wird fortgelernt: der Schüler muß über alle diese Dinge reden können, auch wenn er nichts von denselben weiß. Ein beklagenswerther Zustand, daß so die Schule mit der Revolution Hand in Hand geht. Freilich darf man sich nicht wundern, wenn man weiß, daß die angehenden Lehrer häufig von den Prüfungscommissionen in der Philosophie examinirt und je nach dem Ausfalle dieses Examens die facultas docendi im Deutschen erhalten.

Wir kommen zu dem Unterrichte in der Geschichte. Dieselbe wird zur Zeit — natürlich giebt es auch hier wieder rühmliche Ausnahmen — dergestalt betrieben, daß man nicht weiß, zu welchem Zwecke sie gelehrt wird. Erwägt man, daß in den Geschichtscompendien, die auf den Schulen in Gebrauch sind, die Geschichte aller möglichen Völker der Erde berücksichtigt ist, der Indier, Assyrier, Babylonier, Baktrer, Aegypter u. s. f., so muß man auf die Vermuthung kommen, die Geschichte werde gelehrt oder richtiger das geschichtliche Compendium werde auswendig gelernt, um das Gedächtniß der Schüler zu stärken. Wir reden ohne Ironie. Es ließe sich dann aber die Frage aufwerfen, falls man dieses als Zweck des Geschichtsunterrichts gelten ließe, ob es nicht zweckmäßiger sei, durch andere Dinge das Gedächtniß zu stärken, etwa durch Auswendiglernen mathematischer Formeln. Es hätte das in so fern den Vorzug, als die Jugend etwas von Gedanken und von Gesetzen Durchleuchtetes aufnähme und nicht zu der mechanischen Uebung des Gedächtnisses Geistesträgheit in den Kauf bekäme. So richtig diese unsere Behauptungen sind, so wird man dieselben doch als irrige zurückweisen. Man wird geltend machen, daß die Geschichte die Entwickelung der Menschheit darstelle, daß hier Ursache und Wirkung in fortwährender Reihenfolge sich bedingten, und daß der Schüler durch das Compendium zwar eine große Zahl von Thatsachen lerne, daß aber diese Thatsachen nicht isolirt von einander ständen, sondern einen Organismus bildeten. Das lautet vortrefflich; wie aber der Schüler zu dieser Einsicht kommen soll, ist nicht abzusehen. Vielleicht, daß der Lehrer ihm von dem Pragmatismus der Geschichte vorredet und daß er

diesen Ausspruch dann wie jede andere Thatsache und jede andere Jahreszahl auswendig lernt.

Allerdings nimmt der Geschichtsunterricht auch das mechanische Gedächtniß und den Verstand in Anspruch, aber beide müssen bei demselben eine untergeordnete Rolle spielen. Der Anfang der Geschichtswissenschaft ist nicht der Zweifel, sondern die Liebe und das Vertrauen. Mit Liebe und Vertrauen soll sich der Schüler hineindenken, hineinversetzen in vergangene Verhältnisse, mit Liebe und Vertrauen herantreten an die großen Personen der Geschichte. Nur so kann er eine Anschauung bekommen von dem, was einst war, nur so seine Zeit als letztes Glied der geschichtlichen Entwickelung, als bedingt durch die Vergangenheit und selbst wieder die Zukunft bedingend, begreifen. Nun leuchtet es aber sofort ein, daß ein solches Eindringen in die Geschichte aller Völker nicht möglich ist, weil es dazu an Zeit und Reife des Geistes fehlt, sondern daß die eine Schule den Schüler vorzugsweise durch diese, die andere vorzugsweise durch jene Geschichte in das große, unabsehbare Gebiet der Universalgeschichte einführen muß. Die preußische Elementarschule begnügt sich mit der Geschichte Preußens und macht ihre Schüler mit solchen Verhältnissen und Personen vertraut, die der Fassungskraft derselben angemessen sind. Das Gymnasium beschäftigt sich in der Secunda zwei Jahre mit der alten Geschichte, ein Jahr mit der griechischen, das andere mit der römischen; außerdem kann es noch andere Partieen der vaterländischen Geschichte ihren gereiften Zöglingen zugänglich machen, welche die Elementarschule übergehen muß. Und die Realschule? Wie bemerkt, sie läßt die ganze Universalgeschichte auswendig lernen. Was hier gethan werden muß, wird der aufmerksame Leser bereits aus dem herausgefühlt haben, was wir über den Unterricht im Deutschen sagten. Wie das Gymnasium durch die alte Geschichte, so muß die Realschule durch die deutsche Geschichte, durch die Geschichte des Mittelalters, in die Universalgeschichte einführen, so daß hier der Unterricht in der deutschen Sprache und der Nationalpoesie eben so Hand in Hand geht mit dem Unterrichte in der Geschichte, wie das auf dem Gymnasium der Unterricht in der griechischen und römischen Sprache und Literatur thut. Jeder andere Weg führt nicht nur zu nichts, sondern zur Scheinbildung, zum Bösen.

Einige Beispiele mögen die Methode erläutern, die wir für die einzig richtige halten. Gesetzt, der Lehrer finge die Geschichte des Mittelalters an vorzutragen. Er beginnt die Germanen zu schildern nach Tacitus. Eine Menge von Thatsachen werden vorgeführt, die zum Theil noch bestehen; darauf ist hinzuweisen. Er kommt auf ihre Freude am Gesange; er hat zu erwähnen, wie diese Freude sich fortgepflanzt hat bis auf die neueste Zeit und große Ereignisse neue Volkslieder ins Leben rufen. Er kommt auf die Literatur und erwähnt das Wort: rûna, Geheimniß; hinzuzufügen ist, daß es noch in dem Verbum „rau-

nen" erhalten ist; er erwähnt das Wort „Buchstab" und erzählt, wie jene Runen in einen Stab von Buchenholz „geritzt" oder „gemalt", dann „entworfen", „aufgelesen" und „gedeutet" wurden; sofort wird hinzugefügt, wie weit jene Ausdrücke noch übliche sind, und daß das „schreiben" erst später aus dem Lateinischen herüber gekommen ist. Er geht dazu über, die Religion der alten Germanen zu schildern. Tausende von noch bestehenden Gebräuchen, Anschauungen, Redewendungen und einzelnen Wörtern werden vorgeführt, die ihre letzte Wurzel in jenen fernen Tagen haben. Da erfährt der Schüler, daß „Osten", „Süden", „Westen", „Norden" die vier Zwerge sind, die das Himmelsgewölbe tragen, daß der „Dienstag", der „Donnerstag", der „Freitag" von alten Göttern ihren Namen haben, wie Godesberg bei Bonn, der Donnersberg in der Pfalz, Vaudemont in Frankreich, Odense in Skandinavien, Zierenberg in Baiern u. s. f. Er erfährt, warum die Todten reiten, warum die Feuer auf den Bergen Thüringens um Johanni, im alten Sachsenlande um Ostern aufleuchten. Kurz, aus den alten Sagen, Gebräuchen, Mährchen haucht ihn der warme Athemzug längst vergangener Tage an. So muß es fortgehen, Schritt für Schritt; der Schüler muß erfahren, daß er die Geschichte so zu sagen am Leibe trägt. Andererseits kann der Lehrer des Deutschen nicht ohne Geschichte fortkommen, weder in der Sprache noch in der Geschichte der National-Poesie. Will er z. B. „Sklave" und das verdrängte „Schalk" erklären, so bleibt nichts Anderes übrig, als daß er erzählt, daß die Schälke seit den Ottonen meist Slaven waren, das Wort Schalk deshalb allmählich außer Gebrauch kam und dafür das aus Slav corrumpirte Wort Sklav in die modernen Sprachen Europa's überging. Will er die Geschichte der Poesie im 13., oder im 18. oder 19. Jahrhundert vortragen, so ist vollends kein Schritt möglich, wenn nicht zuvor die Schüler lebendig in die Verhältnisse der Zeit eingeführt sind.

Wir verlangen, daß die Schule ein Geschlecht erziehe, das sich wieder gebunden fühlt durch die Vergangenheit und nicht im revolutionären Taumel hin- und herschwankt, um zu hören, aber ohne etwas zu vernehmen, zu sehen, aber ohne etwas wahrzunehmen. Wie ein solches Geschlecht zu erziehen ist, darüber glauben wir richtige Winke gegeben zu haben. Videant consules etc.

Es bleibt schließlich noch die Geographie, von jeher der Tummelplatz seichter und oberflächlicher Seelen. Wer ein deutsches Buch lesen kann, kann auch Geographie lehren: nichts einfacher als das. Und was wird meist gelehrt? Notizen, Vitzliputzli, das sich in Reise-Handbüchern findet. Es ist doch hübsch, wenn der Schüler lernt, was das grüne Gewölbe ist und wie hoch der Stephansthurm in Wien. Er kann dann, wenn er später nach Wien kommt, sich ja überzeugen, daß Schule und Wirklichkeit übereinstimmen, wie der Engländer im Fahren die Umgebung controlirt, ob sie mit dem Reisehandbuche über-

einstimme. Es ist ein wahrer Jammer, zu sehen, wie die Jugend so um ihre geistige Frische gebracht wird. Indeß alles Reden ist hier vergeblich, eben so vergeblich, als die Mahnungen Karl Ritter's seit Decennien gewesen sind. Um zu wissen, daß der geographische Lehrstoff eben so einen gesetzmäßigen, von aller Willkür freien Organismus bildet, wie die Sätze der Mathematik, muß man eben Geographie verstehen. Und das ist nicht Sache der meisten Lehrer der Geographie.

Wir schließen diese Zeilen mit dem Wunsche, daß man bei der beabsichtigten Reform der Realschulen die Art an die Wurzel legen möge. Halbheiten, theilweise Verbesserungen sind nicht ausreichend: man hört sie an und schließlich bleibt Alles beim Alten. Nur ein durchgreifendes Verfahren kann hier weiterführen und uns eine Jugend verschaffen und eine Generation, die wieder fest steht auf heimischem Boden.

Ueber den Majestätstitel der europäischen Kaiser und Könige.

Die öffentliche Meinung unseres „aufgeklärten" Zeitalters ist bekanntlich Titeln und ähnlichen Auszeichnungen nicht eben günstig gesonnen, und wir wollen durchaus nicht in Abrede stellen, daß jener büreaukratische Geist, welcher seit einer langen Reihe von Jahren in unseren continentalen Staaten festen Fuß gefaßt, wesentlich dazu beigetragen hat, dieser ungünstigen Stimmung hin und wieder eine Art von Berechtigung zu verleihen. Das Bestreben auch des unbedeutendsten Arbeiters an der großen Verwaltungsmaschine, sich durch einen möglichst breiten Titel bemerkbar zu machen, die seit Jahrhunderten sprüchwörtlich gewordene Titelsucht der deutschen Beamteten trägt einen großen Theil der Schuld, daß auch wohlbegründeten Titeln jenes ehrwürdige Ansehen nicht selten verloren gegangen ist, welches in früheren Zeiten zum Besten des Staates und der allgemeinen Wohlfahrt bereitwillig ihnen gezollt wurde. — Wir redeten von *wohlbegründeten* Titeln, und es bedarf wohl nicht erst eines Studiums der Hegel'schen Logik, um ein Verständniß für die Richtigkeit des Satzes zu gewinnen, daß Form und Inhalt wesentlich identisch sind, und daß also ein Titel, welcher der Würde und äußeren Stellung seines Trägers nicht entspricht, auf den Namen eines wohlbegründeten keinen Anspruch hat. Diese Erwägung führt unmittelbar zu dem Satze, daß eine weise Zurückhaltung in der Ertheilung von Titeln allein geeignet ist, in diesem Zeitalter, welches außerdem nur allzu geneigt ist, alle Würdigkeit nach den Thalern zu berechnen, welche der Einzelne in seiner Tasche trägt, denselben jenes nöthige Ansehen zu sichern, ohne welches sie leerer Schall und Namen

bleiben. — Also nicht die Unbedeutendheit oder doch die Mittelmäßigkeit sollten mit den prätentiösesten Titeln sich schmücken dürfen, wie dies namentlich im vorigen Jahrhunderte der Fall war, sondern diese sollten vorzugsweise dazu dienen, um wirklich eminenten Stellungen als äußeres Zeichen zu dienen. — In dieser Beziehung also ist, wie wir bereits hervorhoben, nicht wenig gefehlt worden. — Indeß hat die häufig nur scheinbare Abneigung unseres Zeitalters gegen Titel auch noch einen anderen Grund. — Frau v. Staël sagt irgendwo in ihren Schriften: „Die Eitelkeit, welche sich zeigt, ist wohlwollend, verbirgt sie sich aber, so wird sie bitter durch die Furcht vor Entdeckung und trägt die Gleichgültigkeit, die Sattheit, mit einem Worte Alles zur Schau, was Andere glauben machen kann, sie bedürfe ihrer nicht."

Diese letztere Art von Eitelkeit ist mit sehr wenigen Ausnahmen auch ein charakteristischer Grundzug unserer modernen Eiferer gegen Titel und ähnliche persönliche Auszeichnungen. Es sollen alle Unterschiede gleich gemacht werden, bis zuletzt Alles in den allgemeinen Urbrei des sogenannten „Bürgerthums" verschwimmt. — Und woher dieser Eifer der Herren „citoyens" gegen den Adel und alle Betitelten? — Weil sie selbst an deren Stelle treten möchten. — Wir brauchen die Richtigkeit dieser Behauptung nicht weiter zu beweisen. Die Geschichte aller kleinen und großen Revolutionen hat sie so unzweifelhaft gemacht, daß es in der That wunderbar ist, wenn selbst der große Haufen von Philistern bei solchen Phrasen von allgemeiner Gleichheit nicht den Schalk bemerkt, welcher im Hintergrunde lauert. — Es ist eben ein Zeichen eines vorherrschend revolutionären Geistes, wenn allen Titeln in einem Lande, wie dies z. B. in Frankreich der Fall ist, vollständiger Krieg erklärt wird. Bekanntlich kennt man daselbst, wenigstens im geselligen Verkehr, der größeren Leichtigkeit in der Form halber, wie es heißt, kaum noch etwas anderes als einen monsieur de, gleichviel ob er duc, marquis, comte, vicomte oder was sonst ist, und einen simpelen monsieur — da bedarf es nur noch einen kleinen Schritt weiter, und es giebt nur noch messieurs, und dann noch einen zweiten, ebenfalls nicht allzugroßen Schritt, und die guten „citoyens" sind wieder da mit den rothen Freiheitsmützen bekannten Andenkens. —

Der große Haufen jener Titelsüchtigen, welcher die Erreichung seines Zieles auf dem gewöhnlichen und ordnungsmäßigen Wege erstrebt, huldigt wenigstens nur der ersten Klasse jener von Frau von Staël geschilderten Eitelkeiten, er hat also vor seinen eben genannten Gegnern ein gutes Theil von sittlichem Werthe immer noch voraus. — Aber der Titel soll auch nicht das Mittel zur Befriedigung menschlicher Eitelkeit sein, und der Zweck desselben kann, wie wir bereits andeuteten, nur darin bestehen, daß er das äußere Zeichen für den ganzen Umfang jener sittlichen Beziehungen ist, welche durch den Wirkungskreis seines Trägers bedingt sind. Bei dieser Auffassung ist also der Titel wesent-

lich sittlicher Natur, und das gilt ganz besonders von dem erlauchtesten und erhabensten Titel, welchen die menschliche Gesellschaft kennt, von dem Majestätstitel. — Derselbe ist das äußere Zeichen des Königthums von Gottes Gnaden, jenes Königthums, welches berufen ist, die göttliche Weltregierung auf Erden darzustellen und zu repräsentiren. In diesem Sinne ist der Majestätstitel auch gleich im Anfang seiner Entstehung in der christlichen Welt aufgefaßt worden. — Es wird für viele unserer Leser von Interesse sein, wenn wir in den nachfolgenden Zeilen über die Geschichte dieses Titels einige Mittheilungen machen.

Der Majestäts-Titel wurde ursprünglich nur dem weltlichen Haupte der Christenheit, dem deutschen Kaiser, beigelegt. Aber erst im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde er der ausschließliche Titel des Kaisers, da man von dieser Zeit an aus dem Curiale den für denselben gleichfalls gebräuchlichen Titel „Kaiserliche Gnaden" fortließ. Bekanntlich kam auch in der römischen Welt der Majestäts-Titel bereits vor. So redete man z. B. von einer majestas populi Romani, und eben so von einer majestas sämmtlicher curulischer Magistrate, also z. B. von einer majestas praetoris. Auch von einer majestas der römischen Imperatoren war bereits in früher Zeit die Rede, und es findet sich besonders die Aufschrift vor: Numini majestatique ejus devotissimi. Ebenso finden wir in unseren römischen Rechtsquellen abwechselnd die Ausdrücke augusta majestas und imperatoria majestas. Die Imperatoren legten sich jedoch Anfangs diesen Titel nicht selbst bei; dies geschah erst von Honorius und Theodosius. —

Es war natürlich, daß die deutschen Kaiser, welche bekanntlich sich als Nachfolger der römischen Imperatoren betrachteten, auch den Majestäts-Titel für sich beanspruchten. Die Einführung dieses Titels stieß jedoch Anfangs auf Schwierigkeiten. Von Theologen sowohl, wie von frommen Juristen, wurde Anfangs nicht selten hervorgehoben, daß Gott dem Allmächtigen zu nahe getreten werde, wenn ein Mensch diesen Titel führe, der für ihn allein ein entsprechendes Attribut sei. — Man orientirte sich jedoch allmählich, indem man der Auffassung sich zuwendete, daß dieser Titel ganz besonders geeignet sei, dem Kaiser und auch den Königen, als diese in späterer Zeit einen Anspruch darauf erhoben, die hohe Verantwortlichkeit ihrer Würde vor Augen zu führen, welche sie gleichsam von Gott selbst zum Lehen trugen. Es erhoben sich daher auch später wohl noch gegen diesen Titel einzelne Stimmen, die von einer wohlmeinenden, aber unklaren Frömmigkeit geleitet wurden, aber dieselben fanden mit Recht keine Beachtung. So schrieb z. B. noch der französische Schriftsteller Loyseau zu einer Zeit, als der Majestäts-Titel bereits eine ziemlich feste Anerkennung gefunden hatte: „Il semble, que ce soit une entreprise, que font les rois sur l'honneur de Dieu, que de s'attribuer le titre de majesté!"

Unter den Kaisern aus fränkischem Stamme war die „Majestät"

nur selten gebräuchlich, wenigstens wechselte dieselbe sehr häufig mit den Attributen: celsitudo, serenitas, magnitudo und excellentia, welche gleichfalls der kaiserlichen Würde beigelegt zu werden pflegten. Doch finden sich bereits eine große Anzahl von Stellen, wo diese Kaiser das Prädicat „Majestät" auch sich selbst beilegen. So heißt es z. B. in einer Urkunde Ludwig des Frommen aus dem Jahre 838: ut eadem nostrae majestatis largitio futuris temporibus inviolabilis sit; und in einer anderen kaiserlichen Urkunde aus dem Jahre 848: archiepiscopus nostram accedens majestatem. Selbst zu den Zeiten Maximilian's erfreute sich der Titel „kaiserliche Majestät" noch nicht einer ausschließlichen Geltung. So wurde Maximilian auf dem Reichstage zu Lindau 1497 nicht bloß von den Ständen, sondern auch von seinen eigenen Commissarien „Ew. Gnaden" angeredet, und ebenso 1503 auf dem Collegial-Tage zu Gelnhausen. Auf der Reichsversammlung zu Mainz im Jahre 1517 gab man ihm dagegen das Prädicat „Ew. kaiserliche Gnaden". — Auch Kaiser Karl V. wurde von den auf dem Reichstage zu Regensburg 1530 versammelten Ständen noch abwechselnd: „imperatoria majestas atque celsitudo" und „imperatoria clementia!" angeredet.

Seit dieser Zeit trat jedoch in Bezug auf diese Titulatur ein Wendepunkt ein. Der deutsche Kaiser bediente sich seitdem ausschließlich des Majestätstitels und alle anderen bis dahin für ihn gleichfalls hergebrachten Titel fielen fort. Aber auch nur der deutsche Kaiser hatte nach der damaligen Etiquette des Völkerrechts ein Recht auf diesen Titel, wie auch von sämmtlichen Publicisten jener Zeit hervorgehoben wird. Namentlich macht auch der berühmte Reinking in seinem Werke „de regimine saeculari" darauf aufmerksam, daß keiner der europäischen Könige, sondern nur der Kaiser die Befugniß habe, von diesem Titel Gebrauch zu machen. Eben so wenig wie die übrigen Könige durfte sich der römische König in damaliger Zeit dieses Titels bedienen. Der Titel „königliche Würden" oder „königliche Durchlauchtigkeit" vertrat bei ihnen die Stelle desselben.

Einige Könige hatten allerdings allmählich den Anfang gemacht, von ihren Unterthanen sich den Majestätstitel beilegen zu lassen. Dies geschah in England zuerst von Heinrich VIII., zu dem Cardinal Wolsey zu sagen pflegte: „may that please your most excellent majesty;" in Frankreich aber von Franz I., der es liebte, von seinen Unterthanen mit diesem Titel angeredet zu werden. — Uebrigens wurde erst zu Heinrich's II. Zeiten dieser Titel in Frankreich allgemein gebräuchlich. — Den ersten Anstoß für eine allgemeinere Gültigkeit des Majestäts-Titels in Ansehung der europäischen Könige gab der westphälische Friedens-Congreß. Es war nämlich bis dahin noch nicht Sitte, daß von anderen Souverainen den Königen die Majestät ertheilt wurde, und namentlich geschah dies niemals von Seiten des deutschen Kaisers. — Hatten doch

kurz vorher die protestantischen Churfürsten sogar in einem Schreiben an König Gustav Adolph von Schweden demselben diesen Titel verweigert, und ihm, als er sich darüber beschwerte, erklärt, daß es nicht Sitte sei, einen König so zu nennen.

Auf dem westphälischen Friedens-Congresse entspannen sich weitläufige Unterhandlungen zwischen den französischen Gesandten und dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Trautmannsdorff, über die Ertheilung dieses Titels von Seiten des Kaisers an den französischen König, welche jedoch nur zu einem theilweisen Resultate führten. — In der Depesche der französischen Gesandten an den Staatsminister Grafen Brienne, vom 16. Juli 1646, beklagen sich diese namentlich darüber, daß Graf Trautmannsdorff ihnen erklärt habe, es sei eine feststehende Regel des Völkerrechts, daß der Kaiser von allen Königen diesen Titel erhalte, ihn aber Niemandem von ihnen gebe. — Endlich verstand sich der Kaiser dazu, bei eigenhändiger Beantwortung von Handschreiben des französischen Königs, diesem das Prädicat „Majestät" zu ertheilen, jedoch, wie es in der betreffenden Erklärung heißt, „aus Höflichkeit" und nicht aus „Schuldigkeit". — Bei Kanzleischreiben an den französischen König sollte es jedoch bei dem alten Titel „königliche Würden" sein Bewenden haben. Eine gleiche Concession wurde bald darauf von dem Kaiser auch dem spanischen Könige gemacht. — Seit dieser Zeit wurde es auch Sitte, daß die Könige von anderen Souverainen diesen Titel erhielten, und es wurden in dieser Beziehung nicht selten noch besondere Verträge geschlossen. So z. B. zwischen Dänemark und Schweden 1685 zu Kopenhagen, und einige Jahre früher zwischen Dänemark und Frankreich.

Der Kaiser weigerte sich immer jedoch noch, den Königen die „Majestät" zu ertheilen; nur Frankreich und Spanien genossen die so eben erwähnte Ausnahme. Uebrigens war den Königen dieser beiden Länder noch 1641 durch ein besonderes Reichsgutachten das Recht zur Führung des Majestätstitels aberkannt worden; und waren auch vor dem westphälischen Friedenscongresse zwischen diesen Staaten und dem Kaiser wegen Ertheilung des Titels nicht selten bereits Reibungen vorgekommen. So wollte z. B. der König von Frankreich 1630 den Frieden von Regensburg nicht ratificiren, weil er in dem Friedens-Instrumente nicht Majestät genannt worden war. — In dem Friedensvertrage von Crespy wurde der Kaiser, S. Caesarea majestas, der französische König dagegen dominus rex christianissimus genannt. So oft jedoch darin von beiden gemeinschaftlich die Rede ist, heißen dieselben utraeque majestates. — Im Jahre 1710 erklärte sich der Kaiser auch bereit, den König von England in eigenhändigen Schreiben „Majestät" zu nennen, bis dahin hatte er diesen Titel demselben stets verweigert. Für die Titulatur der englischen Könige ist eine Stelle in Chamberlains „l'état d'Angleterre" interessant. Es heißt daselbst: „On traitoit au commencement et jusque au tems de Henri VI. les rois d'Angleterre de votre grace; à Henri VI. on

donnoit le titre d'excellente grace, à Edouard VI. celui de haut et puissant prince, et à Henri VIII. prémièrement la qualité d'altesse, et en suite celle de majesté. — Aujourdhui on leur donne celle de sacrée majesté, à l'exemple des empereurs d'orient, qui se faisoient donner le titre d'ἁγία βασιλεία." — In kaiserlichen Kanzleischreiben wurde zuerst dem Könige von Preußen der Majestäts-Titel zugestanden. Am 8. December 1743 erließ nämlich Kaiser Karl VII. an Chur-Mainz als Erzkanzler den Befehl, in Kanzleischreiben dem Könige von Preußen wegen der besonderen dem Kaiser geleisteten Dienste den Titel „Ew. Majestät" zu geben. Einige Zeit später wurde dies allgemeine Sitte auch in den Kanzleischreiben an die übrigen europäischen Könige. Am spätesten erhielt der russische Zar von dem Kaiser dieses Prädicat. Im Jahre 1687 verlangten die beiden damals regierenden Zaren von dem Kaiser bereits den Titel „kaiserliche Majestät". Dieser erklärte ihnen jedoch unter dem 5. Mai desselben Jahres, daß er ihnen nicht das Prädicat „Majestät", am wenigsten aber das Prädicat „kaiserliche Majestät" geben könne, da in der christlichen Welt ihm allein der Titel eines Kaisers gebühre.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und namentlich seit dem Schluß desselben ist der Majestätstitel der gemeinschaftliche und auch völlig unbestrittene Titel für sämmtliche christliche Kaiser und Könige geworden. Die Würde des deutschen Kaisers, als eines Oberhauptes der Christenheit, konnte sich auch vor Auflösung des deutschen Reichsverbandes kaum in Sachen des bloßen Ceremoniells noch in ihrem alten Ansehen behaupten, und hatten sich in der letzten Zeit ja sogar hin und wieder Stimmen erhoben, welche geneigt waren, den uralten Vorrang des „ambassadeur de l'empereur" in Frage zu stellen. Mehrere Königreiche Europa's waren mächtig herangewachsen und führten in dem europäischen Staatenvereine eine mächtigere und nachdruckvollere Stimme, als der deutsche Kaiser, welcher längst, wie das deutsche Reich selbst, beinahe zu einem Schattenbilde herabgesunken war. Es lag deshalb gar keine Veranlassung vor, den Titel, welcher recht eigentlich geeignet war, die Würde eines christlichen Königs äußerlich darzustellen, dem Kaiser allein zu gewähren. Ganz consequenter Weise begann daher auch von jenem westphälischen Friedenscongresse, welcher dem deutschen Reiche den eigentlichen Todesstoß versetzte (denn Napoleon brachte im Grunde nur eine längst vollzogene Thatsache zur Anerkennung) der Majestätstitel Eigenthum sämmtlicher Könige Europa's zu werden. Seitdem der „Kaiser", der deutsche Kaiser nämlich, auch nicht den Schein seiner alten Stellung mehr aufrecht zu erhalten wußte, seitdem die Kaiserwürde des russischen Zaren und hin und wieder sogar des türkischen Sultans anerkannt worden war, hatte auch der Kaisertitel aufgehört, ein Vorzug vor dem Königstitel zu sein, und das europäische Völkerrecht erkennt zur Zeit ganz unbestritten an, daß beide Titel sich vollständig gleichstehen. Nur orientalische Gesandte, wie z. B. ein persischer Gesandter zur Zeit Ludwig Philipp's, kennen hin und wie-

der diese Gleichstellung des Königstitels noch nicht, und machten daher bisher wohl noch Schwierigkeiten, einem Könige mit ihren Souverainen gleichen Rang einzuräumen und die entsprechende Ehrerbietung ihnen zu zollen. — Doch haben England und Frankreich in neuester Zeit wohl dafür gesorgt, auch in dieser Beziehung die Begriffe des Orients aufzuklären. — Der Majestätstitel sämmtlicher europäischer Könige ist daher eine Consequenz der seit dem westphälischen Friedens-Congreß veränderten Stellung der Souveraine. Standen dieselben, wenigstens der Fiction nach, zu Kaiser und Reich in einer Art von Vasallen-Verhältniß, so blieb seitdem davon auch nicht der leiseste Schein zurück. Außerdem war die ursprüngliche Landeshoheit derselben allmählich zu einer wirklichen Souverainetät nach modernen Begriffen geworden, oder befand sich doch auf bestem Wege, dies zu werden, und für die äußere Bezeichnung dieses modernen Begriffs der Souverainetät ist allerdings der Majestätstitel der völlig entsprechende, fast könnte man sagen, nothwendige Ausdruck. Stahl sagt von dieser Souverainetät, wie sie sich namentlich in Frankreich ausgebildet hat, und wie sie in Deutschland bei Auflösung des Reichs an die Stelle der Landeshoheit trat, in seiner Rechtsphilosophie sehr richtig, daß sie allerdings der wahre Ausdruck der königlichen Gewalt sei. Es werde durch den Begriff derselben bezeichnet, daß die königliche Gewalt in der sittlichen Ordnung des Gemeinwesens nicht im Eigenthume am Lande ihren Grund, und daher nicht nach zufälligen Vorgängen und Erwerbgründen, sondern nach einer inneren Nothwendigkeit ihren Inhalt habe. — Dieses Königthum, wie es von Stahl geschildert wird, ist allerdings das wahre Königthum von Gottes Gnaden, weil es mit den ewigen göttlichen Ordnungen identisch ist, und der Majestätstitel ist daher, wie wir bereits andeuteten, in Anwendung auf dasselbe nicht ein Ergebniß menschlichen Hochmuths, sondern der allein entsprechende Name für diese nach Gottes Willen geordneten Verhältnisse, deren Träger und höchste Spitze das Königthum ist. Der Majestätstitel ist daher ein recht eigentlich christlicher Titel, und es ist deshalb zu beklagen, daß die europäischen Mächte in neuester Zeit mit wenigen Ausnahmen auch dem türkischen Sultan ihn beigelegt haben. Freilich hatte der deutsche Kaiser bereits im Friedenstractat von Carlowitz 1699 und von Parassowitz 1718 sich verpflichtet, dem Sultan den Majestätstitel zu geben, aber fast sämmtliche europäische Souveraine hatten bis in die neueste Zeit ihm nur den Titel „Hoheit", oder in französischer Sprache den Titel „altesse" oder „sérénité" eingeräumt. Der neueste orientalische Krieg hat auch in dieser Formfrage eine Praxis eintreten lassen, welche keineswegs im Geiste des Christenthums ihre Wurzel hat. Das Königthum von Gottes Gnaden und der Majestätstitel sind unzertrennbar verbunden; ohne das erstere ist derselbe ein leerer Klang, oder der Ausdruck eines alles Maß überschreitenden menschlichen Hochmuths.

[Irland.] Die neuesten statistischen Nachweise über die sociale Lage Irlands finden wir in dem eben erschienenen Irish Almanac von 1857 von Thom. Dieser Almanach bildet diesmal schon einen Band von 1450 Seiten und enthält eine überwältigende Masse von Nachweisen über alle auf den Handel und den gesellschaftlichen Zustand Irlands bezüglichen Gegenstände. Die Verminderung der irländischen Bevölkerung dauert darnach fort, 1841 betrug sie 8,175,000, 1851 6,551,000, 1856 schätzte man sie auf 6,077,000. Im Jahre 1841 war der Gesammtbetrag der Auswanderung nur 16,000, bis 1847 betrug sie niemals mehr als den Geburten-Zuschuß, aber in diesem Jahr stieg sie auf 215,000 und erreichte 1851 ihren höchsten Punkt (249,000). 1855 war sie auf 91,000 gesunken. Die Zahl der Armen, welche 1849 — 2,142,000 betrug, war 1855 nur 305,000, und die darauf bezüglichen Ausgaben fielen zwischen beiden Jahren von 2,177,000 L. auf 685,000 L. Das Gesammteinkommen Irlands, das 1850 ca. 4½ Mill. ausmachte, war 1856 auf über 7 Mill. gestiegen. Wir theilen diese Zahlen aus Thom's Irish Almanac for 1857 hier mit und schließen uns auch gern der Bemerkung an, mit der Londoner Blätter diese Angaben begleiten, daß nämlich mit dem Aufhören der Agitation in Irland auch der Wohlstand und die Kraft des Landes zugenommen habe. Es scheint uns aber, als hätte die englische Politik in Irland erst eine ihrer Perioden vollendet, eine Periode, welche sich kurz als die polizeilichen Regimentes, begleitet von Corruptionen gewisser irischer Parlamentsmitglieder, zeichnen läßt. Es wird aber jetzt eine neue Periode dieser klugen und zähen Politik eintreten müssen. Der irische Charakter läßt sich nicht in diejenige Regelmäßigkeit und Stätigkeit der Entwickelung hineindrängen, welche den Vorzug der angelsächsischen Race ausmacht. Jetzt, wo das irische Dach wieder dicht geworden, Kartoffel und Gin wieder vorräthig und für Dirne und Frau wieder einiger Putz besorgt ist, wird auch die alte leichtsinnige irische Lustigkeit stärker wieder hervorbrechen, während deutsches Blut unter solchen Verhältnissen sparsam, vielleicht knickerig würde. Auf der andern Seite aber wird die katholische Parteiagitation gerade jetzt wieder, wo die äußere Noth mehr beseitigt scheint, eine Macht, und die oben mitgetheilten Ziffern sind uns ein weiterer Beitrag zur Erklärung für die wiederholten Aufforderungen der römisch-irischen Propaganda, die Irländer möchten in der Heimath bleiben und die Ausgewanderten, welche als weiße Sklaven in der Union ein verächtliches Dasein fristen, zurückkehren. Bekanntlich findet sich am Schlusse solcher Aufforderungen, die besonders während des letzten Krieges sehr zahlreich ertönten, das Wort: „Englands Verlegenheit ist Irlands Gelegenheit."

Wappen-Sagen.

Durant Baron von Sénégas.

Drei Bilder stehn im Schilde reich:
Ein Adler und ein Palmenzweig,
Dazu ein heilig Kreuz.

Der Adler schwarz auf Gold gestellt,
Die Palme grün im Silberfeld,
Und silbern blinkt das Kreuz.

Den Adler führt' zur Heidenzeit
Ein edler Gothe, stets bereit,
Zu thuen, was er sollt'.*)

Bei Vouglé**) in der Frankenschlacht
Hat er den Aar zu Ruhm gebracht
Mit seinem guten Schwert.

Zum Aar des Ahnherrn ehrenreich
Ein Bischof fügt' den Palmenzweig,
Carl Durant von Toulous',

Der zu des Hauses ew'gem Ruhm
Gestiftet hat das Heiligthum
Von Clermont, der Abtei.***)

Die Siegespalm' vom heil'gen Christ,
Der aller Menschen Heiland ist,
Setzt er in's Wappenschild.

Zu Aar und Palme hat gesellt
Das Silberkreuz ein stolzer Held,
Der für das Kreuz auch starb.

Baron und Herr von Sénégas
Carl Durant focht in Gloria
Einst im gelobten Land; †)

Des Heilands Kreuz, sein Heiligthum,
Er trug das Kreuz mit hohem Ruhm,
Bis er vor Joppe fiel.

Die Palme grün, der schwarze Aar
Das heil'ge Kreuz von Silber klar,
Gott segne alle drei;

Sie sind der Durant feste Burg,
Sie stehn schon ein Jahrtausend durch,
Sie stehn in alle Zeit;

Denn kühner Muth und frommer Sinn,
Sie gehn durch alle Schrecken hin,
Sie machen treu und fest.

Der Väter alter Heimath fern
Hat sie geführt ein guter Stern
Zum neuen Vaterland.

Und wo es gilt, stets ist er da,
Seigneur-baron de Sénégas,
Zu thuen, was er soll;

Denn auch im neuen Vaterland
Gilt frommer Sinn und starke Hand,
Und: „Fays ce que doys!“

---

*) Fays ce que doys! der Schildspruch der Durant.
) 507. Chlodwig I. schlug die Westgothen. *) 780. †) 1148.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Eilftes Capitel.

Bibel und Rosenkranz.

„Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle."
(Goethe.)

Am andern Morgen erst nach den im vorigen Capitel geschilderten Ereignissen kehrte der Präfect von Toulouse mit dem Preußischen Edelmann aus dem Val de Vire zurück. Maison-Rouge ließ einen Augenblick vor der Präfectur halten, erledigte die nöthigsten Geschäfte und fuhr dann mit seinem Begleiter sofort nach Montresor, wo Madame Clotilde, die vorher benachrichtigt worden war, das Dejeuner bereit hielt und sich durchaus nicht in demselben Grade nach ihrem Gemahl sehnte, wie dieser nach ihr. Das hatte guten Grund.

Der Präfect war nicht wenig erstaunt, eine hochbepackte Berline am Gitter von Montresor halten zu sehen, und beim ersten Blick meinte er verdrießlich: „Da habe ich Gäste bekommen — wie unangenehm, heute gerade!"

„Eine alte Tante vermuthlich!" sagte der Preußische Major ein wenig spöttisch, als der Wagen eben um die Ecke des Hofes bog.

„Woraus schließen Sie das, lieber Freund?" fragte der Präfect etwas verwundert.

„Aus dem Wappen an der Portière!" entgegnete Krummensee lakonisch.

Der Präfect nahm sein Glas, aber der Major sagte mit der Sicherheit eines Mannes, der in der Kunst, ein Wappen zu blasonniren, sehr geübt ist: „Der Schild ist mit Silber bordirt und quadrirt, erstes und viertes Feld ein goldner Adler auf blauem Grund, wegen Raucourt, drittes und viertes Feld drei goldene Adler, auf rothem Grund . . . . ?"

Der Major, der dieses Wappen nicht kannte, hielt inne und sah den Präfecten an, dieser aber fuhr, den Blick verstehend, fort: „wegen Le Jay von Maison-Rouge; Sie haben sich geirrt, mein Herr, die alte Tante, mit der Sie mich erschreckt haben, ist mein Cousin, der Baron von Raucourt, und die drei goldenen Adler auf rothem Grund sagen mir, daß ihm wieder einer seiner alten Pläne geglückt ist, er hat nämlich die Besitzungen von Le Jay, die dem rothen Hause zu Anfang des vorigen Jahrhunderts abhanden gekommen waren, wieder erlangt; er sagte mir schon in Gent, daß er das Wappen der Le Jay von Maison-Rouge mit dem von Raucourt quadrirt führen werde, wenn es ihm gelänge, diese bedeutenden Besitzungen wieder zu erlangen."

„Ich gratulire!" rief der Major dem Präfecten zu, welcher rasch aus dem Wagen sprang, der eben auf der Rampe hielt.

Maison-Rouge eilte, seine junge Frau sowohl, als den seltsamen Verwandten zu begrüßen, der über ihn wie über einen willenlosen Baustein bei dem Wiederaufbau des Hauses Raucourt verfügte, der aber zugleich ihm so viel Gutes, ja, eigentlich Alles, was er that, für ihn that, daß er mit ihm über seine Formen gar nicht rechtete, sondern ihm einfach dankbar war.

Krummensee begab sich auf sein Zimmer und machte Toilette; er verließ dasselbe auch nicht eher, als bis ihn die Dame vom Hause zum Dejeuner bitten ließ. Als der Major in den Speisesaal trat, hatte Raucourt in seiner bekannten phlegmatischen Weise sich bereits am Tisch in einem sehr bequemen Lehnsessel gelagert; er hob die große goldene Brille, die er an einem schwarzen Sammetbändchen am Halse trug, betrachtete den Eintretenden gleichgültig einen Augenblick, erhob sich dann plötzlich sehr freundlich und rief fast herzlich: „Wohlan, umarmen wir uns, mein theurer Freund, ich freue mich, Sie doch etwas erholt zu finden!"

Krummensee umarmte den ersten Maitre d'Hotel Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Grafen von Artois wirklich erfreut und sagte: „Das hätte ich nicht gehofft, Sie hier zu begrüßen, Herr Baron!"

„Oh! mein Herr!" rief Madame Clotilde sehr lebhaft, „man sagt nicht mehr Baron zu meinem Cousin, er hat die durch den Tod meines Vaters erledigte Repräsentation des rothen Hauses übernommen, der König hat ihm den Titel eines Grafen von Raucourt gegeben, Maison-Rouge heißt künftig der Vicomte von Raucourt, unser ältester Sohn soll sich Baron von Le Jay de Maison-Rouge nennen und . . ."

Madame Clotilde hielt plötzlich inne und wendete sich verlegen ab; leicht lächelnd ergänzte der Graf von Raucourt, diesen Titel müssen wir ihm doch nun geben, die Rede und sagte: „Die Frau Vicomtesse hat ganz Recht, wir haben die Güter der Le Jay de Maison-Rouge, eines abgestorbenen Seitenzweiges unseres Hauses, wieder erlangt, und die Söhne meines Vetters werden ihre Titel von dieser Familie führen.

Aber —" setzte er lachend hinzu, „lassen Sie uns zu dem eigentlichen Zweck unserer Zusammenkunft im Speisesaal kommen!"

Mit diesen Worten setzte er sich nieder und steckte mit einer kleinen goldenen Nadel, welche er bei sich trug, den Zipfel seiner Serviette auf seiner linken Schulter fest. Die Vicomtesse legte ihm selbst Suppe vor; behaglich schlürfte Graf Raucourt den Duft und meinte freundlich: „Die Bouillon mit Consommé von Rebhuhn versetzt, sehr gut, sehr gelungen!"

Während des Essens erzählte der Präfect von den Vorgängen im Val de Vire und schilderte namentlich die Thaten des Majors in einer Weise, die der Bescheidenheit des guten Krummensee trotz ihrer etwas starken Farben durchaus nicht zu nahe getreten wäre, wenn es sich nicht um die Rettung einer Kirche gehandelt hätte. Philipp konnte eine gute Dosis Lob vertragen, aber wenn er an die Scene in der Kirche dachte, wo der reformirte Pastor am Abendmahlstisch stand und die Hände ausstreckte über die knieende Frau und das schlafende Kind zu seinen Füßen, so kam ihm jedes Lob seiner doch wirklich kühnen und achtungswerthen Handlungsweise wie ein frecher Spott vor; deshalb unterbrach er den Präfecten ziemlich kurz und, die Hand ausstreckend, sprach er: „Ohne diesen Ring da, den Sie, mein theurer Herr Baron, bitte um Entschuldigung, Herr Graf, im Maschakerhofe zu Wien mir schenkten, hätte alle meine Tapferkeit, welche dieser liebenswürdige Präfect über alle Gebühr feiert, nichts genützt."

Er erzählte nun von dem Müller, der an der Spitze der Erbleute von Mirepoix gestanden und das Wappen seines Herrn auf dem Ringe erkannt hatte. Graf Raucourt hörte sehr aufmerksam zu, obgleich er sich den Anschein gab, als ob er durchaus nur mit seinem Teller beschäftigt sei, auf welchem das Nationalgericht des Landes Toulouse, ein Hasenpfeffer, duftete.

„Der König ist sehr mit Ihnen zufrieden, lieber Eugen," nahm der Graf das Wort, als die Teller gewechselt wurden, „er will durchaus keine Verfolgungen gegen die Hugenotten, er will nicht, daß man sage, seine Regierung sei weniger tolerant, als die des großen Generals, er billigt es sehr, daß Sie Alle, welche von der Religion sind, in besondern Schutz nehmen."

Alter Gebrauch bei Hofe, die Reformirten die Leute von der Religion zu nennen, neuer Gebrauch unter dem vornehmen Hof-Adel, Napoleon mit dem Namen des großen Generals zu bezeichnen; sie hielten es mit Recht für unanständig, ihn mit Schimpfworten zu belegen, wie so Viele thaten, die da vergaßen, daß sie sich selbst entehrten, wenn sie den Mann beschimpften, unter dessen Herrschaft sie gelebt hatten. Einige nannten den großen Eroberer auch noch höflicher den berühmten General Marquis von Bonaparte, und glaubten endlich wirklich an die Fiction, daß der Marquis von Bonaparte als Königlicher Generalissi-

mus in den ersten Regierungsjahren Ludwig's XVIII. alle die großen Siege erfochten. Bekanntlich ging diese Fiction selbst in einige zum Unterricht in den Schulen bestimmte Bücher über.

„Ich zweifelte nicht an der Billigung der Regierung," sagte der Präfect, „aber was sagt man zu meiner Thätigkeit im Pavillon Marsan?"

„Auch da ist man sehr zufrieden mit Ihnen, lieber Eugen," erwiederte der Graf, indem er ihm sein leeres Glas hinhielt. „Ihr Bordeaux ist gut!"

„Vermuthlich hat man da einen anderen Grund zur Zufriedenheit?" meinte der Präfect, etwas verwundert.

„Sie irren, mein Vetter, Monsieur und seine Freunde sind durchaus nicht geneigt, der reformirten Religion irgendwie Zugeständnisse zu machen, aber je weniger sie dazu geneigt sind, je fester sie entschlossen sind, die katholische Kirche als die herrschende Kirche zu schützen und den katholischen Charakter des Staates, dessen König der allerchristlichste heißt, aufrecht zu erhalten, desto weniger wollen sie dulden, daß die Anhänger anderer christlichen Bekenntnisse in den Rechten gekränkt werden, welche ihnen das Gesetz beilegt."

„Das ist sehr klug," versetzte der Präfect, „je größer die Vorrechte sind, welche die katholische Kirche bei uns beansprucht, desto eifriger muß sie auf die Aufrechterhaltung der minderen, der geringeren Rechte der anderen Bekenntnisse achten."

„Aber Maison-Rouge hat sich hier schon viele Feinde gemacht unter den Royalisten," warf die Vicomtesse ein, „Sie glauben nicht, mein Freund, wie wahnsinnig selbst gute und gebildete Leute hier die Bonapartisten hassen, und die Hugenotten sind hier meist Bonapartisten!"

„Das ist richtig, meine theure Clotilde," rief der Präfect, „aber ich muß meine Pflicht thun!"

„Sie haben Recht, lieber Eugen," nahm Graf Raucourt das Wort wieder, „aber meine Cousine hat auch Recht; Sie dürfen sich hier nicht zu viel Feinde machen, das könnte dem Wiederaufblühen des Hauses Raucourt gefährlich werden, auch wird es, wie ich zu hoffen Ursache habe, bald geändert werden. Der Mißstand liegt in Ihrer Person, lieber Eugen, der Präfect hier darf keine Excesse oder Bedrückungen dulden, mögen sich dieselben gegen Bonapartisten oder Hugenotten richten; aber der Präfect von Toulouse muß einer von den großen katholischen Seigneurs dieses Landes sein, der kann hier seine Pflicht thun, ohne sich mit dem katholischen Landesadel zu verfeinden, er kann seine Pflicht noch weit besser thun als Sie, denn aus Rücksicht auf den verwandten und befreundeten Präfecten werden die Seigneurs selbst Alles aufbieten, ihre Leute in Ordnung zu halten, er wird nicht so viel zu strafen haben, wie Sie."

„Das heißt also, mein theurer Vetter," rief der Präfect lachend, „daß Sie damit umgehen, mich abzusetzen?"

„So ist es, lieber Eugen; im Norden, wo wir mit vielen Familien verwandt sind, wo wir auch nun wieder Grundbesitz haben, würden Sie ein eben so trefflicher Präfect sein wie hier und sich durchaus keine Feinde machen, indessen habe ich noch ganz andere Pläne."

Das Gespräch ging immer tiefer in die Politik ein, Graf Raucourt war nach Toulouse gekommen, um seinem Vetter bei der Wahl einiger Deputirten zu helfen, an deren Erwählung dem Grafen von Artois viel zu liegen schien. Krummensee interessirte sich nicht sehr für diese Geschäfte, auch sagte ihm sein Gefühl, daß die Vettern sich mancherlei mitzutheilen haben könnten, wobei er zum mindesten überflüssig sei, deshalb erbat er durch Blicke und Gebehrde von der Frau vom Hause die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen und verließ schweigend den Saal.

Schwere Gedanken waren es, mit denen der wackere Major die Treppen hinaufstieg zu seiner Wohnung; er kam sich plötzlich so ganz fremd vor in dem gastfreien Landhause, es war ihm unheimlich beinahe in dem Zimmer, das er so schön gefunden noch vor Kurzem, der Blick aus dem Fenster hatte keinen Reiz mehr für ihn, er schalt sich undankbar, aber das änderte nichts in seiner Stimmung. Er sehnte sich nach Waldemare, seiner süßen Braut, aber das hatte er früher doch auch gethan und sich nicht so entsetzlich unglücklich dabei gefühlt; kurz, der tapfere Lanzenreiter hatte, ohne es zu wissen, einen tüchtigen Anfall von Heimweh. Im Hintergrund stand dabei die Kirche vor seinen Sinnen, er wollte in eine deutsche Kirche gehen, er wollte deutsche Gebete und deutsche Gesänge hören.

„Hätte auf Ehre nicht daran gedacht," sagte er zu sich selbst betrübt, „daß ich mich noch so nach der Kirche sehnen würde, wenn ich sonst so ärgerlich oft die Leute in die Kirche führte zu Hause, Donnerwetter —"

Der Major war wüthend, daß er nicht Herr werden konnte über die Gedanken, die durch sein Hirn gingen, über die Gefühle, welche sein Inneres bewegten, er fluchte nach alter Gewohnheit, aber kaum hatte er sein Donnerwetter losgebrannt mit der Zungenspitze, als er sich derb darauf biß und sich verwundert fragte: „wie kommt's denn, daß mir es Unrecht scheint zu fluchen mit einem Male, daran habe ich doch mein Lebtag nicht gedacht! Freilich, Waldemare flucht nie, geht gar nicht, kann ihr gar nicht passiren, wäre auch scheußlich von ihr, verboten ist's aber, nun! wer noch keine Rekruten exerciert, noch keine Krummen gerade gemacht hat, der weiß auch nicht, wozu ein Donnerwetter nöthig ist!"

Dem guten Philipp wurden jetzt seine Gedanken gar zu lästig, und schnell entschlossen murrte er: „Mal wieder etwas nachhelfen, kleine Lücke ausfüllen in meinem Wissen, die arme Waldemare kriegt einen dummen Kerl zum Mann!"

Mit seinen schwertgewohnten und zügelgerechten Händen faßte er

den bewußten Band von Rollin's Geschichtsbuche, und eine Viertelstunde später war er denn auch glücklich eingeschlafen.

Der tapfere Offizier mußte in Folge seiner Krankheit noch sehr angegriffen sein, denn er schlief mehrere Stunden sehr fest, so den in verwichener Nacht verlorenen Schlaf wieder einholend. Er mochte sehr lieblich geträumt haben in diesem Schlaf, denn er war sehr verdrießlich, als ihn der Eintritt des Dieners weckte, welcher kam, um die Lichter aufzusetzen und ihm zu melden, daß so eben ein Herr aus der Stadt gekommen sei, welcher ihm aufzuwarten wünsche.

Krummensee besprengte sich mit Fleur d'Orange, um sich zu ermuntern, befahl den Herrn herauf zu führen und stopfte sich nach alter Gewohnheit seine kleine Pfeife, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß es doch vielleicht nicht ganz schicklich sein möge, einen Fremden mit der Pfeife im Munde zu empfangen in einem Lande, wo das Tabaksrauchen noch nicht so Bürgerrecht hatte, wie in Deutschland. Das verbesserte die Laune des Ulanen nicht, er fluchte wieder über das fremde Land, und sagte dann ganz unwillig über sich: „Da fluche ich wieder, ja, wahrlich, die schlechtesten Angewohnheiten sind stärker als die besten Vorsätze!"

Ein ernst und würdig aussehender, noch junger, Mann trat ein, Krummensee erkannte mit seinem Falkenblick in ihm auf der Stelle den reformirten Geistlichen aus dem Val de Vire, er ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand herzlich und hieß ihn mit deutscher Treuherzigkeit willkommen!

„So sehr ich mich freue, Sie zu sehen, Herr Pastor," sagte der Major, indem er neben dem Geistlichen Platz nahm, „so sehr wundere ich mich auch; hoffentlich ist kein neuer Ueberfall der Katholiken Ursache Ihres Kommens; verzeihen Sie, wäre ein solcher Ueberfall gefolgt, so wären Sie nicht hier, denn Sie gehören zu den Männern, welche auf ihrem Posten bleiben in der Stunde der Gefahr!"

„Nicht etwa, um Ihre starke Hülfe noch einmal zu suchen —" entgegnete der Pastor in etwas fremdklingendem, aber ganz gutem Deutsch.

„Wie," rief der Major, ihn mit einem lauten Jubelruf unterbrechend, „Sie sprechen deutsch, Herr Pastor!"

„Ich habe in Straßburg studirt, mein Herr!" erwiederte der Geistliche, durch die Rührung, die der Major zeigte, selbst gerührt.

Krummensee umarmte den Geistlichen und seine Augen wurden naß; „sprechen Sie, Herr, sprechen Sie deutsch," bat er tief bewegt, „deutsch, wie meine Kameraden zu mir sprechen, deutsch, wie Waldemare zu mir spricht, deutsch, wie mein König mich angeredet hat —"

„Und deutsch, wie Ihre Glaubensgenossen mit Ihnen zu Gott dem Herrn beten und ihm lobsingen," fuhr der Pastor fort; „mein theurer Herr, hätte ich doch geahnet, daß Ihnen der Klang Ihrer Muttersprache so süß, so hätte ich ja gestern, als Sie in jener ernsten Stunde

als mein Erretter, von Gott gesandt, in meine Kirche traten, deutsch zu Ihnen gesprochen und hätte mein Weib deutsch zu Ihnen reden lassen, denn mein Weib ist nicht dieses Landes, sondern eine Fremde darin; sie ist aus einer deutschen Familie, welche zu Basel wohnt."

Krummensee konnte nicht müde werden, deutsch zu hören; plötzlich sprang er auf und rief: „Herr Pastor, kann ich Ihnen eine Pfeife Tabak anbieten; Sie sprechen so schön deutsch, Sie rauchen auch eine Pfeife Tabak mit mir auf gute deutsche Weise?"

Lächelnd erklärte der Pastor, daß er in der That noch immer etwas rauche, wenn auch nicht mehr so viel, als er einst mit seinen deutschen Freunden geraucht.

Vielleicht that sich der wackere Geistliche einigen Zwang an, aber er wäre noch ganz andere Dinge zu thun im Stande gewesen, nur um dem Offizier, den er wirklich lieb gewonnen, gefällig zu sein. Also die Herren rauchten Beide und sprachen deutsch, Krummensee aber fühlte sich ganz heimisch und ganz glücklich.

Plötzlich rief der Geistliche: „Ach, mein Herr, Ihre Liebenswürdigkeit hat mich ja ganz den Zweck meines Hierherkommens vergessen lassen!" Er erhob sich, legte die Pfeife weg und kam mit einem Futteral wieder, das ziemlich alt und unscheinbar aussah; aus diesem Futteral aber zog der Pastor zum größten Erstaunen des Majors ein Buch, welches alterthümlich prächtig in topasfarbenen Sammet eingebunden und reich vergoldet war. Langsam und nicht ohne Feierlichkeit schlug der Geistliche das erste Blatt auf und las, was da geschrieben stand: „Die Gemeinde im Val de Vire widmet diese Bibel dem Königlich Preußischen Offizier Herrn von Krummensee in dankbarer Anerkennung der muthigen Umsicht und treuen Liebe, die derselbe bewiesen bei Vertheidigung ihres Gotteshauses am 27. October 1815." Diese Dedication war von den Aeltesten der Gemeinde und dem Pastor unterschrieben.

„Es war der Gemeinde von Val de Vire," sprach der Pastor sehr gerührt, „ein Bedürfniß, dem tapfern Manne, der ihr das Gotteshaus gerettet, ein Zeichen ihrer Dankbarkeit zu geben, ein Zeichen der Erinnerung für spätere Tage, ja, für die Enkel; da schlug ich der Gemeinde vor, Ihnen eine von den alten Bibeln zu überreichen, welche zu Zeiten der Väter von den Edeln dieses Landes an die Kirche geschenkt wurden, weil damals die Bücher noch sehr selten und kostbar waren. Von diesen Bibeln haben sich auch bei unserem Gotteshause noch einige erhalten, welche aus einer der uns genommenen Kirchen in Bezières, welche zu Ende des 17. Jahrhunderts gleich nach Aufhebung des Nanteser Edictes geschlossen wurde, an die Gemeinde im Val de Vire gekommen. Ich bitte Sie nun, mein theurer Herr, diese Bibel zum Andenken an uns aufzubewahren und auch unserer zuweilen in Ihren Gebeten zu gedenken!"

Der Pastor legte die Bibel in die Hand des Majors, der mühsam seine Rührung beherrschte, und versicherte, diese Bibel solle als ein Erb-

stück bleiben in seinem Hause, er wolle sich nie davon trennen, obwohl er nicht wisse, wie er diese Gabe verdient habe.

Während er noch sprach, blickte er auf den Sammtdeckel, auf den in Farben ein Wappen sehr zierlich gestickt war. Der Major stieß einen Laut der Ueberraschung aus und blickte genauer auf die bunte Stickerei.

„Ist Ihnen dies Wappen bekannt, mein theurer Herr?“ fragte der Pastor, „es ist das ohne Zweifel das Wappen des Gebers oder der Geberin!“

„Freilich kenne ich das Wappen,“ rief der Major hastig, „den Stern im blauen Felde, die Amsel, die Kreuzlein? Es ist das Wappen meiner Großmutter, die allerdings aus einem Refugiégeschlecht stammte, aus dem Hause der Barone von Monteton; meine Großmutter war eine Dijon von Monteton, wie oft hat sie mir von dem Grafenschloß Poudénas an der Garonne erzählt, wo ihres Hauses Stammsitz gewesen, und nun, wie seltsam das doch ist!“

Auch der Pastor bewunderte die eigenthümliche Fügung, durch welche die Bibel, welche aus dem Hause Dijon von Monteton an eine Kirche in Beziòres geschenkt wurde, nun heute wieder in die Hände eines Mannes kam, der diesem Hause doch nahe verwandt war.

Die beiden Männer trennten sich endlich, doch nicht ohne daß der Major dem Geistlichen versprochen, ihn im Val de Vire noch ein Mal zu besuchen, bevor er nach Paris und in sein Vaterland zurückkehre.

Als sich Philipp von Krummensee allein sah, setzte er sich mit seiner Bibel an den Kamin und versuchte darin zu lesen. Der wack're Soldat redete mit ritterlicher Kühnheit französisch, aber auf die Feinheiten der Sprache verstand er sich durchaus nicht, und seit Charles XII. und Numa Pompilius und Telemaque hatte er vielleicht nie ein französisches Buch in der Hand gehabt. Wahrscheinlich würde die französische Bibel ein verschlossenes Buch für ihn gewesen sein, wenn man nicht zu seiner Jugendzeit noch die sehr gute Methode gehabt hätte, die Kinder recht viel Bibelsprüche und Psalmen lernen zu lassen, und so kam die Menge von Bibelstellen, die er in seinem treuen Gedächtniß bewahrt hatte, seiner Unkenntniß der französischen Sprache zu Hülfe. Die französischen Worte sahen ihn freilich oft sehr fremd an aus den gedruckten Lettern, er mußte sie aussprechen, um ihren Sinn zu finden, aber hatte er nur ein Paar Worte erst gefunden, so wurden die alten Erinnerungen wach in ihm, und keck konnte er ganze Verse in der körnigen Sprache Luther's sagen, noch bevor er den französischen Text ganz zu Ende gelesen. Erst wenn er sich der Lutherischen Uebersetzung in gutem Deutsch wieder bewußt war, fand er sich mit dem Französischen zurecht, und ein ganz eigenes Gefühl inniger Freude kam über ihn, sobald er auf diese Weise wieder eine Stelle enträthselt hatte.

In dieser Weise begann der Major das Buch der Bücher zu studiren; schwerlich hat je vor ihm Jemand es in dieser Weise gelesen. Er

war auch so eifrig dabei, daß er sich entschuldigen ließ bei der Dame des Hauses und allein blieb mit seiner Bibel den ganzen Abend.

Er wurde im Salon der Dame Clotilde heute auch nicht vermißt, denn fast den ganzen Abend über wurde es nicht leer von Besuchen, die dem Präfecten sehr lästig fielen, da sie meist die Absicht hatten, ihm Vorstellungen zu machen wegen der Energie, mit welcher er sich wieder der Hugenotten im Val de Vire angenommen hatte. Es versteht sich von selbst, daß Keiner so weit ging, das Auftreten des Präfecten an sich zu mißbilligen; die Meisten lobten es sogar; aber man wollte ihn abhalten, weitere Untersuchungen anzustellen, man wollte ihn warnen, den Geist der Bevölkerung aufzuregen gegen die Behörden, man machte ihn auf die Feindschaften aufmerksam, die er sich und dem Königthum zuzöge; kurz, man wollte nicht gerade der Ungesetzlichkeit das Wort reden und dem zügellosen Treiben, man wollte auch wohl, daß es energisch unterdrückt werden sollte, aber man wollte keine Untersuchungen. Einige fürchteten, daß dabei Persönlichkeiten compromittirt werden könnten, die mächtig und angesehen waren; Andere fürchteten, daß die Bevölkerungen dadurch gegen das Königthum gestimmt werden könnten; noch Andere wollten überhaupt das Aufsehen um jeden Preis vermieden wissen, Einige endlich wollten nur den royalistischen Charakter der Kammerwahlen nicht gefährden. Der Präfect würde einen sehr harten Stand gehabt haben, wenn nicht glücklicher Weise sein Vetter von Paris gekommen wäre, der als erster Maitre d'Hotel Monsieurs bei den Provinzial-Edelleuten natürlich eines unbegrenzten Ansehens genoß und in seiner vornehm-kühlen und zurückhaltenden Weise ganz das passende Mittel hatte, die leidenschaftlichen Herren zu beruhigen.

Uebrigens hatte der Präfect gar nicht daran gedacht, eine wirkliche Untersuchung über die Vorfälle im Val de Vire anstellen zu lassen; er war klug genug, zu wissen, daß eine solche niemals zum Ziele führen konnte bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes, aber er mußte die Autorität des Gesetzes wahren; keinen anderen Zweck hatten die Schritte, welche er in dieser Angelegenheit that.

Am Abend dieses Tages noch spät saßen die drei Verwandten, der Graf Raucourt, der Vicomte und die Vicomtesse Raucourt um den Kamin im Schlafzimmer des Grafen. Ihr Gespräch bezog sich, seit sie allein waren, fast ausschließlich auf die Zukunft des Hauses Raucourt, und der Graf setzte seine Verwandten in Erstaunen durch die Mittheilung aller Erfolge, die er bereits errungen, und durch die Kühnheit der Pläne, die er noch auszuführen gedachte, um den Flor des rothen Hauses zu heben.

Der Präfect bemerkte sehr gut, daß Graf Raucourt sich mit allen seinen Vorschlägen, welche die Zukunft des Hauses Raucourt betrafen, nicht an ihn, sondern an Clotilde wandte, wenn sich dieselben nicht etwa auf die Politik der Gegenwart bezogen. In früherer Zeit würde

ihn das wahrscheinlich sehr verletzt haben, jetzt aber, wo er die Verhältnisse kannte, wo er sich nicht nur dem sonderbaren Vetter tief verpflichtet, sondern sich auch glücklich fühlte im Besitz Clotildens, jetzt ließ er ganz ruhig den rastlosen Beförderer der Wohlfahrt des rothen Hauses schalten wie demselben beliebte, und dadurch gewann er immer mehr dessen Freundschaft, die lange Zeit ziemlich gering gewesen.

„Sie werden in den Annalen des Geschlechtes den Ehrennamen des Wiederbegründers erhalten, mein Vetter!" warf der Präfect freundlich in eine Pause.

Der Graf betrachtete ihn eine Secunde lang mit einem höchst gleichgültigen Blick, dann aber sagte er mit sichtlichem Interesse, sich aber zu seiner Cousine wendend: „Ihr Gemahl regt da etwas sehr Gutes an, meine theure Clotilde, ich werde nach den Papieren, welche sich in den Archiven finden, eine diplomatische Geschichte des Hauses Raucourt schreiben lassen, seit dem Tode Claudius des Gelehrten bis auf den heutigen Tag. Sie wissen, Claudius IV. von Raucourt, genannt der Gelehrte, Herr von La Prade und Labouthillerie, der ein treuer Gefährte Carls VIII. war, hat eine Geschichte unseres Hauses hinterlassen, welche er bis auf das Jahr seines Todes fortgesetzt hat. Ich werde sammeln, was wir an Memoiren, Briefwechseln und Acten haben, ja, meine theure Clotilde, wir werden eine sehr interessante Familien-Geschichte haben —"

„— Die von Claudius dem Gelehrten bis auf Carl Claudius den Wiedererbauer reicht, —" warf der Präfect wieder ein, der wohl bemerkt hatte, daß seine kleine Schmeichelei dem Grafen gefallen.

„Sie haben Recht, lieber Eugen," fuhr der Graf gleichgültig fort, „und ich hoffe, daß diese liebe Clotilde nach meinem Tode dafür sorgen wird, meine Verdienste um Wiederherstellung des Hauses ins rechte Licht zu setzen; Sie aber, mein Vetter, werden gewiß nicht vergessen, daß das Verdienst der Wiedererbauung eigentlich ganz allein Ihnen gebührt, denn wo wäre das rothe Haus jetzt, wenn Sie nicht den Wiedererbauer eines Abends aus dem Ourcq-Kanal gezogen hätten?

„Sie sind sehr liebenswürdig gegen meinen Mann, lieber Vetter!" bemerkte Clotilde.

Graf Raucourt lächelte fein.

„Sie haben sehr Recht, liebe Clotilde," rief der Präfect lachend, „mein Vetter ist sehr liebenswürdig gegen Ihren Gemahl, aber nur gegen diesen; gegen den Chevalier von Maison-Rouge war er es nicht besonders und würde es wohl auch nicht gegen den Vicomte von Raucourt sein, denke ich, obwohl ich nicht in Abrede stelle, daß es mein Vetter stets sehr wohl mit mir gemeint hat."

„Ich meinte es wohl mit dem Hause Raucourt, Sie aber waren zu dessen Wiederherstellung nothwendig," entgegnete der Graf langsam, und das Lächeln, mit welchem er diese Worte begleitete, war sehr zwei-

deutig; dann aber setzte er heiter hinzu: „Möchte der Herr Präfect nicht vergessen, daß der Chevalier von Maison-Rouge nicht ohne die kleine weiße Hand, die da so anmuthig mit den Bändern spielt, Vicomte von Raucourt geworden wäre!"

Das war dem Gemahl denn doch beinahe zu viel, und etwas schärfer im Ton fragte er: „Vielleicht wäre derselbe auch nicht Präfect geworden, ohne jene kleine weiße Hand da?"

Graf Raucourt hatte mit halbem Blick die Röthe gesehen, die sich auf der Stirn seines Vetters zeigte; auch hatte er im Ton der Stimme dessen Gereiztheit erkannt; er lenkte sofort ein und sagte phlegmatisch: „Präfect? was hat die Präfectur mit der kleinen Hand dieser lieben Clotilde zu thun? Präfect, das kann ja Jeder werden, der etwas Muth und ein wenig Verstand hat; nun, ich wünsche, Vetter, daß es Keinem vom Hause Raucourt so wenig an Muth und Geist fehlen möge in alle Zeit, wie Ihnen!"

Der Präfect war befriedigt, obgleich er sich bei einiger Ueberlegung sagen mußte, daß er seine Carrière eigentlich auch nur dem Plane verdankte, den sein Vetter hatte, also die Präfectur doch auch eigentlich an der kleinen Hand Clotildens ihm geworden sei. Der Graf wollte ihn aber daran nicht erinnern, denn er wollte den Gemahl Clotildens nirgends zurückstellen; er begriff sehr gut, daß Clotilde nur in dem Maße glücklich werden könne, als sie ihren Gemahl zu achten vermöge. Freilich hatte er dabei auch die Absicht, den Präfecten stets daran zu erinnern, was er seiner Gemahlin verdanke. Beides zu verbinden, war oft nicht leicht.

Graf Raucourt wendete sich wieder an die Dame mit einer langsamen Halbwendung seines Gesichtes und sprach mit einer Sicherheit, die den Präfecten beinahe zu dem Glauben verführte, die Idee der Herstellung des Hauses Raucourt sei bei seinem Vetter wirklich zu einer Art von Verrücktheit geworden: „Meine theure Clotilde, Ihr ältester Sohn darf unter keiner Bedingung Soldat werden, erstlich ist es gegen die Tradition und gegen das Herkommen in unserm Hause und dann hat heut zu Tage ein Edelmann, welcher eine große historische Familie zu repräsentiren bestimmt ist, andere Aufgaben zu lösen. Ihr ältester Sohn, meine theure Clotilde, muß einen ordentlichen juristischen Cursus machen, er muß die Rechte studiren, dann soll er in Deutschland, Italien und Spanien reisen; glauben Sie mir, ohne eine tüchtige juristische Bildung wird er nie dahin kommen, das für das Haus zu werden, was er werden soll. Es kommen friedliche Zeiten nach diesen großen Stürmen und der Edelmann muß mit dem Gesetzbuch in der Hand das Bestehende vertheidigen, so wie er es sonst mit dem Schwerte gethan. Ihren zweiten Sohn —"

Der Präfect machte eine Bewegung der Ungeduld, doch war er mehr ärgerlich über seine Gemahlin, die das Alles höchst ernsthaft und

aufmerksam mit anhörte, als über den Grafen, dessen fixe Idee er innerlich, trotz aller Dankbarkeit, bespöttelte.

„Sind Sie nicht einverstanden mit mir, lieber Eugen?“ fragte der Graf spitz, ohne sich nach dem Präfecten umzusehen, aber er wartete auch keine Antwort ab, sondern fuhr fort: „Ihren zweiten Sohn, meine liebe Clotilde, müssen Sie der Kirche widmen, die Kirche wird eine Macht erlangen in Frankreich, eine gewaltige Macht, und der Adel muß sich ihr so fest als möglich anschließen, machen Sie Ihren zweiten Sohn geistlich, lassen Sie ihn einen bischöflichen Stuhl besteigen, den andern nachgeborenen Söhnen bleibt der Degen.“

Jetzt konnte sich der Präfect nicht mehr halten, es kam ihm zu komisch vor, daß sein Vetter mit solcher Entschiedenheit für die Zukunft von Kindern sorgte, die noch gar nicht da waren — er lachte laut auf.

Befremdet schaute ihn seine Frau an, sie begriff sein Lachen nicht, ihr war nichts lächerlich vorgekommen in den Bestimmungen des Grafen über die Zukunft ihrer Kinder, Madame Clotilde blickte befremdet auf ihren Gemahl, dann fragend auf den Grafen. Dieser musterte seinen Vetter mit der gleichgültigsten Miene durch sein Glas, dann sagte er mit vollem Phlegma: „Der Herr Präfect des Königs lacht, weil die Kinder, von denen wir sprechen, noch nicht geboren sind, zum Beispiel?“

„In der That,“ entgegnete Eugen, sich zusammennehmend, „das ist mein Fall, entschuldigen Sie mich, ich liebe und schätze Sie, ich verehre Sie als meinen Wohlthäter, aber —“

„Ich bitte Sie, lieber Eugen,“ entgegnete ihm der Graf ruhig, „es bedarf das weder der Entschuldigungen, noch sonst der Erklärungen, Sie haben einmal nicht den festen Glauben an das mächtige Wiederaufblühen unseres alten, edeln Hauses, den diese theure Clotilde mit mir theilt, und auf dem Gebiete des Glaubens läßt sich eben nichts erzwingen. Was aber diese theure Clotilde und mich selbst betrifft, mein Vetter, so wird Ihr Spott nicht die Macht haben, uns zu irren in unserer Ueberzeugung. Lassen wir also einen Augenblick Ihre Zweifel und unsere Ueberzeugung bei Seit, nehmen wir an, daß Ihnen bereits Ihre Gemahlin die Söhne geboren hätte, die ich erwarte, so würden Sie doch gewiß mir, als dem Haupt der Familie vom rothen Hause, gestatten, für die Zukunft dieser Söhne mit zu sorgen, bitte, lieber Eugen, lassen Sie mich ausreden; ich bin durchaus nicht gesonnen, Ihren Vaterrechten zu nahe zu treten, aber lassen Sie Ihre Einwände hören, haben Sie wirklich etwas gegen die juristische Bildung, die ich für nothwendig halte für einen bedeutenden Edelmann in dem Frankreich der Tage, die jetzt beginnen?“

„Nein, lieber Vetter,“ entgegnete der Präfect, „ich finde im Gegentheil das ganz richtig und ganz vortrefflich, was Sie darüber gesagt, eben so haben Sie sehr Recht in dem, was Sie von der Kirche sagen: ich kann Ihnen versichern, daß ich gewiß Alles thun werde, was

in Ihren Plänen liegt, wenn mir diese theure Clotilde Söhne schenken sollte — aber, verzeihen Sie, ich finde es thöricht und vermessen, so über die Zukunft zu verfügen, so auf eine allerdings erwünschte, aber doch sehr zweifelhafte Möglichkeit seine Pläne zu bauen."

„Sehr höflich sind der Herr Präfect eben nicht," erwiederte der Graf, indem er sich zurücklehnte, „thöricht und vermessen! ja, Vetter, wenn Sie, der Sie nicht in der Ueberzeugung die Gewißheit der Zukunft haben, solche Pläne machten, Sie wären darum thöricht und vermessen, wir, wir sind es nicht. Unsere Ahnherren weiheten auch zum Voraus ihre Söhne bestimmten Berufen, ich glaube nicht, daß sie vermessen waren, oder thöricht, sie waren vielleicht sehr demüthig und fromm dabei. —" Der Graf richtete sich auf, er erhob die Hand, die Züge seines sonst so gleichgültigen Gesichtes belebten sich, seine Augen strahlten, und mit scharf accentuirter Stimme sprach er: „Vetter, ich will aufrichtig mit Ihnen reden; was ich da vorher von der Kirche gesagt habe, ist Nebensache, Aeußerlichkeit, die Hauptsache ist, daß ich die innige Ueberzeugung hege, daß der französische Adel nur dann wieder etwas werden kann, wenn er auch ein christlicher Adel wieder wird. Die Verbindung mit der Kirche muß wieder hergestellt werden, der Geist der katholischen Kirche muß den Adel wieder durchdringen, dazu muß jede Familie thun, was sie kann. Ich glaube aber, da ich mich unfähig fühle, diesen Geist im lieben, unserm rothen Hause wieder einzuführen, da ich auch Sie für unfähig dazu halte, daß dieser Geist wieder Besitz ergreifen wird von unserm Hause, wenn Einer vom Stamme Raucourt selbst geistlich wird! Verstehen Sie mich nun, mein Vetter!"

„Charles, Sie sind ein seltener Mensch," erwiederte der Präfect ergriffen, „ich verstehe Sie wenigstens so weit, daß ich ein Gefühl von der Richtigkeit dessen habe, was Sie sagen."

Der Graf stand auf und ging zu einem kleinen Tische, auf welchem die alterthümliche Schatulle stand, die er immer mit sich führte, die wir auch zu Wien bei ihm sahen. Er öffnete dieselbe und nahm einen kleinen, unscheinbaren Rosenkranz, aus dunkel gebräunten Holzkugeln bestehend, heraus. Er legte denselben in Clotildens Schooß und sprach mit großem Ernste und unverhehlter Bewegung: „Das ist ein theures Familien-Erbstück, liebe Clotilde, es soll nie aus dem rothen Hause kommen; immer soll es der Raucourt bewahren, welcher geistlich ist, bei seinem Tode aber soll es immer zurückgegeben werden. Claudius Lepantinus von Raucourt, der Malthefer Bailli, focht, wie wir wissen, mit hohem Ruhme in der großen Türkenschlacht bei Lepanto, wo das Kreuz den herrlichsten Sieg über den Halbmond errang; die Galeere, auf der er sich befand, flog in die Luft; mit anderen Rittern und Seeleuten rettete er sich schwimmend auf einer Planke des Schiffes. Der Bailli nahm die Planke, auf welcher er sich gerettet, mit sich und ließ Kreuze und Rosenkränze daraus machen, welche der Papst selbst

weihete in seiner eignen Pfarrkirche von Sanct Johann im Lateran. Die geweihten Rosenkränze und Kreuze aber vertheilte der Bailli an diejenigen, welche sich gerettet hatten von der Galeere. Nun, das ist noch einer von den Rosenkränzen des Claudius von Raucourt, der um seiner tapfern Thaten willen in jener Schlacht in der Familiengeschichte der Lepantiner genannt wird; er ist nicht von mir gekommen, seit ich ihn im Archiv des rothen Hauses entdeckte. Der Lepantiner vermachte ihn seinem Neffen, dem Baron Eugen von Raucourt, und die Mutter des Grafen Claudius, der in der Familiengeschichte Permutator genannt wird, weil er einen Theil der Burgundischen Besitzungen gegen andere näher liegende vertauschte, hat ihn lebenslang getragen, wie der gedachte Permutator auf die Enveloppe geschrieben, in welcher ich ihn gefunden. Ich lege dieses edle Kleinod in Ihre Hände, meine theure Clotilde. Sie werden es wohl bewahren, bis Sie es einem Sohne übergeben können, welcher ein geweihter Priester der Kirche ist."

Tief bewegt erhob sich die Vicomtesse und reichte dem Grafen schweigend die Hand, an welcher der Rosenkranz hing, und unwillkürlich fortgerissen vereinte auch der Präfect seine Hand mit der seiner Gemahlin und der seines Vetters.

Mit dem Rosenkranz von Lepanto stand Hand in Hand das Geschlecht derer vom rothen Hause, und in drei Seelen war mehr oder minder lebendig der Gedanke, daß Muth und Thatkraft, Glück und Macht doch nicht ausreichen, ein Haus zu begründen, sondern daß es dazu eines Segens bedarf, dessen Symbol für sie in diesem Augenblick der Rosenkranz war.

Die Beamten- und die Steuerfrage.

Schon vor Jahresfrist haben wir uns über die Finanzlage unseres Vaterlandes ausgesprochen (Band V. S. 73 der „Berl. Revue"), auf die Nothwendigkeit der Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt, der Verbesserung der vielfach unzulänglichen Beamtengehalte hingewiesen. Zugleich aber konnten wir uns den Schwierigkeiten nicht verschließen, welche der Einführung neuer, resp. der Erhöhung bestehender Steuern entgegentreten, und es mußte demnach die Steigerung der Ergiebigkeit der bestehenden Steuern durch Befruchtung des wirthschaftlichen Lebens, so wie die Minderung des Staatsbedarfs durch Decentralisation, durch Entwickelung der corporativen und ehrenamtlichen Verwaltung sich als wesentlicher Gesichtspunkt bei Lösung der Finanzfrage herausstellen. Neuerdings haben wir die dieserhalb den Häusern des Landtages zunächst vorliegenden Aufgaben näher bezeichnet. (Bd. VII. S. 457 der „Berl. Rev.")

Nun haben die productiven Verwendungen der Staatskräfte im Eisenbahnbau &c. bereits einen so günstigen Einfluß auf die Staats-Einnahmen geübt, daß die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt als gesichert angesehen werden darf. Dagegen hat die Herstellung der dreijährigen Präsenzzeit der Militairs bei den Fahnen, so wie die Erhöhung der unzulänglichen Beamtengehalte um 15, resp. 10 Procent die Beschaffung neuer Einnahmequellen im Betrage von etwa 4 Millionen Thlrn. nothwendig erscheinen lassen, und die Staatsregierung hat zu diesem Behuf die Erhöhung der Salz-, wie der Gewerbesteuer, die Einführung einer allgemeinen Gebäudesteuer, so wie die Heranziehung der Actien- und ähnlicher Gesellschaften zur Gewerbesteuer nothwendig erachtet. Sie hat nicht geglaubt, durch Minderung der Zahl der unmittelbaren, besoldeten Staatsbeamten die Mittel zur Erhöhung der Gehalte erzielen zu dürfen.

Bei Beurtheilung der Stellung, welche die Regierung hiernach zu einer der wichtigsten Angelegenheiten unseres Staatslebens nimmt, wird man sich zuvörderst die Verhältnisse und die Entwickelung desselben zu vergegenwärtigen haben. Noch unter dem großen Friedrich war die Administration in Preußen überaus wohlfeil. Die gewerblichen Corporationen, die Stadt- und die Landgemeinden, die Dominien und Patrimonial-Gerichte, die Kreise und Provinzen hatten eine Fülle administrativer und richterlicher Geschäfte zu erledigen, die der Staatskasse demnach keinerlei Ausgaben verursachten. Die Trennung der Justiz und der Administration war nur in den oberen Regionen durchgeführt. Da trat jene Katastrophe ein, welche das Fortbestehen Preußens in Frage stellte. Die damaligen Staatsmänner glaubten in der Losung vom 9. October 1807 die Rettung des Staats suchen zu müssen. Sie hatte die Vernichtung des corporativen und ständischen Lebens und damit zugleich die der corporativen, ständischen und ehrenamtlichen Administration zur Folge. An die Stelle derselben mußte die Erledigung der Staatsgeschäfte durch besoldete Beamte treten, wenn die staatliche Ordnung überhaupt erhalten bleiben sollte; das bureaukratische Element mußte in dem Maße an Ausdehnung gewinnen, wie die älteren Verwaltungs-Organe den Principien von 1807 erlagen. Diese bestanden zum Theil noch im Jahre 1818, und doch war die Zahl der besoldeten Staatsbeamten bereits auf 27,477 angewachsen. Sie sind den Ereignissen von 1848 mit wenigen Ausnahmen erlegen, und es kann daher nicht überraschen, daß, während nach Maßgabe des Volkszuwachses wir heut 35,131 Beamte haben müßten, die Zahl der einer Gehaltsverbesserung bedürfenden Beamten zur Zeit auf 51,000 und mit Einschluß der Hülfsarbeiter auf p. p. 61,000 angewachsen ist. Die Verwaltung der Staatseisenbahnen, der Telegraphen, der Marine &c. kann hierbei nicht in Betracht kommen, da sie durch die Minderung des Zollschutz-Personals in Folge der Stiftung des Zollvereins wesentlich aufgewogen werden dürfte.

Man wird ohne Ungerechtigkeit der Staatsregierung aus diesem rapiden Anwachsen des Beamtenpersonals keinen Vorwurf machen dürfen, vielmehr ist dasselbe die ganz unvermeidliche Consequenz der auflösenden Politik, der unser Vaterland seit einem halben Jahrhundert verfallen ist, die Frucht, welche die liberale Doctrin überall zeitigen muß. Um Etwas hätte sich das System in seinen Wirkungen aufhalten lassen, wenn nicht gleichzeitig in der Staatsverwaltung das Streben auf die Spitze getrieben wäre: nach allen Richtungen hin das absolut Beste zu erreichen, jedem Mißbrauch in der Administration durch ein hochausgebildetes Controlsystem vorzubeugen. Dieses Streben hat dahin geführt, daß die Beamten soweit irgend möglich unter ein bevormundendes Controlsystem versetzt worden, welches sie zwar außer Verantwortlichkeit stellt, ihnen aber zugleich die Möglichkeit einer fruchtbringenden, schaffenden Selbstthätigkeit entziehet; es hat die Centralisation zum Uebermaß entwickelt, die Local- und Provinzialbehörden in ein absolutes Abhängigkeits-Verhältniß zu den Ministerien versetzt. Aber selbst wenn die Administration in dieser, aus den besten Absichten hervorgegangenen Richtung das geordnete Maß nicht überschritten hätte, würde dadurch das in mehr als arithmetischer Progression steigende Anwachsen der Beamtenzahl sich in keiner Weise haben vermeiden lassen — es sei denn durch gleichzeitige Neubegründung einer corporativen und ehrenamtlichen Administration.

Nun muß anerkannt werden, daß schon die Staatsmänner von 1807 der Nothwendigkeit einer staatlichen Neugestaltung in diesem Sinne sich bewußt waren; die Städte-Ordnung vom 19. November 1808 muß als ein erster Versuch angesehen werden, die Selbstverwaltung auf modernen Grundlagen wieder herzustellen; eben so die Kreis- und Provinzial-Ordnungen, die Gemeinde-Ordnung von 1850 ꝛc. Diese Versuche sind mehr oder weniger als verfehlt anzusehen, und erst vermöge derselben hat sich das Bewußtsein herausgebildet, daß politische Körperschaften nur in dem Maße zur Lebensfähigkeit sich entwickeln und Bestand haben können, wie sie auf dauernden Grundlagen beruhen; daher die gewerblichen Corporationen auf gesicherter Existenz der Gewerbtreibenden, die ländlichen Corporationen auf befestigtem Grundbesitz. Wesentlich aus diesem Grunde legt das Programm der Rechten ein so entscheidendes Gewicht auf die Befestigung des ländlichen Grundvermögens in den Familien, und eben deshalb ist die Reform des Erbrechts, die Herstellung von Hypothekenbanken ꝛc. das zunächst liegende Ziel der Bestrebungen unserer conservativen Fractionen.

Indem nun die Staats-Regierung die Erhöhung bestehender und die Einführung neuer Steuern proponirt, um die Mittel zur Kräftigung ihres Beamtenstandes zu erlangen, und indem sie gleichzeitig keinen Schritt unternimmt, der als eine Anbahnung corporativer und ehrenamtlicher Verwaltung angesehen werden kann, giebt sie dadurch die Ab-

sicht zu erkennen: das durch die Gesetzgebung von 1807—1811 bedingte System der Administration einer Modification nicht unterwerfen zu wollen. Auch aus diesem Festhalten eines bereits eingebürgerten und nach allen Richtungen hin mit großer Sorgfalt ausgebaueten Systems wollen und dürfen wir der Regierung einen ernsten Vorwurf nicht machen. Die Geschichte aller Staaten lehrt, daß wichtige und tief eingreifende Reformen niemals aus der bloßen Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit hervorgegangen sind. Die Macht des Bestehenden ist so gewichtig, daß der bloße Wille, wie ernst derselbe auch gemeint sei, nie ausgereicht hat, um eine Reform desselben durchzuführen. Immer hat die Macht der Verhältnisse hinzutreten müssen, um diesen Willen zur That zu führen. Wie sehr der Finanz-Minister von der Nothwendigkeit einer corporativen und ehrenamtlichen Administration, der Decentralisation, der Ersetzung der bevormundeten und controlirten Beamtenschaft durch selbstthätige und verantwortliche Beamten ꝛc. durchdrungen sein mag; wenn er selbst der Ueberzeugung ist, daß die Beibehaltung des bestehenden Systems schließlich zu einem unlösbaren Conflict in den Bedürfnissen des Staats und der Steuerkraft des Landes führen müsse — nimmer wird er in den anderen Dikasterien den thatkräftigen Willen zur Herstellung einer wohlfeilen, das Staatsbudget entlastenden Administration hervorzurufen im Stande sein. Er bedarf hierzu des gewichtigen Beistandes, eines solchen, wie ihn nur die Macht der Thatsachen zu bieten vermag.

Hier tritt uns die überaus bedeutungsvolle und practische Frage entgegen: Wie haben sich die Häuser des Landtags, wie haben sich insbesondere die Fractionen derselben, welche berufen sind, die Regierung zu stützen, die bisher diesen Beruf mit Hingebung bethätigt haben, den Steuer-Vorlagen gegenüber zu verhalten? Es handelt sich um einen überaus folgenreichen Entschluß, und wir werden uns die dabei in Betracht kommenden Momente nach allen Richtungen hin zu vergegenwärtigen haben.

Wir gehen hierbei von vornherein von der Ueberzeugung aus, daß es nicht der Wunsch unserer Freunde oder überhaupt der Fractionen der Rechten sein kann, der Regierung ernste Verlegenheiten zu bereiten. Dies wird aber auch bei Ablehnung der Steuervorlagen nicht der Fall sein, da das Bedürfniß der Gehalts-Erhöhung nur bei gewissen Klassen von Beamten in entschiedener Dringlichkeit hervortritt, und da für das laufende Jahr ein Einnahme-Ueberschuß von zwei Millionen Thaler in Aussicht stehet, daher nach Herstellung der gesetzlichen Militairdienstzeit noch immer ein Ueberschuß von 1,200,000 Thalern verbleibt, um den derselben bedürfenden Beamten Gehaltszuschüsse bewilligen zu können. Bis zum Beginn der nächsten Session wird das Gouvernement in ernste Erwägung genommen haben: in welchem Wege die bestehenden Steuern ergiebiger zu machen, eine weniger kostspielige Administration herzustellen

und bis zu welchem Zeitpunkt die Nothwendigkeit der Beschaffung außerordentlicher Mittel noch fortdauern wird. Sind diese Mittel nicht im ordentlichen Wege, durch anderweite Verwendung der Eisenbahnsteuer, durch Einschränkung des Schuldentilgungsfonds ꝛc., zu beschaffen, so fragt es sich, ob eine Besteuerung des Eisenbahnverkehrs, der Börsengeschäfte nicht Einnahmequellen zu eröffnen im Stande sei, die den ärmeren Klassen nicht zur Last fallen. Es darf ferner vorausgesetzt werden, daß nach Ablauf der Zollvereinsverträge ein Tarif zur Anwendung gelangen werde, der erhöhete und steigende Einnahmen sichert, während heut selbst Spanien verhältnißmäßig höhere Zoll-Erträge bezieht, als Preußen.

Ergiebt sich nach allen diesen Untersuchungen, daß noch für mehrere Jahre erhöhete Einnahmen durch erhöhete oder neue Steuern beschafft werden müssen, dann würde schließlich zu erwägen sein, ob die Klassen- und Einkommensteuer-Zuschläge, weil sie beliebig sistirt werden können, nicht den Vorzug vor Steuern verdienen, deren Abschaffung nicht minder störend einwirken würde, als deren Einführung resp. Erhöhung. Wir haben hier insbesondere die Salz- und die Haussteuer im Auge.

Der Erhöhung der Ersteren tritt das Bedenken entgegen, daß sie — bei dem gleichen Salzverbrauch aller Klassen — die ärmeren unverhältnißmäßig härter trifft, als die wohlhabenden; daß die Verhältnisse mit den Zollvereinsstaaten große Schwierigkeiten bieten, und daß die Nothwendigkeit verschärfter Controlen sich voraussichtlich herausstellen wird. Die allgemeine Gebäudesteuer aber collidirt in einer Weise mit der Grundsteuer, daß deren Einführung nur nach Lösung der Grundsteuerfrage möglich erscheint, wenn Besitzstörungen vermieden werden sollen. Ueberdies hat schon gegenwärtig das Geldcapital die Tendenz, sich der großen Speculation zuzuwenden, und sofern derselben nicht durch Creditbanken entgegengewirkt wird, dürfte in Folge dieser Steuer das Capital sich mehr und mehr von baulichen Unternehmungen abwenden, was eine Steigerung der Miethspreise und ein der Gesundheit nachtheiliges Zusammendrängen der Bevölkerung in enge Wohnungsräume zur Folge haben dürfte. Wenn Salz- und Gebäudesteuern an und für sich unbedenklich sind, so hat die doctrinäre Gesetzgebung doch Zustände herhervorgerufen, welche der Einführung resp. Erhöhung derselben entgegentreten.

Die Erfahrung lehrt, daß absolute Regierungen sich nur nach den reiflichsten und allseitigsten Untersuchungen zur Einführung neuer Steuern entschließen, während in dieser Beziehung mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit zu Werke gegangen wird, sobald die Volksvertretung einen Theil der Verantwortlichkeit zu tragen hat. Die aufrichtigsten und hingebendsten Freunde der Regierung werden demnach die Steuervorlagen um so ernster zu prüfen haben, in der Ueberzeugung, daß jeder Ir-

thum auf dem Gebiete der Finanzpolitik dem Vaterlande unwiderbringlichen Schaden zufügt. Sie werden an der Ueberzeugung festhalten müssen, daß ein einfaches Zustimmungs-Votum zu den Steuervorlagen nach menschlichem Ermessen die Folge haben muß, daß die Reformen des Verwaltungssystems vertagt werden, bis die Frage, welche uns heute beschäftigt, nach wenigen Jahren in erhöheter Dringlichkeit an uns herantritt, daß das Eintreten dieses Zeitpunktes mit mathematischer Gewißheit vorher zu bestimmen ist. Denn weder die jetzt beabsichtigte Gehaltserhöhung, noch die gegenwärtige Beamtenzahl werden, bei der Fortdauer des dermaligen Verwaltungssystems, dem Bedürfniß für die Dauer genügen — über diesen Punkt werden ohne Frage alle Theile einig sein.

Es handelt sich hiernach nicht um einen Conflict der persönlichen Anschauungen, sondern um einen Conflict der Systeme. Wir wünschen unserem Vaterlande Glück, daß derselbe gegenwärtig, in einer Zeit ruhiger, leidenschaftsloser Erwägung, zur Entscheidung gebracht wird, in einer Zeit, wo die Steuerkraft des Landes noch nicht über das geordnete Maß hinaus angespannt ist, und ersuchen unsere Freunde, in den Häusern des Landtages dahin mitzuwirken: daß dessen Lösung nicht prorogirt werde, vielmehr der Staatsregierung durch ihre Vota diejenige Stütze verleihen zu wollen, welche sie in dem schwierigen Unternehmen kräftigen wird, dem Vaterlande eine wohlfeile Administration zu verleihen.

Innere Zustände Frankreichs.

Quatre ans de regne — Où en sommes nous. Par Dr. Véron. Paris. Librairie nouvelle.

Die Verons antworten den Montalemberts und den Tocquevilles, es ist weit gekommen mit Frankreich. Zwar wird man die kaiserliche Regierung in Frankreich von dem Verdacht freisprechen müssen, als habe sie in dem dicken Doctor, der Alles gewesen ist, Spieler und Arzt, Operndirector und Quacksalbereien-Verkäufer, Volkstribun und Laquai des Absolutismus, Journalist und Vertheidiger aller Preßbeschränkungen, selbst ihren Anwalt gesucht gegenüber den zornigen und beredten Anklagen und Forderungen, welche die Männer der alten Parteien gegen sie gerichtet haben, aber es ist immer doch ungemein charakteristisch, daß sich im heutigen Frankreich Niemand anders und grade der Doctor Veron findet, um öffentlich in einem Buche Angesichts einer eingeschüchterten Presse den Büchern der Opposition, welche sich aus der Tagespresse nothgebrungen zurückziehen mußten, zu antworten.

Dies Buch, das ein eben so buntes Flickwerk ist, als die frühe-

ren desselben redseligen, wenn auch echt französisch witzigen und oft ganz unterhaltenden Verfassers, führt den Titel: „Wie stehen wir nun nach den vier Jahren des Kaiserthums?“ Alle Welt in Paris ist, wie wir hören, gegenwärtig mit der Lectüre desselben beschäftigt, alle Welt findet darin für ihre Ueberraschung, ihren Unwillen, ihr Gelächter Anstoß.

Nach einer kurzen Schilderung der vier Regierungsjahre des Kaisers giebt uns Dr. Veron folgende Schilderung des jetzigen Bewohners der Tuilerieen:

„Weit entfernt davon, die alten in der Politik gezogenen Richtungen zu verfolgen, vermeidet der Kaiser sie und zeichnet sich neue. Als Apostel der Napoleonischen Ideen ist er weder ein Skeptiker, noch ein Zweifler, gleich dem Jahrhundert, in dem er lebt. Er ist ein ruhiger und fester Geist, mit einer edlen und hohen Seele voll von Muth, Kühnheit, brennenden Ueberzeugungen und großmüthigem Sinne. Er glaubt an die Demokratie, auf welche alle europäischen Gesellschaften mit mehr oder weniger langsamem Schritt und über mehr oder weniger schwierige Hindernisse losgehen. Er liebt das Volk, aber er will nicht durch dasselbe regieren, sondern er regiert für dasselbe. Er meint und er hat immer gemeint, daß das alte Regime beendigt ist, und er wird Alles anwenden, um das neue Regime dauerhaft zu machen. Er will — und die Kraft seines Willens ist groß — der Revolution von 1789 nicht erlauben, unfruchtbar und ohnmächtig zu bleiben... Sein Ziel ist es, die Entbehrungen und die Noth der bedürftigen Bevölkerung und der arbeitenden Klasse zu vermindern, die Gesellschaft durch Arbeit zu befrieden, durch die Schöpfung nutzbringender Einrichtungen, die Allen zu Gute kommen, und durch große Dinge, die zu Aller Einbildungskraft reden, seiner Regierung Glanz zu verleihen und sein Jahrhundert in Erstaunen zu setzen. Auf diesem Wege wandelt der Kaiser bereits mit raschem und sicherem Schritte.“

Aber Veron fragt, ob Frankreich nun auch, wie man erwarten müsse, voll von Begeisterung und Ergebenheit für den Kaiser wäre? Er antwortet indeß auf diese seine eigene Frage nicht, sondern sagt, „daß das Stillschweigen der Presse, fest und tief, Macht gäbe,“ daß in Frankreich „immer noch eine Rechte und eine Linke sei,“ und daß, während der Kaiser „das Haupt der Linken“ sei, „seine Minister die Rechte darstellen und ihm opponiren.“ Darauf weist Veron dann Mr. de Remusat, de Tocqueville und andere Männer, welche in Frankreich zu Gunsten der Freiheit Einspruch erhoben haben, wegen dieser ihrer Proteste zurück; aber er beklagt doch, daß unter der gegenwärtigen Regierung kein Raum für Wetteifer und Ehrgeiz sei, und doch sei das für Frankreich so nothwendig.

„Wir, in Frankreich, lieben Bewegung, wir lieben Intelligenz, wir fühlen gern, daß wir leben, wir lieben Ruhm und Ehre, wir trachten

nach Gelegenheit, Verdienste zu erwerben, und den Mitteln, sie zu erlangen. Aber sind nicht gegenwärtig der Senat und der gesetzgebende Körper beide der sicherste Zufluchtsort für einen Mann, der vergessen sein will, und dieser oder jener heutige Deputirte, dessen Beredtsamkeit und dessen Arbeiten wahrscheinlich großes Aufsehen erregen würden, wenn er außerhalb der Häuser bekannt wäre, ist jetzt weniger bekannt, als das dunkelste Mitglied eines der alten Parlamente. Giebt dies den feindlichen Parteien, wenn auch sehr ungerechter Weise, Grund zu der Behauptung, daß die Regierung Napoleon's III. unter ihren Gesetzgebern und Beamten nur eine Mehrheit von Ueberzähligen zählt, welche wegen ihrer blinden Unterwürfigkeit und ihrer schmeichelnden Nachgiebigkeit gewählt und vorgezogen sind?" An einer anderen Stelle sagt er mit einer leichten Grimasse, daß Napoleon III., gleich Augustus, „die Beredtsamkeit pacificirt habe wie alles Andere." Er beklagt dann plötzlich doch wieder den Zustand der Presse, die nur dünne und oberflächliche Berichte der Sitzungen der Staatskörper veröffentlichen dürfe. Einzelne Skizzen von den gegenwärtigen Rednern, die dann folgen, sind ganz anziehend; er führt uns sogar in die Privat-Unterredungen der Legislatoren und Senatoren, und es entfährt ihm dabei folgendes Geständniß:

„In den Privatunterhaltungen, welche jeden Tag vorkommen, habe ich Männer sich sehr entmuthigt und mit gepreßtem Herzen aussprechen hören, — erschreckt wegen der Zukunft, beunruhigt über die Einschränkungen, denen die Körperschaft, zu der sie gehören, unterworfen war, — erstickend in einer Atmosphäre, die ihnen drückend und branstig zu sein schien; sie glaubten, sie hörten in der Ferne das Geräusch von Kämpfen und das Rollen der Donner."

In den folgenden Capiteln behandelt der schwatzhafte Doctor den „Moniteur", dessen Redaction ihm gar nicht gefällt, wahrscheinlich, weil er selbst sich für einen sehr passenden Nachfolger des gegenwärtigen Leiters des Blattes hält, dann das Institut, das besonders durch zwei seiner Akademieen, die „der moralischen und politischen Wissenschaften", und durch die „Academie française" so lange gegen den Kaiser Opposition gemacht hat. Er schlägt den Herren vor, unverweilt Se. Majestät den Kaiser der Franzosen zu ihrem Mitgliede zu wählen, selbst Béranger habe ja schon gesagt: „Schon bloß seiner Proclamationen wegen würde ich Napoleon III. zum Mitgliede der französischen Akademie ernennen." Hat Veron wirklich nicht daran gedacht, daß in dieser Aeußerung des greisen republikanischen Dichters ein leiser Spott enthalten sein könnte?

Dann kommt Veron auf Zeitungen und Bücher überhaupt. In Betreff der Presse sagt er:

„Ein Salonscherz möge hier statt meiner in Betreff dieser Frage (der Preßfreiheit) antworten. In einem der vertraulichen Cirkel in den Tuilerieen ward dem Kaiser die Frage vorgelegt: „Wie können Sie

die Wahrheit vom Falschen unterscheiden.“ — „„Oeffnet beiden die Thür““ — erwiederte der Kaiser, „„und das Falsche wird zuerst eintreten.““

Veron setzt dem hinzu:

„Es ist wirklich das Falsche, das zuerst in alle Zeitungen hineinschlüpft, aber am Ende bahnt sich doch auch die Wahrheit den Weg dahin. In der Finsterniß der Nacht sehen wir Schreckgestalten, welche schon beim Erscheinen des kleinsten Lichtes verschwinden. Schweigen bringt die Leute zum Denken, und die Gedanken, welche uns während eines langen Schweigens bedrängen, sind gewöhnlich voll von Unruhe, Mißtrauen und Furcht. Ich stehe nicht an zu glauben, daß, wenn ungeachtet aller der großen Dinge, die während der vier Jahre der kaiserlichen Regierung vollführt sind, doch in der öffentlichen Meinung einiges Uebelwollen existirt, so ist daran das übertriebene Schweigen der Presse Schuld.“ Die Beschreibung, welche Veron darauf von den Beschränkungen giebt, denen die Presse gegenwärtig ausgesetzt ist, von der tödtlichen Angst der Redacteure, ist schrecklich. Warum aber wirft der gute Doctor, der doch sonst so fragelustig und untersuchungseifrig ist, nicht die Frage auf, wie doch eine so freisinnige, demokratische, den Principien von 1789 huldigende Regierung, wie die gegenwärtige, mit solch unsäglicher Strenge jedes Unternehmen jedes Franzosen, öffentlich seine Gedanken zu äußern, überwacht und beschränkt? Warum, wenn wirklich der Kaiser die Linke repräsentirt und seine Minister die Rechte, nicht auch der Meinung des Kaisers in der Presse Raum gegeben wird? Aber wohin würde ihn solch eine Frage führen, oder will er die Behauptung anregen, der Kaiser habe seinen Ministern gegenüber keine ausreichende Macht?

Viel richtiger hatte Veron im Eingange bemerkt, das Schweigen der Presse gäbe unter den gegenwärtigen Verhältnissen Macht, denn in der That ist, wie die Presse nun einmal in Frankreich geworden ist und wie auf der anderen Seite die öffentlichen Zustände und mit ihnen die Regierung sich in den letzten Jahren mit einfacher Consequenz weiter entwickelt haben, von einer größeren Befreiung der französischen Presse nur eine Schwächung der Regierungsmacht selbst zu erwarten.

Dem guten Doctor kommt dieser Gedanke dem Anscheine nach bald selbst wieder in den Kopf, denn wenn er auch noch einmal am Ende seines Buches eine sehr trostlose Darstellung der Gesammtlage Frankreichs giebt, so schließt er doch mit der Versicherung, Frankreich könne, welche bescheidenen Privatwünsche man auch hier und dort haben möge, ohne die Fortdauer seiner gegenwärtigen strengen und weisen Regierung nicht weiter existiren, und auf diesen Schluß: „Napoleon III est plus necessaire que jamais“ kam es ihm ja auch nur an. Eine Revolution in Frankreich, sagt der Doctor, würde ernsthafter als irgend eine der vorangegangenen sein.

„Es würden" — schreibt er — „nicht allein die alten und die neuen Regimes, nicht allein der ältere und der jüngere Zweig, die Dynastie der Bourbons und die der Napoleons sein, welche einander entgegengesetzt wären, sondern es würde die Republik, es würde der Socialismus sein, auf allen Seiten würde der Bürgerkrieg ausbrechen. Welcher Arm wäre dann hinlänglich kräftig, dem Blutvergießen Einhalt zu thun? In der Mitte der Stürme und Trümmer, welches Schwert würde da, Angesichts der Eifersuchten Europa's, die Würde und den nationalen Ruhm des wiedereroberten Frankreichs beschützen? Welche Regierungsform würde obsiegen? welcher Prätendent erwählt werden? oder die Macht ohne Wahl erlangen? Sollte jetzt eine Revolution ausbrechen, so würde Frankreich weder Fahrzeug noch Steuermann haben."

Diese Sprache erinnert zu lebhaft an die, welche weiland der „Spectre rouge" führte, als daß nicht die Vermuthung nahe gelegt würde, auch im Zwecke habe sie mit jenem Pamphlet, welches den Staatsstreich erklärte und den Thron Napoleon's auf die künstlich rege gemachte Angst Frankreichs gründete, eine Aehnlichkeit. Täuscht uns nicht Alles, so ist das Buch in der That bestimmt, den Reichen und überhaupt allen denen in Frankreich, die noch Etwas zu verlieren haben, ein „Discite moniti!" zuzurufen. Aber aus verschiedenen Anzeichen ergiebt sich, daß diese Sprache auch in Frankreich anfängt, ihre Wirksamkeit zu verfehlen, und daß die alten Parteien sich allgemach in der Ansicht befestigen, der allmählichen Zerrüttung der letzten Fundamente der französischen Gesellschaft sei jeder andere Zustand vorzuziehen.

Daß Frankreich in der That in eine neue innere Bewegung bedenklicher Art bereits gerathen ist, wagt selbst der loyale Véron mit keinem Worte zu bestreiten. Im Gegentheil schreibt er gegen das Ende seines Buches — und wir glauben, damit am besten unser Referat zu beschließen, folgende Worte, welche die Aufmerksamkeit aller Regierungen und Völker in Anspruch nehmen:

„Frankreich lag, um so zu sagen, während der vier Jahre der Regierung Napoleon's III. in einem beständigen Fieber. Ungeachtet unserer industriellen Fortschritte, ungeachtet des Ruhmes unserer Siege, ungeachtet des europäischen Friedens, der ihnen folgte, fühlt Frankreich dennoch nicht so, wie es sollte: man möchte sagen, daß es durchweg in dem Zustande von Malaise und Unruhe ist, welcher tiefen Aufregungen folgt. Diese moralische Lage ist durch unerwartete Symptome und Zwischenfälle erschwert, durch die Theuerung des Lebensunterhaltes, das Wachsen der Miethen und die Geldkrisis." —

Ueber Realschulen.

Sie haben in Nr. 6. der Berliner Revue eine Besprechung der mit den Realschulen vorzunehmenden Reformen gebracht. Gestatten Sie einem practischen Schulmanne zunächst die Bemerkung, daß er mit den dort ausgeführten Gedanken im Wesentlichen einverstanden ist. Wie es sich im bürgerlichen Leben nicht um radicale Beseitigung des Handels, der Industrie u. s. f. von conservativer Seite aus handeln kann, sondern vielmehr darum, daß jene neu erwachsenen Elemente in den Dienst des Geistes und des Vaterlandes gebracht werden, so kann es auch nicht in Frage kommen, ob die Realschule noch ferner existiren soll oder nicht, sondern nur wie die mannigfaltigen Bildungselemente kosmopolitischer Natur, die die Realschule ihren Zöglingen gewährt, in den Dienst der christlichen und nationalen Bildung gebracht werden können, dergestalt, daß sie in diesen fest ankern. Und das, glaube ich mit dem Verfasser des erwähnten Aufsatzes, wird vollständig erreicht durch den Religionsunterricht auf der einen, und den Unterricht in der Muttersprache und der vaterländischen Geschichte auf der andern Seite, wenn dieser in dem besprochenen Sinne betrieben wird.

Sodann gestatten Sie mir, daß ich dem erwähnten Aufsatze eine Bemerkung hinzufüge über einen Punkt des ministeriellen Circularschreibens, den der Verfasser entweder absichtlich oder unabsichtlich mit Stillschweigen übergangen hat. Es deutet das Schreiben nämlich auf die Thatsache hin, daß bei vielen Realschulen die oberen Klassen, namentlich die Prima, so dürftig besucht werden, daß sie füglich ganz wegfallen könnten. Falls das geschähe, würde eine neue Kategorie von Realschulen mit minder ausgedehnten Rechten entstehen, als die sind, welche eine vollständige Realschule hat. Wir stimmen dieser Absicht vollständig bei. Es ist für die Charakterbildung des Zöglings nicht gleichgültig, ob er die Schule, welche er besucht, vollständig absolvirt, oder dieselbe willkürlich verläßt, sobald er zu irgend einer Klasse angelangt ist, etwa zu der Prima, um dadurch die Berechtigung für den einjährigen Militairdienst zu erhalten. Es hört da für ihn jede Auffassung der Schule als einer objectiven Ordnung auf; er betrachtet den Besuch derselben als eine Last, nach deren baldiger Abschüttelung er sich sehnt. Aber eben so wenig ist es für die Schule gleichgültig, wenn sie etwas Anderes sein will, als sie sein kann. Nicht nur, daß zahlreiche Inconvenienzen in der Vertheilung des Lehrstoffes entstehen, wenn bei derselben auf eine Prima gerechnet wird, die nicht vorhanden ist, sondern die Schule wird dadurch auch zu einer vollständig dissoluten Anstalt, ohne allen festen organischen Zusammenhang, einer Anstalt, in der so und so viele Lehrer, jeder auf seine Weise, unterrichten. Mag der Wille des Lehrers da noch so redlich, sein Fleiß noch so treu sein, er wird doch

nur bei einzelnen Schülern etwas erreichen, im Allgemeinen aber in das Faß der Danaïden schöpfen. Deshalb halten wir es für durchaus wünschenswerth, daß so viel als möglich von dem Staate darauf hingewirkt werde, daß solche Halbheiten beseitigt und die Realschule in ihrer Klassengliederung möglichst streng nach dem Muster eines Gymnasiums construirt werde. Etwaige Eitelkeit von Seiten der Directoren oder Lehrer möge dem nicht hindernd entgegen treten. Es ist gleichgültig, ob ich Director oder Lehrer einer Realschule erster oder zweiter Klasse bin, die Hauptsache ist, daß ich eine tüchtige Jugend heranziehe und bilde. Der Stolz auf diese wirkliche That ist besser, als die Eitelkeit, eine Scheinprima zu besitzen.

Der strengeren Gliederung der Realschule im Innern wird auch ein festeres Auftreten nach Außen folgen. Wir gönnen der Jugend ihre Lust und ihre Freude, ja mehr Lust und Freude, als die Schule der Gegenwart ihr im Allgemeinen zu gewähren pflegt, aber dafür müssen sich auch gewisse Gesetze und Ordnungen dem weichen jugendlichen Geiste als unverbrüchlich heilig einprägen, damit nicht der Hang und der Sinn für Anarchie, für das „car tel est notre plaisir“ das Angebinde der Knabenzeit werde. Wie jetzt die Dinge stehen, überläßt die Realschule — im Gegensatz zu den meisten Gymnasien — zu häufig fast Alles dem guten Willen der Eltern und Schüler, gleichsam als ob sie offen damit eingestehen wolle, es liege ihr nur daran, dem Schüler äußere Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, nicht aber ihn zu erziehen, sein Gemüth und seinen Willen zu bilden. Das muß anders werden, wenn wir uns nicht auf eine heillose Weise an der Zukunft unsers Volkes versündigen wollen.

Zur Geschichte der deutschen Literatur.

I.

Koberstein. — Gervinus. — Vilmar.

Die letzten Decennien haben unser Vaterland mit einer wahren Fluth von deutschen Literaturgeschichten und Vorlesungen über deutsche Literatur überschwemmt, alle natürlich mit der Prätension auftretend, als ob sie auf Quellenstudium beruhten, nach neuen Ideen und Gesichtspunkten die Objecte ihrer Darstellung auffaßten oder Gott weiß welchen längst und dringend gefühlten Bedürfnissen „Rechnung zu tragen“ die Aufgabe hätten. Gehen wir indeß der Sache genauer nach, so sind als Werke ersten Ranges nur drei zu nennen: die deutsche Literaturgeschichte von Gervinus, das Handbuch der deutschen Literaturgeschichte von Koberstein und endlich die Vorlesungen über deutsche Nationalliteratur von Vilmar. Alle anderen Werke über deutsche Literaturgeschichte sind

zweiten Ranges und haben ihre Auffassung, ihr Urtheil und mit ihnen auch die Kenntniß von den Objecten der Literaturgeschichte einem von jenen drei Werken entlehnt. Gervinus, Koberstein und Vilmar verhalten sich aber dergestalt zu einander, daß Gervinus, ich will nicht sagen mit einem fertigen System von Gedanken — das hieße ihm zu viel Ehre erweisen —, aber wohl mit einer bestimmten Denk- und Anschauungsweise, mit der Anschauungsweise der Aufklärung und des Deismus an die Producte unserer nationalen Literatur herantritt und nur Alles verdammt, was nicht in derselben oder wenigstens in einer ähnlichen Tonart gedichtet und geschrieben ist; anders Koberstein, der sich zuerst mit dem Objecte seiner Darstellung bekannt gemacht hat und von hier aus zu einer pragmatischen Auffassung und Darstellung der Entwickelnng unserer Literatur fortschreitet; Vilmar hat für Laien geschrieben, aber man fühlt jedem Satze seines Buches an, daß er sich mit jugendlichem Geiste dem Objecte hingegeben und sich in dasselbe vertieft hat, um alsdann in fließender und allgemein verständlicher Form zu sagen, was er gesehen, gehört und empfunden. Vilmar und seinen Nachtretern hat die deutsche Literatur keinen selbstständigen Werth und keine selbstständige Bedeutung, sondern sie ist nur dazu da, eine Folie für ihr Raisonnement abzugeben; Koberstein's Wissen von deutscher Literatur hat dagegen nicht mit der Kritik, sondern mit dem Lernen begonnen, er ist aber nicht so weit vorgedrungen, daß er sich eine philosophische Auffassung des ganzen Ganges unserer Literatur erworben hätte; Vilmar steht, was Tiefe und Durchdringung des Gegenstandes anlangt, höher als Koberstein, aber seine Darstellung ist nur für Laien.

Dem Urtheile über Koberstein und Vilmar fügen wir nichts weiter hinzu, aber in Bezug auf Gervinus möge es uns gestattet sein, einige weitere Ausführungen zu geben. Gervinus geht, wie gesagt, mit seiner deistischen Anschauungsweise an unsere Literatur; was zu derselben nicht stimmt, ist ungereimt. Da fällt natürlich vor Allem das Mittelalter in Nichts zusammen. Die intensive Gemüthskraft desselben, das eiserne Festhalten an Liebe und Haß, an Stammes- und Familien-Ehre, der kecke Stolz und die unerschütterliche Mannestreue: das und Aehnliches sind Dinge, die der Liberalismus, folglich auch Gervinus, nicht kennt. Wozu also die Kenntniß der Literaturgeschichte des Mittelalters? Sie ist geradezu schädlich. Die Lyrik besteht meist aus fratzenhaften Gefühlen und die Helden des Volks-Epos sind in Passivität versunkene Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben. Deshalb muß die Jugend zu den Helden Homer's geführt werden, denen sich der „junge Deutsche näher fühlen muß“, als seinen Vorfahren, zu den Helden Homer's, die ihr „Vertrauen auf menschliche Kraft und das strebsame Feuer“ einflößen. Natürlich! Der Liberalismus ist in dem Augenblick verschwunden, in dem eine Generation die „Errungenschaften“ über Bord wirft und mit Entschlossenheit

das Erbe der Väter antritt. Wenn sonach das Lernen von unseren Vorfahren für Gervinus etwas Störendes hat, so darf es uns nicht wundern, daß die einzelnen poetischen Producte des Mittelalters sehr schlecht bei ihm wegkommen. Ich will zum Beleg nicht etwa sein Urtheil über die Marienlieder anführen, sondern sein Urtheil über die beiden bedeutendsten epischen Gedichte unserer Literatur, über Nibelungen und Kudrun. Das Nibelungen-Epos ist bekanntlich entstanden, indem sich eine Reihe von Heldenliedern zu einem gewaltigen Strome vereinigt haben. Die besungenen Helden gehören aber verschiedenen Zeiten an, erst die Sage vereinigt sie in derselben Zeit. So einfach, so natürlich und volksmäßig eine solche Vereinigung nun auch ist, unsern griesgrämigen Literatur-Historiker bringt das in die übelste Laune von der Welt, und in dieser üblen Laune macht er die Nibelungen „zu dem allmählich erzeugten Machwerk verschiedener Zeiten." Das ist ein fruchtbarer Gedanke, und auf diesen Gedanken pfropft er sofort die Folgerung, daß auch die Anschauungen jener verschiedenen Zeiten im Gedicht durch einander geworfen seien; es sei ein innerlich zerrissenes Machwerk, das mehr die Untersuchungslust über Entstehung, Gestaltung und Sage wecken, als die Einbildungskraft und den poetischen Genuß befriedigen könne. Und nun ist S. 362 das Endurtheil fertig, nach dem die Nibelungen nur „ermüdende arme Reime und eine trockene ton- und klanglose Sprache" bieten. Noch schlechter kommt die Kudrun weg, noch schlechter die deutsche Baukunst des Mittelalters. Nach S. 115 ist es der deutschen Bau- und Dichtkunst gleichgültig gewesen, mit dem Aeußeren eine einzige Wirkung zu machen. Er redet von „ungeheuren Thürmen, deren Theile dem Auge verschwinden und wirkungslos bleiben", oder von dem „Aufriß, der mehr Wirkung macht als das gothische Gebäude selber," von Domen, die „riesenmäßig begonnen worden, als ob sie nie hätten fertig werden sollen; was die Geistlichen mit dem Rundbogen angefangen, habe die Ritterzeit mit Spitzbogen fortgesetzt und die industrielle Zeit habe äußerlich ihre Buden daran geplackt." Mit Recht vermuthet schon Ploennies, daß Gervinus vielleicht die Metzgerbuden am Frankfurter Dom zu dem Bauwerk rechne und die Metzger den Geistlichen und Rittern in gemeinsamer Autorschaft anreihe.

Etwas besser ergeht es Gervinus mit der Literaturgeschichte der neueren Zeit. Der deutsche Geist hat hier anfänglich Stoffe und Maß aus der Fremde genommen, nicht aus der Tiefe des nationalen Geistes, der Gervinus eben fremd ist. Die Poesie bricht mit der deutschen Vergangenheit, sie wird eine Poesie der Gelehrten, Kunstpoesie. Hier ist unser Literar-Historiker an seinem Platze, könnte es wenigstens sein. Dennoch — abgesehen von allen Elementen, die sich zur volksthümlichen Bildung hinneigen und mit derselben in engerem oder entfernterem Zusammenhange stehen und die er natürlich von seinem engherzigen Standpunkte aus verurtheilen muß — dennoch fehlt auch hier häufig genug

die Selbstentäußerung, die Hingabe an das Object und die sinnige Veranschaulichung desselben, ohne welche ein Geschichtsschreiber nur Stückwerk leisten kann. Die Männer der Aufklärung kommen am besten weg; auch die Charakteristik Lessings kann im Allgemeinen als eine gelungene bezeichnet werden, obwohl der empfängliche Sinn dieses Dichters für Volkspoesie — ich erinnere an seine Aeußerungen über die lithauischen Dainos — nicht hervorgehoben worden ist, wie er es verdiente. Dagegen geht dem Verstande Gervinus bei Goethe der Athem aus. Wir brauchen darüber nicht viel zu sagen, sondern nur daran zu erinnern, daß er in seinem Buche über den Deutsch-Katholicismus diesen Dichter charakterisirt als einen — Deisten. Wenn das nicht starker Taback ist, dann weiß ich nicht, was der Volksmund mit diesen Begriffen für eine Bedeutung verbindet. — Was von Gervinus gesagt ist, gilt mutatis mutandis auch von seinen Nachfolgern bis auf Julian Schmidt herab. Die Auffassung ist im Princip dieselbe, wenn die Gedanken auch eine größere Gliederung gewonnen haben und das Ganze mit philosophischen Phrasen verbrämt ist. Es ist nicht die Liebe zum Volke, zu seiner Art und Sitte, die sie zu unserer Literatur geführt und in unsere Literatur eingeführt hat, sondern der kosmopolitische Gedanke, die Doctrin, die an der Geschichte unserer nationalen Literatur willkürlich veranschaulicht wird. Kein Wunder deshalb, daß Gervinus in der letzten Ausgabe der Literaturgeschichte seine früheren Ansichten zum großen Theil über den Haufen geworfen hat: er kann dieselben noch zehn Mal über den Haufen werfen; denn das Object hindert nicht daran, weil er dieses nicht kennt, und mit Gedanken, die, abgesehen von aller Wirklichkeit, so zu sagen zu Scheidemünzen ausgeprägt sind, läßt sich auf gar mancherlei Weise Handel treiben. —

Amerikanische Skizzen aus den Sklavenstaaten.

II.

So weit meine persönliche Erfahrung geht, muß ich gegen die in Europa von der unverschämten amerikanischen Neugier herrschende Vorstellung protestiren. Für die Nordstaaten mag sie gelten, aber in den Südstaaten, welche man durchaus für sich zu betrachten hat, findet sich nichts dergleichen. Im Gegentheil, in keinem andern so dünn bevölkerten Lande — wo der Reisende doch noch eine Art Buch oder Zeitung vorstellt, das sein Wirth zu lesen allenfalls beanspruchen darf — in keinem andern so dünn bevölkerten Lande, sage ich, möchte Zurückhaltung einer gleichen Erwiderung begegnen. Man kömmt und geht unbeachtet in den entlegensten Plätzen, wo Jedermann Jedermann auf 50 Meilen in der Runde zu kennen glaubt. Man ist auch wohl sonderbar gekleidet, hat eine fremde Aussprache oder abweichende Sitten —

Niemand wird sich genug wundern, um es zu äußern. Der echte Südländer in den Vereinigten Staaten besitzt ein zu großes Selbstgefühl, um an anderer Leute Angelegenheiten Antheil zu bezeigen. Sei stille, und Du kannst im gefüllten Schankzimmer so lange schweigend sitzen, als Du willst. Sprichst Du keinen Andern an, der Mississippi-Mann ist sicherlich nicht der erste, die Unterhaltung zu beginnen. Sei mittheilsam, und Deine Mittheilungen werden in einer ruhigen Weise entgegengenommen; man empfängt, was Du bringst, aber man verlangt nicht nach mehr. Jemanden auszuholen, der sich nicht freiwillig dazu hergiebt, fällt dem einsamsten Siedler so wenig ein, als dem englischen Großstädter. Bei positiver Höflichkeit in dieser Beziehung wird man Dir wegen schöner Kleidung oder etwaiger sonstiger Anzeichen des Wohlstandes nicht die entfernteste Ehre mehr erzeigen, als dem nachlässig oder dürftig erscheinenden Sohne des Landes. Wie anders in England! Britische Landleute sind eher zudringlich als nicht, und der britische Städter ist immer geneigt, Dich als Niemand zu behandeln, so lange er Dich nicht als Jemand kennt.

Schon dadurch sind alle Unterschiede von Rang und Vermögen verwischt, daß kein freier Bürger einem andern das Duell versagen kann, sollte eine „Schwierigkeit" (wie man Zwist und Todtschlag euphemistisch benennt: difficulty) zwischen ihnen entstehen. Südlich von der Mason-Dixon-Linie beruht die Gesellschaft in nicht unwesentlichem Grade auf der Gleichheit vor dem Revolver. Was nicht reicher Besitzer ist, verschwimmt in eine unterschiedslose Masse. Bei dem Mangel aller Form im geselligen Umgang dieser Leute — bei der Abwesenheit aller sänftigenden Einflüsse von Stand und Bildung — bei der Furchtlosigkeit, mit der man dem Gesetze wie der öffentlichen Meinung trotzt — bei der stolzen, von keiner Rücksichtnahme gebändigten Unabhängigkeit, welche Jedermann zeigt und bethätigt — unter solchen Umständen ist der Revolver in der That ein Diener und Förderer bürgerlicher Befriedung geworden. Wenn er keine Höflichkeit lehren konnte, hat er doch einige Selbstbezähmung erzwungen; war er kein Mentor, so ward er doch ein Zuchtmeister. In einem Lande, wo sich das Gesetz mit der Beilegung von Hader und Groll weder befaßt, noch zu befassen stark genug ist, muß es nothwendigerweise einen anderen Weg zur Verhütung und Schlichtung persönlicher Streitigkeiten geben. Außer gegen Diebe hat die hiesige Polizei keine Macht. Dennoch fallen der Gewaltsamkeiten nicht eben viele vor, gerade weil Jeder sein Pistol zu Schutz und Trutz in der Tasche hat. Der reichste Pflanzer — und seine Klasse denkt bekanntlich nicht eben günstig von den armen Weißen — hütet sich wohl, den geringsten Freien zu verletzen. Ueber Beiden schwebt Pulver und Blei als ständiger Schiedsmann.

Am eigenen Heerde, zumal wenn er Fremde bewirthet, zeigt auch der kleine Grundbesitzer der Südstaaten eine Würde und ein Selbstbe-

wußtsein, wie man es in diesem Stande nur bei den tüchtigsten erbgesessenen Bauerschaften in Europa wiederfindet. Die Feierlichkeit, mit welcher der Hausherr sich zu Tische setzt, entspricht der nachdrücklichen Langsamkeit, mit der er das Dankgebet sagt. Die Stille während des Essens gleicht der ceremoniösen Scheu einer vornehmen Tafelgesellschaft. Jede Bewegung entspringt dem Gefühle, daß man sich auf dem Seinigen befinde und es zu genießen berechtigt sei. Was sich an Würde in den Leuten findet, sammelt sich gegenüber dem gemeinsamen Genusse des erarbeiteten täglichen Brodes.

Die Gastfreundschaft, welche er in seinem einsamen Hause gewährt, nimmt der kleine Besitzer bezahlt. Einmal ist schon die Landessitte der unentgeldlichen Ueberlassung von Geldeswerth völlig zuwider, und dann hat auch der kleine Kentucky-Settler noch genug angelsächsisches Blut in seinen Adern, um die Zulassung in sein Haus trotz der Vergütung seiner Auslagen dennoch als eine Abart desjenigen zu betrachten, was die Alten Gastfreundschaft genannt haben. Es ist wahr, ein oder zwei oder drei Neger muß er zur Aufrechthaltung seiner Würde besitzen — ganz ohne Neger wird er, da er Handarbeiten in einem Sklavenlande zu verrichten sich schämen müß, zu einem armseligen und obwohl hochmüthigen, doch nichts weniger als tüchtigen und mit gutem Rechte selbstbewußten Wesen. Von Negern und Pflanzern gleichmäßig verachtet, führt er dann ein dürftiges Leben, das, während es seinem Leibe keine Nahrung gewährt, seinen Geist mit einem wilden und aussichtslosen Bangen nach demjenigen erfüllt, was er zu erreichen sich selber verhindert. Was ist ihm der Mensch, der arbeiten muß, und wie kann er, ohne, nach seiner Ansicht, arbeiten zu dürfen, jemals dahin gelangen, daß er nicht zu arbeiten braucht? Einzig die Auswanderung nach dem fernen Westen und der Verkauf wildliegenden Landes an die nachdrängenden Siedler kann ihm helfen — ein unsicheres, abenteuerliches und oftmals täuschendes Auskunftsmittel für eine dauernde, zehrende Armuth.

Köstlich sind die naiven Vorstellungen, welche sich der hiesige kleine Mann über England und Europa im Allgemeinen macht. Man ist wahrlich nicht neugierig, aber man braucht mir nur anzuhören, daß ich aus dem „alten Lande“ herübergekommen bin, um mich doch für etwas gar Sonderliches, daß ich es gerade heraus sage, für eine Art weißer Leibeigener zu halten. Ein ehrenwerther Landwirth fragte mich einmal ernsthaft, ob die Königin Victoria Jedermann in England alles zu thun und zu lassen befehlen dürfe, was ihr beliebe? Auf meine Verneinung erwiderte er ungläubig, daß wir doch in England „Unterthanen“ seien, und was denn sonst ein subject wäre, wenn nicht ein dienstbarer Grundholde seiner Lehns- und Landesherrin? Da ich ihm nun die Principien der englischen Verfassung zu erklären begann, schien es ihm offenbar nicht einzuleuchten, wie eine irdisch unverantwortliche Gewalt innerhalb der Schranken des

Gewissens, des Gesetzes und Gebrauches zusammengehalten werden könne. Staatsverwaltung ist hier in so hohem Grade ein Geschäft, und zwar ein lucratives geworden, daß man selbst englische Verhältnisse, in denen doch wahrlich gar materielle Grundlagen mitunterlaufen, als spiritualistisch und halb unverständlich bei Seite wirft. Freiheit und Gleichberechtigung erscheinen hier selbstverständlich gleichbedeutend; Arbeit und Sklaverei allerdings nicht minder. Daß es eine Freiheit des Gedankens gebe, welche höher stehe, als die Freiheit der Gleichberechtigung, fällt Niemandem ein, weil die Interessen vorderhand noch zu gleichartig sind, um thatsächliche Erläuterungen dieses Satzes zu liefern. Freilich, da ich auch einmal Einem, der mich etwas höhnisch über die königlich großbritannische Freiheit, wie er's nannte, inquirirte, meine unverhohlene Meinung über ihre Vorzüge sagte, gelang es mir, den Mann fast zu überweisen. Ob er wagen würde, gegen die Sklaverei zu sprechen, falls er sie für unrecht oder nur für unziemlich ausgeübt erachtete? frug ich ihn zur Entgegnung seiner Nachforschungen. Als er Nein! sagte und ich ihm versicherte, er könne die Sklaverei in England nach Belieben entweder angreifen oder vertheidigen, schien er von der größeren Redefreiheit jenseit des atlantischen Oceans etwas betroffen zu werden. Bald gesammelt erwiederte er allerdings ächt amerikanisch, daß sich der Streit nicht verlohne, wo es, wie in England, Sklaven überhaupt nicht gäbe. Freiheit, meinte er ferner, könne doch selbst in Amerika nicht bis zu Wahnsinn und Diebstahl gehen. Wo aber Sklaven einmal wären, sei der Abolitionismus schon als Meinung purer Raub und Verrücktheit. Daß es eine stufenweise Milderung des Sklavereiverhältnisses in absehbarer Zeit geben könne, hält er bei dem Nigger-Charakter für unmöglich; daß sie und nichts anderes von manchem der Abolitionisten erstrebt werde, dünkte ihm „Heuchelei jener nordischen Salbaderer, welche sich an den Sklaven den Gotteslohn erwerben wollten, den sie bei der hergebrachten Prellerei ihrer Herren im Baumwollenhandel verwirkt hätten." So sprach einer der Gemäßigten des Südens.

Der [Rheinische Antiquarius]*) des Herrn v. Stramberg ist gewiß allen wirklichen Freunden der vaterländischen Historie bekannt und wird von ihnen nach Gebühr gewürdigt und anerkannt, dennoch ist er lange nicht so bekannt, als er es wirklich verdient. Man sollte meinen, daß in einer Zeit, wo man schon die elende Zusammenstoppelung des Skandals aus dem Kehricht vergessener Hofhaltungen, des puren Plunders aus den wahren Rumpelkammern der Geschichte, wie sie der berüchtigte Vehse mit eben so viel Leichtsinn als Unverschämtheit geliefert, so eifrig kaufte, daß man in einer solchen Zeit ein Buch wie den Rheinischen Antiquarius aufs allerhöchste schätzen müßte! Wir können uns nicht überreden, daß das deutsche Volk schon so jämmerlich verkommen ist, daß es wirklich an den Sudeleien eines Vehse Geschmack findet, wir glauben lieber, daß

*) Verlag von Hergt in Coblenz.

Vehse das Publicum durch die lügenhafte Bezeichnung seiner Werke als „actenmäßiger" Berichte getäuscht hat. Gesündigt ist überall worden und zu allen Zeiten, aber die Auszüge aus den Criminalacten eines Landes bilden eben so wenig eine Geschichte desselben, wie die tendenziöse zusammengelesenen Notizen aus der höchst unzuverlässigen Chronique scandaleuse der Höfe eine Geschichte dieser Höfe bilden.

Wie ganz anders, wie schlicht und recht stellt Herr v. Stramberg aus Chroniken und Urkunden, aus Schriften und Denkmälern, Siegeln und Berichten seinen „denkwürdigen und nützlichen Rheinischen Antiquarius" zusammen? Der reine Hauch der Geschichte weht den Leser an von jeder Seite möchte man sagen des umfangreichen Werkes, dem wir recht viele Leser wünschen, viel mehr noch, als es jetzt schon hat. Es liegen vor uns die beiden ersten Lieferungen des vierten Bandes der dritten Abtheilung — welche Fülle! welcher Reichthum! In wie breiten Wellen fließt die Darstellung! So giebt z. B., um nur eines anzuführen, die vormalige Abtei von Sanct Thomas Veranlassung zu einer historischen Darstellung des Lebens und Todes des heiligen Thomas von Canterbury und der Buße, mit der das Königthum von England seinen Tod sühnte, einer Geschichte des Hauses der irischen Butler, der Herzöge von Ormond, einer Notiz über den Obersten Butler u. s. w. Ueberhaupt ist das Werk sehr reich an Familiengeschichten und historischen Personalnotizen. Wer da glaubt, daß es sich im Rheinischen Antiquarius nur um das Rheinland handelt, der irrt sehr, es sind die rheinischen Denkwürdigkeiten stets in ihren Zusammenhang mit der Weltgeschichte gebracht. Der Herausgeber nennt sich einen Nachforscher in historischen Dingen, und in der That, das ist er dans toute la force du terme, nach allen Seiten und in allen Zeiten hin hat er den Dingen nachgeforscht und die Frucht seiner Nachforschungen ist ein edles Geschenk für das deutsche Volk.

[Spectateur de l'Orient.] Die in Athen erscheinende Revue „Spectateur de l'Orient", das geachtete und beachtenswerthe Organ der Nationalpartei, bringt in ihrer letzten Nummer unter der Ueberschrift „Christen und Türken" eine Art von Programm für das künftige Verhalten der griechischen Christen in der Türkei. Es heißt darin, der Pariser Congreß habe die Erhaltung des türkischen Reiches ausgesprochen, und es sei ganz vergeblich, gegen diese Entscheidung anzukämpfen; zugleich aber habe sich jener Congreß doch auch für die dem Sultan unterworfenen Christen ausgesprochen, und nun sei es die Pflicht der Griechen, ihre gesetzlich festgestellte Gleichstellung mit den Türken thatsächlich zu erringen. Als Mittel zu diesem Zweck wird die Constituirung eines christlichen Central-Comité's in Konstantinopel vorgeschlagen. Dieses Comité soll die Aufgabe haben, die Beschwerden der Christen in den Provinzen über Willkür, Nothzwang und Unterdrückung von Seiten der sultanischen Beamten zur Kenntniß der Minister selbst zu bringen und bei Verweigerung des Rechtes die Intervention der Gesandtschaften anzurufen. Es wird dabei daran erinnert, daß schon in frühern Zeiten die bedeutendern griechischen Primaten eigene Agenten in Konstantinopel zur Vertretung der Interessen ihrer Provinzen gehalten hätten. Wir theilen gewiß die Wünsche für eine baldige Emancipation der Christen in der Türkei, fürchten aber, daß die türkische Regierung die Constituirung einer christlichen Centralbehörde zur Controlirung der türkischen Verwaltung, denn das sogenannte Comité ist nichts anderes, nicht dulden wird.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Zwölftes Capitel.

Am Feuer der Erbleute.

„Brand jetzt verglimmet am Heerd,
Eulen der Kranke jetzt hört,
Mahnen, wohin er einst fährt.
Gähnenden Gräbern entsteigt
Geistergewimmel, umfleucht
Kirchhofmauern —“

(Shakespeare „Sommernachtstraum“.)

Lebhaft mit einander sich unterhaltend trabten sie dahin über die Wiesen, welche sich im weiten Bogen um die Hügel ziehen, auf denen das berühmte Toulouse thront, an eine alte, aber immer noch schöne und stets prächtig gekleidete Dame erinnernd; sie trabten dahin in den Abend hinein, der Graf Claudius von Raucourt und sein Preußischer Freund, der Major von Krummensee, hinter ihnen ein Reitknecht im rothen Livreereitrock des Hauses von Raucourt. Der Major hatte zum Abschied einen Besuch bei dem reformirten Pastor im Val de Vire gemacht, denn er wollte, da er sich fast ganz wiederhergestellt fühlte, in den nächsten Tagen mit dem Grafen Raucourt nach Paris abreisen und von da in sein Vaterland und zu seiner Braut zurückkehren.

Der kluge Chef des Hauses Raucourt und der Königlich Preußische Major waren in den fünf bis sechs Wochen, welche sie nun wieder in dem Landhause Montresor zusammengelebt hatten, sehr intim geworden; der seltsame Edelmann, dessen Geist reiches Wissen unterstützte, lehrte dem guten Philipp, ohne daß dieser es bemerkte, eine Menge von Dingen und wurde ihm in Bezug auf seine Bildung weit nützlicher, als einige Dutzend der besten Bücher, der Graf aber erfrischte sich, seinen geistigen Cynismus etwas bei Seite setzend, in der That an Philipp's kecker und kühner Art. Diese beiden so gründlich verschiedenen Männer liebten sich bald herzlich und schätzten sich aufrichtig. Es war keine der allgemeinen Fragen, mit deren Lösung sich Jedermann fast, mehr oder minder bewußt, beschäftigt, die nicht von diesen beiden Männern besprochen worden wäre.

Sie waren sehr oft nicht einer Meinung, der Graf hätte oft durch eine leichte Anwendung von dialektischer Kunst dem guten Major schwere Verlegenheiten bereiten können, aber er that es nie, und wenn sie sich Beide noch so heftig gestritten, ja, wenn sie fühlten, daß über den oder jenen Punkt kein Verständniß möglich sei zwischen ihnen, dann schieden sie doch stets mit wahrhaftiger Hochschätzung von einander. Auch über religiöse Gegenstände hatten die beiden Männer oft mit einander gesprochen; der Major sprach mit Vorliebe von religiösen Dingen, seit er sich vorzugsweise mit dem Lesen der Bibel beschäftigte, und der Graf sah oft mit Staunen auf die Begeisterung, in welche der Major gerathen konnte; er selbst war zurückhaltender auf diesem Punkte und bekannte nur, daß er Katholik sei und bleibe, weil er eben als solcher erzogen; aber er sagte nicht Alles, was er dabei dachte, er sagte nicht, daß er wünschen würde, der katholischen Kirche anzugehören, wenn er Protestant wäre, er sprach nicht von der politischen Bedeutung, die er dem Katholicismus beilegte, und verschwieg mit Absicht, daß ihm, namentlich im reformirten Bekenntniß, ein Stück Revolution und Demokratie zu liegen schien. Philipp von Krummensee dagegen betheuerte, daß er jedenfalls Protestant geworden wäre, wenn man ihn auch katholisch erzogen hätte, er war nicht eigentlich übermüthig gerade, offenbar aber bedauerte er seinen Freund, daß derselbe nicht Protestant. Graf Raucourt bemerkte das wohl, aber es kränkte ihn nicht; er kannte die ernsthafte Beschäftigung mit der Bibel, der sich der Major seit Kurzem hingegeben, und begriff sehr wohl, daß das Wesen des wackeren Offiziers jetzt zunächst diesem Einflusse unterliege, aber er kannte auch hinlänglich Philipp's gesunden Sinn und war überzeugt, daß diese kernige Männlichkeit von selbst sich gegen jedes Zuviel schützen werde.

Graf Raucourt hatte seinen Preußischen Freund nach dem Val de Vire zum Abschiedsbesuch begleitet, und wenn er auch etwas weniger gut dinirt hatte als gewöhnlich, so war er doch nicht übler Laune, was sonst unzweifelhaft der Fall gewesen sein würde; im Gegentheil, der reformirte Geistliche und dessen Frau hatten ihn lebhaft interessirt, er hatte so mancherlei Neues kennen gelernt und war weit angeregter als sonst, als er gegen Abend zu Pferde stieg, um mit dem Major nach Montresor heimzureiten. Der lebhaften Unterhaltung zu lieb ließen die Herren ihre Rosse in einem sehr gemäßigten Tempo gehen und kamen darum nicht sehr rasch vorwärts. Plötzlich hielt mitten im Gespräch der Graf das schöne starke eisengraue Pferd an, das er ritt, und rief, sich umschauend, so weit es die Dämmerung zuließ: „Pest! was ist das? wir sind auf gar keinem Wege und müßten doch längst auf der Chaussée über die Hügel sein —" er ließ seine Uhr repetiren und wendete sich dann an den Reitknecht, der, den hohen blauen Sammetkragen seines rothen Rocks aufgeschlagen, sehr behaglich auf seinem Thier saß und ruhig hinter seinem Herrn hielt: „Wo ist der Weg, Mensch?"

„Der Herr Graf verzeihen," entgegnete der Diener, sich aufrichtend und den Hut abnehmend, „ich war noch nie in der Provinz, ich habe die Ehre, ein Pariser Kind zu sein."

Der Major lachte, auch der Graf wußte nichts besseres zu thun, obwohl die Aussicht, auf unbestimmte Zeit in Finsterniß und bei einem scharfen Nachtwinde auf dem Felde herum zu reiten, nicht viel Erheiterndes für ihn hatte.

Philipp legte sehr wenig Werth auf ein paar Stunden mehr oder weniger zu Pferd. „Dorthin liegt Toulouse," sagte er, „lassen Sie Ihren Grauen ein wenig auftreten, Herr Graf, vorwärts!"

Sie trabten nun scharf, es ging lehnan auf ganz ebenem Wiesengrund, die zunehmende Dunkelheit und das raschere Tempo der Gangart nöthigten die Reiter, aufmerksam zu sein, vielleicht aber würden sie doch ihr Gespräch fortgesetzt haben, wenn der Graf nicht in der That etwas verstimmt gewesen wäre. Er hatte nicht ganz seinen Wünschen gemäß dinirt, er hatte das überwunden, aber er fand es grausam, daß durch diese Abirrung vom Wege ihm auch der Ersatz, den er bei Dame Clotilde in Montresor zu finden hoffte, in weitere Ferne geschoben wurde. So ritten sie eine starke halbe Stunde schweigend neben einander her.

„Ich fürchte, mein guter Croumancey," nahm der Graf, sein Pferd antreibend, das Wort endlich wieder, „ich fürchte sehr, daß wir uns gehörig verirrt haben; das ist nicht sehr angenehm, es wird sehr dunkel und dieser Wind ist so kalt, daß er den Weg selbst durch meinen wattirten Ueberrock findet!"

„Bedaure sehr, lieber Graf," entschuldigte Krummensee, „dieser Wind ist fatal, aber wenn ich mich nicht täusche, so haben wir da die Hügel vor uns, auf denen Toulouse liegt."

„Hügel sind's," brummte der Graf verdrießlich, „wer kann bei dieser Finsterniß etwas sehen? und wenn's denn auch wirklich Hügel sind, so brauchen es die nicht zu sein, auf denen Toulouse liegt, ich habe schlimme Ahnungen für mein Souper!"

Die Herren ritten weiter, sie ritten scharf, aber der Nachtwind jagte schärfer hinter ihnen her, er pfiff über die Wiese, er umheulte die Reiter und überschüttete sie mit einzelnen Regentropfen, als einer unangenehmen Zugabe.

„In der That, Freund," rief der Graf, der seinen Gleichmuth wieder gefunden hatte, scherzend, „einem katholischen Edelmanne konnte in diesem Lande der Gegensätze ein Besuch bei einem reformirten Prediger nicht unbestraft hingehen, hören Sie, der Wind!"

Der Sturm begann mit einer solchen Heftigkeit zu brausen, daß er die letzten Worte des Grafen verschlang, obgleich der Major sein Pferd so dicht als möglich an dem des Grafen hielt. Die Reiter hatten nicht nöthig ihre Pferde anzutreiben. Diese flogen dahin, als flöhen

sie vor irgend etwas Entsetzlichem, was sie verfolge. Der Major war ganz erstaunt über diese Zeichen von Schauder, die er an seinem Roß bemerkte, weil er sich keinen Grund dafür anzugeben wußte.

Beide Reiter sahen mit einer Art von Neugierde den Hügeln entgegen, denen sie nun näher kamen, der Major hoffte, daß es die von Toulouse sein möchten. Der Graf fürchtete, daß es nicht diese sein würden, ja, seine Befürchtungen waren so stark, daß er überhaupt die dunklere Masse im Nachtdunkel, der sie sich mit rapider Schnelligkeit näherten, nicht für Hügel hielt.

So jagten sie dahin windschnell, vom Sturm umheult.

„Halt! halt!" schrie plötzlich eine Stimme, „oder Ihr seid verloren!"

„Heilige Jungfrau, bitte für uns!" zeterte eine andere, „halt, oder Ihr seid des Todes!"

Die Rosse der beiden Herren fuhren entsetzt zurück vor den plötzlich vor ihnen auftauchenden Gestalten, sie bäumten hoch auf, Philipps gewaltige Faust und seine Uebung vermochte es, sein Pferd zu halten, er parirte es so kurz, daß es plötzlich wie mit gebrochenen Hanken auf dem Hintertheil saß, furchtbar stöhnend und schnaufend. Der Graf wäre nicht im Stande gewesen, sein Grauroß zu halten, wenn ihm nicht eine fremde Hand in die Zügel gefaßt und das Pferd zurückgerissen hätte. Es war aber nicht die Hand des Reitknechts, denn der kämpfte ein Stück rückwärts noch immer mit seinem Pferde, das er auch nicht zum Stehen zu bringen vermochte.

„Aber, was ist's? was giebt's?" schrie Philipp.

„Dankt der heiligen Jungfrau, Herr, die Euch gnädig behütet hat!" antwortete die tiefe Stimme, die sie zuerst angerufen, „steigt ab, führt Euer Pferd, folgt mir, hört Ihr nicht das scharfe Klatschen? das ist der Fall des Rocaviou, der zwanzig Klafter unter Euch rauscht!"

Philipp war abgesessen, er half auch dem Grafen absteigen, der zu ihm mit bewundernswürdiger Ruhe sagte: „Wir scheinen da einer Gefahr entgangen zu sein, mein Freund, deren Größe wir noch gar nicht ermessen können!"

„Der Fall des Rocaviou, Herr!" rief jetzt die andere unbekannte Stimme, „Jesus, Maria und Joseph!"

Auch der Diener war endlich abgestiegen und führte sein Pferd am Zügel, der Sturm heulte lauter und furchtbarer als zuvor, denn er stürzte sich hier in die Schluchten der Felsufer des Rocaviou und weckte hundertfachen Wiederhall.

„Folgt mir, Herr, hier her!" rief die tiefe Stimme wieder und eine Hand faßte den Arm des Grafen, „lassen Sie die Zügel locker, ganz locker, das Thier tritt sicher, es ist eins aus diesem Lande, ich hör's am Tritt, vorsichtig scharrend schiebt der Huf das Steingeröll abwärts; kommt, Herr, kommt! es braucht Eile, wenn uns nicht die Bise im Freien noch fassen soll!"

Abwärts stiegen sie stumm in die Schlucht hinein, hoch über ihren Köpfen hin heulte der Nachtsturm, eine jener eisigen Bisen, die so gefürchtet dort im Lande sind; je tiefer die Herren stiegen, desto deutlicher vernahmen sie das Klatschen der Wellen des Rocaviou, die sich schäumend über Felsklippen durch das enge Thal von Tète-Foulques stürzen.

Jetzt erst fragte der Graf: „Sagt mir, Leute, Ihr guten Leute, sind wir weit von Toulouse und wohin führt Ihr uns?"

„Von Toulouse, Herr!" entgegnete die tiefe Stimme, „seid Ihr drei starke Stunden entfernt, wenn Ihr gut zu Fuß seid; wollt Ihr zu Pferde bleiben, so müßt Ihr von Tète-Foulques auf Donzac reiten und da die Straße gewinnen, von da braucht Ihr aber wenigstens vier Stunden und für heute ist nicht daran zu denken, denn wer kann in dieser Finsterniß den Weg nach Donzac finden? Aber seid getrost, ich führe Euch in die Mühle von Tète-Foulques, da finden Christenmenschen sowohl als auch ihr Vieh gutes Unterkommen, denn der Erbmüller, der auf der Mühle sitzt, ist ein reicher und gastfreier Mann. Kommt, Herr, kommt!"

Wieder eine Weile gingen sie schweigend am Ufer des rauschenden Wassers aufwärts, über ihnen hin brausete gewaltig die nächtliche Windsbraut, welche so stark oft ist, daß sie mächtige Bäume mit allen Wurzeln aus der Erde wirbelt und sie weithin in's Land schleudert. Philipp von Krummensee lauschte mit einer Art von Behaglichkeit dem Getöse des Sturmes und der Wellen, es wehete ihn norddeutsch heimathlich an aus diesen Tönen.

„Da sind wir, kommt, Herr, kommt!" riefen die Landleute beide zugleich, indem sie um eine Ecke des Flußthals bogen. Der Major erkannte beim Schein der rothen Gluth, welche aus einem Fenster oder einer Thür ihnen entgegenstrahlte, die Umrisse eines niedrigen Gebäudes, welches sich auf der Rückseite an einen Berg anlehnte, dessen Spitze ein Schloß mit Thurm krönte. Doch hatte er nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen, die Landleute zogen die Pferde hastiger vorwärts und wiederholten dringender noch als bisher die landesübliche Einladung: „Kommt, Herr, kommt!"

So standen die Verirrten mit ihren Pferden denn plötzlich unter einem vorn offenen Schuppen, durch welchen zur Thür der Mühle der Weg führte. Die Thür der Mühle war geöffnet, und man sah durch den schweren steinernen Spitzbogen in eine geräumige, wenn auch sehr niedrige Halle, in deren Hintergrund ein riesenhaftes Feuer loderte.

Aus der Thür trat alsbald ein Mann mit einer Fackel und schrie mit metallner Stimme durch das Getöse: „Der Müller von Mirepoir heißt Euch willkommen, Ihr Leute, tretet ein in aller Heiligen Namen!"

Die Rosse wurden in einer Ecke des Schuppens an eine dort befindliche Rause gebunden und gegen die Nachtluft bedeckt. Die Herren aber traten ein in die Halle und wurden von dem Müller, der in

Philipp augenblicklich den Mann wiedererkannte, der den Ring des Herzogs von Levis trug, zu den Ehrenplätzen dem Heerde zunächst geführt. Da aber fanden sie schon Gesellschaft, zwei Priester saßen dort mit dünnen, weißen Haaren und ehrwürdigen Gesichtern, sichtlich hochbejahrt, aber Feuer und Leben in den Augen; sie hielten eben ihre Abendmahlzeit, bei der sie von der Frau des Müllers, von dessen Sohn und dessen Töchtern ehrfurchtsvoll bedient wurden.

Der Erbpächter der Mühle von Tête-Foulques, gewöhnlich der Müller von Mirepoir genannt, weil die Mühle ein Lehen des Hauses Mirepoir gewesen und von dem Müller als solches noch betrachtet wurde, flüsterte dem einen Geistlichen einige Worte zu, worauf sich dieser sofort erhob und die Herren einlud, an dem Mahle Theil zu nehmen, wobei er versicherte, die Frau vom Hause werde gewiß Alles thun, um die Herren davon zu überzeugen, daß der gute Ruf, dessen ihre Kochkunst im Lande genieße, wohl begründet sei.

Der alte Priester sagte das im Namen des Müllers und zwar mit so viel Herzlichkeit und guter Laune, daß sich der Graf sowohl als der Major sehr angenehm davon berührt fühlten und bald sehr behaglich die ländliche, aber wirklich sehr wohl bereitete Abendmahlzeit der Priester theilten. Selbst die verwöhnte Zunge des Grafen fand die in Oel gebackenen Rothflosser des Rocaviou sehr gut und trank dazu gern einen Wein, der an Ort und Stelle gewachsen war, aber durch zweckmäßige Behandlung und hohes Alter einen wirklichen Werth erlangt hatte.

„Wollen die Herren mit mir anstoßen auf das Wohlergehen des großen Hauses Mirepoir?" nahm der Priester das Wort; „wie ich höre, sind Sie, mein Herr," er wandte sich an Philipp, „mit dem jungen Haupt des Hauses befreundet, ich dürfte mich rühmen der Freundschaft, welche schon der Großvater des Herrn Herzogs von Levis mir bezeugte?"

„Ich habe nicht die Ehre, den Herrn Herzog zu kennen," entgegnete Philipp, seinen kleinen altmodigen Henkelbecher erhebend, „hier, der Herr Graf von Rancourt ist mit dem Herrn Herzoge befreundet, und aus seiner Hand erhielt ich diesen Ring, der wahrscheinlich Veranlassung geworden zu einem kleinen Irrthum. Doch stoßen wir an!"

Der Major wechselte einen Blick des Einverständnisses mit dem Erbmüller; dieser schien es ihm zu danken, daß er nicht weiter auf die Scenen im Val de Vire anspielte. Die Priester aber sahen sich überrascht, wie es schien, an, dann sagte der, welcher bis jetzt fast noch gar nicht gesprochen, indem eine kleine Röthe sein blasses Gesicht überzog: „Ziemt auch weder meinem Stande, noch meinem Alter die Neugierde, mein Sohn, so verzeiht es Ihre Freundlichkeit vielleicht doch, wenn ich frage, ob Sie einer der Edelleute des Herrn Grafen von Artois sind?"

„Ich habe die Ehre, die Stelle eines ersten Maitre d'Hôtel bei Seiner Königlichen Hoheit zu bekleiden, mein Vater!" entgegnete der

Graf, den die Naivetät der Neugierde des alten Priesters zu interessiren begann.

„Das fügen die Heiligen gnädig!“ meinte der andere Priester, wie es schien sehr angenehm berührt.

Der Graf erfuhr nun, daß die Priester eine Bitte an den Prinzen hatten, daß sie sich schon nach Paris gewendet, von dort aber den Rath empfangen hatten, die Vermittelung des Präfecten von Toulouse nachzusuchen, weil der mit dem Grafen Raucourt verwandt sei. Der Graf war sehr erfreut, daß er den alten Leuten die Unterstützung ihrer Bitte zusagen konnte.

Während sich der Graf mit den Priestern unterhielt, musterte der Major das Innere der Halle; es sah blank und reinlich aus darinnen überall, aber ärmlich, was den Hausrath betraf, und doch war der Müller wohlhabend, reich sogar für seine Verhältnisse; aber im Süden ist man bescheidener in Bezug auf häusliche Einrichtungen.

An der andern Seite des Heerdes, die nicht so vor dem Luftzug geschützt war, der durch die Thür hereindrang, saß an einem langen rohen Tisch der Müller mit seiner Familie, seinen Knechten und den Landleuten, welche die Verirrten hergeführt; bei ihnen hatte auch der Pariser Reitknecht des Grafen Platz gefunden, und derselbe sah in seinem rothen Rock ziemlich sonderbar aus unter den charakteristisch gekleideten Kindern des Landes. Die mächtige Flamme, die von Zeit zu Zeit in sich selbst zusammensank und die ganze Halle mit einer rothen Gluth überstrahlte, dann aber, durch neues Holz genährt, gewaltig prasselnd in die Höhe schlug, gab allen Gesichtern einen eigenthümlich wechselnden Reiz durch die bald grelle, bald gedämpfte Beleuchtung, in der sie dieselben erscheinen ließ. Draußen aber heulte der Sturm so gewaltig, daß er die Mühle zuweilen beben machte, während man in den kurzen Pausen, die er sich gönnte, den Regen heftig niederströmen hörte.

„Laß Deine Tochter eins ihrer Lieder singen, mein Sohn,“ rief der Priester plötzlich dem Müller von Mirepoix zu, „dieser gute Edelmann hier, welcher ein großer Graf von des Königs Hofe ist, will gern wissen, wie die Mägdlein singen in diesem alten Lande der heitern Gesangeskunst!“

„Ihr würdet mir eine Freude machen, mein guter Freund!“ setzte der Graf hinzu.

„Kommt, Herr, kommt!“ entgegnete der Müller rasch und freundlich, „Ihr sollt ein Lied hören! Madeleine, meine Tochter, sing den Herren das Lied von der Weide!“

Ohne zu zögern, erhob ein großes, starkes, schwarzäugiges Mädchen in rothem Rock und weißer Tuchjacke, den rothen seidenen Bund um das schwarzblau glänzende Haar, ihre Stimme und sang in tief ergreifender Weise und mit klangvoll mächtiger Stimme folgendes Lied, dessen Refrain namentlich in herzschmelzender Traurigkeit auslautete:

An einem Baum, am Weidenbaum saß sie,
Gedrückt die Hand auf's Herze schwer von Leide,
Gesenkt das Haupt, auf ewig fern der Freude,
So weinte sie, so sang sie spät und früh:
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Der helle Strom, er fühlet mit ihr Ach!
Er rauschet sanft zu ihren Klagetönen,
Der Fels in ihm, erweicht von ihren Thränen,
Hallt traurig den gebroch'nen Seufzer nach.
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Du hangend Laub, geliebte Weide du,
Was neigst du dich herab zu meinem Leide?
Mir Kranz zu sein in meinem Leichenkleide!
Hier schwor er mir; hier find' ich meine Ruh!
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Er schwor mir Treu'. Treuloser, lebe wohl!
Ich fleht' zu Dir, soll ohne Dich nun leben?
Du kannst Dein Herz ja einem Andern geben!
So sprachst Du kalt. Leb' wohl, leb' ewig wohl!
Singt alle Weide!
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Das Elegische des Gesanges paßte sehr gut zu der wilden Sturmnacht draußen und milderte den Eindruck doch etwas. Es trat ein allgemeines Schweigen ein am Heerde der Erbleute, als Madeleine ihren Gesang beendet hatte.

Philipp, der sich sehr behaglich befand, die norddeutsche Lust am Schaurigen und Fremden genießend, erinnerte sich plötzlich, daß er bei seiner Ankunft die Thürme eines Schlosses dicht hinter der Mühle zu sehen geglaubt hatte; er fragte einen der Priester danach.

„Sie haben die Ruine des alten Schlosses Tête-Foulques gesehen, lieber Herr," entgegnete der Priester freundlich, „das uralte Stammhaus der nun erloschenen Herren von Foulquerre, deren Ahnherr ein Bastardsohn des Fulco Taillefer Grafen von Angoulème war. Von dem letzten Foulquerre kam Schloß und Herrschaft an das große Haus Mirepoix um Mitte des vorigen Jahrhunderts. Während der Revolution haben's die Republikaner zerstört mit großer Mühe, das alte Schloß, weil sich der selige Herr Simon von Mirepoix darin vertheidigen wollte. Noch steht ein Thurm halb und das Kirchlein, in welchem ich die Messe lese; wenn Sie sich für alte Geschichte interessiren, mein Sohn, so würde Ihnen mein Mitbruder hier eine seltsame Geschichte erzählen können von

dem letzten Herrn von Foulquerre, der Comthur vom heiligen Johanniter-Orden auf Malta war."

Mit einigem Eifer, wie es schien, nahm jetzt der andere Geistliche das Wort: „Horch, wie der Sturm tobt! Die heilige Jungfrau schirme die Christen, die unterwegs sind. Hier, am Feuer der Erbleute von Tête-Foulques ist's behaglich, und die Stunde ist wohl passend, die Geschichte von dem letzten Foulquerre zu erzählen, dessen ich mich wohl noch erinnere von Malta her, wo ich ein Page des Meisters war — oh! wer hätte damals gedacht, daß ich einst als ein greiser Diener der Kirche Fremden seine Geschichte erzählen würde an dem Heerde der Erbleute seines Hauses, unter den Ruinen seines Stammschlosses!"

Der hochbejahrte Mann schwieg eine Weile sinnend, dann erhob er sein Haupt und blickte um sich; da er aber die Augen der Fremden aufmerksam und neugierig auf sich gerichtet sah, begann er sofort zu erzählen: „Es war unter dem Großmeister Don Raimond de Perellos Zuniga, als der Commandeur von Foulquerre nach Malta kam, um sich um das Generalat über die Galeeren zu bewerben. Er war schon früher mehrmals auf Malta gewesen, um seine Caravane abzumachen, um die Obedienz zu leisten und sein Gelübde abzulegen. Jedesmal hatte er viele Händel, namentlich mit den deutschen und spanischen Rittern, gehabt, denn die Damen in Malta, die Frauen und Töchter der Leute, welche der Civil-Administration und der Justiz dienten, — man nannte sie le onorate — hatten eine große Abneigung gegen die französische Nation, weil sie sehr auf Anstand und Vorsicht bei ihren Liebeshändeln hielten, sich aber keine Verschwiegenheit und Sicherheit von unserer jungen Landsleute Uebermuth versprachen. Am besten gefielen den Onoraten die deutschen Ritter, wie ich glaube, ihres milden, rosenfarbigen Aussehens wegen, dann kamen die Spanier. Die Ritter beider Nationen genossen damals mit Recht des Rufes der Anständigkeit und Verschwiegenheit. Französische Ritter hatten wenig Aussicht auf Erfolg bei den Onoraten; dafür rächten sie sich durch allerlei Gespött über die Onoraten, spürten deren Liebschaften nach und machten sie bekannt. Da gab's denn Händel und Duelle aller Art; der Commandeur von Foulquerre aber war der händelsüchtigste unter unseren Landsleuten. Als er nun nach Malta kam, um sich um das Generalat über die Galeeren zu bewerben, machte er ein großes Haus und versammelte alle jungen Franzosen um sich, die er dann auch wohl nach der Strada stretta führte, um ihnen die Stellen zu zeigen, wo er seine vielen Duelle ausgefochten hatte. Auf Malta war nämlich das Duell streng verboten, ausgenommen in der Strada stretta, einer engen, langen Gasse, auf die sich weder Thüren noch Fenster öffnen. Die Straße war gerade so breit, daß sich zwei Männer in Parade legen und die Degen kreuzen konnten; zurückweichen also konnten die Duellanten nicht, und die Secundanten standen vor den Eingängen der Straße und wiesen Jeden zu-

rück, so lange die Degen klirrten. Wer sich mit Dolch oder Pistolen in der Strada stretta betreffen ließ, war dem Tode verfallen. Die Züge des Commandeurs von Foulquerre nach der Strada stretta, der Hochmuth, mit welchem er auftrat, reizten die Ritter der anderen Zungen des Ordens aufs Höchste, und die spanischen Ritter kamen zusammen und beschlossen, durch einen der Ihrigen den Commandeur von Foulquerre zu einem gemäßigteren Wesen ermahnen zu lassen. Der Ritter Don Ludwig de Lima y Vasconellos übernahm die gefährliche Botschaft, die unzweifelhaft zu einem Duell mit dem rauflustigen, händelsüchtigen Commandeur führen mußte. Da es aber in der Charwoche war, so wurde die Unterredung bis nach dem Feste aufgeschoben. Wir aber erfuhren, was die Spanier beschlossen hatten, und der Commandeur von Foulquerre schwur, daß der Spanier nicht dazu kommen solle, jene beleidigende Vermahnung an ihn zu richten. Nun war es bei den Spaniern Sitte, daß sie an hohen Festtagen den Damen, deren Farben sie trugen, von Kirche zu Kirche folgten und ihnen das Weihwasser reichten. Auf diese Sitte hatte der Commandeur seinen Plan gebaut."

Der Geistliche schwieg einen Augenblick und schien mit seinen schmerzlichen Erinnerungen zu kämpfen.

„Ich war mit dem Commandeur in der Kirche", fuhr der alte Mann endlich fort, „als die schöne junge Onorata eintrat, welcher der stolze spanische Ritter Vasconellos seit längerer Zeit, wie wir Alle wußten, seine ritterlichen Dienste widmete. Einen Schritt hinter ihr kam der Spanier, mir zuckte es wie eine böse Ahnung durchs Herz, denn es war Charfreitag, und ich sah das spöttische Gesicht des Commandeurs von Foulquerre. Mit zwei Schritten stand derselbe zwischen dem Spanier und der Dame, in ein und demselben Augenblick hatte er den Spanier auf den Fuß getreten und der Dame mit einer wirklich unverschämten Vertraulichkeit das Weihwasser gereicht. Keine Muskel zuckte in dem stolzen Gesicht des Spaniers, aber ich sah doch den Haß leuchten in seinen tiefen Augen. Die Onorata verließ die Kirche, da wendete sich Vasconellos an den Commandeur und fragte mit großer Ruhe: in welcher Kirche machen Sie Ihre zweite Station, Monsieur le Commandeur? Foulquerre nannte die Magistral-Kirche von Sanct Johann, der Spanier erbot sich, ihn auf dem kürzesten Wege dahin zu begleiten. Sie schritten beide sehr höflich neben einander her, wir folgten von Weitem. Sie gingen nach der Strada stretta, wahrscheinlich hatte Foulquerre keine Ahnung davon, denn er war augenscheinlich überrascht, als am Eingang der Straße der Spanier den Degen zog. Wie, Sennor Commendator, fragte er, Sie ziehen? Ich erwarte Sie, Monsieur le Commandeur! lautete die Antwort. Foulquerre zog, aber er senkte die Spitze des Degens sogleich und sprach schaudernd: am Charfreitag! ich habe seit sechs Jahren nicht gebeichtet, in drei Tagen! — Vasconellos aber entgegnete: Vertheidigen Sie sich, Achtung! Da sahe der unglückliche Mann, daß er verlo-

ren war, und legte sich aus. Im ersten Ausfalle stieß ihm der Spanier den Degen in den Leib; er lehnte an der Mauer und stöhnte mit sterbender Stimme: am Charfreitag! Gott verzeih Ihnen! bringen Sie meinen Degen nach Tête-Foulques und lassen Sie in der Schloßcapelle dort hundert Messen für die Ruhe meiner Seele lesen! Damit starb er, Gott erbarme sich seiner armen Seele! Der Tod des Commandeurs machte großes Aufsehen auf der Insel, aber, ich muß es gestehen, man lobte überall den Spanier, so verhaßt hatte sich Foulquerre gemacht, und wie zur Belohnung erhielt Vasconellos bald darauf das Großpriorat von Mallorca; aber Gott läßt sich nicht spotten, er strafte die unerbittliche Grausamkeit, mit welcher Vasconellos dem Commandeur die Zeit versagt, sich mit Gott zu versöhnen, eine innere Unruhe trieb den Großprior von da ab, und jede Freitag-Nacht erschien ihm das blutige Bild Foulquerres, ihn mahnend, seinen Degen nach Tête-Foulques zu bringen und Messen für ihn lesen zu lassen. Es war nämlich eine alte Sitte bei den Foulquerres, ihre Degen in Tête-Foulques niederzulegen. Der Großprior verließ endlich Malta, und später vernahm ich, daß er in Rom vom heiligen Vater Ablaß erhalten habe und wirklich zu Fuß hierher gepilgert sei, um die letzten Wünsche des von ihm erschlagenen Mannes zu erfüllen. Vasconellos kam hierher, mein Mitbruder dort hat's aus dem Munde des alten Burgvogts selbst, der war der Großvater jener guten Frau, die uns heute so freundlich bedient, er gab das Geld für die hundert Seelmessen und legte den Degen des letzten Foulquerre in der Waffenkammer des Schlosses nieder."

Die Stimme des Priesters wurde immer leiser, die Hörer rückten ihm näher, und beinahe flüsternd erzählte der weiter. „Der stolze Spanier ist über Nacht in dem Schloß geblieben; er aß zu Nacht mit dem Burgvogt in der Waffenkammer, wo die Ahnenbilder der Foulquerre von Tête-Foulques hingen und viele Hundert Schwerter, die sie im Leben geführt. Der Burgvogt ermahnte den Spanier, noch vor Mitternacht hinunter zu kommen in seine Celle, wo er ihm ein Lager bereitet habe, denn in der Waffenkammer sei es nicht recht geheuer; der sagte es auch zu, blieb aber noch eine Weile allein, um sein Brevier zu beten. Es war eine wilde Sturmnacht wie die heutige. Der Burgvogt gerieth in Todesangst, als es Mitternacht schlug und der Gast nicht kam, aber Niemand wagte in die verrufene Waffenkammer zu treten von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei. Am Morgen fanden sie den Groß-Prior auf den Steinfließen der Halle ausgestreckt und brachten ihn mit Mühe in's Leben zurück. Schaudernd erzählte er, daß er die Halle verlassen habe kurz vor Mitternacht, daß ihm aber der Zugwind seine Kerze ausgelöscht habe und daß er zurückgegangen sei, um sie am Kaminfeuer wieder anzustecken; da sei ihm der Ahnherr des Hauses aus dem Rahmen des Bildes heraus entgegen getreten mit dem Schwerte in der Hand; er habe einen Degen von der Wand gerissen, um sich zu

vertheidigen, den Degen des von ihm erschlagenen Commandeurs; plötzlich habe er dicht unter dem Herzen einen Stoß erhalten wie mit einem glühenden Eisen und sei zusammen gesunken."

Der Priester schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Meine Geschichte ist aus; ich erfuhr später, daß der spanische Gesandte in Paris, Herzog von Sotomayor, der ein Bruder des Groß-Priors war, erzählt habe, daß dieser seit jenem Vorfall hier in Tête-Foulques Freitags zur Nacht nicht mehr den Commandeur sah, sondern dessen Ahnen Fulco Taillefer, der ihn mit seinem glühenden Schwert durchbohrte. Der Spuk zerfloß stets, wenn er das heilige Kreuz schlug, aber er kam in jeder Freitag-Nacht wieder. Der Groß-Prior ist in hohem Alter gestorben, aber diese furchtbare Strafe ist gefolgt bis an seinen Tod."

Die Priester bekreuzten sich andächtig.

Die Verirrten ruheten den Rest der Nacht am Heerdfeuer der Erbleute von Tête-Foulques; als sie aber am andern Morgen ihren Heimweg, von dem Erbmüller selbst geführt, antraten, schauten sie, nicht ohne einen leichten Schauer zu fühlen, auf die schwarzen, wüsten Ruinen des Stammschlosses der Foulquerre, an deren Fuß der Rocaviou seine weißen Schaumwogen grollend emporspritzte.

Der Landtag.

Es scheint, als sei die gegenwärtige Sitzung des preußischen Landtags bestimmt, eine Periode unseres Verfassungslebens zu beschließen, vielleicht auch schon dazu, eine neue zu eröffnen.

Die parlamentarische Entwickelung in Preußen tritt mit dem Vereinigten Landtag an's Tageslicht. An ihn schließt sich von 1850 an die Majorität der Kammern und führt so — die National-Versammlung von 1848 und die Versammlung von 1849 als einen unmotivirten Zwischenfall betrachtend —, einen bestimmten Geist und eine bestimmte Richtung des preußischen Parlamentarismus bis heute fort. Ja, man darf sagen, daß das, was die Regierung dem Vereinigten Landtage gegenüber als ihre Anschauung von der Bedeutung, den Rechten und der Stellung der jungen Volksvertretnng aussprach und geltend machte, von den Abgeordneten-Versammlungen seit 1850 zu einer ihnen eigenen Ueberzeugung mehr verarbeitet wurde, als dies 1847 auf dem Vereinigten Landtage und Seitens desselben der Fall war. Diese Anschauung der Regierung, welche sich in allen großen und wichtigen Abstimmungen seit 1850 auch als die der Kammern kund gab, läßt sich in Kurzem in den Satz zusammenfassen, der schon 1847 in das große Publicum kam und zweifelsohne in den intimen Berathungen, aus denen das Patent vom 3. Februar hervorging, oft wiedergetönt hatte, in den Satz:

„In einer Zeit der inneren und äußeren Stürme, in einer Zeit, wo die Theorien die öffentliche Meinung verwirren, wo die Geister nach dem Neuen suchen und das Alte erschüttert ist, wo die gegebenen Gewalten den Glauben an sich vielfach nicht mehr auf den Glauben der Massen an sie stützen können, in einer solchen Zeit, die wesentlich gleiche Symptome in allen Ländern der Erde nachweis't, thut es Noth, daß Preußen auf ein Hülfsmittel zurückgreift, das ihm stets segensreich war, daß es die Anhänglichkeit, die Liebe zu König und Vaterland, welche ganz vorzugsweise seine Unterthanen auszeichnet, dergestalt in den Vordergrund rückt und vor Aller, des Auslandes wie des Inlandes, Angesicht stellt, daß dadurch sowohl für das moralische Selbstbewußtsein der Regierung, als für das Ansehen ihrer Beschlüsse im Lande und Auslande eine neue kräftige und so nothwendige Stütze gewonnen wird."

Dieser Satz kann als das Motiv der bisherigen Thätigkeit des preußischen Parlamentarismus bezeichnet werden. Daß er aus den Anschauungen der Regierung in die der Abgeordneten und des Volkes selbst überging, dafür haben wir hauptsächlich der sogenannten preußischen Märzrevolution und der Nationalversammlung zu danken, welche alle diejenigen Bewegungen, gegen welche die Regierung seit den vierziger Jahren nach einer Stütze suchte, auf der einen Seite zur Reife brachte, auf der andern in der nacktesten und zuversichtlichsten Form allem Volke vor Augen stellte. Es gelang der Kraft des Entwickelungstriebes, der Gott sei Dank! in den preußischen Volks- und Staatskörper gelegt ist, in der That in merkwürdig kurzer Zeit, alle die zerstreuten Richtungen der Unzufriedenheit, Negation und Opposition zu einem Parteiwesen zu verdichten, das sich in der ganzen tiefgesättigten Farbe der Revolution darstellte und damit das ganze preußische Volk, die ganze preußische Liebe zu den großen Heiligthümern des Vaterlandes — König, Evangelium, Armee, loyale Intelligenz — wachrief und in eine große Phalanx der Ordnung, des Bestehenden an die Seite der Regierung zusammenordnete.

Der Regierung war damit als eine erste, allgemeine Aufgabe, wenn auch zunächst nur rein formaler Natur, ganz von selbst gegeben, „mit der Revolution zu brechen", jede Gemeinschaft mit den Elementen, die sich 1848 zu der bestimmten Partei der Auflösung vereinigt hatten, aufzugeben und direct jede Continuität zwischen den letzten Zeiten der vorigen Amtsführungen und der eignen Arbeit in Abrede zu stellen. Formal, durch Erklärungen und dergleichen, ward dieser Aufgabe genügt, und die Regierung fand dabei die ausreichendste und kräftigste Unterstützung der Kammern. So war die Verneinung gegeben, welche folgerichtig sogleich eine positive That verlangte. Von wem sollte dieselbe ausgehen? Sie konnte nur nach dem Verhältnisse, das die Kammern freiwillig eingenommen hatten, von der Regierung ausgehen.

Diese positive That mußte darin bestehen, daß die Regierung zuerst auf der einen Seite anerkannte, die treue, aber mehr oder weniger regungslose Stellung, in welcher die Volksvertretung neben ihr verharrte, habe wohl für die Momente der Gefahr ihren Segen und ihren Erfolg gehabt, daß solch eine Stellung aber ermüdend, einschläfernd, tödtend wirken müsse, wenn sie zu einer sogenannten „Institution" verewigt werden sollte. Es fehlte dieser Position an organischem Untergrunde und an organischer Form, an einem inneren Leben und einer freiwilligen Bewegung. Die Regierung mußte also zuerst eine innere Belebung des Parlamentarismus betreiben.

Dann aber mußte die Regierung — um ihrer positiven Aufgabe zu genügen — sich zu der Untersuchung herbeilassen, inwieweit die auflösenden Richtungen, gegen welche sie bis 1847 vergeblich allein anzukämpfen versucht hatte, den preußischen Staats- und Volks-Organismus selbst angegriffen und sich in ihm eingenistet hätten.

Auf dem Wege dieser Untersuchung mußte, war nur erst der erste Schritt gethan, sogleich klar werden, daß die organische Stellung und die bewegende Kraft der Volksvertretung erst dann vollständig gewonnen werden könnte, wenn der preußische Staatskörper von den Folgen der Einflüsse befreit sein würde, die die auflösenden Richtungen auf ihn ausgeübt und in Folge derer sie das organische Leben desselben und die demselben entsprechenden naturgemäßen Einrichtungen unterdrückt und verstümmelt hatten.

Die Praxis aber erlaubt es selten, den durch die reine Theorie und durch die Folgerichtigkeit des Gedankens bezeichneten Weg zu gehen. So auch hier. Die Regierung that durch Herstellung des Herrenhauses (unter — wenn auch noch nicht ganz ausreichender — Benutzung der wirklich im Lande noch offen liegenden organischen Elemente) einen ersten Schritt zur naturgemäßen und festen Gestaltung der Volksvertretung.

Von jetzt an mußte eigentlich bis auf Weiteres der Schwerpunkt des Preußischen Parlamentarismus im Herrenhause liegen, und wenn Zufälligkeiten äußerer Natur bis heut verhindert haben, daß diese Nothwendigkeit ganz zur Erscheinung kam, so wird doch nicht lange Zeit mehr vergehen können, ohne daß dieser neue Schwerpunkt sich geltend macht. Es ist durch seine Composition und seinen Ursprung so gestellt, um die Initiative der Regierung entbehren zu können, und der Charakter seiner Initiative und der Zuverlässigkeit und Correctheit seiner Initiative ergiebt sich einfach daraus, daß es in seiner Mehrheit einen großen lebendigen Volksorganismus und damit den schärfsten Gegensatz gegen die auflösenden Richtungen, welche sich 1848 in die revolutionäre Partei zusammenfaßten, vertritt.

Das Haus der Abgeordneten dagegen beharrt noch in seiner Ganzheit in der mehr oder minder passiven Hülfscorps-Stellung, welche es nach der Revolution zum Schutze und Ansehen der Regierung einnahm

und in welcher es eine innere Vermittelung mit den vormärzlichen Phasen des preußischen Parlamentarismus anzubahnen wußte.

Wir sehen in ihm allerdings eine lange Reihe von Persönlichkeiten, welche überall, wo sie auftreten, also auch hier — aber hier doch eben nur zufällig — ein Stück organischen Volksthums repräsentiren, Rittergutsbesitzer, Colonen, Meier, vielleicht auch hier und da einen industriellen Patriarchen, aber das Ganze ist doch nur eine Versammlung wohlmeinender Männer, die freilich jeden Augenblick von Neuem bereit sein würden, gegen die Revolution zu stimmen, für König und Vaterland einzustehen, die aber als Volksvertreter ein Stück wirklichen, gesunden, geordneten Volkslebens und damit auch das innere organische Gesetz des preußischen Staats- und Volkskörpers nicht vertreten und darum, statt von diesem großen Gesetze abhängig zu sein, leicht von Neuem von einer ersten besten Macht, welche grade an diesem oder jenem Tage als die stärkste erscheint, ins Schlepptau genommen werden können.

Damit soll keine Bemängelung ihrer Kraft, Würde und Besonnenheit ausgesprochen sein; im Gegentheil können wir nur mit aufrichtiger Bewunderung auf so manches zurücksehen, was sie, trotz ihrer Stellung, trotz ihres Mangels an geeigneter Unterlage, an geeignetem Ursprung thaten. Aber wie sie einmal sind, bedürfen sie einer starken Initiative, und, wie dies in diesem Falle allein sein kann, seitens der Regierung.

Diese Initiative der Regierung wird in ihrer Richtung und ihrem Verlaufe — abgesehen von der Bestimmtheit, welche ihr schon jene allgemeine positive Aufgabe giebt — der Initiative des Herrenhauses sich assimiliren, wie das durch die Nothwendigkeit des Einklanges zwischen den verfassungsmäßigen Gewalten bedingt wird, und diese Assimilation wird um so leichter vor sich gehen können, als ja die Ordnung und das innere Gesetz des Herrenhauses nur den ersten Schritt zur Lösung der großen Gesammtaufgabe der Regierung ausmacht und darum Regierung und Herrenhaus innerlich Eins sein müssen. Im Uebrigen wird das Herrenhaus, weil es und so weit es auf organische Elemente, auf wirkliche Felsen, gegründet ist, die Richtung der Regierung nur stets von Neuem stärken können und in seiner Initiative darum nur stets auf den Dank und eine schnelle Parallele der Action seitens der Regierung rechnen dürfen.

Wie die Dinge in Preußen stehen, kann außerdem glücklicher Weise die Regierung im Hause der Abgeordneten auf eine starke Gruppe von Persönlichkeiten zählen, die wir gleichsam als disjecta membra des Herrenhauses bezeichnen möchten, und auf die wir schon oben hindeuteten. Es sind die Fractionen der Rechten, die Männer der „Berl. Revue", dieselben Herren, welche durch ihr Auftreten schon seit zwei Sessionen auf das Entschiedenste kundgaben, wie wohl sie den Weg begriffen haben, auf dem mit der Reorganisation Preußens vorgegangen werden muß, nämlich in Fortsetzung des Gedankens, aus dem das Herrenhaus geboren

ward und demgemäß in Förderung der Bestrebungen, die aus solch einem Herrenhaus hervorgehen müssen.

In der That hat die Regierung auf mehreren Punkten sich an eine derartige Lösung ihrer Aufgabe gemacht. Wir hören vom Ministertische Versprechungen, das Grundeigenthum in seiner Originalität als Familiengut zu schützen, wir hören, wie die Gesetzgebung, welche das allgemeine Wohl verfolgt und alle Einzelnen beschädigt, getadelt und ihre Verbesserung in Aussicht gestellt wird, und wir können mehreres dem Aehnliches dazu fügen, aber — wie viel versprechend auch die dadurch eröffneten Aussichten sind — so vermissen wir doch noch vielfach ein festes Gesammtbewußtsein der Regierung, in der neuen reformirenden und restaurirenden Richtung mit aller Anstrengung und in positivster Weise vorzugehen, und wir vermissen dies um so schmerzlicher, als wir Angesichts eines Hauses der Abgeordneten, dessen Stellung eine so wenig fundirte ist, uns der Besorgniß nicht entschlagen können, daß bei veränderten Zeiten und neuen inneren Bewegungen des öffentlichen Geistes leicht an die Stelle der heut bestehenden Abhängigkeit der Abgeordneten, in welcher jetzt die Regierung sie so leicht mit sich hinüber auf eine organische Staatsgrundlage führen könnte, eine Abhängigkeit der Mehrheit der Volksvertreter des zweiten Hauses von Mächten des Tages und der öffentlichen Meinung treten könnte, die dann das Werk Preußischer Reform in weite Ferne rücken und einen unheilvollen Zwiespalt in die Gliederung unseres jungen Parlamentarismus bringen würde.

Unserer festen Ueberzeugung nach stehen wir auf einem kritischen Punkte. Hic Rhodus. Wird die Regierung, an der Seite der Initiative des Herrenhauses, unterstützt durch die dem organischen Gedanken dieses Hauses vertrauten Abgeordneten, in nächster Zeit es ermöglichen, in großen Vorlagen die Reform unserer inneren Verfassung und damit auch die Anbahnung einer festeren Grundlage des Hauses der Abgeordneten zu befördern, so ist für den Parlamentarismus in Preußen eine große loyale Zukunft und eine zweite Periode seiner Thätigkeit angebrochen.

Wo nicht, dann nicht bloß — nicht, sondern es drohen außerdem Gefahren ernstester Art. Die Andeutungen, daß die Stürme der vierziger Jahre wie die Stürme des Himmels in elliptischen Bahnen wiederkehren, mehren sich. Die religiösen auflösenden Parteien — und sie sind in Deutschland seit grauer Zeit stets die Vorhut der anderen Bewegungs-Parteien gewesen — erheben sich von Neuem, das Volk im Großen und Ganzen, atomisirt und egoistisch geworden, versinkt immer tiefer in Materialismus und wird immer tiefer darin versinken, je länger dem Einzelnen der ihm gebührende organische Antheil an der inneren Staatswirthschaft und die ihm entsprechende Betheiligung am Staate vorbehalten bleibt.

Die deutsche Literaturgeschichte.

II.

Wilhelm Wackernagel. *)

Der Name des Professors W. Wackernagel in Basel hat einen guten Klang in der germanistischen Literatur, und zwar schon seit Decennien. Wie Jacob Grimm sämmtliche Gebiete der germanistischen Forschungen umfaßt, ähnlich wie A. v. Humboldt sämmtliche Gebiete der Naturwissenschaft, andere aber einzelne Gebiete angebaut haben, so hat W. Wackernagel das Studium der deutschen Sprache, vorzugsweise aber das Studium der deutschen Literaturgeschichte zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Im Sommer 1848 erschien das erste Bändchen der „Geschichte der deutschen Literatur", die althochdeutsche Zeit umfassend; 1851 das zweite Bändchen, 1853 das dritte, beide die mittelhochdeutsche Periode behandelnd; 1855 endlich das vierte Bändchen über das 16. Jahrhundert. Das Werk schreitet langsam vor; nach dem bisherigen Gange zu urtheilen, wird vor 1862 schwerlich das Ganze in den Händen der Leser sein, so daß dieselben dann eine Literaturgeschichte besitzen, zu der fast ein halbes Jahrhundert hindurch die Materialien gesammelt sind und deren Abfassung einen Zeitraum von fünfzehn Jahren in Anspruch genommen hat. In der That eine hübsche Zeit im Zeitalter der Eisenbahnen! Da das Mittelalter abgeschlossen vor uns liegt, ebenso das Zeitalter der Reformation, so halten wir es für unsere Pflicht, nicht erst den Schluß des Werkes abzuwarten, sondern schon jetzt auf diese Arbeit deutschen Geistes, deutscher Treue und deutschen Fleißes aufmerksam zu machen.

Was schon beim Durchblättern der Wackernagelschen Literaturgeschichte in die Augen fällt, das ist eine Gelehrsamkeit, wie sie von Tage zu Tage seltener wird. Die unter dem Text fortlaufenden Anmerkungen documentiren dieselbe. Nicht nur finden sich da angegeben alle Werke der deutschen Literatur, von den Werken der Poesie an bis zu den Werken der Natur- und Heilkunde herab, sondern auch die zahl-

*) Wilhelm Wackernagel, der berühmte Literarhistoriker, dem, als einem der beharlichsten Kämpfer für die großen auch uns gestellten Aufgaben, die folgenden Blätter gewidmet sind, ist der Bruder des auf anderem Gebiete, dem der Hymnologie und Pädagogik, gleich hervorragenden Philipp Wackernagel, dessen die „Berl. Revue" schon in einem frühern Bande gedachte. Das edle Brüderpaar ist zu Berlin geboren und hat im Inlande wie im deutschen Auslande seit einem Menschenalter mächtig für alle gute deutsche, christliche Sache gewirkt. Wilhelm Wackernagel lebt seit Langem als Professor in Basel, wo er sich vermählt und in fester Art sein Haus gegründet hat. Darum war es ihm unmöglich, dem Rufe zu folgen, der von Berlin aus an ihn gerichtet ward, v. d. Hagen's Stelle an der hiesigen Universität einzunehmen. Philipp W., der vordem in Berlin, Württemberg, Wiesbaden gewirkt hat, ist jetzt Director der Realschule zu Elberfeld. Seine zahlreichen Freunde und Verehrer wünschen ihm eine freiere Stellung, in der ihm Muße genug werde, ein in seiner Art einziges Werk, seine Hymnologie, die ein Kleinod des evangelischen Deutschlands werden wird, zu vollenden.

reichen eigenen Forschungen wie die Forschungen sämmtlicher Germanisten, soweit sie dazu dienen können, den Gang der deutschen Literatur zu veranschaulichen. Ich sage „veranschaulichen", denn meisterhaft sind in dieser Beziehung die Citate, indem sie nicht blos trockene Belege bringen, sondern durch wenige Worte zugleich in die Zeit einführen. So heißt es z. B. da, wo der Eintritt der Ritterschaft in die Literaturgeschichte erzählt wird, im Text: „Mit Kreuzpredigt und Kreuzgesang, mit frischem Eifer des Glaubens und der Lehre trat nun die Geistlichkeit wieder mitten in das Leben des Volkes hinein, und mitten aus dem Volke, geweckt durch das Beispiel der flandrischen und französischen Ritterschaft, erhob sich nun auch der deutsche Adel mit feinerer Sitten- und Geistesbildung: fortan galt nicht mehr allein die rohe Kraft: durch die Turniere war das Waffenhandwerk eine Kunst, es war Gottes- und Frauendienst, und auch die Kunst der Rede im Dienste Gottes und der Frauen war diesseit wie jenseit des Rheines ein vorzüglicher Schmuck des Edelmanns geworden." Unter dem Text zu „Kraft" der unscheinbare Belag aus Parcival: „nicht mehr ellen âne fuoge sondern ellen zuo der fuoge."*) Man sieht, wie Wackernagel hier mit den Quellen vor den Augen die Ausdrücke des Textes gewählt hat und wie die Anmerkung zu dem Texte denselben im Gewande der Vergangenheit giebt. Seite 6 heißt es im Text: „In die Geschichte treten die Germanen erst mit dem Zug der Cimbern und Teutonen, einhundert Jahre vor Christo: von da an erkannten die Römer, daß mit den Völkern des Nordens um den Bestand, nicht für den Ruhm zu kämpfen sei, und es ahnte ihnen das drohende Verhängniß, bis die Drohung erfüllt und mit der Völkerwanderung das Weltreich an die Germanen gegeben ward." Unter dem Text zu „Ruhm" die Anmerkung: „inde ad nostram memoriam Romani sic habuere, alia omnia virtuti suae prona esse, cum Gallis pro salute, non pro gloria certare. Salust. Jug. 114";**) zu „Verhängniß:" „urgentibus imperii fatis. Tac. Germ. 33."***) Wir beschränken uns auf diese beiden Beispiele mit der Bemerkung, daß dasselbe Verfahren das ganze Buch hindurch beobachtet ist. Da ist nichts von der Willkür eines Gervinus, nicht einmal etwas von der Ueberschwänglichkeit Vilmars zu finden. Es geht alles den quellenmäßigen Gang; der Verfasser tritt so zu sagen ganz in den Hintergrund, läßt die Sache im Text im modernen Gewande, in den Anmerkungen im Gewande der Vergangenheit reden. Wie ungemein anregend eine solche Methode der Geschichtschreibung für jeden sein muß, der nicht zum bloßen Amüsement die Literaturgeschichte liest, sondern auch ernstere Belehrung sucht,

*) (Ungefüge Kraft — „Kraft ohne Füge" —; gefüge Kraft — „Kraft zu der Füge" —.)

**) Von da bis auf uns haben die Römer dafür gehalten, daß alles Andere ihrer Tapferkeit unterwürfig sei, daß sie aber mit den Galliern (Germanen) nicht um den Ruhm, sondern um ihre Existenz kämpften.

***) Da die letzten Schicksale des Reiches herandrängten.

leuchtet sofort ein; es ist aber diese Methode namentlich heilsam für die Jugend: sie lernt dadurch sich vor dem Objecte beugen, während sie von Gervinus zur Willkür verleitet wird.

Die seltene Vertrautheit mit dem Stoffe hat zur Folge eine nicht minder seltene Klarheit und allgemeine Verständlichkeit der Darstellung, wovon im Gervinus selten eine Spur zu finden ist. Erinnerten nicht auf jeder Seite die Anmerkungen daran, daß ein gelehrtes Buch vor uns läge, wir könnten in Versuchung kommen, das Buch für eine am Theetisch geeignete Lecture zu halten. In wenigen Zügen wird jemals der Baum der gesammten deutschen Cultur gezeichnet, dann bis ins Genaueste hinein ein Schößling dieses Baumes, die deutsche Literatur. Nirgends mechanisches Isoliren, nirgends verstandesmäßiges Zerlegen. Wo Wackernagel, um auch hierfür ein Beispiel anzuführen, die mittelhochdeutsche Periode beginnt, erwähnt er die Kreuzzüge, den Streit zwischen Papstthum und Kaiserthum, den Aufschwung in den Wissenschaften der Theologie und Philosophie als Begebnisse und Zustände im äußeren und im Geistesleben, die das elfte Jahrhundert beschlossen und den Verlauf des zwölften begleitet haben. Dann heißt es weiter: „Durch all das ging dem erstaunten Auge der Deutschen um sie her, über ihnen, in ihnen selber eine neue Welt zu immer weiteren Blicken auf: Byzanz öffnete seine goldenen Thore; das Morgenland mit seinen Wundern und Heiligthümern rückte nahe heran; die verschwisterten Völker des Abendlandes, die lange Zeit eines des andern und jedes beinah seiner selbst vergessen hatten, gesellten sich zu neuen, aber nun zu heiligeren Wanderungen, und in der Heimath selbst entbrannte und leuchtete ein Kampf um die höchsten Güter und Fragen.“ Das ist ein Satz, der allgemeine Umrisse giebt. Blättern wir nun weiter bis zu dem Abschnitte „Epik“, so wird zunächst der epische Volksgesang, dann die Kunstepik abgehandelt, unter der epischen Kunstdichtung zunächst die Epik der Geistlichen, dann der Fahrenden, endlich der Höfe. Als Inhalt der geistlichen Epik werden vorgeführt: biblische Geschichte, Geschichte Christi und Legenden seiner Heiligen, Geschichte des griechischen und römischen Alterthums und Weltgeschichte; als Inhalt der Epik der Fahrenden: Legenden, Stoffe aus den Kreuz- und Pilgerfahrten und der Thiersage; unter der Epik der Höfe: Artus und die Tafelrunde, Tristan, der heilige Gral, Titurel. Wir sehen aus dieser Inhalts-Angabe, daß der in die allgemeinen Culturverhältnisse einleitende Satz keine Redensart ist, sondern in dem Einzelnen seine Begründung erhält, aus dem Einzelnen resultirt. In derselben Weise wird überall das lebendige Leben vorgeführt, so daß das Wackernagel'sche Buch einem wohlgefügten Gebäude gleicht, in welchem nichts überflüssig ist, an dem aber auch nichts ist, das auf das beschauende Auge einen verletzenden Eindruck ausüben könnte.

Hiermit in Verbindung steht die außerordentlich einfache Gliede-

rung der Geschichte in Perioden und Abschnitte und die charakterisirenden Bezeichnungen dieser Perioden und Abschnitte. Die Einleitung umfaßt die Vorgeschichte der deutschen Literatur, das germanische Zeitalter, das Heldenzeitalter, die Stürme der Völkerwanderung, die den Germanen ihren weltgeschichtlichen Platz anwiesen. In lebendiger und geistreicher Weise wird ausgeführt, wie bald nach der Bibelübersetzung des Vulfila Germanien außerhalb Germaniens dahinstirbt, aber hinstirbt, um verquickt mit der Volksthümlichkeit der Unterthanen ein neues Leben zu beginnen. Die Sprachen trennen sich, aber Eins behalten alle germanischen Völker bis zum Ende des Mittelalters, ja noch darüber hinaus, als gleiche Brudererbschaft gemein, und selbst in die Fremde nehmen sie es mit: die sagenhafte Erinnerung nämlich an die überstandenen Stürme der Völkerwanderung, im Norden und Westen wie im Süden dieselbe Heldensage. „Was vor der Völkerwanderung lag, war bis auf wenige dunkel gewordene Einzelheiten Allen entschwunden; mit ihr, das fühlten und wußten sie wohl, beginne eigentlich ihre Geschichte erst, und so wurden auf dieselbe Weise, wie der Krieg um Troja den Grund und Boden abgegeben hat für die epische Poesie der Griechen, die auf die Völkerwanderung sich zurückziehenden Sagen der fort und fort lebendig wuchernde Boden der heimathlichen Epik aller Germanenvölker, die Sagen also von Ermänrich, von Attila, von Walther und Hildegund, von dem burgundischen Könige Günther, den Attila vernichtet hatte, und Gudrun, der Schwester Günther's. Zu diesen geschichtlichen Stoffen und an sie sich lehnend kamen noch solche, die aus dem früheren Heidenglauben stammten, der Mythus von dem Gotte Siegfried und der von Wieland, dem kunstreichen Schmied." „Man sang von diesen wunderbaren Helden in England und in Dänemark wie an den Alpen, man singt von ihnen jetzt noch auf einigen hochnordischen Inseln, selbst in der altfranzösischen Literatur tauchen Ueberreste der fränkischen Vorzeit, Namen und Bezüge der Heldensage auf; ja, die poetische Behandlung derselben hat da schon ihren Anfang genommen, als der Strom der Völkerwanderung noch nicht einmal voll abgelaufen war."

Nachdem wir so durch das germanische Eingangsthor in die deutsche Literatur eingeführt sind, das germanische Heldenzeitalter mit dem griechischen, die Germanen der Völkerwanderung in Bezug auf Bildung mit den Griechen zur Zeit des trojanischen Krieges verglichen sind, beschränkt sich der Verfasser auf die deutsche Literatur-Geschichte. Er gliedert dieselbe in drei Zeiträume und benennt dieselben mit Namen, die er der Sprachgeschichte entlehnt: in den althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen. Die althochdeutsche Zeit umfaßt das halbe Jahrtausend vom sechsten Jahrhundert bis zum Ende des elften, von da an, wo die Herrschaft der Franken in Ober-Deutschland festgestellt war, bis zum Beginn der Kreuzzüge. Während

dieser Zeit beginnt und vollendet sich die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum, und da die Bekehrung von Rom aus geschieht, so wird dem Einflusse des Lateins, der Kirche und der classischen Vorzeit der Weg geöffnet. Zwei Elemente treten sich so gegenüber, das fremde und das heimathliche. Die Literatur ist deshalb vorwaltend geistlich und darum reich an Prasa, und zwar, mit Ausnahme der Predigt, an Prosa der Uebersetzung; wo aber Eigenes geschaffen wird, gilt nur die poetische Form, und die ganze Poesie ist Epik, und die Epik kennt noch keine andere Gestalt, als die des gesungenen Liedes. Sonach wäre, schließt Wackernagel, die althochdeutsche Zeit auch zu bezeichnen als die fränkische, die karolingische, die Zeit der Mundarten der Geistlichkeit, der verdeutschten Latinität, der Epik, des Singens. Die althochdeutsche Periode zerfällt sodann mit Nothwendigkeit in drei Abschnitte, denn was das unterscheidende Hauptmerkmal dieses Zeitraumes war, im Gefolg des neuen Glaubens die Aneignung einer fremden Gelehrsamkeit, ja der Formen fremder Dichtung, und eine dennoch ungebrochene Deutschheit, volksthümlich epischer Gesang sogar im Munde der Geistlichen, das zeigt sich zur Vollendung nur unter Karl dem Großen und den folgenden Fürsten seines Geschlechts ausgeprägt: vorher aber und nachher geht es nur hinauf zu diesem Gipfel und wieder von ihm hinab: vorher stehn sich noch Christenthum und Heidenthum als Fremdes und Heimathliches kämpfend gegenüber, und jenes hat nur Prosa, und die Poesie ist nur bei diesem; nachher unterliegt die Deutschheit der Latinität, das Volksthümliche dem Geistlichgelehrten, die Poesie der Prosa; vorher war die Literatur noch zu gutem Theil ein Nachlaß der altgermanischen Art, nachher schon eine Vorbereitung der mittelhochdeutschen: „Diese Unterschiede stehen im engsten Zusammenhange mit dem Verhalten der über Deutschland herrschenden Fürstenhäuser, und so darf man den ersten Zeitabschnitt auch wohl den merowingischen, den zweiten den karolingischen, den dritten den sächsisch-salischen nennen."

Die mittelhochdeutsche Zeit beginnt mit den Kreuzzügen und schließt mit dem Schlusse des Mittelalters; sie begleiten Kaiserthum und Kirche durch langen Kampf bis zum inneren Tode beider. Die Kreuzzüge ließen die Deutschen gewahren, daß sie auch Nachbarn hätten, und während der Streit zwischen Kaiser und Papst überhaupt den Laienstand mündig machte, stellen sie den Adel wieder an die Spitze des Laienstandes. Daher jetzt die Literatur wesentlich eine Literatur der Edeln, und mit der ganzen Bildung dieser der Einwirkung französischer Muster unterworfen. Die Entfesselung der Geister und die Lüftung der Schranken, welche die Volksthümlichkeit bisher umschlossen und gefestigt hatten, verhalf nun auch dem Gemüthe und Verstande des Einzelnen zu ihrem Recht: neben die Epik tritt deshalb das abstrahirende und reflectirende Lehrgedicht und die Lyrik, die Poesie des Subjectes und der Absonderung, und der allgemein waltende didactisch-lyrische Zug führte die Ro-

mantik auch in das Epos, die Lehrhaftigkeit in jegliche Dichtart ein. Das Epos entwickelt sich zur Epopoeie, und zu den Liedern, die gesungen, kamen damit und mit den Lehrdichtungen Bücher, die bloß noch gelesen, die gesagt wurden. Mit der Didaktik, der Lyrik und der Epopoeie war endlich auch der Weg zur Dramatik und zu der Prosa freier gebahnt. „Der glanzvolle Gipfel aber dieses mittelhochdeutschen Abschnittes sind die fünf bis sechs Jahrzehende vom Ende des zwölften bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, die Zeit des mächtigsten und des geistreichsten und liebenswürdigsten Königs von hohenstaufischem Geschlecht; damit im Zusammenhange beruht die Hofsprache, die als ein Zeichen der Adlichkeit und der aufgehenden Universalität der Literatur die Volksmundarten jetzt zurückdrängt, auf der Mundart Schwabens. Und so kann man die ganze mittelhochdeutsche Zeit auch wohl die schwäbische, die hohenstaufische, die Zeit der Edeln, der Hofsprache, der romanisirten Deutschheit, der Romantik, der Lyrik, Didaktik und Epopoeie, des Singens und des Sagens nennen.“ Auch hier ist wiederum von S. 93 bis 141 eine meisterhafte Gliederung der mittelhochdeutschen Periode in drei Abschnitte gegeben, die wir aber übergehen, weil selbst Umrisse derselben zu viel Raum in Anspruch nehmen würden.

In der neuhochdeutschen Zeit, an deren Ablauf wir jetzt stehen, hat sich unter der stets noch gesteigerten Fortwirkung der großen Ereignisse, welche Schlag auf Schlag dem Mittelalter ein Ende gaben, der universale Zug des deutschen Geistes bis nah an das Ziel und die Literatur bis zum Abschluß entwickelt. Die Reformation hat über ganz Deutschland Eine Schriftsprache eingesetzt, die Buchdruckerkunst das Singen abgethan und man sagt nur noch; die Wiedererweckung der classischen Studien hat die Pflege alles geistigen Lebens vollends an den gelehrten Bürgerstand gebracht, und nachdem die Epik und die Lyrik des Mittelalters abgedorrt, sind die schon früher angesetzten Triebe der Prosa und des Dramas voll und schön und schwer von jeglicher Blüthe und Frucht erwachsen. „Die neuhochdeutsche Zeit darf daher auch die des Sagens, des Dramas und der Prosa, der Bürger, der Schriftsprache, die allgemeine deutsche und die der Universalität, sie darf die Vorbereitung der Weltliteratur genannt werden.“ Denn, fragt Wackernagel, welcher Stand könnte noch auf die Priester, die Ritter, die Bürger folgen? und welche Form noch der Literatur, wenn das Drama, welche der Sprache, wenn die Schriftsprache schon gefunden und vollendet ist? „Bergen wir es uns nicht, all die Schritte, welche die deutsche Literatur dieser letzten Jahrhunderte hier in das Ausland, dort in die Vorzeit, fremde wie eigene, classische wie romantische, gethan, all diese stets erneuten und des Eignen immer mehr hingebenden Entlehnungen fremder Formen, fremder Gedanken, fremden Gehaltes sind eben so viele Schritte an das Thor der Weltliteratur ge-

wesen und es bedarf nur noch des letzten über die Schwelle derselben, es bedarf nur, daß wir ihn mit Würde thun und eingedenk der Stellung, die unserm Volke, an Blut und Geist dem Muttervolke der gesammten neueren Welt, gebührt." Wir werden auf diese Perspective in die Zukunft unserer Literatur später zurückkommen, wenn wir die neuere Zeit besprechen. Hier nur noch ein hierauf bezüglicher Passus, der uns schon concreter in die Anschauungsweise unseres Literarhistorikers führt. „Einem Gemüthe voll engerer Vaterlandsliebe" — heißt es S. 364 — „mögen solche Wahrnehmungen (das Aufgeben des Eigenthümlichen u. s. f.) schmerzlich sein, zumal sie, wie täglich unter den Völkern Schranke um Schranke vor zauberhaften Mitteln des Verkehres zusammenbricht, täglich unabweisbarer sich aufdrängen; trostreich aber und erhebend für den, der seinen Blick auf die gesammte Art des germanischen Stammes, der ihn weiter vorwärts in die Geschichte der Menschheit richtet und der Verheißung des göttlichen Worts von der einen Heerde des einen Hirten denkt: ihm ahnt da aus der alten noch eine neue Herrlichkeit des deutschen Volkes."

Was Vilmar über Jakob Grimm in Bezug auf dessen deutsche Grammatik äußert, daß wir nämlich von ihm nur zu lernen hätten, gilt vor der Hand auch von Wackernagel in Bezug auf seine Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter. Die Kritik kann hier kaum etwas Anderes thun, als referiren. Ob die neuere Zeit in gleicher Tiefe wird erfaßt werden, lassen wir dahingestellt; sicher aber ist es, daß hier nicht so viel ganz Neues und Unbekanntes zu Tage gefördert werden kann. Die Vorarbeiten sind zu zahlreich und bedeutend, der Stoff zu allgemein bekannt, während die Literaturgeschichte des Mittelalters eine Welt vor unsern Geist führt, die erst seit wenigen Decennien allmählich der Vergessenheit entzogen ist. Auch die Gruppirung der Dichter der zweiten klassischen Periode unserer Poesie ist allgemein geläufig: Lessing, Klopstock, Wieland, Herder, Schiller, Goethe, das sind die sechs Heroen, die hoch über alle emporragen und um die sich die übrigen als Dichter zweiten, dritten u. s. f. Ranges gruppiren. Eine ähnliche Gruppirung der zahlreichen Dichter im Zeitalter der Hohenstaufen ist erst von Wackernagel unternommen worden. Auch hier stehen Einige Allen voran, und wurden als solche hervorragende Größen schon von den Zeitgenossen anerkannt, da sie mit ihrem Beispiele, Jeder in seinem Gebiet und der ihm eigenen Art, die übrige Literatur und noch die Folgezeit beherrschten. Es sind in der Lyrik Walther von der Vogelweide und Neidhart, in der Epik dagegen Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Ihnen ordneten sich fast alle Anderen unter, als Nachfolger, Nachahmer, theilweis auch, wo von jenen ein Werk nicht vollendet worden, als bloße Fortsetzer desselben; ja es geschah, daß geringere Dichter, um ihren Erzeugnissen Beifall zu verschaffen, statt des eigenen Namens lieber einen

so allberühmten brauchten. Durch diese Oberherrschaft Weniger kam Gliederung in die Literatur, durch sie wurden die Zeitgenossen vor Ueberschüttung durch die Fülle bewahrt. „Mit einem Behagen, das nur von dem Bewußtsein des wohlgeordneten Schaffens und Genießens kam, freute die Literatur sich ihrer selbst und das Volk sich seiner Literatur: wer auch nicht dichten konnte, schmückte doch die Alltäglichkeit um sich her mit dichterischen Bezügen aus; es war Sitte, Kinder nach sagenberühmten Helden zu benennen, und ganze Geschlechter eigneten sich solche Namen zu; man zierte die Wände der Wohnungen und Gotteshäuser mit gemalter, gemeißelter und gewirkter, ja sogar Kleider mit gestickter Vorstellung von Gedichtstoffen, und gereimte Inschriften kamen nicht bloß auf Gräber und der Ausdeutung wegen auf Gemälde, sondern auch auf Waffen und Gewand zu stehen. Die Dichter selbst aber warfen gelegentlich einen froh befriedigten Blick der Rundschau über das ganze, große, an Fleiß und Früchten reiche Gelände der deutschen Kunstübung."

Es ist hier nicht der Raum, auch nur in allgemeinen Zügen die meisterhaften Charakteristiken jener fünf Heroen unserer mittelalterlichen Poesie wiederzugeben, namentlich nicht für die von Walther von der Vogelweide (S. 241 bis 244), des bedeutendsten Lyrikers im Zeitalter der Hohenstaufen; wir beschränken uns deshalb auf die Epiker, um den Lesern wenigstens ein Beispiel zu geben, in welcher Weise Wackernagel charakterisirt. Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg: die Zusammenstellung ist zugleich eine Unterscheidung, wie wenn man in der Geschichte der griechischen Dichtkunst Sophokles und Aeschylus und Euripides zusammenstellt, in der deutschen Literatur Schiller, Goethe u. s. w. Hartmann charakterisirt die Mâze, die schöne Tugend der Mäßigung. Mit Maß tritt die gelehrte Bildung hervor, mit Maß die höfische, mit Maß seine Ritterlichkeit, mit Maß überhaupt sein Ich: „er erzählt lieber als er reflectirt; er erzählt, wie jedesmal der Gegenstand selbst es fordert, bald eilend, bald zögernd; und wenn er, von inniger Sittlichkeit geleitet, den überlieferten Stoff mit einem ernsten, höheren Gedanken sättigend durchdringt, so ist auch dieses stets ein Gedanke der Mâze: denn stets ist es die ergänzende und versöhnende Ausgleichung von Gegensätzen, die er veranschaulicht." Bedeutender dagegen durch die Tiefe des Sinns und des dichterischen Denkens ist Wolfram. Was ihm seine Quelle bot, war ein planloses Gewirre von Namen und Abenteuern: aber er beherrschte und ordnete es mit einem Gedanken von eben solcher Größe als dem der Sagen von Faust und vom heiligen Christophorus, einem Gedanken, der eben wie diese den Entwicklungsgang aller auserwählteren Menschen, ja der gesammten Menschheit in sich schließt. Aber es gebricht ihm bei der Ausführung die Mâze, er springt fort und fort in das Ueberungewöhnliche ab und versinkt in Dunkel. Ganz entschieden anderer Natur ist Gott-

fried. Er liebt und lobt deshalb Hartmann, hat aber für Wolfram nur Spott. Zwar hat er auch „Freude an einer reichen Fülle, aber mehr der Worte als der Gedanken und einer zwischen breiten Ufern vorwärtsströmenden; Freude nicht am Dunkel, auch nicht an Hartmannischer Durchsichtigkeit, sondern an einem Glanze, welcher blendet und besticht; daneben ein Widerwille gegen allen Ernst der Gesinnung, ein Leichtsinn, der es zu keinem die ganze Dichtung leitenden Gedanken hat kommen lassen, der selbst die keineswegs gemiedene und lyrisch klangreiche Reflexion stets auf der Oberfläche hält, der das Unrecht beschönigt und zu solcher Beschönigung sogar den Frevel am Heiligsten nicht scheut." Und doch, führt Wackernagel aus, ist diese Art ein Vortheil für die Literatur gewesen: dem ähnlich, wie in späterer Zeit Wieland sich zu Klopstock verhielt, glich Gottfried die Mängel Wolframs vergütend aus und rettete vereint mit Hartmann die Anmuth, die Klarheit, die Leichtigkeit; Rudolf von Ems hat seinen gefälligen Satzbau, es haben Konrad Fleck und Konrad von Würzburg ihren bequemen Redefluß von Gottfried gelernt, und mancher untergeordnete Dichter Gedanken und Worte eben so gern von ihm als von Hartmann entnommen.

Wir schließen unser Referat mit einem Hinweis auf die Literaturgeschichte des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, die Wackernagel mit besonderer, sogar auffälliger Ausführlichkeit und mit einem in Erstaunen setzenden Aufwand von Gelehrsamkeit behandelt. Die geistliche Prosa, die Prosa der Mystiker, die Predigt, die Prosa des Rechts, die erzählende Prosa, die Chroniken, Reiseberichte, Romane, Novellen, Legenden, die Stadtrechte u. s. f.: alles das wird mit seltener Ausführlichkeit vorgeführt, so daß diese Partieen des Buches ein größeres Interesse für den Historiker überhaupt, als für den Literarhistoriker haben. Es tritt uns mit Nacktheit daraus das Bild jener Tage entgegen, „jenes gährende Ringen des Alten mit dem Neuen, jenes Gewirr von Aberglauben und Unglauben und frisch erwecktem Glaubenseifer, jenes Zusammenstoßen frevelhaften Leichtsinnes und angst- und ahnungsvoller Freudlosigkeit." Von dem ganzen Unbehagen solchen Zwiespalts ist Sebastian Brant beherrscht: „während er auf der einen Seite schon manchen von der Kirche geheiligten Mißbrauch ablehnt, klagt er wiederum darüber, wie der Glaube von Ketzern zerrissen werde, wie der Ablaß nicht mehr gelten solle, wie St. Peter's Schifflein schwanke, der Antichrist aber, von falschen Propheten verkündet und von den Buchdruckern unterstützt, mächtig am großen Schiff daher gefahren komme: so verwirrend leuchteten die Vorzeichen der herannahenden Kirchenverbesserung in die allgemeine Entartung und Zerrüttung und in die Augen selbst des gelehrten Dichters." — Ueber dieses Zeitalter der Reformation ein anderes Mal.

Die Berliner Wasserwerke.

Es ist in der That keine unbedeutende, keine abzuweisende Frage mehr, diese Wasserfrage der Neuzeit. Sie tritt, wie ihr Element, täglich sprudelnder an uns heran, und trotz des langen mittelalterlichen Schlafes zwischen den gigantischen Aquaducten des Alterthums und der Fontainen-Mode der Renaissance-Zeit hat sie sich das Gas zum Muster genommen und treibt ihr meilenlanges Röhrennetz in dem krankhaft durchsickerten Boden unserer Hauptstädte bis in die Dachwohnungen der Dürftigen, die nicht Zeit genug für den Erwerb, wie viel weniger Zeit für die Pflege der Gesundheit und Reinlichkeit haben. Das ist keine Utopie mehr, kein Project, kein von speculativer Wissenschaft hervorgerufener Vorschlag, sondern das rieselt und läuft schon in den Wänden neben uns, ein leichter Druck mit der Hand führt uns das Lebens-Element, das belebende, auf weiten Umwegen, von Riesendruck getrieben, zu frischestem Gebrauche zu. Wer uns vor 50 Jahren von Dampfschiffen, Gaswerken, Eisenbahnen und Telegraphen gesprochen hätte, würde wenig Gläubige gefunden haben. Was Wunder, wenn heut zu Tage die Männer auf Kopfschütteln und Achselzucken stoßen, welche der stetigen Entwickelung aller Wasserversorgung großer Städte einen noch gar nicht zu berechnenden Einfluß auf die socialen Verhältnisse der immer unhandbarer werdenden Massen vindiciren. Man ahnet wohl hin und wieder dergleichen, kommt aber über das augenblickliche Behagen an der Bequemlichkeit hinweg, noch nicht zum Nachdenken über die nothwendigen Folgen, welche das neu auftauchende System haben muß und haben wird, wenn auch wie bei allem Neuen und namentlich tüchtigem Neuen der Widerstand, die Lässigkeit und Scheu nicht fehlt. Die Zeit will von der Unnatur wieder zur Natur zurück. Das zeigt sich in den verschiedenartigsten Erscheinungen. Ueberall wendet man sich von Palliativen zu den Grundursachen, zum Ursprung. Die widerspenstigen und, wenn mit der rechten Beschwörungsformel gerufen, doch so bereitwilligen Elemente müssen sich einspannen lassen zum Dienste der Menschen und durch sie zum Dienste der Menschheit. Die Sonne arbeitet dem Conterfey um Tagelohn, der Dampf darf nicht mehr Schicht machen, wie der müde werdende Mensch, der electrische Draht trocknet sogar Meere aus, und nun wird auch das Wasser in künstliche Pulsadern gebannt, muß wandern und laufen nach dem Gutdünken eines Ventils, waschen und kochen, erfrischen und baden, reinigen und wegspülen, je nach den Paragraphen des Contracts mit den Agenten einer weit weg wohnenden Gesellschaft, die für sich allerdings zunächst Geld gewinnen will, für Hunderttausende aber Gesundheit und Wohlbehagen gewinnt.

Wärme und Feuchtigkeit sind das Leben; Kälte und Trockenheit der Tod, somit einer der Hauptfactoren alles menschlichen Seins und

Thuns das Wasser in seinen verschiedensten Formen und Verbindungen. Frische, Geschmeidigkeit, Spannkraft, also Gesundheit demnach eine wesentliche Wirksamkeit des Wassers. Je reiner daher dieses, je vollkommener jene. Kamen die Völker des Alterthums auch nicht auf wissenschaftlichem Wege zu dieser Erkenntniß, so hatte sie einfache Empirie doch dazu gebracht, und wir stehen noch jetzt staunend vor den ungeheuern Bauten, die aus dieser Erkenntniß hervorgegangen sind. Vertheidigung und Wasser waren das Erste, wofür eine städtische Ansiedelung sorgte, durch Anstrengungen sorgte, die noch jetzt wie Wunderwerke, selbst mit ihren Ruinen, in die Neuzeit hineinragen. Wie jetzt für das schnaubende Dampfroß, so überbrückte das Alterthum mächtige Thäler mit hohen Bogenstellungen, um das reinste, das lebenvollste Wasser von fernen Bergesthälern in die Städte zu leiten. Ueber die Viaducte der Neuzeit rast der Erwerb, die Unruhe, die Gier „hurtig mit Donnergepolter" dahin. Ueber die Aquaducte rieselten still Leben und Gesundheit, Frische und Anmuth zu den ummauerten Massen. Ein solches Beispiel, eine solche Lehre konnte wohl auf eine Zeit lang einschlafen, aber sie konnte nicht sterben. Mit neuer und nachhaltiger Kraft sehen wir sie in den Wasserversorgungswerken wieder erwachen und, von besserer Kenntniß geleitet, zu ihrem alten Dienst zurückkehren.

In unseren Berichten über den Brüsseler Wohlthuns-Congreß (2. Heft 7. Bandes) erwähnten wir eines Berichtes des Mr. M. O. Ward, der sich über die Pläne ausspricht, welche man in England mit dem doppelten System: Zuführung frischen und gesunden Wassers in die Städte und Fortschaffung verderbten Wassers aus denselben, hat. Er sagte: „Wir wollen der Armuth und dem Elende entgegenwirken, indem wir die Hauptursachen derselben, die Krankheiten, in den niederen Ständen bekämpfen, und namentlich jene Krankheitsformen, welche aus der Stagnation und Anhäufung des Unraths in großen Städten entstehen. Dieser Stagnation wollen wir die Circulation entgegensetzen. Darum sind wir die Gegner aller Brunnen und Cisternen." Und in der That ist die Wissenschaft längst darüber einig, daß die anscheinend besten Brunnen großer Städte schädlichen Einflüssen ausgesetzt sind und das anscheinend beste, weil klare und hartschmeckende Wasser mit einer unglaublichen Menge von Stoffen gefüllt ist, welche einen nur zu sprechenden Commentar für die Kranken- und Sterblichkeitsverhältnisse großer Städte geben. Bei Felsenboden kommt dieser Uebelstand allerdings weniger zur Sprache; bei lockerem, sandigem, künstlich aufgeführtem Boden aber desto mehr. Betrachtet man die Lage der meisten Brunnen auf unseren Höfen, so zeigt sich fast überall die Düngergrube in nächster Nähe des Brunnenkessels. Der Rinnstein führt darüber hin, in großen Städten auch wohl die Gasröhre daneben vorbei. Hin und wieder kommt in Erziehungshäusern, Cadetten-Anstalten ꝛc. die Erscheinung einer vollständigen Vergiftung des Wassers vor. Wird die Sache end-

lich auffallend, so erfolgt dann ein Aufreißen des Erdbodens, welcher den Brunnen umgiebt, und noch nie hat es an der Erklärung gefehlt, daß die Düngergrube, der Stall, die Gasröhre rc. zu nahe gelegen, somit Schädliches in den Brunnenkessel gekommen sei. Ist dann der eine Fall ermittelt, die Ursache festgestellt, die Vorbeugung gegen Wiederholung gerade dieser Umstände eingetreten, so folgt unmittelbar die alte Sorglosigkeit und das gewohnte Gehenlassen. Wohlverstanden geschehen dergleichen Remeduren nur dann, wenn die Krankheitsformen übereinstimmend werden und einen epidemischen Charakter annehmen. Wo dergleichen im Stillen fortwirkt, bekümmert sich Niemand darum. Wenn nur die Krankheiten nicht plötzlich und auf einmal viele Einwohner des Hauses ergreifen, so denkt man nicht an die unterirdische Retorte, wo durchsickernd der Krankheitsstoff destillirt wird. Wird irgendwo in einer belebten Gegend der Stadt der Boden aufgerissen, so sieht man erst, welch' eine Schicht von Schutt, Unrath und Gerüll aller Art das einziehende Regenwasser zunächst durchziehen muß, um in der Brunnentiefe anzulangen und dann, so weit es kann, in diese einzudringen. Aber nicht Schutt und Gerüll allein charakterisirt diese Erdschicht unmittelbar unter dem Straßenpflaster, sondern jene braun-graue Jauche, die seit Jahrzehnten, vielleicht seit Jahrhunderten sich dort abgelagert und das Sieb abgiebt, durch welches das Regenwasser hindurch muß, nachdem es den Staub der Dächer abgespült, den ganzen Dampf und Rauch der Schornsteine mit zur Erde niedergerissen und die Gossen ausgespült hat. Und das ist die Flüssigkeit, welche sich unvermeidlich mit dem Wasser der Brunnenkessel vereinigt und wer weiß zum wie vielten Male dann den Weg durch die menschlichen Körper macht. Bricht irgendwo eine Cholera-Epidemie aus, so ist man sofort mit der Erklärung bei der Hand, der betreffende Stadttheil liege an sumpfigem Wasser, es sei dort besonders feucht oder es herrsche dort große Unreinlichkeit. An das Centrum, wohin sich dieser Sumpf, diese Feuchtigkeit, diese Unreinlichkeit nothwendig ablagern muß, denkt selten Jemand, und doch hätte Carl Moor für große Städte wenigstens nicht nöthig, die Vergiftung der Brunnen zu wünschen, damit „die Menschen den Tod aus allen Quellen saufen!"

Gerade aus diesem Gesichtspunkte sind die Unternehmungen und Anstalten, welche es sich zur Aufgabe machen, die Bevölkerung großer Städte mit gutem Wasser zu versorgen, von so außerordentlicher Wichtigkeit. Wir haben mit der größeren Bequemlichkeit, der größeren Behaglichkeit, welche dadurch verbreitet wird, nichts zu thun; desto mehr aber mit dem nicht wegzuleugnenden Einfluß, den die Zuführung guten und reichlichen Wassers auf den Gesundheitszustand im Allgemeinen haben muß. — Wasser ist das Blut großer Städte, seine Circulation ihr Pulsschlag, sein Stillstand, seine Zersetzung, sein Verderben ihr Siechthum. Möge man daher mit voller Kraft Hand anlegen, da wo

es geboten wird, zu fördern, zu unterstützen, zu heben. Es wird freilich nicht fehlen, daß sich auch in Berlin das großartige Unternehmen der Wasserwerke Bahn bricht und mit der Zeit seine Gegner zum Schweigen bringt, aber es stößt hier allerdings auf eine Schwierigkeit, die in anderen großen Städten nicht in demselben Maße vorhanden ist. Das Trinkwasser ist wohlschmeckend und anscheinend gut, es ist krystallhell und absorbirt nicht sofort jenen Niederschlag, der in Paris und London das gewöhnliche Trinkwasser so unleidlich macht. Sein Wohlgeschmack ist unleugbar, weil es hart ist, das heißt nach der in den Schulen bisher gewöhnlichen Art ausgedrückt, weil es mehr steinige als grüne Materie enthält. Die Wissenschaft hat diese Bezeichnung zwar längst abgewiesen, wir wählen sie aber, um allen unsern Lesern verständlich zu sein. Somit bedarf es in Berlin keiner Filtrir-Anstalt in jeder Küche, um das Wasser der Straßen- und Hofbrunnen überhaupt nur genießbar zu machen, und es ist schwer, Jemandem, dem ein gewohntes Wasser schmeckt, zu beweisen, daß ein anderes ihm künstlich Zugeführtes besser sei. Für jeden andern Gebrauch ist die Superiorität des weichen Wassers so erwiesen und auch von dem nicht wissenschaftlich Gebildeten so anerkannt, daß hier keine anderen Schwierigkeiten zu besiegen sind, als die Kosten der ersten Anlage, denn die Kosten der späteren, dauernden Benutzung sind eine Ersparniß im Vergleich zu den bisher für den Wasserbedarf aufgewendeten Ausgaben. Ist das aber etwa bei der Einrichtung einer Gasbeleuchtung anders? Die erste Anlage der Röhrenleitungen, der Brenn-Apparate mit ihrem mannichfachen Zubehör, ist theuer und bringt sich erst nach Jahren, dann freilich desto gewisser, wieder ein. Wenn es möglich wäre, dem Privatmanne die Kosten der ersten Einrichtung zu sparen, so würde vielleicht jetzt schon kein Haus in der ganzen Stadt mehr ohne Wasserzufluß sein!

Es wäre eigentlich ein Gegenstand für den Calcul, ob eine Actien-Gesellschaft, welche zu einem so umfänglichen Unternehmen zusammentritt, wie es Gasbeleuchtungs- oder Wasserversorgungs-Werke sind, nicht auch die Kosten der Häuservorrichtungen mit in die erste Berechnung ziehen sollte? Offenkundig müssen für den ersten Anfang sehr bedeutende Capitalien aufgebracht und ausgegeben werden, ehe der Ertrag einen Zins oder eine Dividende gewährt. Sind sie aber ausgegeben, verbaut, für die Verwaltung fixirt, so würde es unseres Bedünkens die richtigere Speculation sein, sie so bald als möglich zum Ertrage zu bringen. Das verhindert aber der Umstand, daß der Abnehmer sofort ein kleines Capital ausgeben muß, um ein künftig einträglicher Kunde zu werden. Wird ihm diese Ausgabe erleichtert, wird ihm selbst ein höherer Preis für eine Reihe von Jahren als Abzahlung auf den Vorschuß der ersten Einrichtung auferlegt, so läßt sich fast mit Gewißheit annehmen, daß die Betheiligung, also auch der Zins-Ertrag, sehr viel allgemeiner und bedeutender sein

wird. Das Rechnen-Exempel steht unstreitig so: Die Unternehmer müssen auf das Risico einer künftigen Betheiligung hin große Capitalien sogleich verbauen. Die Reservoire, die Dampfhebemaschinen, die immense Röhrenlegung, die Gehalte der Beamten — das Alles muß erst vorhanden, fertig und geordnet sein, ehe nur auf einen einzigen Abnehmer gerechnet werden kann. Die Unternehmer haben also wohl überlegt, daß sie Opfer bringen müssen, um später desto länger, sicherer und nachhaltiger ihre Capitalien productiv zu machen. Die Productivität hängt aber von der Leichtigkeit, in vielen Fällen sogar von der Möglichkeit ab, sich an der Wasserversorgung zu betheiligen, denn nur wirklich reiche Leute haben jederzeit Summen liegen, um sie sofort ausgeben zu können. Der Beamte, der von seinen Renten Lebende und wie viele Andere! können mit Leichtigkeit eine Summe auf ihren vierteljährlichen oder monatlichen Ausgabe-Etat setzen, wenn sie einsehen, dafür in der That auch späterhin zu ersparen, sie vermögen aber keinesweges eine Summe von 30 bis 100 Thalern abzusetzen, um eine Einrichtung zu treffen, deren Vortheile sie eben nur so lange genießen, als sie die gemiethete Wohnung benutzen. Aber nicht allein die meisten Miether, sondern ein sehr großer Theil der Hausbesitzer dürfte sich ganz in derselben Lage befinden. Die Gesellschaft führt nun das Wasser mit ungeheuren Kosten bis vor seine Thür, warum führt sie es nicht bis in seine Küche, seinen Garten, sein Badehaus und Stall, stellt ihn an das Ventil und verkauft dann, angesichts der fertigen Einrichtung, die Benutzung? Man sollte denken, es gehöre dies zu dem ersten Anlage-Capital, und um so mehr, als erweislich in dem Kostenpunkt für die innere Häuser-Einrichtung die eigentliche Schwierigkeit liegt. Mit der größten Liberalität geht man bis zu dem Augenblick vor, wo die Sache selbst in Wirksamkeit treten soll, und schreckt dann vor dem geringeren Opfer zurück, ohne welches eine Ertragsfähigkeit nicht möglich ist. Hat das Unternehmen sich erst so weit Bahn gebrochen, daß es nur nothdürftig den erwarteten Zins trägt, so kann die Gesellschaft mit Leichtigkeit die Bedingung aufstellen, daß jeder Abnehmer die Einrichtungskosten in seinem Hause aus eigenen Mitteln bezahle. Dann hat es keine Gefahr mehr. Das neue Bedürfniß ist dann schon so eingebürgert, daß es nach allen Seiten hin nur durch sein Beispiel zur Nachahmung zwingt. Ist es aber nicht übler Wille und Gegnerschaft für die Sache selbst, wenn Hauseigenthümer und Miether vor der Hand noch die Kosten der ersten Einrichtung scheuen — und beides ist es in der That nicht — so sollte so viel als irgend möglich geschehen, um die Schwierigkeit zu umgehen, und so weit wir uns darüber unterrichten konnten, liegt sie bei den Meisten in der Unmöglichkeit, oder doch in der Unbequemlichkeit, die nöthige Summe für die Einführung des Wassers in das Haus sofort zur Disposition zu stellen.

Wir sind zu dieser Auffassung des Gegenstandes durch eine Bro-

schüre veranlaßt worden, die seit Kurzem erschienen, sich schon in Aller Händen befindet und in den täglichen Zeitungen die anerkennendsten Besprechungen gefunden: „Die Wasserversorgung Berlins und die neuen Wasserwerke in ihrer Bedeutung für die Häuslichkeit und das Familienwohl." — Folgende Stelle derselben scheint uns die Veranlassung zu sein, weshalb diese Schrift gerade jetzt erschienen ist.

„Mit besonderem Nachdruck glauben wir hervorheben zu müssen, daß die Berliner Wasserwerke niemals errichtet worden wären, wenn man in ihnen nicht zugleich, nach dem Vorgange anderer Städte, das geeignetste Mittel gefunden hätte, um auch aus dem häuslichen Leben der Bevölkerung all' das Unheil, alle die kleinlichen Widerwärtigkeiten und schädlichen Einflüsse auf Gesundheit und Familienglück hinwegzubannen, welche Folgen des bisherigen Wasserversorgungssystems sind."

Sie enthält das Zugeständniß, daß die Betheiligung von der Seite, wo sie erwartet wurde, noch nicht dem in Maße eingetreten ist, wie sofort in anderen Städten. Glücklicherweise können alle die Schritte, welche bereits gethan sind, nicht mehr zurückgethan werden. Die Baulichkeiten stehen vollendet da, und sie sind eine Ehre für den Associationsgeist unserer Zeit. Das Röhrengeäder liegt in der Erde, das Werk functionirt! Untergehen kann die Sache selbst also nicht mehr, und unter allen Umständen ist Berlin um eine wichtige Verbesserung seiner socialen Zustände reicher. Bei einer entschiedenen Theilnahmlosigkeit liegt aber ein Kränkeln des Unternehmens nicht außer der Möglichkeit, und das wäre allerdings ein Ergebniß, gegen welches Kennende und Wissende mit aller Anstrengung zu kämpfen berufen sind. Es ist das aber ein hartnäckiger Kampf, denn er richtet sich theils gegen Vorurtheile, theils gegen Unvermögen. Die ersteren kann man besiegen, dem zweiten aber muß man entgegenkommen. Die Sache selbst, ihre offenkundige Bequemlichkeit und vielfältige Nutzbarkeit wird freilich mit der Zeit mehr gegen das Vorurtheil thun, als es die Wissenschaft, als es die Presse vermag, aber dazu gehört eben die gleich anfängliche allgemeine Theilnahme, weil sie das Beispiel, die Anschauung und die Empfehlung giebt. So lange sich alle die Vortheile, welche die Wasserversorgung giebt, noch in die Palais der Vornehmen und Reichen verschließen, so lange nur die Fremden in den Hôtels diese Vorzüge kennen lernen, oder Geschäftsleute sich ihrer zur Fabrication bedienen, so lange ist eine allgemeine Theilnahme nicht zu erreichen. Sie kann nur Folge des Beispiels und der Erleichterung sein, und da das Beispiel aus der Erleichterung hervorgehen würde, so kommen wir unwillkürlich auf die Idee zurück, ob denn die Gesellschaft, welche Millionen verbaut, um überhaupt nur anfangen zu können, nicht auch noch einige Hunderttausende anwenden möchte, um die Rentabilität überhaupt zu ermöglichen? Ehe das Ventil nicht kostenfrei in Küche, Toilette,

Cabinet und Stall angebracht und augenblicklicher Benutzung dargeboten ist, läßt sich in der That gerade da, wo es gewünscht wird, und wo es vorzugsweise nützlich und vortheilhaft sein würde, keine allgemeine Betheiligung hoffen. Am besten läßt sich dies durch verzinslichen Vorschuß mit Abbezahlung, oder eine anfängliche Erhöhung der Benutzungspreise erreichen. Ein solches Arrangement liegt zu sehr in dem Vortheil der Unternehmer, als daß es auf die Länge unbeachtet bleiben sollte. So wenig man erreicht haben würde, daß sich die sämmtlichen Bewohner einer Straße bei den Kosten der Hauptröhrenlegung vor ihren Häusern betheiligt, so wenig wird es bald gelingen, die künftigen Abnehmer zu bedeutenden Vorausgaben zu bestimmen, wenn sie auch vollkommen überzeugt von dem Nutzen und vollkommen geneigt zu jährlichen Beiträgen sind.

Haben wir somit die Hauptsache besprochen, welche die erwähnte Broschüre hervorgerufen zu haben scheint, obgleich der Verfasser sie nicht voranstellt, so scheint es uns Pflicht, auf das anderweitige, überaus reiche Material für Beurtheilung der Frage überhaupt hinzuweisen, welches in ihr dem Publicum geboten wird. „Für Häuslichkeit und Familienwohl!“ erklärt sich die Broschüre bestimmt; sie ist es aber in noch weit höherem Grade für das Gemeinwohl und für die socialen Zustände in ihrer ganzen Ausdehnung. Was sich bisher in Wissenschaftslehren begraben, das tritt hier zum ersten Male in populärer allgemein faßlicher Darstellung mit seinen unabweisbaren Wahrheiten vor uns hin. Schon vor hundert Jahren (1751) machte Markgraff auf die allmähliche Verschlechterung der Berliner Stadtbrunnen aufmerksam. Er hatte in seinem eigenen Hause und in dem Brunnen des Schloßhofes Spuren von entwickelter Salpetersäure gefunden und warnte vor den Folgen. Niemand achtete darauf, denn das Brunnenwasser schmeckte hart und war klar, also ungefährlich. Erst 1825 bewies Liebig, daß diese Salpetersäure die Folge der Zersetzung organischer Substanzen sei, deren faulige Jauche sie entwickle, und seit der Zeit ist der Zustand der Brunnen in volkreichen Städten überhaupt Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchungen geworden. Sie haben nur zu deutlich bewiesen, wie Recht der ehrliche Markgraff mit seiner Warnung vor 100 Jahren hatte. Eine Tabelle, welche das Resultat der mit 7 Berliner Brunnen am 9. und 18. August 1856 angestellten Untersuchung neben einander stellt, giebt die folgenden Zahlen:

	Gesammtsumme der festen Bestandtheile in Graden $1^\circ = \frac{1}{100000}$:	Menge der Stoffe organischen Ursprunges in Graden $1^\circ = \frac{1}{100000}$:
Poststraße Nr. 18 und 19	79°, 4.	7°, 4.
Louisenstraße Nr. 43—44	96°, 6.	9°, 8.
Weinmeisterstraße Nr. 7	85°, 8.	6°, 2.
Kommandantenstraße Nr. 58	123°, 8.	20°, 2.
Potsdamerstraße Nr. 141	157°, 8.	21°, 4.
Zimmerstraße Nr. 79	150°, 2.	12°,
Dorotheenstraße Nr. 6	91°, 8.	7°, 6.

Was hier „Stoffe organischen Ursprunges" genannt wird, ist einfach Unrath, und somit das in dieser Tabelle veröffentlichte Resultat ein wahrhaft erschreckendes. Es ist allerdings unmöglich, mit derselben Genauigkeit auch den Procentsatz der Schädlichkeit eines so geschwängerten Wassers nachzuweisen; daß eine solche aber überhaupt vorhanden sein muß, wird schwerlich Jemand bezweifeln wollen. Anderweitige in Glasgow 1845 von Dr. Thompson angestellte Untersuchungen bestätigten, daß das Wasser der dortigen Brunnen in hohem Grade mit salpetersauern Salzen geschwängert sei, und die Folge davon war ein Beschluß der Stadtbehörden, das Brunnenwasser wenigstens von jedem öffentlichen Gebrauche auszuschließen. 1848 und 1849 wüthete in Glasgow wie in Liverpool die Cholera am heftigsten auf der ganzen britischen Insel, und es hat wenigstens nicht an öffentlichen Stimmen gefehlt, welche die besondere Wuth dieser Krankheit gerade in diesen beiden Städten der verderbten Beschaffenheit des Trinkwassers zuschrieben. Auch der 1856 bei Eyre und Spottiswood in London erschienene Bericht über die Cholera-Epidemieen in England schreibt deren Beförderung dem Genusse unreinen Wassers zu. Nun, an solchem Wasser fehlt es auch in Berlin nicht! Man werfe nur einen Blick auf die Art und Weise, wie das zum Trinken bestimmte Wasser in den meisten und namentlich allen kleinen Haushaltungen behandelt wird. Ein für allemal steht der sogenannte unreine Eimer in der Nähe oder gewöhnlich unter der Bank, auf welcher die Eimer mit reinem Wasser stehen, ja, es ist eine ganz hergebrachte und durchaus nicht mehr auffallende Erscheinung, auch den Nacht-Eimer bis zur Fortschaffung in der Küche aufzubewahren. Aller Abgang, Spülicht, Urin und Exkremente finden den Tag über ihre Ablagerung in diesem unreinen Eimer, der entschieden nicht eher entfernt wird, als bis er nichts mehr aufnehmen **kann**. Dann wird eben so herkömmlich das Holen reinen Wassers mit dem Ausschütten des unreinen auf einem Gange verbunden und vorzüglich in allen hochgelegenen Wohnungen. Daß Wasser Gas einsaugt, ist eine allgemein bekannte Sache; weniger bekannt mag es aber sein, daß ein Eimer Wasser zweimal so viel an Schwefelwasserstoffgas und einmal so viel Kohlensäure zu verzehren vermag als sein eigenes Volumen beträgt. Und zwar mit außerordentlicher Schnelligkeit. Diese beiden Gasarten sind es aber gerade, welche in stark bewohnten, schlecht gelüfteten und von organischen Ausdünstungen erfüllten Räumen sich am bereitwilligsten entwickeln. Zum Ueberfluß schläft auch wohl die Magd in einer Bettlade unter dem Küchentische oder wird die „schwarze" Wäsche der Familie dort aufbewahrt. Der bloße Gedanke an diese Zustände mahnt an Falstaffs Klage in den „merry Wives of Windsor."

> „Foul shirts and smocks, socks, foul stockings and greasy napkins, the rankest compound of villainous smell, that ever offended nostril."

Es ist offenbar ein Verdienst dieser Broschüre, diese Gegenstände einmal ernstlich zur Sprache gebracht zu haben. Man ist von Jugend auf an diese Erscheinungen so gewöhnt, daß sie eben nicht mehr beachtet werden. Die liebe Nothwendigkeit liegt aber anderseits so zur Hand, daß sie auch nicht geändert werden können. Nichts ist schwerer, als Haushaltungs-Gewohnheiten in einer Gesammt-Bevölkerung abstellen zu wollen und daß mit einzelnen Aenderungen nichts erreicht sein würde, bedarf keines Beweises. Nur durch Einführung einer Wasserversorgung, wie sie durch die Wasserwerke für Berlin geboten wird, ist eine durchgreifende Aenderung und Besserung zu erwirken.

Von höchstem Interesse sind weiterhin die Vergleiche zwischen dem harten und weichen Wasser, für die Bereitung der Speisen. Für die Wäsche bedarf es glücklicherweise auch bei der eigensinnigsten Hausfrau keines Beweises; eben so wenig für den Brauer, Färber, Seifensieder, Gerber, Bäcker, für Dampfmaschinen und für die Viehtränke. Wir können darauf nicht ausführlicher eingehen, empfehlen aber Jedem, den diese wichtige Angelegenheit interessirt — und tritt sie nicht täglich fragend, wenn auch unbeachtet an jeden Einzelnen heran? — die Mittheilungen der Broschüre. Wie wir vernehmen, ist dieselbe von dem zeitigen Betriebs-Director der Berliner Wasserwerke Hrn. Gill verfaßt und ein Ehrenbürgerbrief in bester Form für den neuen Mitbürger. Oertlich Wichtigeres ist uns wenigstens in neuester Zeit nicht vorgekommen.

Deutscher Literaturbrief.

Die vierziger Jahre und jetzt. — Der neuerwachte historische Sinn. — Julian Schmidt. — Wolfgang Menzel und sein Literaturblatt. — Veränderung der „Grenzboten" und ähnlicher Blätter. — Gute Aussichten. — Abhängigkeit der Literatur vom Gesammtleben der Völker. — Eine traurige Prophezeiung Menzel's.

Es herrscht eine große Thätigkeit auf dem Gebiete der deutschen Literatur, und Julian Schmidt, der geistreiche, aber in den Doctrinen doch vielfach verlorene Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte und Redacteur der „Grenzboten", gesteht sogar offen, daß diese erneuete Thätigkeit der ernstesten und kräftigsten Art seine Grundanschauung von der gegenwärtigen Epoche unserer Literatur gänzlich verändert habe. Früher habe er mit aller Macht den Pessimisten gespielt und seine ganze Arbeit auf die Bekämpfung und Unschädlichmachung der schlechten Poeten gewandt, jetzt fühle er sich besonders Angesichts der neuen Schule der Geschichtsforschung — Droysen, Mommsen rc. — neu gestärkt und getröstet. In der That hat der Sinn für Geschichte und damit der Sinn für alles organische Leben in Deutschland seit dem Beginn der vierziger

Jahre mächtig zugenommen. Der Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelm's IV. ist ein äußerlicher Markstein dieser neuen Epoche, aber dies Ereigniß hat auch innerlich mit den Fortschritten der neuen Entwickelung sehr wesentlich zu thun, da kein Monarch vertrauter mit dem innersten Herzschlag seiner Zeit und des deutschen Volkslebens war und ist, als unser König und Herr. Allerdings hatte der junge Strom des neu erwachten geschichtlichen Sinnes ganz gewaltige Hindernisse zu überwinden, ehe er in ein zukunftgewisses Bett einmünden konnte, die Mächte der Theorie, der Abstraction, des unvermittelten und unverständlichen „Heute“ rafften sich noch einmal zum letzten und äußersten Widerstande zusammen, und das traurige Zwischenspiel einer liberalen, rationalistischen und „freisinnigen“ Oppositions-Komödie, von 1841 bis 1847 von Magistraten, Literaten und Beamten aufgeführt, kam zu Stande. Aber es war ein Zwischenspiel, und wenn es auch, trotz seines komödienhaften Anfangs und Zuschnitts, einen tragischen Schluß im 18. März 1848 fand, so waren doch damit die Kräfte der Mitspieler gänzlich erschöpft, und mit ungeahnter Leichtigkeit und Schnelligkeit setzte jetzt die historische Richtung ihren Weg von Sieg zu Sieg fort.

Wie hatte es bis 1848 in der Literatur ausgesehen? Wolfgang Menzel, der sie am besten aus seinem zornigen Kampfe gegen ihr Unwesen kennt, sagt in seinem Literaturblatt bei Eröffnung dieses Jahrganges von ihr: In Deutschland delirirte die Presse nicht minder (wie in Frankreich), nur in andrer Art. Sie war vorzugsweise durch den Atheismus berauscht. Es war die Blüthezeit der Ruge'schen Jahrbücher, des Lebens Jesu von Strauß, der Hegelei, des Deutschkatholicismus, der Lichtfreunde, der Proteste, der Bruno Bauer-Feuerbach'schen Presse, der Diesterweg'schen Versuche, die Kirche ganz durch die Schule zu verdrängen. Wer das alles nicht miterlebt hat, nicht den ganzen damaligen Lärm um sich rasen gehört hat, macht sich heute, erst zehn Jahre später, kaum mehr einen Begriff von der Stimmung jener Zeit. Auch die Poesie im damaligen Deutschland schwoll von Gift. Eine Legion politischer Dichter verdrängte jedes andere poetische Interesse und überheulte Alles mit ihren cannibalischen Gesängen, deren ewig wiederholtes Thema der Umsturz der Altäre und Throne und Kampf Leben und Tod gegen jede Autorität, vor Allem gegen die des Kreuzes war. Es war die Blüthezeit der Herwegh, Heinzen, Freiligrath, Kinkel ꝛc. Außerdem sorgte der concurrirende Buchhandel dafür, daß Deutschland alle wilden Wahnsinnsträume der französischen Poesie mitträumen mußte. Von Eugene Sue's Schriften erschienen in Deutschland zwanzig Uebersetzungen zumal. Unsere bescheidenen Blätter kämpften damals vergebens gegen den Strom, sagten vergebens die Wahrheit, setzten sich nur dem Haß und der Verfolgung der literarischen Meuten und der tonangebenden Presse aus und fanden

keinen ausreichenden Schutz bei dem Theil des Publicums, den man den besonnenen zu nennen pflegt. Denn die Gewohnheit der Philister, jede Mode mitzumachen, blos weil sie Mode ist, und ihre Feigheit trieben damals schon viele ins radicale Lager, ehe noch die Revolution ihnen ihre Stimmen abforderte.

Und dagegen heut?

Nicht allein, daß Roman und Novelle und selbst die lyrische Dichtung vorzugsweise gern auf historische Gebiete übertreten, aber so, daß sie die bestimmte Vergangenheit zur Gegenwart hinüberleiten und dadurch gleichsam dichterische Commentare zum heutigen Tage, Erklärungen und auch oft Beurtheilungen desselben schreiben, auch auf den Gebieten der ernsten Literatur herrscht vielfach bereits die Einsicht in die geschichtlichen Gesetze, der Sinn für das Geheimniß des Wachsthums und der Entwickelung vor. In den jungen Gelehrtenkreisen finden wir eine immer weitergehende Vertiefung in das deutsche Mittelalter, die alte deutsche Sprache in ihren verschiedenen Perioden wird genauer studirt, die Bedeutung der Reformation, als einer im deutschen Wesen lang vorbereiteten That, als einer That des ganzen Deutschlands, immer mehr gewürdigt und dadurch über unsre zukünftigen Ziele größere Gewißheit gewonnen, die Vorliebe für einzelne Abstracta schwindet immer mehr, die Hingebung an die Thatsachen und damit das Verständniß derselben wird größer, die Einseitigkeiten im Bewundern und Hassen verschwinden mehr, kurz die Macht der lebendigen Wahrheit wird größer.

Auf unserm Gebiete, in den Journalen und Wochenblättern, tritt dieselbe Erscheinung hervor. Selbst die liberalen Organe erkennen an, daß sie sich innerhalb ihrer alten Schablone nicht mehr halten können. Eine plötzliche Vorliebe für das Alte, für verstaubte Chroniken und verschollene Gebräuche, für Sitte und Recht deutscher Vorzeit, für altbürgerliches Familienthum und deutschen festen Familienbesitz, tritt bei ihnen hervor.

Die „Grenzboten" haben die Schilderung solcher Dinge als einen stehenden Artikel in ihrem Blatte eingeführt. Mal bringen sie uns das Tagebuch eines Ritters von Schweinechen, der mit seinem lüderlichen schlesischen Herzog auf der Grenzscheide zwischen der feudalen und der modernen Welt donquichottirt, dann wieder ernste und patriarchalisch tüchtige Briefe eines Hamburger Bürgermeisters an seinen Sohn in Lissabon vom Jahre 1681, und in einer folgenden Nummer die Brautfahrt und Ehelichung eines deutschen Arztes im vorigen Jahrhundert. In allen diesen „Bildern der deutschen Vergangenheit", wie die „Grenzboten" diese interessanten Mittheilungen betiteln, offenbart sich eine Sehnsucht des Liberalismus nach den concreten und tüchtigen Gestaltungen der alten deutschen Familie, ihres Hauses, ihrer Zucht, ihrer Sitte. Dazu kommt bei den „Grenzboten" und ähnlichen Organen eine gewisse Rastlosigkeit des Forschens nach dem Grunde der Geister-Krisis, aus

welcher die moderne Zeit mit ihren kühnen Wagnissen und ewigen Bankrutten geboren wurde. War das Princip ein falsches — so hört man diese Männer ohne Aufhören zwischen den Zeilen fragen —, oder ist seine Anwendung nur eine übereilte, eine falsche gewesen? Es ist schon ein Segen, daß diese Frage, daß dieser Zweifel überhaupt in demjenigen Lager, in welchem bisher die Allgenugsamkeit und die Unfehlbarkeit wohnten, einmal angeregt ist.

Die „Illustrirte Zeitung", die „Westermann'schen Monatsblätter", kurz alle diejenigen Organe, welche ein Publicum und Erfolg haben, schließen sich dieser Richtung an. Die „Illustrirte Zeitung" kehrt in die Städte des Mittelalters zurück und giebt uns ihre Wahrzeichen, Sagen und Aehnliches, und die „Monatsblätter" haben sich an Riehl gewandt, um sich durch seine Mitarbeiterschaft zu heben.

Wie erfreulich nun auch diese Erschütterung des Liberalismus und diese siegreiche Stellung der der Doctrin abgewandten historischen Richtung sein mag, so ist doch nicht zu vergessen, daß die Literatur nur ein Zweig des großen Baumes des Volkslebens ist und von seinem Wohlergehen stets unbedingt abhängig. Und wenn auch die literarischen Kreise der Nation ernst genug nach einer innern Umkehr suchen, so werden sie doch, wenn die große Masse ihnen nicht folgt, bald von dem Strome verschlungen werden, und eine neue schlechtere Literaturrichtung wird, größeren Beifalls sicher, an ihre Stelle treten. Es giebt bedeutende Geister, welche solch düstere Ahnungen geradezu aussprechen. Wir citiren noch einmal Wolfgang Menzel und sein Literaturblatt. Nachdem er die Zeit vor 1848 mit der heutigen verglichen hat, sagt er, es sähe allerdings etwas besser aus, aber Gott habe auf „unerwartete, selbst von Europa unverdiente Weise Manches zum Guten gelenkt, was menschliche Weisheit nicht zu Stande gebracht hätte". Dann fährt er fort:

„Der böse Dämon der Zeit ist aber noch nicht gewichen, er hat nur seine Position verändert. Indem in der Küche der politischen Leidenschaften das Feuer mehr und mehr ausging, hat er sich in die neue Leidenschaft für materielle Interessen eingeschlichen, wie er denn immer in und mit der Mode die Geister zu beherrschen trachtet. Er redet nicht mehr aus den feurigen Zungen tumultuarischer Volksversammlungen und Clubs, aber er schwindelt in Börsenspeculationen, Staatspapieren und Actien und verkündet dem Volk in populären Naturlehren das Evangelium des Materialismus. Schriften dieser Art vermehren sich jetzt gerade in so auffallender Menge, wie früher die deutschkatholischen, und dienen derselben Tendenz, den Volksglauben zu untergraben, nachdem die alte Methode abgenutzt ist, nach einer neuen, die mit dem Reiz der Neuheit wirkt und in einer der Industrie zugewandten Friedenszeit in der That auf Erfolg rechnen kann.

Außerdem drohen der wiedererwachten christlichen Begeisterung

noch Gefahren genug auf dem kirchlichen Boden selbst. Weder das österreichische Concordat in der katholischen, noch die Tendenz zu Orthodoxie, reicherer Liturgie und strengerer Kirchenzucht in der protestantischen Welt können durchgeführt werden, ohne früher oder später einem mächtigen Widerstand zu begegnen, ja denselben zum Theil selbst durch Voreiligkeit und Uebergriffe hervorzurufen. Es gehen zwei Strömungen durch die Kirche, eine apostolische der Mission, der aller Segen des neuen christlichen Lebens zu danken ist, und eine pharisäische, hierarchische oder cäsaropapistische, die mit Gesetz, Amtsgewalt und Macht erzwingen will, was die Liebe versagt, und die nur Unsegen säet. Es wird überhaupt in den kirchlichen Dingen zu viel gestritten, gerechtet, plaidirt. Nur da ist der Glaube in der Kirche am mächtigsten und unzerstörlichsten, wo am wenigsten gezankt wird, wo stille Liebe ihre Pflicht thut. Die Presse übt auch in diesen Beziehungen eine verderbliche Macht aus. Sie eifert zu viel, sie wetteifert von allen Seiten in Verunglimpfungen, sie drängt ihre Dienste der Kirche mit Unverschämtheit auf und ahmt in religiösen Fragen die grobe und boshafte Polemik nach, von der sich die religiöse Presse bereits wieder zu besserem Anstande gewendet hat. Selbst Blätter derselben Partei hadern unter einander, oft nur um elender Eifersucht willen. So weit dies auf katholischer Seite geschieht, beweist es noch eine Einflußlosigkeit des Episcopats, die ihm von protestantischen Consistorien sicher nicht beneidet wird."

„Im Uebrigen wird der Gang aller inneren Entwickelungen, der industriellen, kirchlichen und was immer als nächstes Interesse sich zur Oberfläche drängen wird, ohne Zweifel von neuen europäischen Kriegsstürmen durchkreuzt und gestört werden." — — —

„Als Lord Clarendon sagte: „wir steuern nicht mehr, wir lassen uns treiben," sprach er das Geheimniß von ganz Europa aus. Noch zu keiner Zeit gönnte man dem Zufall so viel Macht, wie heute. Man weiß, daß wenn zwei Augen sich schließen, das Chaos zurückkehrt, und man weiß nicht, welcher Zufall wieder die Dinge ganz anders lenken wird, als die Einen hoffen, die Andern fürchten. Nie herrschte größere Ungewißheit und eine muhamedanischere Resignation im christlichen Europa. Gott ist groß, sagt der Türke, mag geschehen was da will. Das ist jetzt ziemlich die allgemeine Parole."

Das ist ein trauriges Wort, das unseren Tagen ein noch traurigeres Prognosticum stellt. Indessen, es ist des Mannes unwürdig, über der Zukunft und ihren Wolken der Pflichten des Tages zu vergessen, und so fahren wir im Glauben an die Wahrheit unserer Ideale im Streit und in der Arbeit unverdrossen fort.

[Ein Vertheidiger des Mittelalters], Mr. Froude, dessen Ehrenrettung Heinrichs VIII. von England wir schon früher anzeigten, hat im neuesten Hefte des Londoner „Frasers Magazine“ einen Artikel erscheinen lassen, in welchem er u. A. das sociale Elend des Mittelalters, seine Sklaverei und Leibeigenschaft mit den gegenwärtigen Zuständen Englands vergleicht. Er sagt dort: „Wir sprechen von der Hungersnoth und dem Elende unter den Tudors und Stuarts, aber die irische Hungersnoth von 1847 ist die schrecklichste von allen. Wir können eine Beschreibung Englands während des Jahres, das eben geschlossen ist, abfassen, die in keinem ihrer Details soll widerlegt und keiner Uebertreibung schuldig erfunden werden können, und diese Beschreibung soll die Zeiten aller Barbarei erstaunen machen. Die Betrügereien angesehener Männer, hoch in Macht und hoch in Religion stehend, die Vergiftungen, die Diebstähle, die Verfälschung der Nahrungsmittel, ja jeder zum Verkauf bestimmten Sache, der grausame Mißbrauch der Frauen, der Mord von Kindern zur Erlangung von Begräbnißkosten, Raub und Mord auf offener Straße am hellen Tage, ein Glanz, wie ihn die Welt niemals auf Erden sahe, mit Lastern und Schmutz in seinem Innern — laßt alles dies im Auslande von einem Feinde schreiben, oder laßt es durch die Forschungen einer Nachwelt, die uns so zu beurtheilen wünscht, wie wir das Mittelalter beurtheilt haben, festgestellt werden, und wenige Jahre der englischen Geschichte werden düsterer erscheinen, als das, welches so eben geschlossen ist.“

Wappen-Sagen.

Eyben.

Was ist das für ein Wappenbild?
Schwarz ist der Adler
Und golden der Schild
Und golden auch drei Nägelein,
Die leuchten mit so edlem Schein
Dem Adler ob dem Haupte;
Was ist das für ein Wappenbild?
Das ist das Wappen von Eyben
Und soll es in Ewigkeit bleiben.
Sie führen einen goldnen Schild
Uralter Freiheit,
Der Adler ist ihr Ehrenbild,
Der Adler, der zur Sonne fliegt,
Und sich im Aether sicher wiegt
Auf mächtigen Schwingen,
Der ist ihr Bild.

Aus Friesenland nach Golgatha
Ein Eyben war gezogen,
Vom öden Meer durch's grüne Land
Und dann auf blauen Wogen,
Mit gutem Schwert auf edlem Roß,
Gleich ihm vom Friesenstamme,
So fuhr er in das Heidenvolk,
Wie in das Stroh die Flamme.
Er schlug sich bis zum Kidron durch

Und knieend thät er bitten
In Andacht heiß auf Golgatha,
Wo einst der HErr gelitten.
Dann schritt er durch Jerusalem,
Die Stadt der Gottesschmerzen,
Und weinte in Gethsemane
Um seine Schuld von Herzen;
Und weiter zog er fort in's Land
Zum Hain der Terebinthen,
Nach Jericho, vom Jordanstrand,
In's Thal der Hyacinthen;
Von Nazareth nach Bethlehem,
Zuletzt zum todten Meere,
Bis jeder heil'gen Stätte er
Gegeben ihre Ehre.
Er schlug durch all die Lande sich
Durch wilde Türkenschaaren
Mit seinem Schwerte ritterlich
In sieben langen Jahren.
So hat die Wallfahrt er vollbracht,
Gebetet und gestritten
An all den Stätten, da der HErr
Zuvor für ihn gelitten.
Drauf trieb den ritterlichen Mann
Zur Heimath heiß Verlangen,
Wohin der Heldenthaten Ruf
Ihm längst voraufgegangen.
Er landet bald am Strand von Rom,
Es flogen alle Segel,
Und schenkte dem Apostel dom
Vom heil'gen Kreuz drei Nägel.
Die nahm der Papst voll Rührung an
Und segnet ihn im Glauben,
Doch wollt' er nicht den kühnen Mann
Der Nägel ganz berauben.
Er setzte sie in's Wappen ihm
Zu einem neuen Glanze,
Des Adlers Haupt umstrahlen sie
In einem gold'nen Kranze.
So kam der Held in's Friesenland —
Der Kraft gesellt sich Schöne,
Er nahm ein frommes Ehgemahl
Und zeugte starke Söhne. —

Was ist das für ein Wappenbild?
Schwarz ist der Adler
Und golden der Schild,
Und golden auch drei Nägelein,
Die leuchten mit so edlem Schein
Dem Adler ob dem Haupte —
Was ist das für ein Wappenbild?
Das ist das Wappen von E y b e n
Und soll es in Ewigkeit bleiben.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Dreizehntes Capitel.

Der Abschied von Vincennes.

„Laßt scheidend mich den Blick erheben
Auf jene Stätten, wo ich lang
Gelebt ein träumerisches Leben
In Leidenschaft und Müßiggang.
Du aber darfst mir nicht entfliehen,
Begeisterung! sollst mit mir ziehen
Und wohnen unter meinem Dach!"
(Alexander Puschkin.)

Der Major von Krummensee war mit dem festen Vorsatze nach Paris gekommen, dort nur wenige Tage zu verweilen und dann in seine Heimath zurückzukehren, er hatte auch am Tage nach seiner Ankunft in diesem Sinne an seine Braut nach Berlin geschrieben und sich dadurch gewissermaßen gebunden, dennoch war er nun wieder sechs Wochen in Paris und seine Abreise sollte immer noch in den nächsten Tagen erfolgen, ganz wie bei seiner Ankunft.

Die Vorsätze eines Königlichen Preußischen Cavalleriemajors sind gewiß in den meisten Fällen sehr löblich und seine Entschlüsse fest; Paris aber übt so eigenthümliche Zauber auf Alle, die sich seinem Banne nahen, daß der gute Major nicht den zehnten Theil der Vorwürfe verdiente, die er sich selbst machte in der schweren Morgenstunde des Ankleidens. Freilich fehlte es unserem guten Freunde nicht an Entschuldigungen; zunächst war der König die Ursache seiner verzögerten Abreise — bekanntlich zeigt sich der royalistische Sinn des Preußischen Volkes auch darin, daß in Preußen direct der König in allen Fällen in Anspruch genommen wird, das Volk fühlt eben aus Instinct, wo es schließlich noch Hülfe erwarten kann, nirgends hört man so viel wie in Preußen bei vorkommenden vermeinten und wirklichen Ungerechtigkeiten und Unregelmäßigkeiten den Ausruf: „Wenn das der König wüßte!" oder: „Nun, es giebt auch noch einen König!" aber man begnügt sich damit nicht, man glaubt ganz naiv auch, der König könne eigentlich jedes Unheil abwenden, und so erklärt sich jene sonderbare Erscheinung,

die der Ausländer in Preußen gar nicht begreifen kann, jener Stolz auf den König, der Hand in Hand geht mit einem gewissen Murren, das indessen sehr selten die Grenzen der Achtung überschreitet und sich meist nur in kurzen Ausrufen kund giebt. Soll der Preuße Steuern bezahlen, so sagt er sicher: „Kann denn der König nicht Geld genug bekommen?“ und bezahlt brummend was er muß; verlangte aber der König selbst in derselben Minute das Zehnfache, das Hundertfache von ihm, er würde es seinem Könige geben „mit Hurrah!“ wie die Berliner sagen. In Preußen ist der König bei Allem, und auch zu des Majors von Krummensee verlängertem Aufenthalt in Paris gab der König natürlich Veranlassung, indem Philipp ein kleines Dienstgeschäft übertragen wurde. Freilich war das Dienstgeschäft auch schon seit vier Wochen beendet, aber nun hatten sich andere Abhaltungen gefunden, und die edle Waldemare war weit entfernt, in ihren Briefen zur Rückkehr zu mahnen, für sie war das längst abgewickelte Königliche Dienstgeschäft noch immer in voller Gültigkeit, und selbst, wenn das nicht gewesen wäre, sie würde ihren Bräutigam nicht zur Beschleunigung seiner Rückreise eingeladen haben.

Dieses stolze, kluge Mädchen war ihrer Herrschaft über das Herz des Majors so sicher, daß ihr auch nicht der leiseste Gedanke der Besorgniß, des Zweifels kommen konnte; da sie eben den Mann, dem sie ihre Hand versprochen, wirklich liebte, so war sie recht eigentlich zufrieden mit Allem, was er that.

Uebrigens hatte die edle Waldemare auch durchaus keine Ursache, besorgt um Philipp zu sein; es waren durchaus nicht die rauschenden Freuden sinnlichen Lebens, die tolle Wirthschaft bunter Abenteuer, die leidenschaftlichen Zerstreuungen der Jugend, die den Major in diesem Jahre in Paris fesselten, durchaus nicht; aber der Zauber, den diese wunderbare Stadt auf alle ihre Besucher übt, ist unendlich mannichfaltig. Die historischen Erinnerungen, die Paris in so reichem Maße bietet, waren es zumeist, welche die Zeit Krummensee's in Anspruch nahmen; er machte ein förmliches Studium daraus, und sein Lehrmeister war der junge ernsthafte Marquis von Lanmari, der jeden Winkel von Paris kannte und für unsern Freund immer ein wenig Zeit übrig hatte, da er weder im Hof- noch im Staatsdienst beschäftigt war, sich auch gar nicht um politische Dinge kümmerte, sondern, fast nur mit der Geistlichkeit verkehrend, mit an der Spitze fast aller kirchlichen Vereine stand und thätig sich mühete, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken und die Nackten zu kleiden.

Studirte Krummensee mit dem ernsthaften Marquis die Vorzeit der französischen Hauptstadt in ihren Baudenkmalen und sonstigen Reliquien, so machte er zugleich an der Hand des Grafen Raucourt einen kunstwissenschaftlichen Cursus, mit dem feinen Beobachter und sicheren Beurtheiler die Kunstschätze der Hauptstadt in den Museen musternd.

Der Graf Raucourt staunte oft über das richtige Urtheil des Majors und hörte ihn mit großer Befriedigung sprechen. Alles, was man lernen kann, ohne ein Buch in die Hand zu nehmen, das lernte der Major spielend, und darum war Paris, wo man gar keine Zeit zum Lesen hat, die rechte hohe Schule für ihn. Selbst die politischen Begebenheiten begannen einen eigenthümlichen Reiz für den Major anzunehmen, wenn er sich auch durchaus feindlich gegen das constitutionelle Unwesen stellen mußte, das damals in Frankreich die edelsten Geister selbst ergriff und das neuerungssüchtige Volk von Revolution zu Revolution führen sollte.

Es waren aber nicht allein die genannten Beschäftigungen, welche den Major in Paris festhielten, wenn sie auch den größten Theil des Tages ihn in Anspruch nehmen mochten, vielmehr fesselte ihn eigentlich doch der brausende Strom des bunten Lebens, der diese gewaltige Stadt durchfluthet. Als Philipp ungefähr zwei Jahre früher zum ersten Male nach Paris gekommen war, da hatte er sich Hals über Kopf hineingestürzt in diesen schimmernden, glänzenden und brausenden Strom, in genußfähiger Jugend nach Lust und Abenteuern lechzend; er hatte sich treiben lassen von ihm, er hatte getrunken aus diesem Strom, bis zu dem Morgen, wo er den armen Capitain von Sainte-Pallaie in der Arcadenstraße erschoß. Jetzt nun sah er diesen Strom an sich vorüberbrausen; es gelüstete ihn nicht mehr, niederzutauchen in die glänzende Fluth, er kannte Alles, was er da unten finden konnte, er dachte dann mit leichter Reue an Einiges, mit schwerer Reue an Weniges, oder nur Eines, aber er fühlte nach alle dem keine Sehnsucht mehr. Es fehlte dem stattlichen und schönen Manne, denn das war der Major geworden, nicht an Lockungen, und oft genug vernahm er gar süße Sirenenstimmen nahe genug an seinem Ohr, aber heiter blickte er der Lockung in's Gesicht und wich ihr höflich dankend aus; es kam ihm komisch fast vor, daß es ein sterbliches Weib unternehmen könne, ihn, und wenn auch auf einen Augenblick nur, der vergötterten Waldemare abwendig zu machen. Wenn er sich dann besann, daß alle diese Damen, die sich um ihn müheten, nicht das Glück hatten, jene Waldemare zu kennen, dann belustigte er sich über sich selbst. Er sah bei seinem jetzigen Aufenthalt so viele Punkte wieder, welche die Schauplätze mannichfacher Abenteuer während seines ersten Besuchs in Paris gewesen, er hatte ein treffliches Gedächtniß; von den Menschen aber, mit denen er damals umgegangen, sah er nur wenige wieder. Zum Theil mochte das in den ungeheuern Ereignissen liegen, welche seitdem stattgefunden, aber doch nur zum Theil, denn in der That verzehrt Paris alljährlich eine bedeutende Anzahl von Existenzen. Jeder, der von Zeit zu Zeit Paris besucht hat, wird die Erfahrung gemacht haben, er wird selten die früheren Gesichter wieder finden an den früheren Plätzen. Verstohlen blickte der Major bei seinen Gängen durch die Stadt, namentlich bei

seinen Streifereien über die Boulevards, bald hier hin, bald dort hin, er erwartete ein bekanntes Gesicht zu sehen, ja, zuweilen fürchtete er es sogar, aber er erwartete und fürchtete es ganz nutzlos, er sah immer nur fremde Gesichter. Und tauchte zuweilen ein Antlitz auf aus der Menge, das ihm bekannt schien, so verschwand es, ehe er recht einig darüber mit sich werden konnte, wem es angehörte; auch stand er zuweilen unerkannt Wesen gegenüber, die ihm kalt und fremd in's Gesicht sahen, während sie sich ihm vor zwei Jahren in Leidenschaft erglühend zugeneigt hatten.

In diesen Umständen lag ein unendlicher Reiz für den tapfern Major.

Ein wundervoller Februartag war's, die Wintersonne schien hell und freundlich, und weil's windstill war, so konnte man fast glauben, es sei wirklich warm, ganz Paris aber war in den Elysäischen Feldern und auf den Boulevards. Es war so ein Aufathmen aus der mit Odeurs aller Art geschwängerten Ballsaalluft des Carnevals für die Damen und die Herren der großen Welt; ein großes Fest aber war es für die Kinder, die man herausführte und trug aus den dunkeln Hinterzimmern zum ersten Male wieder in Luft und Licht.

Das bemerkte auch der Major von Krummensee, denn als er die Boulevards entlang wandelnd längst bei Tortoni vorbei und über den vornehmen Boulevard der Italiener hinaus war, an der Ecke des Boulevards Bonne Nouvelle und der Straße Sainte Barbe, da sah er rings um sich nichts als wimmelnde Kinderschaaren, jubelnd, lachend, zankend, ein wahres Kindermeer, aus denen wie Leuchtthürme die höheren Gestalten der Bonnen emporragten.

Der Major war in seiner großen Uniform, mit Schärpe und Federbusch, und trug den Mantel über dem Arme; mit freundlichen Blicken musterte er das interessante Gewimmel der Kinder, die den blanken fremden Kriegsmann französisch keck und kindlich verwundert anblickten und endlich, da er still stand und sich nicht rührte, ihn umkreisten und wahrscheinlich der Ansicht waren, er sei zum Spielwerk für sie absichtlich von Maman da an der Straßenecke aufgestellt.

Eine ziemliche Weile hatte sich der Major an den kecken Aufforderungen der meist nett gekleideten Kinder, die dem bessern Bürgerstande der angrenzenden Straßen zugehören mochten, belustigt, lächelnd drehte er sich um, um nach dem Café Tortoni umzukehren, wo er ein Rendezvous hatte, dem zu Ehren er in großer Parade-Uniform war.

Kaum aber war er einige Schritte gegangen, als er sich einer Bonne in dem seltsam prächtigen Nationalcostüm ihrer Heimath gegenüber sah; es war ein Mädchen von gewaltigem Gliederbau aus dem Lande Limousin, wo das schlechteste Französisch in ganz Frankreich gesprochen wird, wie die Pariser behaupten.

Zuerst erregte wohl die prächtige Kleidung und die mächtige Kör-

perbildung der Bonne die Aufmerksamkeit des Majors, dann aber fesselte das Kind, das sie im Arme trug, seine Blicke in ungewöhnlicher Weise.

Es war dies ein kräftiger Knabe mit gesunden rothen Wangen und großen braunen Augen, der trotzdem schwerlich von dem Major beachtet worden wäre, wenn er nicht in einer seiner kleinen Fäuste festgefaßt eine sehr sauber gearbeitete Fahne hin und her geschwenkt hätte, und zwar eine schwarz-weiße, eine Preußische Fahne.

Jetzt betrachtete der Major das Kind näher; der Knabe blickte ihn einen Augenblick groß an, dann lächelte er ihm zu und streckte die Hände nach ihm. Die Bonne reichte nach französischer Sitte das Kind dem Herrn zum Küssen, und dieser küßte es.

„Wie heißt der schöne Knabe, Mademoiselle!" fragte der Major.

„Philipp, mein Herr!" antwortete das Mädchen.

Der Major zuckte zusammen, er glaubte eine flüchtige Aehnlichkeit zu finden in dem Kindergesicht, es ging eine leise Ahnung durch seine Seele, der Name Philipp und die Preußische Fahne in den Händen des Pariser Knaben; ganz leise flüsterte er in sich hinein den Namen: „Honorine!" dann küßte er den Knaben noch ein Mal, so herzlich, daß ihn die Bonne verwundert betrachtete, danach schritt er hastig weiter und sah sich nicht um.

An der Ecke der Rue du Helder fand er den Grafen Raucourt und den Marquis von Lanmari, beide in reicher Hof-Uniform, schon seiner harrend; sie sprachen in scherzhafter Weise ihre Verwunderung darüber aus, daß dieses Mal sie pünktlicher gewesen, als ein Preußischer Soldat, der in Frankreich für das unerreichbare Muster aller Pünktlichkeit gilt; der Major hatte Mühe, auf ihren Scherz einzugehen, er konnte den Ton nicht finden und war zerstreut, er dachte an den Knaben auf dem Boulevard de Bonne Nouvelle, der Philipp hieß und eine schwarz-weiße Fahne in der kleinen Hand hielt.

Die Herren bestiegen einen offenen Wagen und fuhren langsam die Boulevards entlang; am Boulevard de Bonne Nouvelle blickte der Major scharf aus, die Limousinerin war nicht da, das war dem Major fast lieb, aber auch unlieb; plötzlich an der Ecke des Boulevard du Temple sagte der Graf Raucourt: „Blicken Sie hier her, lieber Freund, das ist ein National-Costume, wie Sie es noch nicht gesehen haben, ein Mädchen aus Limousin, was haben Sie denn?"

Der Major erhob sich halb im Wagen und grüßte ehrerbietig hinüber nach der Stelle, wo die Limousinerin war: dort stand eine junge, sehr hübsche Frau neben einem alten, stattlichen Manne, sie grüßte anmuthig wieder und küßte die Stirn des Kindes mit einer vielsagenden Geberde, während der alte Herr dem Preußischen Offizier mit altmodischer Höflichkeit, aber sichtlich großer Herzlichkeit Kußfinger zuwarf.

Es war Honorine mit ihrem Kinde und mit ihrem Gemahl.

Graf Raucourt und Marquis Lanmari sahen ihren Gefährten an,

da er aber nichts sagte, sondern sich, unverkennbar tief ergriffen, noch mehrmals umsah, so hatten sie den guten Ton, nicht zu fragen, sondern sie schwiegen lächelnd still, wofür ihnen der Major unendlich dankbar war.

„Sie haben mir meinen Boulevard du Temple ganz verdorben!“ rief der Graf Raucourt halb spottend halb traurig aus, als der Wagen in eine Querstraße einlenkte.

„Sie erinnern mich an Charles Nodier, Herr Graf,“ nahm der Marquis von Lanmari leise lächelnd das Wort, „der mit eben der Emphase und fast noch ernsthafter über Bonaparte zürnte, als dieser die Riesenstraße über den Simplon angelegt hatte. „Dieser Große da,“ rief er, „hat mir meine Alpen verdorben!“ Der Dichter hatte wirklich nicht ganz Unrecht mit solchem Ausruf!“

„Wahrhaftig,“ entgegnete der Graf lebhaft, „ich glaube auch nicht ganz Unrecht zu haben. Sie haben die Glanzzeit des Boulevard du Temple nicht gesehn, Herr Marquis, sonst gab es hier Alles vereint, was man sonst in Paris nur einzeln findet, es war der Brennpunkt des Vergnügens, der Sammelplatz der vornehmen Welt; jetzt — ein Spielplatz für Kinder, und still bis zur Theaterstunde! Jetzt glaubt Niemand mehr auf dem berühmten Platze zu sein, von dem Desurgiers singt:

La seul' prom'nade qu'ait du prix,
La seule dont je suis épris,
La seule où j'men donne, où c'que j'ris,
C'est le boul'vart du Temple à Paris.

Der Wagen hielt vor einem stattlichen Hause in einer stillen Straße. Der Graf stieg aus und trat ein, nachdem er die Herren um Entschuldigung gebeten. Der Major hatte vollständig Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen, denn der Marquis von Lanmari unterbrach nie ein Schweigen. Als der Graf zurückkehrte, befahl er einsteigend: „Nach Vincennes!“

Der Wagen fuhr ab, er war aber noch nicht zehn Schritt entfernt, als sich die beiden Thorflügel des letzterwähnten Hauses öffneten und daraus ein geschlossener Wagen hervorkam, der weder Wappen noch Namenszug an der Portière zeigte und von einem Kutscher gelenkt wurde, der in seinem langen, schwarzen Surtout, seinen weißen Glacé-Handschuhen und seinem runden Hut wohl den hohen Rang seines Herrn andeutete, aber weiter nichts verrathen konnte.

Dieser Wagen folgte dicht der offenen Kalesche, in welcher Graf Raucourt mit seinen Begleitern saß.

„Nehmen Sie Ihren Mantel um, lieber Krummensee,“ ermahnte der Graf, als sie die Barrière verlassen hatten, „das Wetter ändert sich, es wird schlecht.“

„Zu dem Werke, zu dem wir gerüstet sind, darf die Sonne nicht

heiter scheinen," entgegnete der Marquis von Lanmari ernsthaft, „bewölkter Himmel!"

Graf Raucourt sah den jungen Edelmann an, er erwiederte nichts, aber offenbar dachte er, Sonnenschein wäre ihm lieber gewesen, als bewölkter Himmel. Der Major hüllte sich in seinen Mantel, denn in der That, es wurde plötzlich ein ächtes Pariser Wetter, das heißt, es begann fein, ganz fein, aber doch sehr energisch zu regnen, und dazu machte sich ein Wind auf, der den Herren sehr unfreundlich in's Gesicht blies.

Graf Raucourt war nicht zufrieden mit seinen Begleitern. Die beiden jungen Männer waren ihm zu ernsthaft und schweigsam. Er war aufgeregt, und zwar ersichtlich weit aufgeregter, als sonst irgend bei ihm bemerkbar wurde; er wollte reden, sich unterhalten, diese Aufregung bemeistern im Gespräch. Der Marquis von Lanmari bemerkte diese Aufregung sehr gut, er wußte auch, daß der Graf dieselbe erst gezeigt, als er auf einige Augenblicke in das Haus eingetreten, aus dem ihnen der Wagen folgte; er war aber durchaus nicht der Mann, der sich durch die Unruhe eines Andern anstecken und zu einem Gespräch fortreißen ließ. Der Major wäre für gewöhnlich dem Grafen in dieser Stimmung am bequemsten gewesen, heute aber war es vergeblich, denn Philipp blickte verdüstert vor sich nieder und blieb völlig theilnahmlos.

„Sie waren noch nie in Vincennes, Herr von Krummensee?" fragte der Graf den Major direct.

„Entschuldigung," entgegnete dieser aufblickend, „der Herr Marquis hatte bereits früher die Güte, mich dahin zu führen."

Der Marquis lächelte leise, als er bemerkte, daß Philipp nach der pflichtschuldigst abgegebenen Antwort sofort wieder in sein tiefes Sinnen versank.

Der Graf dagegen kehrte sich nicht daran, sondern fuhr in seiner Aufregung weiter redend fort: „Oh! es ist interessant, Vincennes zu sehen, wo so viele von unsern Königen wohnten, jener Philippe August, der so kühn war in seiner Klugheit und so klug in seiner Kühnheit, Karl der Weise, der so viele Thorheiten beging, Ludwig der Vater seines Volkes und Franz der ritterliche Vater der Wissenschaften, der gute Heinrich mit seiner steifen Halskrause und seinem frischen Herzen, Ludwig XIII., der so wenig von dem wollte, was er konnte, und Ludwig XIV., der so groß war durch das, was er gewollt und gethan, noch größer aber durch das, was er gethan und nicht gewollt; ja, sehen Sie hin, Sie, Herr Preuße, über den schweren Werken da hängen graue Wolken, der Wind pfeift durch Schießscharten, und Raben rudern mit schweren Flügelschlägen drüber hin über diese grauen nackten Wände, und doch haben diese Räume Feste gesehen und Schönheiten, wie es jetzt keine Feste und keine Schönheiten mehr giebt. In dem Donjon da tanzte die schöne Isabelle von Hennegau, da schliefen Blanca von Ca-

stilien und Marie von Brabant, da sang die reizende Agnes Sorel, die dame de beauté, mit ihrer honigsüßen Stimme die schmelzenden Couplets vom „König Schäfer", hier stolzirte die sonderbare Anabel von Lafayette, die in's Kloster ging, weil sie die Liebe ihres Königs mehr fürchtete als erwiederte, hier weinte Louise von Lavallière ihre süßen Thränen, ehe sie in's Kloster ging, weil sie die Liebe ihres Königs mehr erwiedert als gefürchtet hatte. Hier starb auch jene Isabeau von Bayern, welche als Mutter, als Gattin und als Königin gleich verflucht ist. Und welche Gefangene hat dieses Schloß gesehen? Vendôme, Johann von Werth, den Cardinal von Retz, den Prinzen Conti, den Intendanten Fouquet, den letzten Stuart, den großen Condé —"

„— und den letzten Enkel des großen Condé, den edeln Herzog von Enghien!" unterbrach der Marquis plötzlich den strömenden Redefluß des Grafen, der ihm ein wenig betroffen in's Gesicht sah und dann ganz naiv fragte: „Mein Herr Marquis, hätten Sie wohl die Güte, mir zu sagen, ob ich Unsinn gesprochen habe?"

Der Major sah seinen Freund verwundert an; das war ein Ton, den er noch nicht vernommen von ihm, während sich der Marquis beeilte, zu erklären, daß er nur in den historischen Reminiscenzen von Vincennes geschwelgt habe.

In demselben Augenblick ritten zwei Piqueurs in scharfem Trabe an dem Wagen vorüber.

„Der Herr Prinz kommt selbst!" rief der Graf erstaunt.

Den Piqueurs folgten zwei Vorreiter und dann eine vierspännige Equipage, an deren Schlage ein Stallmeister ritt, dem vier Piqueurs folgten.

Der Graf und seine Freunde erhoben sich in ihrem Wagen, welcher hielt, und grüßten den greisen Prinzen Condé, der in der weiterrollenden Equipage saß. Der ersten Equipage folgte eine zweite, ebenfalls von Piqueurs, Vorreitern und Stallmeistern umgeben.

„Der Herr Herzog von Bourbon!" flüsterte der Graf.

Die Tambours schlugen an, die Wache trat ins Gewehr, die Prinzen zu begrüßen, die verschiedenen Wagen hielten im Ehrenhof des Vincenner Schlosses.

Die Prinzen hatten sich bereits in das Schloß begeben, als der Graf aus dem Wagen sprang und den Schlag der Equipage öffnete, welche seinem Wagen von Paris aus dicht gefolgt war. Er half einer Dame aussteigen, deren Figur ganz in einen faltigen schwarzen Sammetmantel, deren Antlitz ganz in dichte Schleier gehüllt war. Der Dame folgte ein stattlicher Herr, der einen weiten Ueberrock über der Galla-Uniform des ehemaligen Condé'schen Corps trug.

Es war der Graf Vavel de Versey.

„Geben Sie der Dame den Arm," flüsterte er dem Grafen zu, „ich muß da einen alten lieben Freund begrüßen!"

Graf Raucourt führte die verschleierte Dame in das Corps de Logis, ihm folgten der Marquis von Lanmari und der gute Major, der in der That im höchsten Grade verwundert über das Benehmen des Grafen Raucourt war; wirklich zeigte sich der Graf an diesem Tage so anders als sonst gewöhnlich, daß der Major wohl Ursache hatte sich über ihn zu wundern. Eine andere Frage ist es freilich, ob sich der seltsame Edelmann nicht an diesem Tage wahrer gab und mehr von seinem eigentlichen Wesen sehen ließ als sonst.

Während Graf Raucourt die Dame nach dem Corps de Logis führte, ging Graf Vavel de Versey mit raschen Schritten auf den Pavillon zur Linken zu, wo ein hochbejahrter Herr unter der Thür an dem Pfosten lehnte und durch ein Glas die Ankommenden betrachtete. Dieser hochbejahrte Herr hatte ein hübsches, altes, wohlwollendes Gesicht, das lange weiße Haar war ihm löwenmähnenartig zurückgekämmt über der Stirn und fiel stark gepudert in langen dünnen Streifen hinter den Ohren in den Nacken nieder. Gekleidet war der Herr nach einer Mode, wie sie in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XV. neu gewesen sein mochte; dennoch machte seine feste, wenngleich etwas gebückte Haltung einen guten Eindruck.

Graf Vavel de Versey trat dem Greise ganz nahe und grüßte ihn; dieser erwiederte sehr höflich den Gruß und betrachtete den Grafen mit freundlichem Lächeln.

„Herr Chevalier von Saint-Jacques!“ sagte der Graf leise, eine Thräne trat in sein Auge und seine Stimme zitterte.

Der alte Herr richtete sich mit einem mächtigen Ruck gerade auf bei dem Ton dieser Stimme, starrte dem Grafen forschend in's Gesicht, und stammelte dann verlegen: „Den Ton kannte ich, den habe ich gehört, als ich noch bei Ihm war!“

„Lieber Jacques, kennen Sie mich wirklich nicht mehr?“ fragte der Graf weich.

„Wartet,“ rief der Chevalier jetzt, und ein heller Freudenstrahl verklärte sein altes, hübsches Gesicht: „Sie sind der niederländische Edelmann, dem meine Hoheit so viel Vertrauen schenkte, Sie sind es, Herr, Sie müssen ja viel wissen von meiner armen Hoheit!“

Der treue Greis umarmte den Grafen und begann laut zu weinen. Auch der Graf war nahe daran, der Rührung zu erliegen.

Glücklicher Weise wurden die Herren unterbrochen, ein Diener meldete, daß Seine Hoheit der gnädige Herr Prinz nach dem Herrn Chevalier gefragt habe. Sie folgten dem Diener und trafen die Prinzen in der Vestibule des sogenannten Pavillons der Königin, dann folgten sie denselben hinab in den Graben.

Die Prinzen waren mit einigen ihrer Getreuen und den vom König dazu ernannten Commissairen nach Vincennes gekommen, um die sterblichen Reste ihres Sohnes und Enkels, jenes von Napoleon's Scher-

gen heimlich und feige gemordeten Herzogs von Enghien auszugraben und ihnen eine würdigere Ruhestätte bei seinen Ahnherren zu bereiten.

Am Fuß des Pavillons der Königin nahmen die beiden alten Prinzen, die nicht so lange mehr stehen konnten, Platz und blickten trübe und ernst auf einige Arbeiter, welche das ganze Terrain in einer Ausdehnung von zehn Fuß aufdeckten. Hinter dem Stuhle des Prinzen Condé, der seiner Gewohnheit nach bald halb unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, bald sich fragend an diesen und jenen wendete, stand der Chevalier Jacques, dieser aber hielt die verschleierte Dame an der Hand, die ihm Graf Bavel de Versay in der Vestibule zugeführt. Der Graf Raucourt und der Marquis von Lanmari, so wie der Major von Krummensee umstanden rückwärts den Stuhl des Herrn Herzogs von Bourbon; der Königliche Commissair, ein Offizier des Hauses, hatte mit vier Aerzten und den Leuten, welche noch Zeugen des Mordes und der Beerdigung des Herzogs von Enghien gewesen waren, den Prinzen gegenüber Platz genommen; zwischen beiden Gruppen wurde der Platz aufgegraben.

In tiefster Stille und größter Spannung verharrten Alle, etwa vier Fuß tief war das Terrain aufgegraben, als die Arbeiter plötzlich inne hielten, sie waren auf die Stiefelsohlen des gemordeten Herzogs gestoßen; der Herzog von Bourbon trocknete sich die Augen: „Mein Sohn! mein Sohn!" sagte er leise, er hörte in seiner Bewegung nicht, wie eine leise Stimme weinend hinter ihm sagte: „Mein Vater! mein Vater!" Der Prinz Condé blickte weit vorgebeugt mit starrem Blick in die Grube, in welche jetzt die Aerzte hinabstiegen, um die höchste Vorsicht bei der weitern Ausgrabung in Anwendung zu bringen. Die Erde wurde nun Schaufel für Schaufel abgeworfen, und so entdeckte man zuerst die Knochen des rechten Fußes, dann das Knochenbein, welches zu diesem Fuß gehörte. Endlich fanden die Aerzte den Ellenbogen des linken Arms, der ihnen mehr Aufschluß über die Lage des Körpers gab, die Füße lagen höher, Leib und Kopf tiefer. Die alten Diener des Hauses Condé begannen laut zu weinen, als der Kopf aufgedeckt wurde, er war durch die Kugeln völlig zerschmettert. Der Körper hatte auf dem Gesicht gelegen, die Wirbelbeine des Halses fand man noch von einer starken goldenen Kette umgeben, die der ritterliche Herzog bei seinen Lebzeiten getragen. So fand man nach und nach alle Stücke des Körpers, natürlich von allen Fleischtheilen entblößt, sonst aber wohl erhalten. Diese Ueberbleibsel, so wie die Erde, welche sie zunächst umgab, sammelte man in einem bleiernen Sarge, welcher an den Rand der Gruft gestellt wurde. Von der Kleidung fand sich außer den Fragmenten der Stiefel wenig, nur der Schirm der Mütze, durch die einige Kugeln geschlagen waren, hatte sich wohl erhalten.

Mit Thränen in den Augen empfing der Chevalier Jacques die Halskette seines Herrn, er kannte sie wohl, so auch den Ring, der daran

hing, ferner eine Geldtasche mit dem Wappen des Hauses Condé, eine Börse von Maroquin mit 11 Goldstücken und 5 Silberstücken, dann 70 Goldstücke, die der Chevalier Jacques selbst seinem unglücklichen Herrn noch gegeben, als er von ihm in Straßburg getrennt wurde. Die Goldstücke waren, wie sich der Greis noch recht wohl erinnerte, in einer Rolle versiegelt gewesen; es fand sich noch ein Rest rothes Siegellack von dieser Rolle. Endlich fand man noch einen einzelnen glatten goldenen Reif. Es war ein Ohrring des armen Herzogs, der Chevalier erkannte ihn auf der Stelle, der andere konnte nicht aufgefunden werden.

Als alle diese Ueberreste gesammelt waren, ließ der Herzog von Bourbon den kleinen Sarg schließen und ihn mit einem Scharlachtuch verhängt auf eine Bahre setzen, während der Königliche Commissair das Befund-Protocoll abfaßte und dessen Unterzeichnung veranlaßte.

Darauf ertönte eine Trauermusik; ein gemischtes Commando aus allen Truppentheilen der Königlichen Garde marschirte auf. Zwölf Gardes du Corps huben den Sarg auf ihre Schultern, ein General trat mit gezogenem Degen an die Spitze des Zuges; hallender Commandoruf und dumpfe Trommelwirbel, und dahin trugen sie den letzten Condé, den kühnen, ritterlichen Herzog von Enghien; hinter dem Sarge aber schwankten, von treuen Dienern mehr getragen, als geführt, zwei Greise, der Vater und der Großvater des Mannes, dessen zerschmetterte Gebeine man so einzeln und mühsam zusammen gesucht.

Der Zug ging quer über den Ehrenhof nach der Kapelle, die ganze Garnison der kleinen Festung stand in Parade, fast alle Offiziere der Königlichen Haustruppen hatten sich versammelt. Die Fahnen und Standarten vom Königlichen Frankreich neigten sich vor den sterblichen Resten des Sohnes von Frankreich; dumpfer Kanonendonner, denn von Minute zu Minute wurde vom hohen Walle ein Schuß abgefeuert, geleitete den kriegerischen Fürsten zur Kapelle, wo eine Ehrengarde sofort den Dienst übernahm.

Man führte die greisen Prinzen fort, aber man hinderte die verschleierte Dame nicht, lange zu beten am Sarge des edeln Herzogs, den man auf den obersten Stufen des Altars niedergesetzt hatte. Der alte Chevalier Jacques und Graf Bavel de Versey saßen heimlich in ernstem Gespräch auf einer Bank im Schatten; sie störten das Kind nicht, das betete und weinte am Sarge seines Vaters.

An der Thür der Kapelle stand harrend der Graf Raucourt und hörte zerstreut dem Major von Krummensee zu, der ihm mittheilte, daß er am andern Morgen Paris verlassen und direct in seine Heimath zurückkehren werde. Etwas verwundert war der Major, daß der Graf gar nicht nach dem Grunde seiner plötzlichen Abreise forschte, aber er war sehr erfreut darüber, denn er wäre nicht im Stande gewesen, ihm eine Antwort zu geben. Wußte er sich doch selbst keine zu geben. Die Begegnung mit Honorine hatte ihm den ersten Anstoß zu dem Ent-

schlusse gegeben, aber auch weiter nichts; erst am Sarge des Herzogs von Enghien hatte er sich fest entschlossen.

„Ihr Entschluß ist fest und läßt sich durch Nichts ändern, mein Freund?“ fragte der Graf.

„Durch Nichts!“ entgegnete Krummensee ernst.

„Wir werden uns oft in unsern Erinnerungen begegnen, mein theurer Krummensee,“ sagte der Graf herzlich, die Hand des Majors fassend, „und zuweilen doch auch von einander hören.“

„Gewiß, Herr Graf, ich werde —“

In dem Augenblick führte der Chevalier von Saint-Jacques die verschleierte Dame vorüber. Graf Bavel de Versey trat zu den Beiden und sprach, sich an den Franzosen wendend: „Herr von Raucourt, die Dame, welcher Sie in den letzten Tagen so viele freundliche Aufmerksamkeiten und früher schon so wichtige Dienste geleistet haben, bittet Sie um Ihren Besuch, um Ihnen Lebewohl sagen zu können, wir reisen morgen nach England ab; darf ich Sie bitten, mir zu folgen?“

Der Graf verneigte sich leicht gegen den Preußischen Offizier und ging voraus, Graf Raucourt aber umarmte den Major herzlich: „Es ist ein Tag des Abschieds wie Sie sehen, mein theurer Freund. Wir scheiden an einem Sarge, mein Theurer, das ist ein gutes Zeichen, nur der Sarg wird uns einst ganz scheiden.“

„Und wenn wir dann scheiden, so geschieht es mit der Gewißheit, daß wir uns in der Ewigkeit wieder finden!“ fuhr der Major eifrig fort. Der Graf aber, empört über die sentimental-weiche Stimmung, in der er sich befand, legte den Kopf langsam in den Nacken, nahm sich zusammen und sagte mit jenem kalten Tone, den wir an ihm kennen: „Wiedersehen in der Ewigkeit? Sie Ketzer?“ Dann winkte er mit der Hand und eilte dem Grafen Bavel de Versey nach, der ihn an der Thür zum Pavillon der Königin erwartete.

Lassen wir den wackern Philipp halb ärgerlich, halb gerührt von der letzten Phrase seines Freundes, dessen Streben, härter zu erscheinen als er war, ihm wohl klar geworden, lassen wir ihn mit dem Marquis von Lanmari nach Paris zurückkehren, sie wurden auf dem Wege von den Equipagen des Prinzen von Condé und des Herzogs von Bourbon überholt, wie auf der Herfahrt — treten wir noch einmal ein in den Pavillon der Königin, an dessen Fuße im Graben der Herzog von Enghien erschossen wurde.

Da saß auf einem Lehnsessel in dem fast leeren Zimmer eine etwas starke Dame in schwarzer Kleidung; unter dem dunkeln Schleier, der ihr zartes weißes Antlitz wie ein schwarzer Rahmen umgab, ringelten sich prächtige dunkelblonde Locken hervor; in dem großen blauen seelenvollen Auge glänzten Thränen; die hohe Stirn, die gebogene Nase, das kräftig entwickelte Kinn verriethen auf den ersten Blick das Kind aus dem Königlichen Blut von Frankreich; vor ihr auf den Knieen lag der

alte Chevalier Saint-Jacques und bedeckte die Hände der Waise des Herzogs von Enghien mit Küssen und Thränen. Louise von Bourbon-Condé grüßte die Eintretenden mit den Augen.

Der Chevalier stand auf und verließ das Gemach mit einem bedeutenden Blick auf den Grafen.

„Wie fühlen Sie sich, meine theure Louise?" flüsterte Graf Vavel de Versey, der Dame ganz nahe tretend.

Sie drückte ihm die Hand, dann sagte sie, zu Graf Raucourt gewendet, mit Hoheit und freundlicher Milde: „Herr von Raucourt, die Waise des edeln unglücklichen Herzogs von Enghien vermag in keiner anderen Weise Ihnen zu danken für so viele Dienste, als daß sie Ihnen gestattet, der ersten und letzten Zusammenkunft beizuwohnen, die sie mit ihrem Großvater und Urgroßvater an der Todesstätte ihres Vaters hat!"

Der Graf wußte nichts zu antworten und verbeugte sich bewegt.

In dem Augenblicke hörte man die Equipagen der Prinzen draußen vorfahren; zugleich öffnete sich die Thür, auf den Arm des Chevaliers Jacques gestützt, trat der greise, fast kindisch gewordene Held Condé ein: „Ich will das liebe Kind sehen!" sagte er eintretend, „ich will Enghien's Tochter sehen und segnen!"

Louise von Bourbon-Condé knieete zu Füßen ihres Urgroßvaters, der legte seine zitternden Hände auf ihr Haupt und flüsterte unverständliche Worte; aber der Herzog von Bourbon, der nach seinem Vater eingetreten war, zog sie empor: „Umarmen Sie Ihren Großvater, theures Kind," rief er, sie herzlich in seine Arme schließend, „umarmen Sie auch Ihren Urgroßvater, theures Kind!" setzte er mit erstickter Stimme hinzu und legte sie an die Brust des Prinzen.

„Gott segne Sie, theures Kind!" sagte der Herzog.

„Enghien's Tochter! Enghien's Kind!" flüsterte der Prinz.

Die Greise wurden hinaus getragen in ihre Wagen.

So schieden die Letzten vom großen, stolzen Hause Bourbon-Condé, das so reich war an Ruhm und Lorbeer, so reich an Ehren, so reich an heldenhaften Prinzen, so reich an schönen Frauen, so schieden sie von Enghien's Todesstätte — zwei hinfällige Greise und eine schwache Frau, sie gehörten alle Drei schon der Welt nicht mehr an, ihr Namen aber gehört für die Ewigkeit der Geschichte!

Das war der Abschied von Vincennes!

Landtag.

Wiederholungen duldet die Geschichte nicht, und die erste Periode des preußischen Parlamentarismus, die seiner passiven Hülfsleistungen gegen die Regierung, ist endgültig geschlossen. Es bleibt nichts übrig, als eine organische Entwicklung aus den gegebenen Anfängen oder ein möglichst schnelles Fallen des Vorhanges.

Die Art der Fortentwicklung unseres Parlamentarismus ist durch den Gegensatz, den die Regierung, das Cabinet Brandenburg-Manteuffel seit seinem ersten Auftreten gegen die gesammte Opposition einnehmen mußte, und durch die Bedingungen, welche dies Ministerium der Zukunft der Preußischen Regierung durch Bildung des Herrenhauses gestellt hat, gegeben, und wir wiesen schon in der vorigen Nummer an dieser Stelle darauf hin, daß jener Gegensatz, als die negative That, diese Bedingungen, als positive Folgerung, forderte.

Die Bildung des Herrenhauses darf allerdings nur als erster Schritt zur positiven Bethätigung jenes Gegensatzes gegen die schon von uns gekennzeichnete Opposition — die das Zerrbild des wirklichen Volksthums und eine Verdichtung aller vom Volkskörper losgelösten Individuen war — betrachtet werden, aber sie bezeichnet, wie gesagt, einen Schritt, der bindet und Consequenzen verlangt. Eine Regierung, die der liberalen Opposition und ihrer Doctrin, welche den Adel, das Recht des alten und befestigten Grundbesitzes auf Standschaft, die gleichen Ansprüche der hohen Corporationen nicht anerkennen will, dadurch antwortet, daß sie auf diese vom Adel und Grundbesitz und den Corporationen in Anspruch genommenen Rechte einen legislatorischen Körper, einen der drei großen Machthaber und Schildhalter der weiteren preußischen Entwicklung gründet, eine solche Regierung hat eine That gethan, die sie vor der Möglichkeit eines Zurückweichens auf dem begonnenen Pfade bewahren wird.

Möglich, daß im Augenblick dieser That nicht in allen Regionen des Entschlusses die Bedeutung derselben sogleich ganz erkannt wurde, gewiß, daß der Liberalismus, als diese That geschahe, in seinem Lehrbuche nachschlug, und als er dort das Institut einer Pairskammer als ein Rüstzeug des Constitutionalismus verzeichnet fand, wohlgefällig zu der neuen That nickte und sein Amen in die betreffenden Beschlüsse hineinrief. Aber was soll uns das?

Den Liberalismus und seine gelehrten Staatskünstler könnten wir — wäre überhaupt für sie aus der Geschichte etwas zu lernen — auf diese verweisen und ihrer doctrinären Ausführung, „in einem wohlgeordneten Staate müßte das eine Haus das Bestehende, Alte, das andere das Werdende, die Bewegung vertreten", entgegenstellen, daß noch niemals einem Volke solch ein parlamentarisches Bauwerk gelungen ist. Die Pairskammern Frankreichs waren die elendesten Kartenhäuser, und selbst

so schäbige Emeuten, wie die vom Juli 1830 und vom Februar 1848, gingen mit Verachtung an ihnen vorüber und überließen es den Angstseufzern der Insassen dieser Schachteln, sie umzublasen. In England aber hat, was auch moderne englische Doctrin von der „weisesten Mischung von Aristokratie und Demokratie" sagen mag, die bestehende Verfassung beide Häuser ganz gleicher Weise auf aristokratische Fundamente gestellt, und es gehört die ganze Oberflächlichkeit der modernen Auffassung des Wortes „aristokratisch" dazu, um nicht auf den ersten Blick einzusehen, daß das englische Unterhaus, wie es bis zu diesen Tagen war, eben so sehr befestigten Grundbesitz und freie (städtische) Corporationen vertrat, wie die aristokratischste Versammlung der Welt. Man kann sogar sagen, daß unser Herrenhaus viel mehr nach dem Muster des englischen Unterhauses geformt ist, als nach dem des house of Lords, oder wenigstens, daß es in seiner jetzigen Gestalt die Bildungen beider englischer Häuser im Keime vereinigt.

Aber wir rechten mit den Doctrinären nicht, und wir wollen sie deshalb auch mit historischen Excursen gern verschonen, sie sind ein trauriges, unter den Pharaonen gewisser akademischer Lehrstühle und Lehrbücher erzogenes und geplagtes Geschlecht, sie werden in der Wüste sterben müssen.

Auf die Regierung dagegen wird sicherlich jene constitutionelle Theorie, eine Theorie von der Zulaßbarkeit (weil „Unschädlichkeit") eines hermelinverbrämten, altväterlichen Pairhauses in den parlamentarischen Reigen keinen Einfluß geübt haben, weil diese Theorie, wie angedeutet, zu offen die permanente Bewegung im Parlamentarismus (sagen wir auf gut deutsch die permanente tribunicische Revolution) zu ihrer ersten Voraussetzung nahm und zum Ideale eines verfassungsmäßigen Zustandes machte.

Hat die Regierung aber in einer vorwiegend praktischen und empirischen Richtung und zunächst durch einen guten, patriotischen Instinct geleitet, die Bildung des neuen Herrenhauses begonnen, und ohne der Zukunft vorgreifen zu wollen, derselben zunächst ruhig überlassen, die Art der neuen Institution zu erklären und zu entwickeln, — und über eine derartige Haltung würden wir keinen Augenblick wagen, mit der Regierung zu rechten —, so muß sie doch jetzt Angesichts der festen Formation des Herrenhauses, seines Geistes und seiner inneren Zuversicht und Unabhängigkeit immer mehr anerkennen, daß hier wirkliche positive Grundlagen für eine preußische Volksvertretung, wenn auch noch nicht in einer definitiven Ordnung, gelegt sind. Sie muß anerkennen, daß die ersten Linien eines großen Gesetzes der Neugestaltung und Auffrischung unserer Verfassung mit dem Statut des Herrenhauses niedergeschrieben sind, und sie muß dies große Gesetz immer mehr in ihr Bewußtsein aufnehmen, wie andererseits das Herrenhaus sich ebenfalls immer mehr in dasselbe vertiefen muß.

Und zwar wird die Regierung naturgemäß, ihrer hohen, umschauenden und dem Allgemeinen mehr zugewandten Stellung, wie ihrem Ursprunge nach, diese innere Arbeit dadurch vollziehen, daß sie sich immer mehr des oben angegebenen Gegensatzes gegen die alte Opposition, aus welcher die Haltlosigkeit der Zustände bis 1848 hervorging, und des tiefsten Grundes dieser Opposition bewußt wird, während das Herrenhaus anknüpfend an die einzelnen Thatsachen, an die seinen Mitgliedern zunächst liegenden aristokratischen Interessen, immer mehr die innere Verbundenheit dieser nächsten Interessen mit andern eben so aristokratischen Interessen in Stadt und Land, näheren und weiteren, würdigt und dadurch die öffentliche Meinung der Zeit immer mehr von dem Wahne befreit, als verlange Adel, ritterlicher Grundbesitz und diese oder jene große Corporation ein qualitativ Verschiedenes vor andern Klassen, Ständen, Corporationen, rechtsfähigen Körpern.

Die Aufgabe des Herrenhauses, sagen wir kurz des lebendigen Adels Preußischer Nation, ist es also im Kurzen, vor allem Volke immer schärfer, immer deutlicher auszusprechen, nachzuweisen, zu vertheidigen und zur rechtlichen Erscheinung zu bringen, daß Völker, die leben wollen, die eine Zukunft haben, nicht in einem Mischmasch von Formen: — Demokratie und aristokratisches Flitterwerk, oder Absolutismus und constitutionelles Flitterwerk, oder Monarchie und parlamentarische Tribunen-Regierung — Gestaltung gewinnen können, sondern daß **ein** großes Gesetz ihrer inneren Bildung gleichsam ihren sittlichen Nervenstrang ausmachen muß; ferner, daß Preußen den aristokratisch-corporativen Geist, den es als ein innerlich gesundes Land, als ein vorzugsweise ackerbautreibendes Land, unter einer grauen, dünnen Oberfläche liberaler Spinngewebe noch bewahrt, einen Geist, der selbst in den neuen Provinzen und selbst in den industriellen Gegenden des Vaterlandes heilsame Nachwirkungen zeigt, offen in sein großes Verfassungs-Gesetz aufnehmen muß; daß dieses große Gesetz gleicher Weise in der Festigkeit des ritterlichen Grundbesitzes und in der daran geknüpften Autoritätsstellung des Besitzers, wie in der Geschlossenheit des Bauernhofes und in der innern Verbundenheit der ganzen Bauern-Gemeinde und ihrer auf Rechte und Pflichten gegründeten Freiheit, wie in der Befestigung der Stadt und ihres innern Lebens und ihrer auf festes Bürgerthum, handwerkliche, kaufmännische und andere Corporationen beruhenden Selbstverwaltung zur Erscheinung kommen muß; kurz daß überall der schamlose Krieg des Individuums gegen das Individuum aufhören, und daß erst dann die Stellen, auf welchen ewig der freien Individualität ihr Recht bleiben wird, die der Kunst und der Forschung und aller idealen Thätigkeit, wieder geweihet und von den profanen Bedrängnissen des Tages frei werden können.

Das ist die große Aufgabe des lebendigen Adels Preußischer Nation, wie er im Herrenhause jetzt so stolz und ernst sitzt und berathet, und

wir haben schon in mancher der dort gehaltenen Reden bestätigt gefunden, daß er diese Aufgabe, die ja außerdem auf der Hand ruht, klar erkannt hat und in ihrer Förderung begriffen ist.

Und je weiter er in dieser Förderung und Lösung vorschreitet, desto klarer wird alles Volk erkennen, daß er kein „Preußen der Junker" will, sondern ein Preußen, das auf seine innersten Eigenthümlichkeiten sich zurückbesinnt, ein Königliches, ein freies, ein frommes, ein aufgeklärtes Preußen: Königlich, und zwar nicht blos an der Spitze, sondern durch und durch nach dem Gesetze nicht willkürlicher, sondern legitimer, willig anerkannter Autoritäten regiert, frei, nicht, weil es einmal in sechs Jahren Gelegenheit hat, beliebige Individuen zu wählen und durch sie eine centrale Macht, eine neue Absolutie zu stärken, sondern frei, weil alle innere Anlage in Stand und Gegend, in der Persönlichkeit und in der Corporation frisch emporblühen kann; fromm, nicht, weil eine Reihe bloßer Dogmen an die Stirn seiner Kirchen das Siegel der Orthodoxie heften, sondern weil in der Freiheit der Gemeinde, in Liebesdiensten apostolischer Ordnung und in der wechselseitigen Zucht priesterlichen Laienthums neben den geordneten Dienern und Einrichtungen sich erst ganz fest die Kirche und ihre segensreiche Gemeinschaft erbaut; aufgeklärt, weil das Preußische Volk dann von allen Träumereien erwacht, von aller Herrschaft unglücklicher und fremdartiger Systeme, von allen den krankhaften Neigungen, die überall da entstehen, wo ein naturgemäßer Bildungs- und Gestaltungstrieb unterdrückt ist, befreit sein wird.

Und während das Herrenhaus, so vom Einzelnen beginnend, aus den ihm zunächst liegenden aristokratisch-corporativen Interessen das tiefe und große Gesetz aller gut-preußischen Entwickelung schöpft und dasselbe in der Hand, ein ritterlicher Anwalt aller Stände und Klassen und ihrer den seinigen ganz parallelen Interessen wird, ergiebt sich der Regierung von selbst die Aufgabe, wie oben angedeutet, von einem gleichsam entgegengesetzten Standpunkte die Initiative zur Reform Preußens zu ergreifen, indem sie sich mehr und mehr in den Gegensatz vertieft, durch dessen Vertretung im November 1848 sie sich einen unsterblichen Namen in der Geschichte des Vaterlandes gemacht hat. Nur scheinbar ist die Aufgabe, die sie damit sich setzt, eine theoretische und eine in der Einsamkeit stiller Erwägungen zu lösende, in Wirklichkeit stellt sie sich als ein sehr ernster Kampf gegen allerlei Mechanismus, den die Vergangenheit in unserer Verfassung aufgehäuft hat, in Wirklichkeit besteht sie in einer Revision und Eliminirung einer langen Reihe von Stützen und Krücken, welche das Regime der Doctrinäre bei ihren Versuchen, dem lebendigen Staate Preußen statt seiner natürlichen Adern, Nerven und Muskeln mechanische Präparate zu geben, nothgebrungen dem „künstlichen Greise" octroyiren mußte.

Wir erörtern demnächst diese Aufgabe der Regierung, an deren Lösung mitzuwirken uns gerade das Haus der Abgeordneten —

sowohl in denjenigen Fractionen, die die Resultate einer neuen Gesellschaftswissenschaft und eine tiefere Erkenntniß des Staates, als eines organischen ewigen Wesens, bereits gewonnen haben, als in den Fractionen, welche auch heut noch mehr dem Geiste der ersten Periode unseres Parlamentarismus unterthänig sind, — ganz besonders geeignet erscheint.

Die jüdische Weltreligion oder die jüdische Reform und der Talmud.

I.

Eine Periode der Judenfrage kann als abgeschlossen betrachtet werden: es ist die erste Periode, die sie durchlaufen hat — die des Liberalismus, in der es sich um bürgerliche und politische Emancipation handelte.

So lange Christ und Jude sich noch mit der vollen Kraft ihrer religiösen Ausschließlichkeit gegenüberstanden und selbst der Absolutismus des vorigen Jahrhunderts den Ständen, nachdem er ihnen ihre politische Macht genommen hatte, ihr mittelalterliches Verhältniß zu einander ließ, war es auch keine Frage, daß der Jude nur einen fremden Anhang zur ständischen Ordnung bildete und dem exceptionellen Schutze, den ihm der fürstliche Absolutismus gewährte, verpflichtet blieb.

Als aber auf christlicher Seite der Pietismus gesiegt und das Gemüth sich von der historischen Gestaltung des Christenthums abgesondert hatte —, als auch das Judenthum dem kritischen Anstoß, den die Leidenschaften des dreißigjährigen Krieges zur Auflösung der europäischen Lebensordnung gegeben hatten, gefolgt war und sein deistischer Verstand sich aus den Satzungen zurückgezogen hatte, da erhob sich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Judenfrage, und ihre Beantwortung schien den Vertheidigern der allgemeinen Freiheit so gewiß, so einfach und natürlich, daß sie die Frage kaum noch als eine solche gelten lassen wollten.

Zu derselben Zeit, als Spalding und Jerusalem den gesammten Besitz der christlichen Aufklärung im Glauben an den Einen Gott und an Unsterblichkeit zusammenfaßten und den Friedensschluß mit dem aufgeklärten Juden vorbereiteten, hatte sich unter der Wucht des aufgeklärten fürstlichen Absolutismus der einförmige Menschenhaufe gebildet, dem der Jude sich so verwandt fühlte, daß er die Aufnahme in denselben fordern konnte, und der kein Recht mehr hatte, dieser Forderung Widerstand zu leisten.

Den Ständen hatte zwar der neue Absolutismus, als er sie ihrer politischen Macht entkleidete, den Schmuck ihrer Attribute, ihre persönlichen Ehren und Zierden und ihre Abgränzung gegen einander gelassen;

aber diese Erinnerungen an ihre Vergangenheit mußten in der Zurückgezogenheit des Privatlebens, auf welche sie mit denselben verwiesen waren, erblassen, ihre Ehren und ihre Vorzüge erlagen unter dem Druck der Macht, die auf ihnen allen gleichmäßig lastete, ihrer Abgränzung spottete der allgemeine Staatszweck, der sich die oberste Bestimmung über sie alle vorbehalten hatte und sie nach seinem ausschließlichen Ermessen durch einander würfeln konnte, und ihnen allen blieb nur Ein und dasselbe Mittel, sich persönliche Macht und Bedeutung zu verschaffen, — das Geld.

Indem sie nun in dem Streben nach diesem Mittel des Ansehens sich vereinigten und zur bürgerlichen Gesellschaft zusammenflossen, kamen sie dem Wunsch des Staates selbst entgegen, der im Geld den ersten und mächtigsten Nerv seiner Thätigkeit sah und diese Vereinigung der Stände zum Erwerb als die Bürgschaft für den ruhigen Besitz seiner Macht betrachtete. Aber Eines fehlte noch. Die bürgerliche Gesellschaft war noch nicht vollständig, so lange ihr diejenigen noch fehlten, die von jeher das Geld als die einzige Grundlage ihres Ansehens gesucht und sich als Virtuosen des Erwerbs und des Zusammenhaltens bewährt hatten. Hatte der Staat noch ein Recht, wenn er außer seiner concentrirten Macht, die gleich einem überirdischen Wesen über dem Gewühl des Erwerbs schwebte, nur noch die bürgerliche Gesellschaft kannte, die Juden von dieser auszuschließen? War er überhaupt im Stande, die Grenzen des Juden-Viertels aufrecht zu erhalten, nachdem die Geldwirthschaft dieselben längst zersprengt hatte? Lag es nicht in seinem eigenen Interesse, die Lebhaftigkeit des Verkehrs und des Erwerbes zu steigern und die Verschmelzung der Interessen, die sie thatsächlich durchgesetzt hatte, gesetzlich anzuerkennen? Konnten die Juden sich nicht darauf berufen, daß sie das Bürgerrecht dieser Welt bereits besäßen, nachdem dieselbe sich dem Gesetz, dem sie seit Jahrtausenden huldigten, gebeugt hatte? Es war keine Frage. So wie sie aufgeworfen wurde, war sie auch beantwortet.

Und dennoch, obwohl diese Antwort, seitdem sie von Dohm zum ersten Male aufgestellt war, als unumstößliche Wahrheit gilt und nun fast acht Jahrzehnte hindurch als solche wiederholt worden ist, ist sie noch unendlich weit davon entfernt, sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen. Eine Welt von Gefühlen und Empfindungen, die im innersten, wenn auch noch nicht gedeuteten Seelenleben ihre Wurzel haben, steht ihr noch entgegen; eine Welt von Leidenschaften, die dem tiefsten Naturgrunde eines großen Theils der Gesellschaft entspringen, hält ihren Widerspruch gegen sie aufrecht, und eine Schaar von Interessen und Bestrebungen, wenn jene auch noch nicht ihre Ordnung und diese ihr eigentliches Ziel noch nicht gefunden haben, macht ihr jeden Fuß breit, den sie ihrer Ausführung näher rückt, streitig. Wenn aber einmal Dohm's und seiner Nachfolger und Verehrer Wahrheit wirklich einen

Sieg gewonnen hat und im Verfolgen desselben sich zu weit hat fortreißen lassen, dann raffen sich alle jene Gefühle, Leidenschaften und Interessen mit erhöhter Kraft zusammen und treiben sie den Gegner mit seinem Banner des Liberalismus fast bis auf seinen ursprünglichen Ausgangspunkt wieder zurück.

Wie der Liberalismus keine seiner Fragen hat lösen können, so übergiebt er auch die Judenfrage der kommenden Periode fast in derselben Gestalt, in der er sie zu den Zeiten Dohm's, Mendelssohn's und Mirabeau's aufgenommen hat. Nur trifft ihn auch in dieser Frage das gleiche Mißgeschick, das ihn in allen seinen Arbeiten verfolgt hat, daß er ermattet von Niederlagen und niedergeschlagen durch die Vereitelung seiner gerechtesten Hoffnungen und Erwartungen am Ende einer Laufbahn ankommt, die er mit der sicheren Aussicht auf den Sieg betreten hatte. Während er damals, als er seine Frage zuerst formulirte und die Antwort aufstellte, mit kühner Zuversicht den letzten Widerstand einer Welt, deren baldiges Verscheiden ihm unausbleiblich schien, auf sich lenkte, ist er jetzt durch die Erfahrung, daß er die Kräfte seiner Gegner falsch berechnet hat, irre gemacht, und legt er seine Frage verzweiflungsvoll an der Schwelle einer unbekannten Zukunft nieder.

Die Gereiztheit des Liberalismus über den Widerstand, den er mit seiner Forderung fand, hat sich besonders auf jüdischer Seite mit einer Bitterkeit ausgesprochen, deren Uebertreibungen die ganze Tiefe der Kluft beweisen, welche eben jene Forderungen, deren Gerechtigkeit man als unzweifelhaft voraussetzte, von ihrer Erfüllung trennt. Das Ebenmaß und die Selbstgewißheit des europäischen Charakters haben, vor Allem unter westlichen Völkern*), selbst die Riesen des geistigen Kampfes in ihrer Sprache bewahrt, wenn sie auch alle Mittel derselben aufboten und alle Waffen ergriffen, die ihnen dieselbe in ihrem Kampf mit tausendjährigen Vorurtheilen darbot. Die Kraft und Gewalt der deutschen Sprache namentlich hat die Helden des theoretischen Kampfes begünstigt, aber diese überwältigende Kraft hat unsere Sprache nur denjenigen in die Hand gegeben, die ihr Gesetz der Gründlichkeit beachteten, mit ihrem Gemüth in den Gegensatz sich hineinlebten und mit ihrer Leidenschaft ihn durchdrangen, bis das Feuer desselben ihn entzündete und in Brand steckte. Hier aber, im jüdischen Kampf gegen den Widerstand der christlichen und europäischen Welt treten uns die Ausbrüche einer Leidenschaft entgegen, die nur ihre Gereiztheit darüber ausspricht, daß sie einem Gegner gegenübersteht, der ihr fremd ist, fremd bleibt und den sie nur mit schrecklichen Anklagen überhäuft, weil sein Inneres ihr unzugänglich bleibt, weil sie es nicht kennt und nicht kennen darf.

Selbst in der gedämpftesten Form, in welcher diese leidenschaftlichen Anklagen gegen eine fremde Welt z. B. in den Schriften des

*) Wir sagen: unter den westlichen Völkern, denn die Rache-Poesie der Polen nähert sich dem orientalischen Charakter.

Herrn Gabriel Rießer auftreten, tragen sie noch den Stempel einer so unglücklichen Gereiztheit an sich, daß wir Bedenken tragen würden, sie in unsere Arbeit aufzunehmen, wenn sie nicht dazu dienten, die Stellung zu schildern, die sich der Liberalismus zu seinem Gegensatz gegeben hat und auch nur geben kann. Wie alle Schützlinge des Liberalismus ist auch der Jude nur das Opfer fremder Bosheit; nur der Neid, die Mißgunst und Habsucht seiner Gegner hat ihn zurückdrängen oder unterdrücken können; nur der Haß, zu dessen Priestern sich die Christen machten, hat die Juden zu seinen Opfern erkoren;*) nur Selbstsucht und Gemeinheit,**) und wie die niedrigen Laster alle heißen mögen, haben den Juden mit Verachtung beladen und das Urtheil über ihn getrübt. Wenn aber die Macht, die dem Juden die Anerkennung und seine Rechte versagt, wirklich so schlecht ist und so niedrig steht, — wenn sie die Macht der Schlechtigkeit und Niedrigkeit selbst ist, verlohnte es sich dann noch der Mühe, gegen sie zu kämpfen? War es dann recht und überlegt, von ihr Nachgiebigkeit und Zugeständnisse zu erwarten? Oder kann es dann zweckdienlich sein und einen Erfolg versprechen, wenn man über sie nur klagt oder sie durch Vorwürfe reizt, statt sie auf Tod und Leben zu bekämpfen und die Welt von einer Bosheit zu befreien, die dem Gerechten nur einen verborgenen Winkel zur Zuflucht übrig läßt?

Oder will der Jude wirklich kämpfen, — wann und wo hat es in der ganzen Geschichte, wenn es nicht dort war, wo das Gebot der Ausrottung der Cananiter erging und dies Gebot als vorbildlicher Befehl galt, einen Kampf gegeben, in welchem nur Schlechtigkeit der gerechten Sache gegenüber stand? Wann und wo ist jemals ein Kampf glücklich zu Ende geführt worden, in welchem derjenige, der ihn bestehen wollte, der Ueberzeugung lebte, daß er es nur mit der Verstocktheit der Bosheit und des Unrechts zu thun habe?

Alle Klagen des Juden kommen nur auf die Eine hinaus, daß er überhaupt kämpfen müsse und Gegner habe, und seine Gereiztheit entspringt derselben Quelle, welche die Ungeduld des Liberalismus hervortreibt, nämlich der Entdeckung, daß seine Ueberzeugung nicht das Glück hat, so wie er sie ausspricht, der Welt als unumstößliche Wahrheit einzuleuchten. Daher allein die herben Beschwerden des Juden, sein heftiger Unwille und vor Allem sein Unglück darüber, daß keiner seiner Erfolge Stand gehalten habe, und daß die Widerstandskraft der Welt sich nicht erschöpfen will.

So beklagt sich Hr. Rießer darüber,***) daß es den Juden nichts half, daß der gewaltige Riese des Fanatismus, welcher die Freiheit, die sie erobern wollten, wie in einem Zauberschloß gefangen hielt und be-

---

*) Rießer, kritische Beleuchtung der ständischen Verhandlungen u. s. w. 1833, p. 17.

**) Derselbe, jüdische Briefe II., 81.

***) Z. B. kritische Beleuchtung p. 25.

wachte, endlich erlegt ist und zu Boden gestreckt, durch die Macht der Menschlichkeit und Vernunft gefesselt, an der Schwelle liegt, — klagt er nun darüber, daß an seiner Stelle die Spukgestalten engherziger Vorurtheile die inneren Zugänge zur gefangenen Göttin versperren und den Juden den Sieg erschweren. Allein, um nicht zu fragen, wer den Riesen erlegte, und ob die jüdischen Streiter das Heldenwerk vollbracht haben, — ist es ein Unglück, zu kämpfen? Beweist sich nicht die Meisterschaft des Kämpfers erst in der Ueberwältigung des Details, und ist es jemals einer Wahrheit möglich gewesen, sich Eingang zu verschaffen, ehe sie die Schaar der Vorurtheile gedemüthigt hat? Ist es erniedrigend, mit den Geistern zu ringen, die bisher noch jeden Sieg schwierig gemacht haben? Ist wirkliche Arbeit eine Erniedrigung?

Die Welt ist nicht dazu verpflichtet, sich selbst anzuklagen und sich die Schuld beizumessen, wenn der Jude sich einer falschen Hoffnung hingab und es für unmöglich hielt*), daß der Vorrath des Hasses und der Vorurtheile, den die vergangenen Jahrhunderte aufgehäuft und in Gesetzen und Gesinnungen der Gegenwart zum Erdulden und zum Ueberwinden hinterlassen haben, noch durch neuen Zuwachs vermehrt werden konnte. Nicht die Welt trägt die Schuld für diese getäuschte Hoffnung, sondern diejenigen, die es nicht bedachten, daß zur Zeit, wenn die Entscheidung heranrückt, die Leidenschaften, die überwunden und bearbeitet werden sollen, noch einmal sich aufraffen, alle Verbündete aufrufen und mit unerwarteter Kraft auf dem Kampfplatze sich einfinden.

Und wenn die Reihe der Enttäuschungen und Niederlagen nicht abbrechen will, eine Hoffnung nach der anderen sich als eine Illusion bloßstellt und eine Erwartung nach der anderen als ein Fehlschluß, kann dann wohl die Schuld allein an der Mißliebigkeit der Welt — muß dann nicht der Fehler zugleich in der eigenen Berechnung liegen? Wenn die Nachricht kommt, daß der Gegner noch nicht wehrlos und ohne Regung am Boden liegt und vielmehr zu seiner Vertheidigung neue Anstalten trifft, müssen dann die Gerüchte, weil sie den Juden beunruhigen, nur seltsam und mährchenhaft sein**)? Sind diese Nachrichten mit ihrem Inhalt schon damit gerichtet, daß man ihnen entgegen ruft, wie sie mit Allem, was Freund und Feind bisher in der Sache der Juden gefordert haben, sich in Widerstreit befinden? Muß nicht eine Stimmung, die von jeder Regung der Gegenwart und Zukunft aus dem Gleichgewicht gebracht wird, an einem Fehler wanken, der tief in ihrer Vergangenheit begründet ist?

Ein Blick auf die Glanz-Erscheinungen, in denen die Unschuld und das ewige Recht der Juden an den Tag kam, wird uns den Sitz des Uebels kennen lehren.

---

*) Jüdische Briefe I. 15. 16.

**) Rießer, Besorgnisse und Hoffnungen für die künftige Stellung der Juden in Preußen. 1842. p. 1.

Dohm.

Noch jetzt feiern die Juden Chr. W. Dohm als den rühmlichsten Vorkämpfer für ihre Freiheit; sehen wir daher, was er für eine Freiheit für sie verlangt und wie er sie ihnen gegeben wissen will.

Als Dohm den Vorschlag machte, die Juden als ebenbürtige Mitglieder in die bürgerliche Gesellschaft aufzunehmen, aber Bedenken trug, ihnen auch den Genuß der politischen Rechte zu gewähren, sprach er zwar so, als ob das politische Wesen für sich selbst so erhabene Zwecke verfolge, daß die Juden, wenigstens für die nächste Zeit, noch nicht fähig seien, an dieser höheren Staatsarbeit Theil zu nehmen; allein er sprach nur so. Während seine Verehrung dem Staat gewidmet war, hing sein Herz an der bürgerlichen Gesellschaft; wenn er jenen, indem er ihn den Juden entzog, von einer schädlichen Berührung fern halten wollte, gedachte er diese zu erweitern und zugleich moralisch zu bereichern, indem er ihr die Juden einfügte; es war ihm nicht Ernst damit, wenn er den Staat als obersten Zweck aller menschlichen Thätigkeit bezeichnete, denn im Grunde seiner Ueberzeugung galt er ihm nur als ein Mittel, um die Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft zu fördern und zur Ausführung zu bringen. Er dachte wie seine Zeit, die aus allen Kräften daran arbeitete, den Staat zum Diener der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, und die Nähe der Revolution fühlte, die den Staat mit der Dictatur und mit allen Schrecken derselben bekleiden sollte, damit er die bürgerliche Gesellschaft von seinen eigenen Eingriffen vollständig emancipire.

Er hat aber auch diesen seinen wahren Gedanken, der zugleich der Gedanke und die Triebfeder seiner Zeit war, selbst ausgesprochen. Um die Aufnahme der Juden in die bürgerliche Gesellschaft zu bewirken, appellirt er an das eigene Interesse der letzteren, die durch die Benutzung der jüdischen Betriebsamkeit einen größeren Schwung und gesteigerte Productionskraft gewinnen würde;*) er erinnert sodann die Regierungen an ihren eigenen Grundsatz, wonach sie in der fortschreitenden Zunahme der Bevölkerung die wesentlichste Bedingung des allgemeinen Wohles erblicken; er beruft sich endlich ausdrücklich auf die edle und große Aufgabe der Regierung, die ausschließenden Grundsätze der verschiedenen Kreise, aus denen die bürgerliche Gesellschaft besteht, so zu mildern, daß sie die große Verbindung, zu der sie gehören, nicht mehr unterbrechen und ihren Einklang nicht verhindern. Ueber den Ständen und Klassen, welche die bürgerliche Gesellschaft umschließt, sagt er eben so ausdrücklich,**) und über den religiösen Gegensätzen steht noch etwas mehr, was mehr als alle diese Besonderheiten ist, — der Bürger und der Staat hat erst seinen Zweck erreicht, wenn dieses Höhere geschaffen und anerkannt ist.

---

*) Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden I., 3.
**) A. a. O. I., 26.

Und dennoch, obwohl er die Juden zu dieser höheren Sphäre beruft, die über den politischen und religiösen Ordnungen und Kreisen steht, — obwohl er es zugiebt, daß ihnen, wenn sie für den Genuß des Bürgerrechtes reif sind, auch die Ehre des Staatsdienstes nicht versagt werden könne, will er ihnen den Eintritt in denselben für die nächsten Generationen, d. h. in Wirklichkeit, verschließen? Soll derselbe das Privilegium der Christen bleiben? *)

Warum? Weil die Staaten an geschickten Bedienten keinen Mangel leiden? Also nur um die christlichen Staatsbedienten von einer unnöthigen Concurrenz zu befreien? Nein! Ein weniger gehässiges Selbstgefühl, wenn er sich dasselbe auch nicht vollständig erklären konnte, hielt ihn davon ab, diese Consequenz des Bürgerrechtes den Juden zu ertheilen.

Die bürgerliche Gesellschaft ward zu seiner Zeit erst; sie war noch nicht vorhanden; die Juden konnten daher nicht einmal als anerkannte Mitglieder in sie eintreten. Der Staat sollte erst noch seine ganze Allmacht ausüben, um sein Zerstörungswerk an sich selbst zu vollenden und den einförmigen Menschenhaufen der bürgerlichen Gesellschaft zu erzeugen.

Aber mußte denn dies Zerstörungswerk, wie die Ungeduld des aufgeklärten Christen und Juden dachte, die letzte Aufgabe des Staates sein? War es nicht möglich, daß die Klassen und Ordnungen, die der revolutionäre Aufstand der Staatsmacht zersprengen sollte, sich in einer neuen Form wieder sammeln würden? Jahrtausende hindurch haben die Völker Europa's an ihrer Staats-Ordnung gearbeitet, mit dem Schwert haben sie dieselbe in den Boden ihres Welttheils hineingeschrieben, mit ihrem Recht sie befestigt, mit ihrer Seele belebt, mit ihrer Kunst und Wissenschaft sie geschmückt und vertheidigt; — war es ihnen also zu verdenken, wenn sie ihren eigenen Geist, den sie in dieser Staats-Ordnung zur Darstellung gebracht haben, als alleinigen Richter und Werkführer zugleich in den Kämpfen, die das neue Verhältniß von Staat und Gesellschaft herbeiführen sollten, anerkennen wollten? War es unbillig von ihnen, wenn sie einen fremden Geist von dieser Riesen-Arbeit fern hielten und sich noch weniger dazu aufgefordert fühlten, ihm die oberste Leitung derselben in die Hand zu geben? Waren sie schon so tief gesunken, sich den Fremden auf Gnade und Ungnade zu ergeben und von ihrer Entscheidung die Bestimmung über ihre Zukunft zu erwarten?

Es war etwas diesen Fragen Aehnliches, was Dohm in seinem Inneren fühlte, als er sich gegen sofortige politische Emancipation der Juden aussprach, aber er konnte sich über seine Abneigung dagegen keine klare Rechenschaft geben, und in seiner Verlegenheit gab er einen bedenklicheren Grund an, der ihrer augenblicklichen Befreiung entgegen-

*) Ebend. I., 113.

stehe; — er meinte ihre „Verderbtheit", die sich aus der eingeschränkten Beschäftigung, zu welcher sie der Druck der Zeiten verurtheilt habe, erklären lasse. *)

Man höre daher auf, ihn als den glänzendsten Vertheidiger der Judensache zu rühmen. Er wollte den Juden die Freiheit geben, wie sie die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts allen ihren Schützlingen gaben. Er beschenkte sie, indem er sie verachtete, und er verachtete sie aus einem Grunde, der ihn hätte abhalten müssen, ihnen die Freiheit aufzudrängen. So warf Voltaire der Menschheit die Freiheit zu, während er sie als eine verächtliche und von Vorurtheilen erfüllte Species von sich stieß. So rief Rousseau die Unglücklichen, die er wegen ihrer Verderbtheit floh und verabscheute, zur Rückkehr in den Naturzustand auf. So wirkten die aufgeklärten Regierungen des vorigen Jahrhunderts für ihre Untergebenen, während sie dieselben als unheilbare Sklaven verachteten. So zwang die französische Revolution unter Todesstrafe ein ganzes Volk zur Freiheit, zwang sie durch ein Decret auch die Juden dazu, die Freiheit anzunehmen.

Das war die Freiheit des achtzehnten Jahrhunderts! Um so schlimmer stand es aber für die Sache der Juden, da sie sich selbst verachteten und sich vor sich selber schämten, als über die Anerkennung ihrer Bürgerrechte verhandelt wurde.

Die Berliner Hausväter.

Die jetzigen Juden haben allen Grund dazu, auf den Muth, mit dem einige Hausväter der Berliner Judenschaft ihre Lossagung vom Ceremonial-Gesetz dem Probst Teller meldeten und es seiner Bestimmung anheimstellten, was er nun mit ihnen in bürgerlicher und religiöser Beziehung anzustellen vermöge, stolz zu sein; — die Nachkommen müssen wenigstens den Muth ihrer Vorfahren bewundern, wenn sie an die Unsicherheit und Aengstlichkeit ihres eigenen Abfalles vom Talmud denken; — sehen wir daher, wie sich dieser Muth bewährt!

Weshalb wollten die Hausväter dem Ceremonial-Gesetz den Gehorsam aufsagen? Weil es zur Sittlichkeit außer allem Verhältniß steht? auf die Sittlichkeit, wie sie sich ausdrücken, weder einen nützlichen noch schädlichen Einfluß übt? Nein! Der eigentliche Grund, weshalb sie aus diesem Leben unter einem sittlich bedeutungslosen Gesetz heraustreten wollen, liegt in den Hindernissen, welches das letztere ihrem völligen Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft entgegensetzt.**) Die Verrichtungen, welche die positiven Bestimmungen des Ceremonial-Gesetzes vorschreiben, nennen sie peinlich, bezeichnen sie als zeitraubend und finden sie außerdem lästig, weil sie mit Kosten verknüpft sind, die negativen ver-

*) Ebend. I., 34. 109.

**) Sendschreiben an den Probst Teller von einigen Hausvätern jüdischer Religion. 1799. p. 58.

werfen sie, weil dieselben ihrer Thätigkeit im bürgerlichen Leben Schranken setzen.*) Wie Dohm das Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft ins Auge faßte, als er ihr die Aufnahme der Juden anempfahl, so ist es die Benachtheiligung, zu welcher sie ihr Gesetz im Kampf des bürgerlichen Verkehrs verurtheilt, was die Hausväter bewog, demselben den Gehorsam aufzukündigen.

Wenn aber auch die Hausväter auf diesem Standpunkt der berechnenden Klugheit das Wort, daß wer von diesen Geboten nur Eines befolgt, verpflichtet ist, sie alle zu erfüllen, nicht fassen konnten, so trugen sie doch ein sehr gefährliches Gefühl in sich, welches sie in die Schranken des Judenthums wieder zurücktrieb und ihnen von Neuem alle Opfer auflegte, denen sie sich durch die Lossagung vom Ceremonial-Gesetz entziehen wollten.

Ein Gesetz wenigstens mußten sie befolgen, falls sie nicht eine neue Natur annehmen wollten: das Gesetz, Jude zu sein. An die Unumstößlichkeit dieses Gesetzes hielt sich die öffentliche Meinung und beurtheilte danach die Unausführbarkeit ihres Vorschlages. Und sie selbst? Sie gestehen es offen, daß ihre väterlichen Gebräuche auf sie keine andere Wirkung als die der Schaam vor sich selbst und vor Anderen hervorgebracht und daß deren Beobachtung sie in Gegenwart fremder Religions-Verwandten, selbst der Dienstboten, nur scheu, verlegen und unruhig gemacht habe. Allein ist die Schaam und die innere Verlegenheit gehoben, wenn das Urgesetz, das Judenthum in ihnen geblieben ist?

Es ging ihnen wie Moses Mendelssohn, der in seinem Schreiben an Lavater**) die rabbinischen Schriften, aus denen die Christen ihre Kenntniß des Judenthums zogen, — (man erlaube uns den Ausdruck hinzuschreiben) — Scharteken nannte, die kein vernünftiger Jude lese, und dem mit Recht darauf erwiedert wurde,***) daß der große Haufe des jüdischen Volkes sich doch nur nach diesen von ihm so verächtlich abgefertigten Büchern bildet, daß die Synagoge sich auf sie beruft, die Rabbiner auf sie wie auf göttliche Bücher verweisen, und daß ihm selbst, wenn er Jude sein will, keine anderen Bücher zu seiner Belehrung und zur Einrichtung seines Lebens übrig bleiben.

Die Hausväter schämten sich wie Mendelssohn der geschichtlichen Substanz, auf der ihr Leben beruhte, und verachteten ihr eigenes Wesen. Aber kann diese Schaam und Verachtung seiner selbst, wenn sie nicht zu einem neuen Ich führt, die Freiheit erwerben? Das achtzehnte Jahrhundert, welches die alte Lebenssubstanz nur auflöste, ohne eine neue zu schaffen, konnte daher auch nicht die Freiheit geben, die es seinen Sclaven und den Dienern des Vorurtheils versprach.

*) Ebend. p. 5.

**) 1770. p. 12.

***) Schreiben an den Herrn M. Mendelssohn von Kölbeln. 1770. p. 24, 25. Betrachtungen über das Schreiben des Herrn M. M. 1770. p. 8, 9.

Der vereinigte Landtag.

Wohlan! Dann kommen wir vielleicht zum Ziel, dachten die freisinnigen Mitglieder des vereinigten Landtags, wenn wir das Werk des achtzehnten Jahrhunderts ergänzen und vollenden! Verachten wir uns selbst, wie sich der Jude bisher verachtet hat, und schämen wir uns unserer Geschichte und der Grundlagen, auf denen unser tausendjähriges Denken und Wirken beruht, damit der Jude uns wirklich gleich und ebenbürtig sei! Die Freisinnigen des Landtags sprachen wenigstens so, als ob sie durch diesen Wetteifer in der Selbstwegwerfung dem Juden die Ebenbürtigkeit mit der christlichen Welt sichern wollten.

In diesem Sinne sprach sich Herr von Vincke dahin aus, daß er keinen Religions-Grundsatz der Juden kenne, der der christlichen Anschauung durchaus widerspräche, und hatte er den tiefen Gegensatz der jüdischen Gesetzlichkeit und der christlichen Moralität für sich so gründlich in Vergessenheit gebracht, daß er es wagen konnte, den Satz aufzustellen, daß die moralischen Vorschriften der Juden im Wesentlichen mit denjenigen, denen die Christen folgen, dieselben sind. In demselben Sinne erklärte Herr Mevissen, daß er nicht der Ansicht beistimmen könne, die im mosaischen Gesetz den Grund der Trennung sieht, in der sich der jüdische Stamm seit zwei Jahrtausenden gehalten habe.

Den freisinnigen Mitgliedern des Landtags war es aber nicht genug, den Gegensatz der jüdischen und christlichen Welt als einen sinn- und grundlosen darzustellen, sondern sie hielten ihren Sieg erst für gesichert, wenn sie auf die große Domäne hinwiesen, die der Christ bisher mit Unrecht als die seinige betrachtet und der Jude ihm mit Erfolg streitig gemacht habe. Ein Gebiet, sagte Herr Mevissen, hat der christliche Druck den Juden nicht nehmen können, — das Gebiet des Geistes, der geistigen Freiheit, der geistigen Forschung, und es giebt kaum ein Gebiet des Wissens, auf welchem wir nicht Juden begegnen, die unbestritten den ersten Namen beizuzählen sind.

Von dieser Geschichts-Anschauung aus bedurfte es nur noch Einen Schritt, und Dohms Satz: daß es im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft liege, die Betriebsamkeit der Juden für sich nutzbar zu machen, stand mit einer Kraft da, die den Juden stolz machen und die ganze christliche Welt tief beschämen mußte. Der Fürst Lynar begnügte sich noch damit, diesen Satz nur etwas moderner auszudrücken, indem er es einen Akt der Staatsklugheit nannte, einen Volksstamm, der sich durch hohe Geistesgaben glänzend auszeichnet, mit dem Staate vollkommen zu verschmelzen; Herr Camphausen aber ging etwas kühner, — angriffsweise zu Wege, indem er wegen des demüthigenden Mangels an geistigen, namentlich an practischen Fähigkeiten, den er in der christlichen Welt entdeckt hat, die Erweiterung des Kreises, in welchem diese Fähigkeiten zu suchen sind, als eine dringende Nothwendigkeit bezeichnete.

Herr von Vincke glaubt nicht mehr an den Gegensatz des christ-

lichen und jüdischen Geistes. Die positiven Formeln, welche die Welten beider Geister von einander trennten, sieht er nicht mehr, weil sie in das Innere zusammengefallen sind, in welches sie der Pietismus und die Aufklärung gestürzt haben. Allein sind dieselben deshalb spurlos und für immer verschwunden? Arbeiten sie nun nicht um so heftiger und angestrengter im Innern? Suchen sie nicht vielmehr hier erst ihre Einheit — ihre eigene Einheit, so daß sie mit erhöhter Kraft wieder hervorbrechen und die Welt bearbeiten können — ihre Einheit mit dem Innern, das sie birgt und nun erst vollkommen zu seiner Seele umbildet?

Der Kampf beider Welten, die sich bisher mit ihren Formeln ausgeschlossen haben, wird nur um so heißer und gründlicher werden, wenn sie ihren Gegensatz zu einem seelischen erheben und sich mit ihrer innersten Seele bekämpfen und einander die Welt streitig machen.

Die beleidigende Unbeholfenheit, mit der Hr. v. Vincke bemerkte, daß er es für seine Person nicht gern sehen würde, einen seiner Emancipirten im Ständesaal zum Nachbarn zu haben, ist zum Theil aus seiner Unbekanntschaft mit dem wirklichen Stand der Frage zu erklären, wenn diese Erklärung auch noch keine Entschuldigung enthält. Aber er gestand damit doch ein, daß noch ein Gegensatz — ein tiefer Gegensatz vorhanden ist; er wußte ihn nur nicht zu deuten, konnte ihn daher auch nicht in angemessener Form ausdrücken.

Kein Forscher wird den Bemühungen und Arbeiten derjenigen Juden, die auf dem Gebiet der Wissenschaften thätig sind, die Anerkennung versagen und er wird in ihnen seine Mitarbeiter sehen; aber er wird sich auch darauf verlassen können, daß sie Hrn. Mevissen bezeugen werden, daß die schöpferischen Meister der Wissenschaft, wenn wir von den Griechen absehen, bis jetzt nur auf christlichem Boden entstanden sind.

Es ist wahr, die neue Einheitskraft, nach der der Christ in seinem Innern sucht, steht noch nicht fertig und vollendet da; aber deshalb sind die geistigen Fähigkeiten der christlichen Welt noch nicht in so bedrohlicher Weise, wie Hr. Camphausen fürchtet, verfallen. Sie schlummern nicht einmal, sind vielmehr in der höchsten Anspannung begriffen, und ihre Gewalt kann Hr. Camphausen aus der Leichtigkeit und Schnelligkeit berechnen, mit der sie die halben Befriedigungen, die ihnen der Liberalismus darbot, zurückgewiesen haben.

So groß ist noch diese Gewalt, daß selbst die liberalen Mitglieder des Landtags sich gezwungen sahen, der Rechtsgleichheit, die sie für die Juden forderten, die Ausführung zu erschweren, indem sie die Judenschaft des Staats als eine besondere Corporation anerkannten, wenn sie auch den Bestand derselben auf Cultuszwecke beschränkten. Sie gestanden es damit ein, daß das jüdische Gesetz doch ein eigenes Wesen sei, und widerriefen somit Alles, was sie von der Uebereinstimmung desselben mit der christlichen Anschauung gesagt hatten.

Sächsische Briefe.

I.

Sie fordern mich auf, verehrtester Freund, Abhandlungen für die „Berliner Revue“ zu schreiben, Abhandlungen zum Schutze deutscher, genauer altsächsischer Sitte und altsächsischer Lebensbedingungen gegen die modernen Nivellirungs- und Mechanisirungs-Tendenzen. Ich sei, meinen Sie, in Deutschland so bewandert, speciell aber mit dem Lande der Sachsen zwischen Rhein und Elbe und darüber hinaus so vertraut, daß ich mehr wie ein Städter, der Jura oder National-Oekonomie studirt habe, im Stande sei, ein competentes Urtheil über ländliche Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen abzugeben. So schmeichelhaft mir auch diese Ihre Aufforderung und Ihre Aeußerung über meine schriftstellerische Fähigkeit sind, und so gerne ich auch Ihrem Wunsche Folge leisten möchte, so muß ich doch offen gestehen, daß ich solcher Aufgabe, wie Sie mir sie stellen, nicht gewachsen bin. Wohl kenne ich Land und Leute meines Vaterlandes, wohl bin ich sehr vertraut mit sächsischer Art und Weise, aber nicht gewohnt, nicht geübt und nicht mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, um diese oder jene Frage, wie etwa die Frage der bäuerlichen Erbfolge, isolirt von allen übrigen Verhältnissen und Fragen erschöpfend zu besprechen und dabei etwa nachzuweisen, daß das altsächsische Recht und die altsächsische Sitte auch dann besser seien, als die importirten französischen Gesetze, wenn wir lediglich den Nützlichkeits-Maßstab in Anwendung brächten. Ich kann vielmehr über die sächsischen Lebensverhältnisse nur in ihrer Totalität sprechen, nur insofern, als sie einen lebendigen Organismus bilden: nur als solche habe ich sie in meiner Jugend kennen gelernt, nur über solche habe ich im gereiften Alter nachgedacht. Wenn Ihnen deshalb damit gedient ist, daß ich, statt Abhandlungen zu schreiben, Lebensverhältnisse zeichne, wie sie in sächsischen Landen bestanden und noch bestehen, Lebensverhältnisse, die sich von den durch moderne Gleichmacherei herbeigeführten Lebensverhältnissen eben so leicht unterscheiden lassen, wie der Cadaver von dem lebendigen Leibe: wenn, wie gesagt, Ihnen mit solchen Zeichnungen gedient ist, so bin ich gern bereit, für die „Revue“ zu schreiben. Es bedarf nur einer Zeile von Ihrer Seite, um mich zum Schreiben zu veranlassen, oder nur des Abdrucks dieses Briefes, um mich zu den Fortsetzungen zu bestimmen.

Ich bediente mich des Ausdrucks „Lebensverhältnisse, wie sie in sächsischen Landen bestanden und noch bestehen.“ Ich hätte richtiger gesagt: „theilweise noch bestehen“. Denn auch im Sachsenlande ist seit Jahrhunderten der Kampf zwischen dem Althergebrachten und der modernen Gleichmacherei entbrannt, und Schritt für Schritt haben sächsischer Trotz und sächsische Beharrlichkeit dem Andringen aller möglichen Ele-

mente weichen müssen. Die Geistlichkeit oft, die Bureaukratie, die Volksschullehrer und schließlich die Juden, das sind die Hauptgegner, die Hauptvernichter altsächsischer Art gewesen und sind es auch noch heute. Es ist schmerzlich, Zeuge dieses Vernichtungskampfes sein zu müssen, doppelt schmerzlich, weil von jeher gewichtige Männer sich gegen diesen Vernichtungskampf erhoben haben und noch heute erheben, ohne irgendwie Gehör zu finden. Gestatten Sie, daß ich auf einige derselben hier hinweise. Ich mache dadurch zugleich meiner eigenen Galle Luft und vermeide die Gefahr, wegen Beleidigungen, Aufreizung zum Mißvergnügen u. d. m. gerichtlich belangt zu werden.

Zuerst sei zweier Männer gedacht, die ihre warnende Stimme schon damals erhuben, als das Zeitalter des Liberalismus oder der Revolution erst im Anzuge war, als so zu sagen erst die Morgenröthe der neuen Zeit wahrgenommen wurde. Es sind das der Osnabrücker Justizrath Justus Möser und der Büsumer Pastor Neocorus (Johann Adolf Köster): beides sächsische Männer von der großen Zehe bis zum Wirbel des Haares, beides begeisterte Vertheidiger altsächsischer Art und Sitte, aber so daß Möser der practische Mann des Lebens ist, und als solcher die überlieferten rechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse seines Stammes vertheidigt, Neocorus dagegen das geistige Leben, die Sagen, Sitten, Gebräuche, Lieder, Märchen u. s. f. Möser ist allgemein bekannt, wird sogar von liberalen Schriftstellern gerühmt, aber seine Warnungen sind nichts desto weniger bis auf den heutigen Tag in den Wind geschlagen. Nicht einmal nach Verdienst zahlreiche Leser haben seine „patriotischen Phantasieen“ gefunden, obwohl Goethe im vorigen Jahrhundert schon den Ausspruch that: „wie oft habe ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl Möser dabei denken oder sagen?“ Den Neocorus hätten die Geistlichen und Volksschullehrer lesen sollen, wie die Staatsmänner die Werke von Möser; aber seine Chronik ist der großen Menge kaum dem Namen nach bekannt geworden, obwohl noch heute sein Urtheil über „Volksbildung“ volle Gültigkeit hat gegenüber der städtischen „Kunstbildung“. „Se hebben,“ rühmt er von seinen Landleuten, „sick ock vor allen benaburten Völkern in Poeterieen, Dichten und Singen, darin men so gude ingenia lichtlich spören kann, geövet und hervor gedaen, dat se darin den Bardis bi den Gallis nichtes nagegeben, wo dan solches de olden ditmerschen Gesenge tügen, de se van eren Schlachtingen, Averwinningen, wunderlichen Geschichten, seltsamen Aventüren edder andern lustigen Schwenken, ock wol Boitschaften und anderen Lastern gewisser Personen mit sonderlicher Leflichheit und Meisterschop gedichtet hebben, de ock so kunstlich gestellet sin, dat fast nicht ein tropus edder figura in der edlen Redekunst, so nicht in einen edder meer Gesengen kende gewiset werden. Solche averst sin to dem Ende sonderlich gerichtet, dat se allenthalven ock in eren Erenfrowden aller Manheit, Dogel

und Ere so weinig vorgeten, dat se ock ermanet und gereizet, im Jegendeel averst van Lastern und Sünden afgeschrecket unde afgeholden worden." An einer andern Stelle: „Und is to verwundern, dat ein Volk, so in Scholen nicht ertagen, so vele schone lefliche Melodien jedem Gesange na Erforderinge der Wort und Geschichte geven konnen, up dat ein ides (jedes) sine rechte Art und eme gehörende Wise etwederst mit ernster Graviteitischeit edder frowdiger Lustichheit hedde." Endlich mit Hinblick auf die herannahende Kunstbildung: „De Minschen hebben gemeinlich Lust to nien Dingen und sin sehr vorgetern, und nicht allein bi dissen, sondern ock fast allen Nationen, insonderheit averst dudsches Landes wert oft geklagt und is billich hoch to klagen Und twar, wenn noch etwas bi etlichen im Gedechtnis, wert lichtlich vorgeten edder is unbekannt; sintemal men in etlichen Karspeln (Kirchspielen) solcher Gesenge begunt to entsehen und schemen, welches ehm billich eine Ere und Rum, dar it met igen und na Gelegenheit gebrucket worde. Se scholden sik vele mehr eres Hochfardes, Stoltes, Avermodes, Unmeticheit, Unart, unkuschen Wesendes und wokerlichen Handels schemen, deren sik ere Vorvaren gemetigt und solche Lust, Vrolicheit und frundliche Bescheidenheit (heitre Lebensweisheit) darvor gebruket und in Werk gestellet hebben."

So vor ungefähr zwei hundert Jahren der Pastor von Büsum. Was seit jenen Tagen die sogenannten Gebildeten, die Geistlichen und die Staatsgewalt im Bunde ausgerichtet haben, liegt zu Tage. Es ist dahin gekommen, daß man gerechte Zweifel hegen muß, ob der sächsische Stamm in seiner Eigenthümlichkeit noch erhalten werden kann. Zwar ist seit einigen Decennien eine gewaltige Reaction von Seiten der Wissenschaft eingetreten zu Gunsten der Volksbildung, aber die Erhaltung der Volksbildung ist nur möglich, wenn der sächsische Hof, das sächsische Dorf und die sächsische Gemeinde erhalten werden, wie umgekehrt der sächsische Hof, das sächsische Dorf und die sächsische Gemeinde nur auf die Dauer erhalten werden können, wenn die sächsische Denk- und Anschauungsweise erhalten wird. Materielles und geistiges Leben eines Volkes sind nicht zu trennen, sondern müssen in ihrer Wechselwirkung aufgefaßt werden. Als ich vor einigen Jahren den Colon Trampe in Südlengern besuchte und dieser mir klagte, daß wahrscheinlich die Löhner-Osnabrücker Eisenbahn über sein Gehöfte führen werde, entgegnete ich ihm, daß er die abzutretenden Grundstücke ja doppelt bezahlt erhalte. Verdutzt und erstaunt entgegnete er erst nach einigen Augenblicken, daß ihn an dem Gelde in diesem Falle nichts liegen könne; das Geld werde bald ausgegeben, aber daß der Hof verschlechtert sei, darüber würden ihm noch seine Kindeskinder im Grabe fluchen. Glücklicher Weise ist er verschont geblieben von der Eisenbahn, und wird deshalb wohl noch nicht von

seiner sächsischen Anschauung von einem Gehöfte gelassen haben. Schlimmer ist es den Bauern zu Spradow ergangen. Als man dort — ich weiß nicht, war es 1847 oder 1846 — die neue Eisenbahn ausmessen wollte, kamen die Spradower Bauern zu den hannoverschen Beamten mit der Frage, was sie da auf ihren Grundstücken machten. „Wir wollen die Eisenbahnlinie vermessen," war die Antwort. Die Bauern kehren heim, kommen aber alsbald mit Dreschflegeln, Heugabeln u. s. f. bewaffnet wieder und jagen die Beamten unter dem Rufe „wi wit ju bi Isenbahnen!" aus den Grenzen der Gemarkung. Natürlich war die Folge eine Vermessung unter dem Schutz bewaffneter Macht. So die Bauern im Fürstenthum Minden, während ein Halberstädter Bauer, Vetter von dem ganzen Dorfe genannt, den Sieg der modernen Gleichheit mit den wenigen Worten aussprach: „Der alte Fritz hat die Zwerge verjagt, aber Napoleon hat allen Spuk aus dem Lande vertrieben!"

Ich erwähnte Möser und Neocorus als Vertheidiger alten Herkommens im geistigen und materiellen Leben. Außerordentlich zahlreich sind ähnliche Vertheidiger in neuerer Zeit aufgestanden. Ich brauche statt aller andern nur an einen Mann wie G e r l a c h zu erinnern, der ritterlich den von Möser begonnenen Kampf fortsetzt. Noch zahlreicher sind die Nachfolger des Neocorus. Ich erwähne nur einige aus den verschiedenen Theilen Sachsens. Aus der M a r k i n W e s t p h a l e n schreibt W ö s t e: „Es thut den niedern Ständen unter uns Noth, daß der bessere Theil des Stoffes, an welchem die Väter Gemüth, Phantasie und Verstand bildeten, wieder mehr in Umlauf gesetzt werde. Seit mehr als zwei Jahrhunderten ist ein Losreißen des Volkes von angestammter Sprache, Ueberlieferungen, altehrwürdigen Sitten und Gebräuchen im Gange, und was in den letzten vierzig Jahren in dieser Beziehung geschehen ist, wiegt alles Frühere weit auf. Es ist nun an vielen Orten dahin gekommen, daß die Jugend der niederen Stände mit dünkelhaftem Pochen auf ihr zum Theil unfruchtbares und entbehrliches Wissen die ganz anders beschaffene Bildung der Väter verachtet, — daß das Bauermädchen sich schämt, ein Mährchen zu erzählen, welches sie von der Mutter lernte, — daß viele Bauerburschen sich damit etwas wissen, wenn sie die heimathlichen Ueberlieferungen, deren sie selbst bar und bloß sind, unnützen Plunder nennen. Wer aber die Culturzustände der Vergangenheit mit denen der Gegenwart in etwas zu vergleichen im Stande ist, wird zugeben müssen, daß die Bildung der Alten in dem, was Hauptsache sein muß, eine bessere war. Wie vertraut lebten diese mit der sie umgebenden Natur der Heimath! Während die Nachkommen auf einer Wiese nichts weiter bemerken, als gutes und schlechtes Gras und nebenbei den Werth berechnen, kannten jene Alten die deutschen Namen und den Gebrauch von Hunderten der dort wachsenden Kräuter und wußten, welche Ueberlieferungen sich daran knüpften. Jeder Vogel hatte für sie eine Sprache, jeder Berg, jeder Ort seine Sage und oft mehr als eine. An

diesen Stoffen, und vor Allem an Mährchen, Fabeln, Liedern und Sprichwörtern, wie sie auf heimathlichem Boden gewachsen und durch Jahrhunderte gleichsam approbirt waren, bildete man Gemüth, Phantasie und Verstand."

Grimmiger redet ein Landsmann von Necorus, Professor Müllenhoff in Kiel, von dem Uebermuth, der Unwissenheit, dem Hochmuth, der Prosa und Herzlosigkeit, „der das letzte schmale Wasser trübte des breiten Stromes (der Volksbildung), der sich einst ergossen und alle Geschlechter gelabt und das ganze Leben des Volkes bis dahin befruchtet und erfrischt hatte. Man ließ nicht einmal denen ungestört die Freude daran, die sich ihm noch nahten; und solcher Sünde rühmen sich schamlos manche Leute noch heute. Was uns dennoch gerettet ist, das haben die Armen, die Alten und die Kinder gerettet, oder wo sich sonst ein schlichter Sinn bewahrte, dem Scheine und falschen Wesen abhold. Denn die größte Masse des Volkes wandte, überklug geworden, auch der alten Sitte und der alten Poesie den Rücken und gab sich willig der flachen, schalen Prosa des städtischen Lebens hin." Deshalb hat Müllenhoff auch nicht für die „gebildete" hochdeutsche Lesewelt geschrieben. „Für diese möchte ich keinen Federstrich gethan haben, sondern ich weiß, daß es Männer giebt, denen weder der einfache Sinn für die Sage mangelt, noch auch der vaterländische Geist, der Erkenntniß des Heimischen fordert, dem darum nicht die Vergangenheit, auch die fernste nicht, um der Gegenwart willen gleichgültig ist, sondern welcher meint, daß diese nur durch jene recht begriffen wird und inniger geliebt werden kann. Diesen Männern liegt es am Herzen, die Kluft, die Bildung, Sprache und Eitelkeit in unser Leben gebracht haben, wieder zusammenzufügen. Die Gebildeten müssen einsehen lernen, daß in vieler Hinsicht die, über welche sie sich erhaben wähnen, ihnen voraus und überlegen sind, und daß sie mit aller ihrer Bildung nur das erstreben, was diesen gegeben ist, ein fest ausgeprägtes, in allem Wechsel beharrliches Wesen."

Aehnlich äußert sich Kuhn in Berlin, nachdem er die Verfolgung der Volksbildung durch die Polizei besprochen und erzählt, wie er in einem braunschweigischen Dorfe in der Nähe des Elm eine Bekanntmachung in der Krugstube gefunden habe, durch welche Zusammenkünfte der Knechte und Mägde des Abends beim Spinnrocken und namentlich das Singen von Volksliedern verboten wurde. „Wo so alles", fährt er fort, „das Gute mit dem Schlechten unterdrückt werden soll, da kann man sich nicht wundern, daß entweder der Widerstand zuletzt ein allgemeiner, oder jede Selbstständigkeit ertödtet wird und willenlose Charakterlosigkeit an die Stelle der immerhin zuweilen über das Maß gehenden Derbheit tritt. Das Volk liebt seine wenigen Feste als Vereinigungspunkte zu gemeinsamer Lust, sie sind die einzigen Haltpunkte für seine Einheit, und da man bisher nichts Besseres an die Stelle der

alten Gebräuche zu setzen wußte, so lasse man sie ihm und suche sie nur von ihren Auswüchsen zu befreien. Sie, seine Lieder und Sagen sind das einzige poetische Element im Leben des Landvolks, und man wird nicht leugnen wollen, daß gerade die beiden letzteren oft einen veredelnden Einfluß auf die rauhe Derbheit desselben üben. Wir haben oft die Erfahrung gemacht, daß gerade diejenigen, in welchen die alte Zeit in Sage, Lied und Gebrauch noch so recht lebendig war, zu gleicher Zeit mit einer Liebe an ihrer Heimath hingen, die wir hier nie erwartet hätten. So erinnern wir uns namentlich einer Magd aus der Gegend von Winsen an der Aller, die, nachdem sie uns manche hübsche Sage mitgetheilt hatte, auch von den Auswanderern erzählte, die aus Bremen nach Amerika zögen. Wenn die aufs Schiff stiegen, sagte sie, ständen die Verwandten jammernd herum und es wäre kein Weinen mehr, sondern ein Gebrüll; dann gingen alle Glocken von den Thürmen Bremens so recht feierlich, denn es wäre ein gar schwerer Gang, den sie thäten. Ihr Ohm, der aus Mandelsloh weggezogen, hätte aus Amerika geschrieben, es wäre kein leicht Stück, da hinüber zu ziehen, und wer in der Heimath redlich arbeiten wollte, der könnte auch da leben, denn dort müßte er auch arbeiten, drum möchten alle, die ihm folgen wollten, lieber „in dütschen landen bliwen", denn der Mandelsloher Kirchthurm wäre hoch, aber die Wellen draußen auf dem wilden Meere, die wären noch viel höher und schon mancher läge unter ihnen begraben."

Ich könnte, verehrtester Freund, fortfahren und noch manchen wackern Kämpfer für deutsches Volksthum vorführen, aber das Angeführte reicht, meine ich, aus, um darnach die Bedeutung und den Werth der Volksbildung würdigen zu können, namentlich aber der Wahrheit Eingang zu verschaffen, daß das materielle Leben nicht zu trennen ist von dem geistigen. Wer gegen die Parcellirung des sächsischen Hofes spricht, kämpft für dieselbe Sache, wie der, welcher gegen die Volksschulen redet, wenn sie der Jugend die heimathliche Mundart verächtlich oder Jagd auf Sagen und Märchen machen: nämlich für die Erhaltung des Volkes. Der Geistliche, der Polizist, der gegen die Volksgebräuche überhaupt kämpft und nicht etwa bloß gegen die Auswüchse, sie handeln beide für eine Sache mit dem „Urwähler": für die Auflösung des Volkes in einen charakterlosen Brei. Evidenter und concreter wird sich das in meinen folgenden Briefen, falls Sie diese wünschen, herausstellen, indem ich Ihnen darin statt aller Reflexionen thatsächliche Zustände vorführen werde. Möge an dem Leben lernen, wer einen Einfluß auf dasselbe zu üben hat, namentlich der Staatsmann, der Geistliche und der Lehrer.

Christliche Pflegerschaften.

Geschichte christlicher Krankenpflege und Pflegerschaften, von Dr. Heinrich Haeser, Professor zu Greifswald.

Die Krankenpflege, wie sie auch in unseren Tagen, welche man nicht mit Unrecht häufig den prunkvollen und selbstsüchtigen Jahrhunderten des gebildeten Heidenthums verglichen hat, als Ueberbleibsel einer frommen und längst vergangenen Zeit sich erhalten hat, ist recht eigentlich das Werk jener Lehre der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, welche neben der Erlösung von der geistigen Noth und von der Sünde, auch überall die leibliche Noth der Kranken, Obdachlosen und Hungerleidenden zu lindern bestrebt ist. — Freilich ist die Zeit bereits lange vorüber, wo die frommen Stifter der Wohlthätigkeits- und Kranken-Anstalten auch als die Pfleger der darin aufgenommenen Nothleidenden thätig zu sein pflegten, und wo die Mächtigen und die Reichen dieser Erde aus eigenem Antriebe häufig ihrer Macht und ihres Reichthums sich entkleideten, um selbst ihre kranken und nothleidenden Brüder zu pflegen. Klagt doch schon der heilige Hieronymus mit den stärksten Worten über die „Schwächlinge", die sich dem widerwärtigen Anblicke der Noth ihrer Mitmenschen entziehen, um sich vor übelen Stimmungen zu bewahren, und deren Barmherzigkeit nicht im Herzen und den Werken ihrer Hände, sondern im Geldbeutel wohne. — Aber die gesellschaftlichen Zustände unserer modernen Culturvölker machen auch in dieser, wie in so mancher anderen Beziehung, Handlungen, Gewohnheiten und Einrichtungen nicht selten unmöglich oder doch wenigstens entbehrlich, welche die Einfachheit der Verhältnisse der ersten christlichen Zeiten, die Jugend und die mangelhafte äußere Organisation der christlichen Kirche und der christlichen Gesellschaft mit einer Art von Nothwendigkeit hervorriefen. Auch in unseren noch so eben näher charakterisirten Tagen hat sich, ungeachtet der im Allgemeinen wohl unzweifelhaft vorherrschenden Herzenshärtigkeit, eine wahrhaft christliche Sinnesweise und Opferwilligkeit noch in vielen edlen Gemüthern in den höchsten und auch in den niedrigsten Gesellschaftskreisen erhalten, wenn schon die durchaus veränderten Verhältnisse, die bestimmte und feste Organisation der Gesellschaft und des Staates, welche jedem Einzelnen seine bestimmte Aufgabe und seinen möglichst abgegrenzten Wirkungskreis überweist, diejenigen Fälle als seltene Ausnahme erscheinen läßt, wo Vornehme und reich Begüterte in niederen Liebesdiensten die Aufgabe ihres Lebens erblicken. Bewunderung verdient gewiß auch in unserer Zeit, und zwar in ganz besonders hohem Grade, eine solche zu jedem Opfer bereite Hingabe, eine solche freudige Verläugnung der eigenen Person um Jesus Christus willen, aber ein eigentliches Bedürfniß, wie in jenen ersten Zeiten des Christenthums, liegt dazu aus den angeführten Gründen nicht mehr vor.

Bei uns in Preußen hat der Sinn für ächte Wohlthätigkeit und christliche Krankenpflege unter der Regierung unseres Königlichen Herrn

einen Aufschwung genommen, wie wohl in keinem anderen Lande, und es wird daher von Interesse sein, wenn wir aus der in der Ueberschrift genannten Schrift unseren Lesern einige Mittheilungen über die Geschichte dieser christlichen Krankenpflege und Pflegerschaften machen. Die Schrift verdankt, wie die Vorrede sagt, ihre nächste Veranlassung der bei der neuerdings stattgefundenen 400jährigen Jubelfeier der Universität Greifswald von Sr. Majestät dem Könige vollzogenen Gründung eines Universitäts-Krankenhauses. — Sie erschien Anfangs in lateinischer Sprache, und wir dürfen es dem Verfasser danken, daß er durch Herausgabe derselben in deutscher Sprache und durch Abtrennung des gelehrten Apparates, welcher ursprünglich damit verbunden war und jetzt als Anhang beigefügt ist, den interessanten Inhalt auch einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht hat. —

Die Krankenpflege des Alterthums beruhte auf der Gastfreundschaft, und erst in späterer Zeit, als man nicht mehr eine allgemeine, sondern nur eine vertragsmäßige Gastfreundschaft noch kannte, fing man in den Städten Griechenlands an, für solche erkrankte Fremdlinge Anstalten zu gründen, welche daselbst einen Gastfreund nicht hatten. Später hielten sich auch wohl in den Tempeln des Aesculap und in den Wohnungen der Aerzte unbemittelte Kranke auf; doch war von einer eigentlichen Pflege in denselben nicht die Rede. In den letzteren scheinen sich hauptsächlich solche Kranke aufgehalten zu haben, welche chirurgischen Operationen sich zu unterziehen hatten. Der Verfasser des genannten Werkes, Professor der Medicin Dr. Haeser, weist mit vieler Sachkenntniß nach, daß diese und alle ähnlichen Anstalten, z. B. die Valitudinaria in Rom, welche zur Aufnahme kranker Sclaven und Soldaten, auch wohl kranker Gladiatoren, dienten, keineswegs Kranken-Anstalten in unserem Sinn waren. Dieselben waren nach seinen Worten von einer regelmäßigen Sorge für die Leidenden so weit entfernt, daß wir sehen, wie selbst in größter Krankheitsnoth das abergläubische Volk von Rom sich damit begnügt, zu dem Tempel des Capitolinischen Jupiter zu wallfahrten und den Göttern kindische Opfermahlzeiten zu bereiten. — Die Veranstaltungen zur Milderung menschlichen Elends, welche das Christenthum in's Leben rief, sind so alt, als die Verkündigung der Lehre von der Liebe zu Gott und den Menschen. Vom Anbeginn ist die Gemeinde selbst die Trägerin aller dieser Veranstaltungen, aber sehr früh schon bilden sie einen der wichtigsten Zweige der Fürsorge, welche die Kirche dem leiblichen und geistigen Wohle ihrer Glieder zuwendete. — Auf diese Weise gehen alle Einrichtungen zur Unterstützung der Bedrängten entweder aus der Kirche selbst hervor, oder sie treten mit derselben sofort in die innigste Verbindung. Wenn wir die historische Entwickelung dieses reichen Gemäldes verfolgen, welchem die Thaten der demuthsvollen Liebe und des gläubigen Erbarmens einen stillen und unvergänglichen Glanz verleihen, so zerfällt dasselbe in drei verschiedene Gruppen. Diese sind: die Diakonie in der ältesten, die

Xenodochien in der mittleren, und die Krankenhäuser in der späteren Zeit. — Auf die Beschreibung dieser letzteren läßt Herr Dr. Haeser eine übersichtliche Darstellung der frommen Pflegerschaften folgen.

In den ersten Zeiten des Christenthums gab es für die Krankenpflege keine selbstständigen Anstalten; die Uebung der Barmherzigkeit war Sache der Gemeinde, und als das Wachsthum der Gemeinden, Bedrückungen und Verfolgungen und noch viele andere Verhältnisse es unmöglich machten, daß die Hülfe der Einzelnen den vielen Bedrängnissen gewachsen war, wurde die Diakonie gestiftet. — Die Diakonen sind wohl ursprünglich nur die christliche Umgestaltung der bei den Juden und Heiden sich findenden Diener des Tempels. — Die Gemeinde zu Jerusalem wählte auf den Antrag der Apostel sieben Pfleger, welche dann von den Aposteln eingesegnet wurden. Die hauptsächlichste Aufgabe derselben bestand in der Pflege der Kranken; außerdem aber waren sie bei den Liebesmahlen und bei dem Gottesdienste thätig und wirkten auch als Lehrer. Je mehr für die christliche Kirche Bedrängnisse und Anfeindungen aller Art zunahmen, um so wichtiger war die Thätigkeit der Diakonen. Zu ihren früheren Obliegenheiten trat noch die Vermittelung der Gastfreundschaft, die Tröstung der Gefangenen und die Bestattung der Märtyrer hinzu. — Die ersten Hospitäler, vorzüglich wohl die kleineren, wurden nach ihnen Diakonien genannt, und im neunten Jahrhundert zählte man in Rom allein vierzehn dieser Anstalten, deren Vorsteher Cardinal-Diakonen hießen.

Den männlichen Diakonen standen schon in der apostolischen Zeit Frauen zur Seite; das älteste Beispiel solcher Gehülfinnen ist Phöbe, deren Paulus am Schlusse des Römerbriefes erwähnt. — Wie der heilige Hieronymus erzählt, betrachtete man sehr bald es als Aufgabe der Wittwen überhaupt, zum Danke für die ihnen erzeigten Wohlthaten, die Diakonen zu unterstützen, und so bildete sich allmählich eine Körperschaft der Wittwen (viduitas), welche vorzugsweise der Ausübung des Liebesamtes in der Gemeinde sich widmete, und deren Angehörige mit dem Namen Diakonissen bezeichnet wurden. Das Amt der Wittwen oder Diakonissen galt für eins der gottgefälligsten, und deshalb bewarben sich die vornehmsten Frauen, selbst Kaiserinnen, um dasselbe wie um eine höchste Ehrenstelle.

Der Wirksamkeit der Diakonie schloß sich im Laufe der Zeit zur Unterstützung der Nothleidenden die Gründung selbstständiger Wohlthätigkeits-Anstalten an. Die Urform aller dieser Anstalten ist das Xenodochium, die Herberge. Das Xenodochium unterscheidet sich vorzugsweise dadurch von den späteren Kranken-Anstalten, daß es zur Aufnahme aller Hülfsbedürftigen überhaupt, zur Zufluchtsstätte der Wanderer, der Heimathlosen, der Armen, der Wittwen, der Greise, der Findlinge, der Kranken jeder Art, ja selbst der Wahnsinnigen diente. Vorzugsweise aber war dasselbe zur Aufnahme von Fremdlingen bestimmt und verdankte diesem Umstande auch seinen Namen. Der Verfasser liefert

eine vollständige und ziemlich ausführliche Geschichte dieses Xenodochiums, wie es zunächst mit den Kirchen, den Sitzen der Bischöfe und den Klöstern in Verbindung trat, im Orient zuerst und dann in späterer Zeit auch im Abendlande an Ausbreitung gewann. Eine der ältesten und bedeutendsten dieser Anstalten war die von dem heiligen Basilius, Bischof von Caesarea in Cappadocien, um das Jahr 370 gegründete. Ein Zeitgenosse, Gregor von Nazianz, berichtet darüber: „Vor den Thoren von Caesarea erhob sich, von Basilius aus dem Nichts hervorgerufen, eine neue, der Wohlthätigkeit und Krankenpflege geweihte Stadt. Wohleingerichtete Häuser, um eine Kirche in ganzen Straßen geordnet, enthielten die Lagerstätten für Kranke und Gebrechliche aller Art, welche der Pflege von Aerzten und Krankenwärtern anvertraut waren. Basilius, aus vornehmem Hause entsprossen und nicht von Jugend auf an harte Entbehrungen gewöhnt, reichte den Aussätzigen die Hand, umarmte sie und versicherte sie durch christlichen Bruderkuß seines Beistandes und pflegte sie selbst auf ihren Krankenlagern." — Die byzantinischen Kaiser und namentlich Justinian begründeten viele solcher Anstalten, und dieser letztere ertheilte ihnen sogar sämmtliche Privilegien, deren die kirchlichen Stiftungen sich erfreuten. — Die berühmteste und größte dieser Anstalten war das vom Kaiser Alexius I. im eilften Jahrhundert zu Konstantinopel gegründete Orphanotropheion, welches sich keineswegs bloß auf die Aufnahme von Waisen beschränkte, wie sein Name anzudeuten scheint. Die Pflege der Kranken lag darin lediglich Geistlichen ob, welchen jedoch medicinische Schriften zur Verfügung standen. Eigentlicher Aerzte geschieht auffallender Weise keine Erwähnung.

In Deutschland finden sich derartige Anstalten nicht vor dem zwölften Jahrhundert, und dieselben scheinen vielfach dem frommen Eifer von Papst Innocenz III. ihren Ursprung zu verdanken. Zu den ältesten scheint die Abtei Corneli-Münster am Niederrhein und ein etwa 1116 in Köln gestiftetes Armenhospital zu gehören.

Von den besonderen Arten der Xenodochien heben wir mit dem Dr. Haeser noch zwei hervor: die Hospize nämlich, welche schon in früher Zeit im Morgen- und Abendlande an berühmten Wallfahrtsorten und den zu ihnen führenden Wegen, und besonders in wüsten und unwirthbaren Gegenden gestiftet wurden, und die Seelbäder. In früherer Zeit wurden namentlich auch in den Klöstern Fremden und Bedürftigen unentgeltlich warme Bäder verabreicht, später jedoch entstand aus der Verpachtung solcher Bäder an sogenannte Bader eine nicht unbedeutende Einnahmequelle für die Klöster. — Da hierdurch den Armen der Genuß einer so wohlthätigen Einrichtung entzogen wurde, so setzten häufig fromme Personen in ihrem Testamente eine gewisse Summe aus, um an ihrem Sterbetage alljährlich den Armen ein freies Bad zu gewähren. Dies ist der Ursprung der Seelbäder, welche sich somit gewissermaßen den Seelmessen anreihen. Sehr bald wurden diese Bäder indeß Schlupfwinkel der Unzucht und der gemeinsten Lust, und es

wurden daher zunächst die darin aufwartenden Frauen, Seelschwestern genannt, ausgeschlossen, endlich die Bäder überhaupt in Folge dieser Ausschweifungen aufgehoben.

Abgesonderte Krankenhäuser kommen im Occidente, wenn einige bereits weit früher in Rom gestiftete abgerechnet werden, erst am Schluß des zwölften Jahrhunderts vor. Im Oriente wurde an der ursprünglichen Verbindung derselben mit den Xenodochien bereits weit früher gerüttelt. Zu den ältesten Kranken-Anstalten gehören diejenigen, welche mit den ärztlichen Schulen der Nestorianer in Persien, die im dritten Jahrhundert bereits gegründet wurden, verbunden waren. Das erste Hospital dieser Art wird 754 erwähnt. — In Rom wurden von frommen Frauen aus den altrömischen Familien der Fabier, Emilier und Scipionen bereits im fünften und sechsten Jahrhundert Krankenhäuser gestiftet. — Besondere Erwähnung verdienen noch die im Mittelalter über ganz Europa verbreiteten Aussatzhäuser, von denen wir zuerst in Spanien 1067 erfahren. Da man den Aussatz für unheilbar hielt, so wurden Curversuche nicht gemacht. Die Insassen der Leproserien (Aussatzhäuser) befolgten eine Art klösterlicher Regel, sie entsagten der Ehe, und der gesunde Ehegatte mußte in ein Kloster gehen, oder doch gleichfalls das Gelübde der Enthaltsamkeit ablegen. Die Leprösen trugen eine Art geistlicher Kleidung und verzichteten auf einen Theil ihres Vermögens. Das Vermögen der Leproserien, so wie sämmtlicher übrigen Kranken-Anstalten, war häufig sehr bedeutend. Namentlich hatte die Säcularisation der heidnischen Tempel dasselbe bedeutend vermehrt. Die oberste Leitung und Verwaltung aller dieser milden Stiftungen ruhte Anfangs ausschließlich in den Händen der Kirche, später kam sie jedoch auf Grund der Stiftungs-Urkunden an Laien und geistliche Corporationen. Allmählich wurden auch vielfache Klagen laut über Veruntreuungen dieses Vermögens von Seiten der Vorsteher dieser Stiftungen. Seit dem neunten Jahrhundert beschäftigten sich bereits fast sämmtliche Concilien mit diesen Klagen, welche nicht selten nur zu begründet gefunden wurden. Jedenfalls aber verdient die Thatsache nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden, daß die Vorsteher der weiblichen Orden niemals begründete Anschuldigungen dieser Art auf sich geladen haben.

Auf die großen weltlich-geistlichen Pfleger-Corporationen des Mittelalters, auf die wunderbare Opferbereitschaft des ritterlichen Laienthums und auch weiterer Kreise der christlichen Vergangenheit kommen wir in einem besonderen Artikel zurück.

Zur Adelshistorie.

Urkundliche Geschichte des Geschlechts der von Hanstein in dem Eichsfeld in Preußen (Provinz Sachsen) nebst Urkundenbuch und Geschlechtstafeln. Cassel, 1856 und 1857. Zwei Theile. gr. 8.

Wir begrüßen jede urkundliche Geschichte eines alten Geschlechtes mit besonderer Freude in mehr als einer Beziehung; die Geschichten alter Geschlechter sind, wenn sie sich auf Urkunden gründen, die werthvollsten Beiträge zur Geschichte des Volkes, sie ergänzen die Lücken, welche die allgemeine Landes- und Regenten-Historie bieten muß, aus ihnen entsteht um das Gerippe der Facten und Daten das eigentliche Fleisch und Blut des lebendigen Geschichtskörpers, die Cultur- und Sitten-Geschichte eines Volkes aber kann keine besseren Quellen haben, als solche Specialgeschichten. Abgesehen von diesen allgemeinen Vorzügen solcher Familiengeschichten, abgesehen auch von dem vortheilhaften Einfluß, den die nahe gelegte Beschäftigung mit der Familiengeschichte auf den Geist der Familie selbst haben muß, werden Werke der Art in unseren Tagen fast zu einer Pflicht. Welche Veränderungen haben nicht, um nur eins zu nennen, die letzten Jahre in den Verhältnissen der adeligen Familien zu ihren ehemaligen Hintersassen hervorgebracht? Das allein schon hat hier und da bereits und wird bald überall eine theilweise Veränderung im Volkscharakter zur Folge haben. Will man den Nachkommen nicht den Schlüssel zu dieser merkwürdigen Veränderung überliefern? Die Leibeigenschaft war längst aufgehoben, aber als treue Leute, gute, alte Bekannte umgaben noch immer die Familien der Landleute das Geschlecht des Landedelmanns in hundert verschiedenen Beziehungen zu ihm und sich des Segens einer patriarchalischen Zusammengehörigkeit im Allgemeinen vollkommen bewußt und sich ihrer auch dankbar erfreuend. Ausnahmestimmen sprechen für, nicht gegen die Regel. Das Alles ist in den letzten Jahren ganz anders geworden, die Lehn-Verhältnisse und die Patrimonial-Gerichte der adeligen Geschlechter haben ebenso ein Ende gefunden wie ihre Steuerfreiheit, Gülten und Gerechtigkeiten. Fruchtzinsen und Zehnten sind abgelöset, der ehemalige Erb-, Lehn- und Gerichtsherr ist ein Staatsbürger geworden, aber seine Erbzinsleute, Colonen und Hintersassen sind auch Staatsbürger. Es ist eine so furchtbare sociale Umgestaltung, daß wir dieselbe erst recht begreifen werden, wenn wir noch einige Jahrzehnte älter geworden sind, wie man auch erst in einiger Entfernung das richtige Maß für die Höhe oder Größe eines Gegenstandes findet. Die noch bestehende gesellschaftliche Stellung von ehedem hängt jetzt noch einen Schleier vor diese mächtige Veränderung, gewiß aber nicht lange mehr. Der stoßenden, drängenden, specifisch demokratischen Bewegung unserer Zeit gegenüber hat der Adel die Pflicht, sich als eine Macht des Beharrens zu zeigen, dieser Pflicht aber genügt er nicht allein durch Beharren bei gewissen Rechten, nein, das Beharren in dem Geiste, der die Ahnen mächtig machte über die übrigen Stände, das kann ihm allein die Stellung erhalten, die er jetzt einnehmen muß, immer noch vor, wenn jetzt auch neben den andern Ständen. Keine Familie sollte die Zusammenstellung der Nachrichten zu einer Familiengeschichte unterlassen, wenn denn auch

nicht Jede einen Autor finden wird und kann, der ihm eine so verdienstvolle Familienhistorie zu schreiben vermag, wie die ist, welche in der „urkundlichen Geschichte des Geschlechts der von Hanstein" uns hier vorliegt.

Der Verfasser dieses Werkes hat seine Aufgabe mit großer Einsicht aufgefaßt und sie mit einem Geschicke gelöst, wie uns selten vorgekommen Wir haben, so weit selbige gedruckt, wohl so ziemlich alle Geschichten deutscher adeliger Geschlechter gelesen und eine Menge ungedruckter dazu, es will uns aber bedünken, als sei in keiner derselben so glücklich die goldene Mittelstraße zwischen dem Zuviel des erdrückenden Details und dem Zuwenig des factisch Interessanten getroffen worden.

Das Werk beginnt mit einer kurzen Geschichte des Eichsfeldes, auf dem von alten Adelsgeschlechtern dieses Landes nur noch zehn angesessen sind: Bodenhausen, Bodungen, Bültzingsleben, Eschwege, vom Hagen, Herstall, Linsingen, Westernhagen, Winzingerode und eben Hanstein. Dann folgt ein Verzeichniß der Erzbischöfe von Mainz, welche bis zum Jahre 1802 die Landesherren des Eichsfeldes waren. Der zweite Abschnitt enthält die Geschichte der Burg Hanstein, welche gewissermaßen den Markstein bildet, wo die drei Stämme der Franken, der Sachsen und der Thüringer zusammenstießen. Die Ableitung des Namens Hanstein von Hagenstein, d. h. eine auf einem Berge, Steine angelegte Burg (Hag, Gehäge), wird dabei mit vielem Scharfsinn verfochten, obgleich denn doch auch andere Conjecturen wenigstens nicht ohne Berechtigung zur näheren Prüfung sein möchten. Die Veste Hanstein, eine Nordheim'sche Burg, fiel 1070 vor der Rache des Königs Heinrich, dann kam sie von den Welfen, deren freies Allod sie war, durch Abtretung an die Erzbischöfe von Mainz. Unter der Herrschaft des Mainzer Erzbischofs Peter von Aspalt 1308 werden die ersten aus dem Geschlecht, welches sich jetzt nach der genannten Veste von Hanstein nennt, Erbburgmänner auf dem Hanstein, verpflichten sich, die Burg zu bauen und des Erzbischofs Voigte zu sein, auch ihm das Schloß immer offen zu halten. Von dem Schloßbau, den die von Hanstein damals unternahmen, stehen noch immer einige Theile, in den Grundformen zeigt er sich noch heute in den malerisch schönen Ruinen. Dann folgen im dritten Abschnitt ungemein fleißig ausgearbeitete Excurse über den Güterbesitz des Hauses, von dessen Größe man sich einen ungefähren Begriff wird machen können, wenn man nur die Lehnsherren alle anführt. Die von Hanstein hatten Lehne von Kurmainz, Stift Fulda, Braunschweig-Lüneburg, Landgraf von Hessen, Plesse, Henneberg, Hersfeld, Sachsen, Thüringen und Schwarzburg. Wir können gerade auf dieses Capitel nicht weiter eingehen, können jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die große Menge der Güter, welche die von Hanstein außerhalb des Eichsfeldes besaßen, jedenfalls eine Folge der Politik war, welche fast alle geistlichen Reichsstände befolgten, sie ließen niemals ein Geschlecht im eigenen Lande zu mächtig werden. Höchst interessant ist das Verzeichniß der verschiedenen „Gerechtigkeiten", welche die von Hanstein besaßen. So ertheilten sie z. B. noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Erlaubniß zum Lumpensammeln und verpachteten dieselbe für vier Rieß Papier jährlich, welche an ihre Gerichts-Kanzlei geliefert werden mußten. Mit einem reichhaltigen Verzeichniß der Urkunden und den Geschlechtstafeln schließt der erste Band.

Der zweite Band, welcher dem weiten Publicum wohl interessanter sein wird, als der erste, enthält Ursprung, Ritterleben, häusliches, kirchliches und bürgerliches Leben der von Hanstein.

Die von Hanstein waren lange ehe sie Erbburgmänner auf dem Hanstein wurden und davon den Namen führten, ein angesehenes Ministerialgeschlecht im Eichsfelde; sie regierten als Vicedome der Erzbischöfe das Eichsfeld und saßen auf der Veste Rusteberg, wo sie schon im zwölften Jahrhundert als Zeugen urkundlich vorkommen. Wir können hier nicht, selbst im kürzesten Auszuge nicht, das Leben einer alten Familie, das nach Jahrhunderten zählt, recapituliren. Wir müssen auf das Buch selbst verweisen und können nur sagen, daß die Leser die Bekanntschaft von vielen Hansteinen machen werden, die sich durch kriegerisch-ritterliche Tugenden, Andere die sich im geistlichen Stande, im fürstlichen Hof- und Staatsdienst, oder als vorzügliche Soldaten auszeichneten. Die Zeit der Reformation ist ein Glanzpunkt der Geschichte des Hauses Hanstein; mit einer muthigen Beharrlichkeit und kühner Männlichkeit behauptete sich das Geschlecht in dem neuen Bekenntniß und verfocht die Lehre Luthers siegreich endlich nicht für sich allein, sondern für die ganze Eichsfeldische Ritterschaft. In jener Zeit ist auch ein großer historischer Wurf in Allem was die Familie thut; sie unterhandelt mit Elisabeth von Braunschweig, mit Philipp dem Großmüthigen von Hessen; man sieht, die Hansteine sind in jener Zeit die wirklichen Vertreter des Protestantismus auf dem Eichsfelde. Das Eichsfeld mußte wieder katholisch werden, aber für sich und die gesammte Ritterschaft hatten die Hansteine die Bekenntniß-Freiheit erstritten und haben sie im katholischen Lande, dem katholischen Landesherrn gegenüber bewahrt, bis das Eichsfeld preußisch wurde.

Bis in's sechszehnte Jahrhundert hat das Geschlecht die gemeinschaftliche Burg, das Haus Hanstein, auch gemeinschaftlich bewohnt und dort die Einnahmen aus den Gütern, die auch von dort aus verwaltet und vermeiert wurden, vertheilt. Als aber der Landfrieden die Sicherheit herstellte, zogen sich auch die Hansteine aus dem hohen Hause hinab in's Land auf einzelne Güter, um dieselben selbst zu bewirthschaften und größeren Nutzen aus der sorgfältigen Beaufsichtigung zu ziehen. Die ersten Edelsitze der Hansteine hielten sich jedoch noch immer ziemlich nahe bei dem festen Hause Hanstein, um im Fall der Noth dessen Schutz und Hülfe genießen zu können; erst nach und nach werden die Entfernungen zwischen der Stammburg und den Ansitzen größer, dann aber kommen auch gleich die Erbtheilungen. Als Curiosum mag noch bemerkt werden, daß, wie die Anhaltiner ihren sogenannten falschen Waldemar hatten, so hatten die von Hanstein nur dreihundert Jahre später ihren „falschen Jobst“, und von dem „falschen Jobst“ ist es eben so wenig ausgemacht, ob er denn wirklich „falsch“ gewesen, wie von dem „falschen Waldemar“; vermuthlich waren Beide ächt. Jobst von Hanstein war 1646 in kaiserliche Dienste gegangen und „soll“ darin umgekommen sein; zwanzig Jahre später kehrte er mit Frau und Kindern zurück und nahm sein Gut Rotenbach in Besitz. Er wird „vor einen Landstreicher und Schelmen und daß er keiner von Hanstein wehre, offentlich declarirt und proclamirt.“ Das geschah dem armen Markgrafen Waldemar auch. Rechtssprüche für und gegen die Aechtheit. Jobst starb, ehe die Sache entschieden wurde.

Die Geschichte des Lebens der Hansteine wird gegen das Ende hin etwas dürftiger; freilich leben so manche noch, von denen da geschrieben wird, die meisten waren dem lebenden Geschlecht noch bekannt, aber gerade da hätte der Geschlechts-Historiker seine ganze Kraft entfalten sollen, die Schwierigkeit liegt auf der Hand, aber das Verdienst wäre doch auch um so größer gewesen. Die kürzlich vergangene ist eine sehr wichtige Epoche, und derjenige Schriftsteller, der einst vielleicht die Geschichte des Hauses derer von Hanstein fortsetzt, wird entweder da beginnen, wo sein schätzenswerther Vorgänger aufgehört hat, oder wenn er auch Nachträge und Zusätze giebt, er wird sie schwerlich aus eigener Anschauung noch geben. Das ist der einzige Tadel fast, den wir bei dem vorliegenden eben so fleißigen, als würdigen und gediegenen Buche aussprechen könnten, und auch der erwähnte Mangel würde in einem andern Buche gar nicht aufgefallen sein, Sträucher sind nur Eichbäume, wo keine Eichbäume sind, wo aber die Eiche neben dem Busche steht, da merkt man doch den Unterschied.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Guretzky und Cornitz,

verstorben am 16. Nov. 1856, ward am 31. Jan. 1792 zu Lügfeld in der Grafschaft Ruppin geboren, wohin sein Vater, ursprünglich in Oberschlesien angesessen, nach seiner Vermählung mit einem Fräulein v. Redern, seinen Wohnsitz verlegt hatte. 1806 trat er als Junker in das damalige Husaren-Regiment Nr. 1 von Gettkomdt. Obgleich sein Regiment bald zum Corps des Prinzen Hohenlohe stieß, nahm er doch an dem Feldzuge desselben seiner Jugend wegen nicht Theil, sondern wurde nach Schlesien commandirt, wo er in dem unglücklichen Gefechte bei Königswalde von den Baiern gefangen genommen ward. Er entkam indeß glücklich und benutzte die folgende Zeit zur Fortsetzung seiner Studien. Bei der Neuformation der Armee fand er 1808 Anstellung im 2. Schles. Husaren-Regiment — jetzigen 6. — und wurde am 19. März 1813, kurz vor dem Ausmarsche seines Regiments, nach abgelegtem Offizier-Examen zum Seconde-Lieutenant befördert.

Zur Armee Blücher's gehörig, welche durch Sachsen nach Thüringen vorrückte, nahm er an einem kühnen Reitercoup bei Langensalza Theil, der den Baiern 4 Kanonen kostete und dem tapfern Lieutenant von Guretzky das eiserne Kreuz zweiter Klasse eintrug. Er war somit einer der ersten Ritter dieses Ordens. Es knüpfte sich daran für ihn noch eine andere Ehre. Der Major von Saurma, früher im Regiment Garde, hatte außer anderen Kostbarkeiten dem hochseligen Könige auch drei goldene Dosen und zwar mit der besonderen Bestimmung überreicht, sie den Offizieren, welche die ersten feindlichen Geschütze erbeuten würden, zu verleihen.

v. Guretzky erhielt eine derselben, und sie wird stets ein Familienstück seines Hauses bleiben. Von den Affairen, die der tapfere junge Lieutenant im Verlaufe des Krieges bestand, erwähnen wir die von Wanfried, das Gefecht bei Apolda, die Affaire von Senftenberg, wo er den Rittmeister v. Witowski aus den Feinden glücklich heraushieb. Er nahm dann, nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin, an der Verfolgung des Feindes nach der Schlacht bei Großbeeren Theil und war nach leichter Husarenart fortan bald hier bald dort auf der Rückzugslinie des Feindes postirt, überall kühn und unerschrocken, so am Tage von Dennewitz und von Leipzig. Dann dem Bülow'schen Corps zugetheilt, kam er nach Belgien und nahm unter dem General Hobe Theil am Gefechte von Oudenarde.

Die Rückkehr Napoleon's von Elba rief sein Regiment aus der Friedensgarnison Aschersleben wieder nach der Maas. Auch hier nahm er an der Verfolgung des Feindes nach der Schlacht von Belle-Alliance Theil. Bis an die Thore von Paris führte der rasche Reiterzug. Nach Eintritt des Friedens blieb er — bis 1819 —, da sein Regiment zur Occupations-Armee gehörte, in Frankreich. Als Glied eines Parteicorps hatte er an den großen Schlachten nicht theilnehmen können, doch hatte seine Tapferkeit genug freies Feld und Anerkennung gefunden. Auch den Russischen St. Wladimir-Orden 4. Klasse mit der Schleife brachte er nach seiner Friedens-Garnison Neustadt in O.-Schlesien heim, wo er im Jahre 1822 Fräulein Louise v. Müllenheim heirathete. Nachdem er 1825 dem 2. Garde-Ulanen- (Landwehr-) Regiment aggregirt war, wurde er 1827 zum Rittmeister ernannt. 1837 erhielt er von Sr. Majestät dem Könige den Johanniter-Orden und wurde 1840 noch als Escadrons-Chef zum Major ernannt. Zunehmende Kränklichkeit machte seinen Rücktritt in den Ruhestand nothwendig, er erhielt 1845 seinen Abschied als Oberst-Lieutenant. Er starb am 16. November 1856, nachdem er noch die Freude erlebt, aus der Ehe seines Sohnes, des Prem.-Lieutenant im 3. Ulanen-Regiment (Kaiser von Rußland) mit dem Fräulein v. Leipziger einen Erben und Stammhalter seines Namens geboren zu sehen. Wir schließen diesen Nekrolog mit dem Ausspruch, den vor einigen Jahren einer der ersten Generale der Armee that: „Der Name Guretzky hat einen guten militairischen Klang.“ Das Gedächtniß des tapfern, strengen, gerechten Mannes bleibt in seinem Regimente und in den Annalen seines Ritterordens wohl verwahrt.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Vierzehntes Capitel.

Des Helden Heimfahrt.

„Stimmet an die frohen Lieder,
Denn dem heimathlichen Heerd
Sind die Schiffe zugekehrt
Und zur Heimath geht es wieder!"
(Schiller.)

In später Abendstunde war es an jenem Tage, dessen Begebnisse wir in unserm letzten Capitel geschildert haben und der große Salon im alten Hotel Sainte-Aulaire war glänzend erleuchtet. Er war das immer zu dieser Stunde, obwohl der Herr des Hauses, der Marquis von Lanmari, fast immer allein war und in diesen Räumen niemals Gesellschaft empfing, sondern einsam auf und ab zu wandeln pflegte, oder sich mit seinen Erinnerungen hinter dem großen Kaminschirm vor dem Feuer deckte.

Heute war er nicht allein, nach dem Souper hatte er den Major von Krummensee, der in der Nacht abreisen wollte nach Deutschland, gebeten, ihm die letzten Stunden zu schenken, die er in Paris verweile. Langsam auf und ab schreitend unterhielten sich die Herren, oder vielmehr der Marquis machte in diesen letzten Stunden des Beisammenseins auch in dieser Beziehung den gastfreien Wirth und bestritt die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein. Er erzählte dem Major von der alten prächtigen Marquise von Sainte-Aulaire, seiner Urgroßtante, die in diesen Räumen gewaltet und hier siegreich der Französischen Revolution Widerstand geleistet bis zu ihrem Tode. Aus dem treuen Gedächtniß des Kindes heraus beschrieb er dem Freunde die merkwürdige Dame, zu deren Füßen er gespielt, so lebhaft, daß dieser sie sitzen sah wieder in dem hohen Lehnsessel, der noch immer an der alten Stelle stand mit der kleinen Etagère daneben. Er erzählte von seiner Mutter, der unvergeßlichen Claudia von Montsoreau, von dem kleinen Dauphin, der im Garten des Hotels zum letzten Male Blumen gesehen am Tage vor der zehnten Augustnacht 1792, er redete voll innigster Liebe von dem

großen Baron von Batz, dem untadeligen Ritter des Königthums, den ja auch der Major noch gekannt und verehrt hatte. Mit wunderbarer Lebendigkeit entwarf der Marquis die Portraits jener Männer, die in diesem Salon nach und nach erschienen waren, die er theils selbst gesehen, theils nur aus den Erzählungen des Barons von Batz und des Obersten Théluſſon kannte. Da war das löwenhaft häßliche Gesicht des furchtbaren Mirabeau und ihm gegenüber die unbedeutende Physiognomie des Bürgergenerals Lafayette, da tauchte neben dem vornehm feinen Fürsten von Arenberg die gesättigte Fratze Talon's auf, und sie Alle bildeten eine Gruppe um die Herrin des Hauses, die unverwüstlich heitere alte Marquise. Unter all' diesen Erinnerungen steigerte sich die Lebhaftigkeit des ernsthaften jungen Edelmanns; erst hatte er historische Personen novellistisch lebendig geschildert, bald verließ er dieses Gebiet und ging auf die Historie und die Politik selbst ein, eine Klarheit in seinen Anschauungen und eine Sicherheit in seinen Ueberzeugungen entwickelnd, die der Major zwar bei ihm vorausgesetzt hatte, die indessen ihm doch gewaltig imponirten, zugleich aber auch mit tiefster Traurigkeit seine Seele erfüllten. Es griff ihm mächtig an's Herz, daß ein junger und vornehmer Edelmann, dem die reichsten Mittel in jeder Beziehung zu Gebote standen, den historischen Namen und Titeln, deren Träger derselbe war, neuen Glanz zu verleihen, daß der völlig resignirte auf jede politische Thätigkeit nicht nur, sondern auch auf jede Zukunft für sein Geschlecht, für seinen Stand, für sein Königthum. Er versuchte zu widersprechen.

„Mein theurer Herr," antwortete der Marquis ruhig, „ich fühle Ihre Freundlichkeit, die herzliche Zuneigung, die sich in Ihrem Widerspruch kund giebt, recht wohl, aber leider darf ich darum den Widerspruch nicht anerkennen. Glauben Sie mir, wir, mein theurer Vater, der Baron von Batz, alle unsere Freunde, ich selbst war nicht der Letzte, wir alle hatten noch schöne Hoffnungen für die Zukunft im Jahre 1814, wir haben diesen Hoffnungen entsagen müssen mit schwerem Herzen. Das restaurirte Königthum hat große Fehler begangen, Fehler, die sich nie wieder gut machen lassen, Fehler, die den Untergang des altfranzösischen Königthums herbei führen müssen. Ich meine nicht die Fehler, die man von liberaler Seite dem Königthum zum Vorwurf macht, nein, nein! Das Königthum hat sein Princip aufgegeben um den Preis seiner Restauration, es hat mit der Revolution verhandelt, um sich den Männern der Revolution annehmbar zu machen, es hat die Königsmörder in den Rath der Krone aufgenommen, es giebt kein französisches Königthum mehr. Ich weiß wohl, daß der König in den Tuilerieen wohnt, Gott segne und schütze ihn, er wird mein König bleiben, in dem Augenblick aber, wo er wird König sein wollen, auch der Revolution gegenüber, wird sie ihm den Krieg erklären, und er hat nicht eine der großen Stützen hinter sich, auf die sich das Königthum verlassen muß in sol-

chem Kampfe. Das Königthum regiert jetzt mit der Revolution, in einem solchen Verhältniß aber muß nothwendig das Königthum immer schwächer und die Revolution immer stärker werden. Ludwig XVIII. ist alt, er wird an diesem Verhältniß nichts ändern, er ist klug, darum wird er sich leidlich behaupten neben der Revolution, wenn wir ihn aber begraben haben werden zu Saint-Denys, dann wird der edle ritterliche Graf Artois König an seiner Statt, dann ist der letzte Tag des französischen Königthums gekommen. Ein Fürst wie Carl Philipp von Artois kann nicht mit der Revolution regieren, in ihm ist das Blut des großen Ludwig und des großen Heinrich zu mächtig, er wird Herrscher sein wollen ohne die Revolution, und dann wird die Revolution zeigen, daß sie Herr ist über mein armes Vaterland und es beherrscht trotz des Königs. Dieser König herrscht noch über Frankreich neben der Revolution, die Könige, die Frankreich nach ihm etwa haben wird, werden nur noch kraft der Revolution herrschen. Das ist trostlos, mein theurer Freund, aber es ist die Wahrheit. Wahrlich, ich bin weit entfernt davon, meinem Könige einen Vorwurf zu machen, ach! wir Alle, seine treuesten Anhänger konnten ihm ja vor zwei Jahren nur rathen, Talleyrand, das heißt die Revolution zu Hülfe zu nehmen, um seine Restauration zu erreichen; es ist eine Schickung, eine Strafe des allmächtigen Gottes. Das Elend, welches über Frankreich kommt, naht mit langsamen Schritten, aber sicher; ich sehe es hinter all dem Glanz des Luxus, hinter all der Pracht der Künste, ich sehe es in der immer üppiger sich entwickelnden Blüthe der Industrie und des Handels, es grinst mir entgegen wie ein dräuendes Gespenst, ich schaudere vor Frankreichs Zukunft und beuge mich vor Dem, der allein die Reiche gründet und zerstört."

Der Marquis schwieg, der Major aber, tief erschüttert, ergriff die Hand des Freundes und sagte innig: „Mein theurer Marquis, Sie beugen sich? aber legen Sie nicht die Hände in den Schooß, es ist nicht männlich und ritterlich, gewiß nicht, die Waffen zu strecken, gehen Sie unter, aber gehen Sie streitend unter."

Der junge Mann lächelte melancholisch, dann legte er seine Hand auf die Schulter des Majors und entgegnete sanft: „Gehen Sie heim in Ihr Vaterland, geliebter Freund, Sie haben noch einen König, für den Sie kämpfen und sterben können im schlimmsten Fall, mein Vater ist noch für das französische Königthum gestorben, mein theurer Batz hat noch bluten dürfen für unser Königthum, mich aber will mein König nicht mehr annehmen als Kämpen, denn er will ja die Revolution gar nicht bekämpfen, sondern in friedlicher Gemeinschaft mit ihr Frankreich beherrschen. Wenn ich die Revolution bekämpfen will, muß ich zugleich gegen meinen König das Schwert ziehen, das aber darf ich, kann ich nicht. Mein edler Freund, die Schranken sind geschlossen für den französischen Adel, er hat keinen Kampfplatz mehr, und an dem Tage, wo sie ihm der König vielleicht wieder öffnet, da wird es schon kein König-

thum mehr geben. Aber die Hände in den Schooß legen will ich darum doch nicht, ich thue wie meine Ahnen, wenn sie zu alt waren, Wunden zu schlagen, dann verbanden sie Wunden. Nun, ich repräsentire ein Geschlecht, das zu alt geworden ist zum Kampf, auch ich will Wunden verbinden. Aus diesem Edelsitz der Beaupoil von Sainte-Aulaire will ich ein Krankenhaus machen, meine Güter will ich in milden Stiftungen der Kirche zu Lehen auftragen, die Bouschet von Montsoreau, die Beaupoil von Sainte-Aulaire, die Severac und alle die großen Geschlechter, deren letztes Blut in meinen Adern rinnt, sie haben ihren rühmlichen Antheil an der Größe, ihren traurigen Antheil an dem Verfall Frankreichs gehabt, sie sollen auch ihren Antheil haben an dem Segen, der auf denen ruht, die Kranke pflegen und Hungernde speisen. Das ist nicht so traurig, als es klingt, edler Freund, die großen Namen der historischen Geschlechter werden verklingen in diesem Lande, aber sie sollen verklingen unter den Segenswünschen der Armen und Kranken!"

Der Major schüttelte den Kopf; er fühlte wohl sich angeweht von einem Hauch des Geistes, der den jungen Edelmann beseelte, aber seine ganze Männlichkeit sträubte sich gegen diese Resignation, das zähe Märkische Junkerthum setzte sich in ihm grimmig zur Wehre gegen solche Entsagung; zwar war er sich klar bewußt, wie viel günstiger die Situation des Preußischen Adels, der im König von Gottes Gnaden noch den gemeinsamen Mittelpunkt hatte zum Kampf gegen die Revolution; er konnte keinen Stein werfen auf den Marquis, er wußte auch nicht zu sagen, wie derselbe hätte anders handeln können, aber er fühlte, daß er und die Mehrzahl der Edelleute und Offiziere in Preußen nicht so handeln würden und nicht so handeln könnten.

„Marquis," rief er, plötzlich von einer Idee durchzuckt, „verkaufen Sie Ihre Güter, kommen Sie mit mir nach Preußen, gründen Sie eine neue Heimath bei uns; da finden Sie einen König von Gottes Gnaden, unter dessen Banner wir gemeinsam gegen die Revolution kämpfen, wenn sie es wagen sollte, uns anzugreifen; so manches vornehme französische Geschlecht hat bei uns die neue Heimath gesucht und gefunden, viele ehrliche und hochberühmte Preußische Kriegshelden tragen noch heute ihre altfranzösischen Namen. Bei uns in Preußen finden Sie Alles, was Ihnen hier fehlt!"

Mit leuchtenden Augen hielt Philipp dem jungen Edelmann die Hand hin, der aber drückte sie leise und schüttelte den Kopf.

„Mein theurer Marquis," fuhr der Major eifrig fort, „es ist schön bei uns, es ist ein treues, festes Volk bei uns und edle Sitte ist heimisch auch in unsern Marken."

„Ich kann nicht, edler Freund," versetzte der Marquis gerührt von dem Eifer Philipp's, „vielleicht ist's Schwäche, aber ich bin ein eben so guter Franzose als Edelmann, ich will athmen französische Luft, so lange ich lebe, und ich will begraben sein in französischer Erde!"

Fast unwillig schwieg der Major und ging eine Weile, ohne zu sprechen, neben dem Marquis her; sein Unwille aber verflog rasch, er dachte an das Heimweh, das er in Toulouse gefühlt, er begriff, daß es auch ihm unmöglich sein würde, vom Vaterlande zu scheiden.

Der Marquis begann wieder zu sprechen, aber gab dem Gespräch eine leichtere Wendung.

So vergingen dem Preußischen Offizier die letzten Stunden in Paris.

Es war ein Uhr Morgens, der Marquis wollte es sich nicht nehmen lassen, den Freund bis zum Hof der Messagerie zu begleiten; im letzten Moment aber reichte er ihm zum Abschied einen Degen, schlicht und einfach, und bat ihn, diese Waffe zum Andenken an den edeln Baron von Batz mit nach Preußen zu nehmen.

„Das ist der Degen," sagte er fast weinend, „den der theure Edelmann führte an jenem furchtbaren einundzwanzigsten Januar 1793, als des Königs geweihetes Haupt auf dem Schaffott fiel; er zog ihn, um seinen König zu befreien, noch auf dem Wege zum Schaffott, Gott hat es nicht gewollt, sein Name sei gelobt! Der selige Baron hat diese Waffe nie von sich gelassen, und in jenem blutigen Kampfe am dreizehnten Vendémiaire hat er ihn zum letzten Male geführt. Sie wissen, daß der Baron der Letzte war, der an jenem Tage kämpfte — ich gebe Ihnen da den letzten französischen Degen, der in dieser Stadt Paris für das französische Königthum gezogen wurde. Es ist ein rechter Ehrendegen, und wenn Sie einst unter Ihren Kindern vor dem Kamine Ihrer Halle sitzen im fernen Preußen, dann zeigen Sie Ihren Söhnen den Degen und erzählen Sie ihnen von dem großen Baron von Batz, dem letzten Ritter des französischen Königthums."

Die beiden Edelleute umarmten sich, sie fühlten sich so innig verwandt innerlich und waren doch so tief verschieden.

Die gesammte Dienerschaft des Hauses hatte sich versammelt, um den Preußischen Offizier noch ein Mal beim Abschied zu begrüßen, sie hatten ihn Alle lieb und sahen ihn ungern scheiden.

Beim Schein der Laternen auf dem dunkeln Hof der Messagerie umarmte Philipp den edeln jungen Marquis zum letzten Male, dann stieg er in das Coupé.

Noch ein Mal reichte der Marquis ihm die Hand hinauf und drückte ihm ein kleines Kästchen in die Hand.

„Das sollen Sie Ihrer Verlobten am Hochzeitmorgen geben, nun leben Sie wohl, recht wohl!"

Der letzte Gruß des Marquis von Lanmari verklang in dem Hufschlag der Rosse und dem Gerassel des Postwagens, der sich in Bewegung setzte und über das Pflaster dröhnend hinrollte.

Der Major lehnte sich in seine Ecke, indem er sich ohne Widerstand seinen stürmenden Gefühlen und Gedanken überließ.

So lange Philipp sich noch in dem Banne von Paris befand, so lange er noch die Luft athmete dieser gewaltigen, im Schönen, wie im Schändlichen gleich übermächtigen Stadt, waren seine Gedanken nicht nur ernst, sondern auch schmerzlich; an seinem Herzen nagte ein unbestimmtes Etwas; es war ein Gefühl in ihm, von dem er sich keinen rechten Begriff zu machen wußte; unwillkürlich fiel ihm der keusche Joseph ein, der sich losreißt aus den Armen der Potiphara, und er gestand sich selbst, daß er in Paris mehr zurücklasse, als seinen Mantel. Doch diese Gedanken wichen, je weiter er über die Banlieue hinauskam, anderen; sein Geist richtete sich auf die Heimath mehr und mehr, auf die Zukunft, die so Glück verheißend vor ihm lag; es wuchs ihm mächtig im Herzen die Sehnsucht nach der geliebten Braut, er sah sich umgeben von der ganzen Familie, die Tante Präsidentin nickte ihm zu und winkte ihm; er sah seine Waffenbrüder und Freunde um sich an seinem eigenen Heerde, und weiter und immer weiter führte ihn die Sehnsucht. Nicht weniger ernst waren seine Gedanken, aber sie waren freundlich dabei; durch das Gerassel des Wagens und die klappernden Hufschläge der Rosse auf dem gepflasterten Damm der französischen Heerstraße vernahm er liebe Heimathsstimmen, und als die ersten Lichter des dämmernden Morgens aufzuckten wie bleiche Blitze vor ihm und ihm die kühle Morgenluft frischer entgegen wehete, da schloß der Schlummergott sanft seine müden Augen und beseligte ihn im Traum mit der holden Erscheinung, die das Licht seines zukünftigen Lebens werden sollte.

Ein schöner Traum führte ihn über den Abschied von Paris hinweg und geleitete den Schlummernden auf dem Wege der Heimath zu. Manche Meile mochte unser Held so über französisches Land hingefahren und um ein gutes Stück der Grenze des Vaterlandes näher gekommen sein, denn als er erwachte, war es fast Mittag, und heller Sonnenschein beglänzte die Landschaft vor ihm.

Der Major richtete sich auf, hob sein Angesicht aus dem Mantelkragen und schob die Mütze zurecht, seine Gedanken rasch sammelnd und seine Glieder dehnend.

„Gott segne ihren Schlaf, Herr Kamerad!“ sagte eine tiefe Baßstimme neben ihm, „habe Sie darum beneidet, wahrhaftig!“

Jetzt erst dachte der Major daran, daß er sich nicht allein befinde in dem Coupé; er drehte sich um und blickte die beiden Personen an, die es mit ihm theilten. Neben ihm saß die Baßstimme mit einem vergnügten rothen, runden Gesichte, in einen blauen weiten Mantel gehüllt, in der anderen Ecke eine tiefverschleierte Dame.

Er grüßte nicht nur höflich, sondern freundlich, war doch sein Gesicht der Heimath zugekehrt!

„Der Herr Kamerad nehmen vielleicht einen kleinen Schluck?“ fragte die Baßstimme sehr verbindlich und brachte aus den Taschen des weiten blauen Mantels eine bauchige Korbflasche und einen kleinen

Becher zum Vorschein. „Ein Schluck Genever ist gut, sehr gut am Vormittag!“ plauderte er, einschenkend, und sah dann mit wahrhaftem Behagen zu, wie der Major ohne Weiteres den kameradschaftlich gebotenen Feldbecher nahm und auf einen Zug leerte.

„Der Herr Kamerad ist Holländer?“ fragte Philipp, indem er den Becher zurückgab und auf die orangefarbene Cocarde an der Mütze seines Nachbars blickte.

„Das kann gar nicht anders sein,“ antwortete die Baßstimme lustig, „Adrian van Doost van Pallandt mein Name, Capitain im Generalstabe Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen von Oranien, meine Würde; da haben Sie mich ganz, Herr Kamerad!“

Der freundliche Mensch sagte das so drollig, daß Philipp laut auflachte und dann in ähnlichem Tone erwiederte: „Philipp von Krummensee, Königlich Preußischer Major von der Cavallerie, vom Stabe Sr. Excellenz des Generals von Kleist!“

„Hoher Vorgesetzter!“ lachte der Niederländer, und salutirte, die Hand erhebend, indem er mit den kleinen Augen zwinkerte.

„Wir haben zusammen bei Waterloo gefochten, Herr Kamerad?“ fragte Philipp.

„So ist's, mein Commandant,“ entgegnete der Holländer, „aber rauchen wir nicht eine Pfeife?“

Der brave Mensch wartete die Antwort des Majors nicht ab, sondern zog aus seiner Manteltasche eine kurze Pfeife, die er in den Mund nahm, während er seine dicken Hände in Bewegung setzte, um Feuer zu schlagen.

„Wird der Tabacksrauch Madame nicht lästig fallen?“ fragte Philipp artig, sich an die Dame wendend.

„Pah!“ erwirderte der Niederländer dampfend, „Madame ist, wenn auch eine geborene Französin, doch die Frau eines Holländers, sie wird bald selbst rauchen, wenn sie erst eine ganze Holländerin geworden ist; überdem hat diese Dame den Tabacksgeruch sehr gern, nicht wahr, liebe Septimanie?“

Diese letzten Worte sprach der Holländer, der bis jetzt deutsch gesprochen, zu der verschleierten Dame gewendet, in französischer Sprache. Die Dame verneigte sich schweigend.

„Septimanie?“ fragte der Major, von einer bösen Ahnung ergriffen.

„Seltsamer Name, nicht wahr?“ lachte der Holländer.

Es war Philipp lieb, daß er, im selben Augenblick mit dem Anzünden seiner Pfeife beschäftigt, nicht sofort zu antworten brauchte, denn es war ihm, als fasse Paris nach ihm und wolle ihn zurückreißen, es war ihm, als rufe ihm Paris zu: so leicht entrinnt mir Keiner, der in meinem Banne je gelebt und geliebt, der in meinen Reizen geschwelgt hat! Er mußte sich mit Gewalt zusammennehmen, und als er es ge-

than, da vermochte er doch nichts weiter zu sagen, als: „Der Name ist sehr selten; ich kannte in Paris eine Dame —"

„Welche diesen Namen hatte?" unterbrach der Holländer lachend. „Ich Thor war so stolz darauf, daß ich den Parisern ihre einzige Septimanie entführt hätte. Doch, halt! wo kannten Sie die Dame?"

„In dem Hause ihrer Schwester hatte ich die Ehre, sie zu sehen!" entgegnete Philipp mit bebender Stimme, denn er war jetzt überzeugt, daß die Frau im Schleier die Frau sei, deren Mann von seiner Hand gefallen.

„Und wie hieß diese Schwester?" fragte der niederländische Hauptmann dringend.

„Madame Corbin!" entgegnete Philipp fest und männlich gefaßt.

„Oranje boven!" schrie der Holländer, „Victoria! Ich habe doch die einzige Septimanie von Paris." Dann wendete er sich an seine Frau und sagte in etwas verweisendem Tone: „Aber was hat meine Frau? Warum begrüßest Du den Herrn Major nicht, da er ein Bekannter Deiner Schwester ist? Du erinnerst Dich seiner gewiß!"

Die Dame schlug den Schleier zurück; es war Septimanie, die Wittwe des Hauptmanns von Sainte-Pallaie, nunmehr die Frau des lustigen niederländischen Generalstabs-Offiziers; Septimanie hatte Zeit genug gehabt, sich auf diese Scene vorzubereiten, denn sie hatte Krummensee erkannt an der Stimme schon beim Einsteigen im Hofe der Messagerie zu Paris. Dennoch waren ihre Augen mit Thränen gefüllt. Diese galten aber nicht dem armen Sainte-Pallaie, denn sie wußte nicht, daß derselbe von Krummensee's Hand gefallen war, sondern sie war, ihrer Weise nach, durch dieses allerdings merkwürdige Zusammentreffen mit einem früheren Liebhaber bis zu Thränen gerührt, und zugleich wohl auch etwas ängstlich, daß der Major zu viel von ihren früheren Verhältnissen verrathen könne. Mit zitternder Stimme sagte sie: Monsieur sei ihr wohl bekannt, sie habe ihn öfter bei ihrer Schwester gesehen.

„Sie glauben nicht, Herr Kamerad," plauderte der Holländer vergnügt weiter, „was diese kleine Frau für ein weiches Gemüth hat, es giebt kein Ding in der Welt, das ihr nicht Veranlassung böte, Thränen zu vergießen; sehen Sie zum Beispiel jetzt, jede andere Frau hätte sich doch gefreut, in Ihnen einen frühern Bekannten zu begrüßen. Diese liebe Septimanie dagegen fühlt sich durch Ihren Anblick nur an ihre Schwester, an ihren kleinen Neffen, den sie sehr liebte, und an ihren Schwager, den sie beiläufig nicht leiden konnte, erinnert, und nun kommt gleich ein kleiner Nachguß von Abschiedsthränen."

„Sie sind ein Ungeheuer, Adrian!" rief Septimanie.

Der lustige Niederländer jubelte laut über den Titel „monstre", er lachte über Alles, gerade wie seine Frau über Alles weinte, aber sie schienen sich Beide ganz vortrefflich dabei zu befinden und sich sehr zu gefallen gegenseitig.

Der Major athmete etwas erleichtert auf, als diese Scene vorübergegangen ohne einen Sturm; dennoch fühlte er sich bedrückt, und gewiß würde sein Benehmen und seine Stimmung jedem andern Manne aufgefallen sein, der holländische Hauptmann aber trieb seine Späße und bemerkte gar nichts.

Auf einer Station war den Reisenden ein kurzer Aufenthalt gegönnt. Philipp sah sich in dem Speisezimmer einen Augenblick allein mit der schönen Septimanie, rasch trat er zu ihr und fragte sie ernst: „Können Sie mir verzeihen, Madame?"

„Verzeihen?" entgegnete Septimanie, unter Thränen lächelnd, „ich habe Ihnen längst verziehen, jetzt bin ich sehr glücklich mit meinem Holländer!"

Sie drückte ihm die Hand auf den Mund, in dieser Bewegung mit einem Anflug von früherer Zärtlichkeit zugleich eine Andeutung verbindend, die für den Major überflüssig war, die aber zu tief in dem Wesen der eiteln Pariserin begründet war. Sie wollte nämlich die Galanterie des früheren Anbeters nicht mehr annehmen, zugleich aber mußte sie doch den Gedanken hegen, daß der Major im Begriff sei, seine frühere Galanterie bei ihr zu erneuern. Sie hatte keine Ahnung, wie weit derselbe davon entfernt war.

„Und Honorine?" fragte der Major langsam; er wußte sehr gut, wie kühn diese Frage war, auch runzelte Septimanie die Stirn, und ihre Augen füllten sich auf's Neue mit Thränen; aber dieses Mal nahm sie sich doch zusammen und sagte: „Wir wollen Freunde sein, ich habe keinen Groll mehr, Honorine und Corbin, dieser gute Gaspard Corbin, sie sind glücklich, sehr glücklich, mit ihrem Kinde, dem kleinen Philipp!"

Wirklich dankbar küßte der Major noch ein Mal die Hand Septimanien's, deren freundliche Mittheilungen doch einen Theil der Last hinweggenommen hatten, die sein Herz bedrückte, seit er den Knaben auf dem Boulevard de Bonne Nouvelle gesehen.

Als sie ihre Reise fortsetzten, war der Major weit mehr im Stande als vorher, auf die unverwüstliche gute Laune des holländischen Capitains einzugehen; sie fuhren die ganze Nacht hindurch, doch erst, als er sich am andern Morgen trennte von Septimanie, welche mit ihrem Gemahl die Straße nach Dünkirchen einschlug, fühlte er sich wieder ganz frei von dem peinlichen Gefühl, das ihn nicht verlassen wollte in ihrer Gegenwart. Er saß den ganzen Vormittag allein im Coupé, und diese Einsamkeit that ihm sehr wohl; sie sollte auf eine angenehme Weise unterbrochen werden.

Am Nachmittage hielt der Postwagen vor einem Posthause, was dicht vor einer offenen Stadt lag; Krummensee stieg aus, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen, zu welcher ihm der Postwagen auf der steinernen Heerstraße hinlänglich Appetit gemacht hatte; er hörte singen in dem Posthause, als er rückwärts mit großer Vorsicht über das hohe

Rad niederstieg. Das wäre nicht auffallend gewesen, aber der Gesang klang ihm ganz sonderbar bekannt, und da er in die Thür trat, da wußte er, was er hörte; denn eben fielen die Sänger drinnen mit voller Kraft ihrer Stimmen ein in den Refrain:

„Das ist, das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!"

„Hurrah! Hurrah!" klang's drinnen.

„Hurrah!" wiederholte der Major draußen, und mit zwei langen Ulanenschritten war er an der Thür, riß sie auf und schrie mit Donnerstimme: „Hurrah! Hurrah!" hinein.

Die ganze Stube war blau, nichts als Preußen drin und Tabacksqualm, zehn, zwölf blaue Gestalten fuhren auf von ihren Sitzen und klirrten dem Major entgegen, der die erste Hand, die er bekommen konnte, ergriff und herzlich drückte. Die Sänger waren über diesen plötzlichen Einfall etwas verblüfft, bis Krummensee rief: „Herr Gott, ich bin so lange nicht unter Preußen gewesen, und nun, Ulanen, wahrhaftig Ulanen! Kameraden, ich bin der Major von Krummensee, vormals bei den zweiten Ulanen, und habe so lange keine Ulanen gesehen!"

„von Krummensee!" rief da eine Stimme aus dem Hintergrund.

„von Arenstorff!" schrie der Major und lag alsbald in den Armen des Oberst-Lieutenants von Arenstorff, seines alten Freundes, mit dem er einst jene Schlittenfahrt von Memel nach Berlin gemacht im December 1812.

Lauter Jubel umgab jetzt den Ankömmling; der Oberst-Lieutenant lag mit einem Bataillon seines Regimentes, das zu den Occupationstruppen gehörte, welche damals und noch lange in Frankreich standen, in Garnison in der Stadt, eben so eine Schwadron Ulanen. Es waren wohl zwanzig Preußische Offiziere, Cavallerie und Infanterie, welche sich um Philipp drängten, mit jener echten Waffenbrüderlichkeit und Kameradschaftlichkeit, welche die Preußische Armee auszeichnet. Herzlich-freundliche Worte wurden in Hast gewechselt, und Oberst-Lieutenant von Arenstorff sorgte mit der Umsicht eines gedienten Stabs-Offiziers für die leibliche Erquickung seines jüngeren Freundes, über dessen männlich-schönes Wesen er sich nicht mehr hätte freuen können, wenn derselbe sein Sohn gewesen wäre. Auch die andern Offiziere, Infanterie und Cavallerie, waren ganz entzückt von dem Major, bei dem die Frische des Jünglings mit dem Ernst des Mannes merkwürdig in einer überraschend schönen Weise zur Erscheinung gelangt war.

Als draußen der Postillon blies und Krummensee sich erhob, um Abschied zu nehmen, ertönte ein lauter Schrei des Unwillens von allen Lippen, und selbst von Arenstorff blickte ganz verwundert auf, keiner der ritterlichen Herren wollte an ein so rasches Scheiden glauben.

„Stopft denn Keiner dem verdammten Kerl seine Tute?" rief ein junger Capitain ärgerlich, als der Postillon immer heller blies.

„Wir wollen den Postwagen mit Gewalt anhalten!" meinte einer der Ulanen.

„Nehmen Sie sich in Acht, Lüderitz," schrie ein Infanterist, „daß man Sie nicht als Wegelagerer vor Gericht schickt, Sie wären verloren, denn Ihre Ahnen schon waren ja wegen Anhaltens von Wagen berühmt, Sie wissen, daß vor Zeiten die armen Fuhrleute beteten: Vor Köckeritze, Lüderitze, vor Krachten und vor Itzenplitze behüt uns, lieber Herre Gott!"

„Pah!" entgegnete der Lieutenant von Lüderitz, „weiß das wohl, ein gelehrter Professor in Berlin hat mir aber gesagt, das wäre keine Schande, denn der Adel habe freies Fehderecht gehabt damals und die Fuhrleute wären schwer bewaffnet gewesen und hätten sich tüchtig gewehrt."

„Der Kerl will noch eine Viertelstunde warten!" rief ein Offizier, der leise hinausgegangen war, in der Thür.

Mit dreifachem Hurrah wurde die gute Nachricht begrüßt.

„Jetzt habe ich's!" schrie ein baumlanger Ulan plötzlich, und sprang auf.

„Was denn? was denn?" fragten Alle.

„Laßt den Postillon in Gottes Namen fahren," entgegnete der Offizier. „Herr Oberst-Lieutenant, dem Herrn Major wird ein scharfer Ritt gut thun, er bleibt noch ein paar Stunden hier, dann sitzen wir zusammen auf und reiten der Post nach, den schweren Kasten werden wir bald genug wieder einholen, wenn Sie uns Urlaub geben!"

Mit Bravo und Hurrah wurde der Vorschlag belohnt.

„Halt!" rief von Lüderitz, „mein Bursche ist hier, der setzt sich statt des Herrn Majors in den Postwagen, damit wir der französischen Post nichts schenken und damit wir Einen haben, der das Pferd, das der Herr Major geritten, zurückreitet!"

In lautem Jubel gingen die Herren hinaus; der Bursche des Lieutenants von Lüderitz, ein ehrlicher Märker mit breitem Gesicht und kurz geschnittenen Haaren, bekam eine Flasche Wein und ein Paquet Taback, damit wurde er in's Coupé auf den Platz des Majors geschoben und ihm auf's Gründlichste eingeschärft, diesen Posten zu halten, bis ihn sein Offizier selbst ablöse. Der Ulan sagte nichts weiter, als die solenne Formel: „Zu Befehl, Herr Lieutenant!" aber man sah's ihm an, daß er der Mann war, der seinen Platz unter allen Umständen behaupten würde. Als der Postwagen unter dem Jubel der Offiziere davonrollte, saß der brave Lanzenreiter da oben, ohne eine Miene zu verziehen, wie die Sphinxe vor den Pyramiden liegen.

Die Herren kehrten in das Gastzimmer des Posthauses zurück und fanden allda den Oberst-Lieutenant mit einem ungeheuren Potagelöffel bewaffnet, er rührte in einer Terrine, in welcher er eine Zuckerhutspitze in einem Meere von Cognac aufzulösen versuchte, während die Frau Postmeisterin, wie gewöhnlich in Frankreich gab's auch hier keinen Postmeister, sondern nur eine Postmeisterin, ihn ganz fruchtlos darauf auf-

merksam machte, daß er zu viel Cognac in die Terrine gegossen, es habe ja kaum noch Platz darin für ein wenig Wasser.

„Lassen Sie mich, Madame,“ sagte der alte Kriegsmann endlich halb lustig halb verdrießlich, „wir nehmen in Preußen eigentlich gar kein Wasser zum Punsch, sondern machen den Cognac, der bei uns wild wächst und viel stärker ist, als das Zeug hier, nur mit Pfeffer heiß!“

Die Französin erschöpfte sich in staunenden Ausdrücken und brachte dann den Theekessel mit kochendem Wasser.

Der Oberst-Lieutenant deckte den Deckel auf die riesige Terrine, dann sagte er aufstehend mit freundlichem Lächeln: „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thut; hier, lieber Lüderitz, setzen Sie sich hinter diese Terrine und machen Sie unsern obersten Schenken, mich aber laßt da zu meinem Major, wir haben uns seit 1814 nicht gesehen!“

Nach den Pferden war geschickt, Alles war wohl besorgt und die Herren ergaben sich der heitersten Geselligkeit!

Eine Weile sprachen der Obristlieutenant und der Major allein und zwar leise, sie hatten sich ihre Erlebnisse mitzutheilen, aber auch im allgemeinen Gespräch gab sich jene erhöhte Stimmung kund, die immer die Folge eines freudiges Ereignisses ist, und ein solches freudiges Ereigniß war die Ankunft des Majors in dem seit Wochen schon auf sich allein beschränkten Kreis der Offiziere in der kleinen Garnison.

Plötzlich rief der Oberst-Lieutenant überlaut: „Was? mit Ihrer Cousine Waldemare? die Sie immer als Quelle citirten, wenn Sie mal einen Vers anbringen konnten oder sonst ein bischen Gelehrsamkeit?“

„Mit derselben!“ entgegnete der Major in glückseliger, halber Verlegenheit.

„Nun, da gratulire ich von Herzen, mein wackrer, tapfrer junger Freund!“ Der alte Soldat umarmte den jungen Krieger herzlich.

„Der Herr Major ist Bräutigam, meine Herren,“ wendete er sich an die andern Offiziere, „aber mit keiner französischen Parlirpuppe, obgleich er lange in Paris gewesen ist, sondern mit einem edeln deutschen Mädchen, das Fräulein Waldemare soll leben! hoch!“

Die Gesundheit wurde mit einem Enthusiasmus getrunken, als wenn alle Herren vom alten Rittmeister an bis zum jüngsten Lieutenant in die schöne Waldemare verliebt wären. Herr von Lüderitz trank sein Glas sogar noch ein Mal aus, er benutzte seine Stellung nahe an der Quelle als guter Offizier und rief dem Major zu: „Auf Ehre, freut mich ganz grenzenlos, Herr von Krummensee, werde Sie bitten, mich dem gnädigen Fräulein vorzustellen, wenn ich nach Berlin komme, mir Urlaub versprochen nach Ostern, Familien-Angelegenheiten, alte Tante gestorben, sehr gute Frau, mir Alles vermacht. Auf Ehre, freut mich grenzenlos!“

„Bin außer Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen, Herr Kamerad!“ entgegnete der Major.

„Wie?“ fragte Lüderitz fast erschrocken.

Auch die anderen Herren stutzten und der Oberst-Lieutenant sah seinen Freund verwundert an.

„Völlig unmöglich,“ fuhr der Major mit angenommenem Ernste fort, „kann nicht die Ehre haben, Sie Fräulein Waldemare vorzustellen, wenn Sie nach Ostern nach Berlin kommen, bedauere, aber völlig unmöglich!“

„Ah!“ rief der Oberst-Lieutenant laut lachend, „ich habe den Witz, sein Sie ruhig, lieber Lüderitz, bitten Sie den Major ein Mal, Sie, wenn Sie nach Berlin kommen, der Frau von Krummensee vorzustellen!“

„Das wird mir allerdings eine große Freude sein!“ entgegnete der Major und streckte Lüderitz die Hand hin.

Der wackere märkische Edelmann drückte die angebotene Hand herzlich und beeilte sich dann, die Gesundheit der künftigen Frau Majorin noch ein Mal mit einem außerordentlichen Glase zu feiern.

In heitern Gesprächen unter Scherz und Lachen vergingen so ein paar Stunden; Philipp war nicht der Lauteste in dem Kreise, gewiß aber war er der Heiterste; unter all den blauen Röcken fand er die Heimath zuerst wieder, mehr als die Heimath, die Familie fand er, die große Familie, deren Haupt und Vater der König ist; er war wieder zu ihr zurückgekehrt, und das Preußische Herz wurde ihm groß und weit in dem Kreise seiner Kameraden, die ihm Alle alte liebe Freunde dünkten, obwohl er außer dem Oberst-Lieutenant keinen derselben zuvor gekannt. Es ist etwas so unendlich Großes und Schönes um das ächte Bruderband, das Waffenbruderband, das alle Soldaten des Königs von Preußen umschlingt, daß seines Gleichen gar nicht wieder zu finden ist auf Erden. Keine Nation hat das, keine Armee in dieser eigenthümlichen Weise, nur Preußen hat es, nur das Kriegsheer des Königs von Preußen.

Die Terrine war längst leer, die Nacht brach herein, aber noch dachte Niemand an Aufbruch, Philipp selbst am wenigsten, und der arme Bursche des Lieutenants von Lüderitz hätte ruhig bis nach Brüssel freie Postreise haben können, wenn nicht endlich der Oberst-Lieutenant selbst zum Aufsitzen geblasen hätte. Man trennte sich dann mit schwerem Herzen; die Ulanenoffiziere und der Adjutant des Oberst-Lieutenants wollten den Major begleiten. Herr von Lüderitz ließ unserem Helden ein allerliebstes Pferd vorführen, das er vor Kurzem von einem Engländer gekauft hatte. Ein letzter Händedruck noch vom Sattel herab, ade! ade! und dahin trabten die Preußischen Offiziere, laut jubelnd in die Nacht hinein. Philipp wiegte sich mit einer Art von Seligkeit im Sattel, er hörte wieder Säbelscheiden klappern, es war ihm unbeschreiblich wohl zu Muth.

Die Offiziere ließen ihre Rosse scharf austraben und flogen dahin wie Schatten über das französische Land, Gespräche wurden nicht mehr

geführt, aber die heitern Zurufe nahmen kein Ende, und wenn sie die Rosse in eine langsamere Gangart fallen ließen, dann begann der unermüdliche Lüderitz gewiß ein Lied zu Ehren der Lanze, „der Königin der Waffen". Er hatte eine wunderschöne, volle Stimme, und wie stolz Preußisch klang's hinein in die französische Nacht:

„Laut tönt die Trompete, sie brausen heran,
Schwarz-weiß flattern Fähnlein der Lanze voran,
Die nie ihren Mann noch gefehlt.
Umringt sie der Feind, nun so decken sie sich
Durch schwirrende Kreise und kräftigen Stich
Und tummeln das schnaubende Roß."

Der Major war wieder ganz und durch und durch Lanzenreiter und begann nun auch sein Lieblingslied, nach der uralten Melodie: Wer niemals einen Rausch gehabt ɩc., zu singen:

„Ein Jeder, der zu Pferde sitzt,
Und gut zu Pferde sitzt, ja, ja!
Und gut zu Pferde sitzt.
Den Feind gar lustig attaquirt,
Wenn's donnert auch und blitzt, ja, ja,
Wenn's donnert auch und blitzt! ɩc."

So lustig ritten die Lanzenreiter des Königs von Preußen durch Frankreich, und so groß auch der Vorsprung war, den der Postwagen hatte, bald nach Mitternacht war er doch eingeholt, und Philipp verließ fast eben so ungern das schöne Pferd, das er geritten, als der Bursche des Lieutenants von Lüderitz den Platz im Coupé, wo er seine Flasche geleert und dann ganz behaglich geschlummert hatte. Mit einem dreifachen Hurrah! begrüßten die Offiziere den Major noch, als der Postwagen sich wieder in Bewegung setzte, dann trabten sie nach ihrer Garnison zurück, unser Held aber fuhr, das Herz voll Sehnsucht und Seligkeit, der Heimath entgegen.

Verfassungsmäßige Gedanken.

— Fortsetzung der Artikel „Landtag". —

Nichts ist im politischen Leben leichter, nichts gefährlicher zu tragen, als die vollständige Harmonie der Gesinnungen auf allen Seiten, nichts ist fruchtbarer, weil reizender, anregender, herausfordernder, als der scharfe Gegensatz.

Ein Königreich für einen Gegensatz! Und bei demjenigen derselben, den wir meinen, und dessen wir am Schlusse unseres letzten Artikels von Neuem gedachten, ist das Königreich am glänzendsten, wenn nicht zu gewinnen, doch zu sichern.

Es ist der Gegensatz der Regierung, der Preußischen Regierung

seit dem November 1848, des Cabinets Brandenburg-Manteuffel, zu der Gesammtheit der Doctrinen, welche wir im Auge haben.

Zugegeben wird uns von allen Seiten: es war nicht ein Schatten von Doctrin mehr, der die opferfreudigen Männer des Novembers dahin brachte, an die Stufen des Thrones mit der gewappneten Hand des „Muthes bis zum Tode" zu treten; die Doctrinen hören da auf, wo sie gedeihen, auf den Sophas, in Glacés und Pantoffeln, in der weichen Stille des Studirzimmers; wo die That auftritt, da endet die Doctrin nicht bloß, sondern da ist ihr im Gegentheil der Krieg von vornherein gemacht, und er war es in diesem Falle ganz besonders, wo plötzlich allen Lehren der verfassungsmäßigen Freiheit und des verfassungsmäßigen Widerstandes gegenüber, allen Möglichkeiten, dies und jenes „für das Volk und seine Freiheit zu retten", entgegen — die einfachen Königsdiener hervortraten, gar nicht darum bekümmert, sich vor dieser oder jener Lehre der Katheder zu rechtfertigen. Ganz einfach stieß Graf Brandenburg seinen Kürassierdegen auf das Estrich des Saales, als ein naseweiser „Volksvertreter" nach seinem constitutionellen Patente fragte, die Geschichte soll das niemals, niemals, niemals vergessen.

Aber der Sohn darf niemals die Mutter, der Baum kann niemals seine Wurzel und sein Erdreich verläugnen, diese Regierung wird — und sie will es — niemals vergessen, woher sie stammt, an welchem Datum sie geboren, welch einen Platz in der Geschichte Preußens sie für sich festgestellt hat.

Nun gut denn —, entsprossen jenseits aller Doctrin, jenseits aller Handbücher und Katheder, jenseits der ganzen gelehrten Zunft, die seit fünfzig Jahren von Königsberg bis zum kurfürstlichen Bonn Politik und Nationalökonomie gelehrt hat, unsystematisch noch heut in den Augen der Heidelberger, Tübinger und Göttinger —, und welch schöneren Ruhm könnte sie in unsern Augen haben? — mag sie sich, wird sie sich auch selber treu bleiben, wird sie am wenigsten jetzt, nach so vielen Siegen und ebenso glorreichen Niederlagen, durch die Schwerkraft gewohnheitsmäßiger Verwaltung dahin kommen, sich von Schatten und Vergangenheiten in's Schlepptau nehmen zu lassen, die ihren blutigen Nimbus in unseren Augen nachträglich am achtzehnten März des Jahres acht und vierzig erhalten haben.

Nein, wie wir gesehen haben, daß diese Regierung es wagte, vor einer noch sehr dissoluten öffentlichen Meinung die Bildung des neuen Herrenhauses zu vertreten, so werden wir auch überzeugt sein dürfen, daß sie nicht die Frucht vor der Blüthe wollte, daß sie von vornherein entschlossen war, da, wo sie den practischen Nothwendigkeiten zu Liebe erst den Thurm baute, ehe sie für das Haus sorgen konnte, nach der Strenge der Grundsätze fortzufahren, auf welchen sie stand, als sie einfach ihre Brust für eine ganz außerhalb der Doctrinen wohnende Wirklichkeit, für den König von Preußen, bot.

In einer übelen, sehr übelen Lage ist dabei, wir wissen es nur zu wohl, die königliche Regierung.

Woher kam es, daß in diesem Königreiche, das königlich ist, wie keine zweite Monarchie auf Gottes Erdboden, königlich von Friedrich I. bis auf Friedrich Wilhelm, der auf der Schloßbrücke die Riesen knirschen macht, von Friedrich dem Großen bis auf Friedrich Wilhelm dem Landesbefreier, von ihm bis auf des jetzt regierenden Königs Majestät, überhaupt das Königthum von Gottes Gnaden, das Königthum, das ewig eins ist mit seinem Volke, einen Augenblick in Frage gezogen werden konnte? daß es von Bestimmungen, die nicht aus seiner Naturanlage und nicht mit seiner erleuchteten Einstimmung geboren waren, gleichsam angegriffen werden konnte? daß ein Staatsbegriff neben dem Throne, daß die Etablirung einer neuen Suzerainetät neben der theueren alten Souverainetät einen Augenblick versücht werden konnte? daß plötzlich die alte Churstadt Brandenburg, so oft der Zeuge herzlichster und treu unterthänigster Huldigungen gegen die Hohenzollern, so oft der Schauplatz ihrer Gnaden und befruchtenden Thaten, für einen Augenblick ein Zufluchtsort der Treuen und zugleich verschmäht von den Majoritäten der neuen Volksvertretung wurde?

Wohl zu erwägende Fragen, die uns weit über 1848, weit über 1840, bis über die Schwelle dieses Jahrhunderts zurückführen.

Ein Colleg über preußisches Staatsrecht — und was vermischen die Herren Professoren heut zu Tage nicht gern Alles, wenn es gilt, den Eifer des Dienstes zu zeigen! — würde uns freilich gern noch weiter rückwärts führen, um wo möglich das harte, grundlegende, scharf zufahrende Regiment der ersten Hohenzollern mit denjenigen Ereignissen zu nivelliren, welche mit der Schlacht von Jena ihre innerste Verwandtschaft erst recht im Auge einer späteren Geschichte entfalten werden.

Wir unterscheiden anders, als halb oder ganz gelehrte Professoren, wir wissen Persönlichkeit und ihre Stellvertretung durch die bloße Doctrin genugsam zu unterscheiden, um die Landmarken einer Periode der „Reconstruction" Preußens ohne Gleichen in jener Zeit zu erblicken, wo plötzlich aus schottischer Philosophie, englischem Utilitätsradicalismus, deutschem Apriorismus und unbefriedigtem, an der französischen Revolution begeistertem deutschen allgemeinen Bürgerthum eine leider entscheidende Richtung geboren wurde, welche sich der Sessel des Staats- und Fürstenrathes im äußersten Osten der Monarchie bemächtigte, falsche Testamente machte, (den Beweis lieferte für uns neulich schon eine hochliberale Zeitschrift) und in einer Gelassenheit, welche soldlustigen Referendarien nicht anstehen würde, den Grundsatz decretirte und durchführte, daß Preußen künftighin nicht seines Königs und Volkes, seines Wesens, wegen existire, sondern wegen der Masse seines Exportes und Importes, wegen der Masse seines Viehes und seiner Schornsteine ꝛc. Adam Smith — die wenigsten der Herren, die auf ihn schworen, hatten ihn gelesen und darum aus ihm lernen können, daß er doch noch viel-

mehr Britannier als Adam Smith war —, ward ein Prophet im fremden Lande, ein unwidersprechlicher Prophet. Das Volk, die Gesellschaft des preußischen Volkes ward als eine todte Masse behandelt, welche in beliebige, möglichst handliche Form zu bringen sei, mit hochmüthiger Verachtung wurde auf die gebliebenen Reste ständisch-altpreußischen Lebens herabgesehen, es wurde zum leitenden Grundsatz erhoben, daß je mehr Neuerungen, desto mehr Verbesserungen erzielt werden müßten, die Denkschriften und die Reformvorschläge überstürzten sich, man führte als nachahmungswerthes Beispiel China an, die Provinz Murcia in Spanien, englische Grafschaften (dies sind historische Thatsachen) —, und stets war ein gutmüthiger Paragraphen-Registrator vorhanden, der aus diesen herrlichen Vorbildern und ihren in jenen Denkschriften ausgeführten Grundzügen ein Gesetz oder wenigstens eine Verordnung machte, die Preußen beglücken sollte. Das alte Preußen hatte bei Einführung dieser überraschenden Neuigkeiten weder Zeit, noch Lust, noch Kraft, eine Kritik zu üben, eine Verwahrung einzulegen, seinen Körper, sein gutes Hausrecht gegen solche Uebergriffe zu wahren; theilweis starrte es verzweifelt in die Welt der großen Politik, in welcher damals eben die Würfel um Preußens letzte Chance geworfen wurden, theilweis lag es im Felde oder in anderem nicht minder bitterem Kampfe gegen den großen Usurpator, in einem heimlichen und desto furchtbareren Kampfe.

Der große Krieg kam, und sein glückliches Ende brachte ein erstes Besinnen in die Kreise, welche von 1807 an so keck über das Wesen Preußens, über seine ganze Verfassung und Natur disponirt hatten. Man konnte nicht anders, als sich gestehen, daß das Volk, das 1813 sich auf den Ruf des Königs erhob, nicht durch freisinnige Gemeinde-Ordnungen und Gensd'armerie-Edicte und gracchische Gesetze zu seiner Begeisterung bestimmt ward, sondern daß es für seine Urinstitutionen, für das Königthum, daneben für den eigenen Heerd und Hof, für die Heiligkeit der in letzter Zeit oft gekränkten Familie, für Sitte und Stand und heimisches Recht aufstand. Aber die böse Saat war einmal ausgeworfen, sie hatte einmal Wurzel gefaßt, Gärtner gefunden, welche von ihren Früchten Gewinn hofften, es war zu spät, das rückgängig zu machen, was in den Bureaux der klugen Herren zu Königsberg und Potsdam — man erinnere sich, was von Letzteren der selige Herr v. d. Marwitz sagt — ausgeheckt und gesetzlich fixirt war. So mußte Preußen alle Freuden und Leiden einer hochliberalen Entwickelung durchmachen, aber, indem es sich dieser schweren Prüfung unterzog, zeigte es aller Welt, daß das schwere Experiment diesmal nicht in corpore vili gemacht werde, daß hier ein Organismus von Stahl und Erz in Entwickelung sei, der vieles verwinden und aus Allem Lehre und Förderung ziehen könne. — Wir verfolgen diese Entwickelung demnächst weiter.

Die jüdische Weltreligion oder die jüdische Reform und der Talmud.

II.

Wir haben bereits in dem ersten Theile dieses Aufsatzes die Entwickelung der „öffentlichen Meinung" des Liberalismus über die Berechtigung der Juden im Staate durch eine Reihe interessanter Erscheinungen verfolgt. Wir lernten die Anschauungen Dohm's, der Berliner jüdischen Hausväter am Ende des vorigen Jahrhunderts, Mendelssohn's, endlich auch des Vereinigten Landtages kennen. Wir verfolgen diese Entwickelung im Folgenden weiter:

Das Frankfurter Parlament.

Was ist es denn also, was aller Versuche, den Gegensatz aufzuheben, oder ihn zu läugnen, spottet?

Als im Frankfurter Parlament der Theil der Grundrechte berathen wurde, der die Unabhängigkeit der politischen Rechte vom religiösen Bekenntniß feststellte und somit den Juden die bürgerliche und politische Gleichberechtigung mit den Christen einräumte, war allein Herr Moritz Mohl so kühn, sich diesem Zugeständniß zu widersetzen, aber es gelang ihm nicht, seinen Widerspruch auf eine verständige Weise zu begründen oder ihm eine umfassende Anschauung des Völkerlebens zur Unterlage zu geben. Er suchte und suchte — etwas Allgemeines und wirklich Erklärendes. Das warnende Beispiel der Liberalen der badischen Kammer, die in den Berathungen des Anfangs der dreißiger Jahre unter Itzstein's Führung ein Bild vom Detail-Verkehr der Juden entworfen hatten, welches ihnen diese nicht verzeihen konnten, mochte ihn beunruhigen — er wollte tiefer gehen und machte Ansatz auf Ansatz, um zu zeigen, wie es das ganze Leben, die ganze Richtung*) des Juden ist, was ihn mit dem Volksleben in Widerspruch bringt; aber es gelang ihm nicht; er blieb auf dem Wege Itzstein's stehen. Was ist es also, was den Kampf zwischen dem Judenthum und den europäischen Völkern unterhält?

Unter den Germanen erst ist das orientalische Kastenwesen völlig besiegt worden. Zu welcher Beschäftigung und Lebensrichtung auch der Germane sich entschließen mag, so begleitet ihn das Selbstgefühl, daß ihm in Allem, was er thut, sein Volkswesen unverkürzt bleibe und daß der Besitz dieses Wesens ihn zu einem Ganzen mache gleich Jedem seiner Volksgenossen in ihren anderen Arbeiten.

Ist nun vielleicht die ganze Lebensrichtung des Juden nur deshalb von dem Leben der europäischen Völker eine durchaus verschiedene, weil sein ganzes Volk als eine Kaste den letzteren gegenüber steht und

*) Verhandlungen des Frankfurter Parlaments III. 1755.

gegen sie das orientalische Kastenwesen erhält? Ist der bisher unversöhnliche Gegensatz des Juden und Europäers darin begründet, daß der erstere den orientalischen Stolz auf die Kaste, der er angehört, dem letzteren entgegen hält? Will der Jude ein Stand, ja der herrschaftliche Stand innerhalb des gesammten europäischen Völkerlebens sein, und ist es dieser Anspruch, was ihn mit den Anschauungen des Abendlandes in Spannung versetzt?

Wir werden uns der Antwort nähern, wenn wir den Juden in einem Lande betrachten, in dem er sich einer völligen Emancipation zu erfreuen hat, — in Frankreich.

Der demokratische Staat.

Zwar nur ein Nothstaat ist es, was wir vor uns sehen, auf dessen Auseinandergehen diejenigen, die in ihm leben, selber warten; aber in ihm ist doch das Ideal Dohm's ausgeführt, und der Staat nur noch dazu da, die bürgerliche Gesellschaft an die Stelle des früheren politischen Verbandes zu setzen.

Die absoluten Monarchen zur Zeit Dohm's hatten an den Edelmuth der Staatsangehörigen appellirt und sie aufgefordert, sich als das, was mehr ist als Alles, wozu sie ihre Vorrechte machen können, zu fühlen — als Bürger. Die französische Revolution hatte ein ganzes Volk mit den Schrecken des Todes gezwungen, sich für den Staat aufzuopfern und ihm die Kraft dazu zu geben, daß es ihm möglich würde, die Gesellschaft der Gleichen zu schaffen. Unter Louis Philipp hatte die Klasse der Besitzenden alle ihre List und Klugheit aufbieten müssen, um den Staat dem Nutzen der bürgerlichen Gesellschaft dienstbar zu machen. Was im vorigen Jahrhundert der vereinte Edelmuth aller Bevorrechteten leisten mußte, was in der Revolution durch den Schrecken erzwungen, unter Louis Philipp durch die constitutionelle Intrigue bewerkstelligt wurde, das ist jetzt so leicht, daß es Einer kann, der sich durch seinen Staatsstreich an die Spitze dieses bürgerlichen Geschäftes gebracht hat. Unter dem Absolutismus des vorigen Jahrhunderts wurde dem Staat von der bürgerlichen Gesellschaft geschmeichelt, und ergötzte er sich am Ruhm seiner Aufklärung und Sorge für das Bürgerwohl; in der Fieberhitze der Revolution wurde er dahin gebracht, sich für die Geburt der bürgerlichen Gesellschaft tödtlich anzustrengen; unter Louis Philipp ward er bethört und hintergangen; jetzt ist er so überflüssig geworden, daß die bürgerliche Gesellschaft die Sorge für ihn einem Einzigen überläßt und froh ist, daß dieser Eine von Niemandem mehr in sein Staatsgeschäft eine Einrede duldet.

Hier allerdings sind die Juden bürgerlich vollständig emancipirt. Aber um welchen Preis? Dadurch nur, daß alle Anderen Juden geworden sind und sich als solche zum Staat verhalten.

Wenn Vaterland, Staat, Verfassung und politische Rechte zu Vor-

urtheilen geworden sind, für die kein Herz mehr schlagen und kein Arm mehr sich erheben darf, so ist der Jude gerechtfertigt, der auf diese Illusionen schon immer mit Lächeln herabgesehen hat.

Seitdem die Theilnahme am Staat veraltet ist und den Jugendthorheiten angehört, steht die Erfahrung des Juden, der von dieser Begeisterung für ein Ideal niemals viel gehalten hat, als Sieger da.

Der Verfall der Dogmen und Principien ist eine Genugthuung für den Juden, der unter ihnen gelitten und immer auf ihr Ende gewartet hat.

Auch das ist dem Juden recht, wenn der Eine, der allein sich noch mit dem Staat beschäftigt, das Staatsleben zu einem Verbrechen macht, dem Bürger streng verbietet, sich als ein politisches Wesen zu betrachten, und es ihm zur Pflicht macht, den Staat als eine fremde Angelegenheit anzusehen; — nun sind die Anderen ihm endlich gleich geworden, — ihm, dem von jeher das ganze Staatswesen fremd und gleichgültig war.

Wenn endlich das allgemeine Stimmrecht die politischen Capitale entwerthet, die politischen Privilegien aufhebt und Alles zu Privatpersonen herabdrückt, die den Staat weder mit ihren Ansprüchen noch mit ihrer Weisheit behelligen dürfen und allein nun zusehen mögen, wie sie Jeder gegen den Anderen seinen Mann stehen, so ist der Jude unternehmend genug, um seinen Antheil an der Geldmacht in den Kampf zu werfen, die alten Vorrechte vollends zu entwerthen und Kunst und Wissenschaft und die Jugend-Ideale der christlichen Welt zur Kurzweil seiner Mußestunden zu machen.

Statt der bürgerlichen Gleichheit, die Dohm und seine Nachfolger für die Juden verlangten, ist aber damit nur das Gegentheil erreicht. Während Alles haltlos geworden oder niedergeworfen ist, steht Einer aufrecht — der Jude. Nachdem der Staat zum Vorrecht eines Einzigen geworden ist, giebt es oben keine Staatsmänner mehr, sondern nur Diener und Geschöpfe des Einen allein gebietenden Willens und unten keine Männer mehr, die diesem Willen gegenüber noch eigene Rechte hätten. Rechte aber, Selbstgefühl und Ansprüche, die allen Anderen, sowohl den „freien Männern“ wie den Legitimen, genommen sind, können dem Juden nicht genommen werden, da sie in seiner Natur begründet sind. Das Geschick der Nation, in der er lebt, ist nicht das seine; er kann es nur benutzen und ausbeuten. Sein Blut und seine Nationalität wird vom Staatsstreich nicht getroffen; derselbe kann ihm nur die lange vorenthaltene Genugthuung bringen. Er wird nicht erreicht, wenn die Stände gedemüthigt und niedergeworfen werden, denn er hat zu ihnen nicht gehört; — aber wenn sie nun darnieder liegen, steht er kraft seines Blutes, kraft seines geschichtlichen Bewußtseins als der einzige, als der herrschende Stand da, und wenn er in Staatsgeschäften dem Einen dient oder die Freiheit des bürgerlichen Verkehrs zur Erhöhung seiner Macht benutzt, ist er stolz darauf, seinem Blute

Ehre zu machen und seinen Stand noch höher hinaufzubringen. Er hat noch ein allgemeines Bewußtsein, welches den Anderen fehlt — das der Race, und ist darum auch mächtiger als der Stand der Freigelassenen, die sich mit den römischen Kaisern in die Weltherrschaft getheilt hatten und deren Stelle er in der neueren Zeit einnimmt.

Die Geldmacht.

Wie aber der Imperialismus nicht nur auf Frankreich, wo er seine rücksichtsloseste Ausführung gefunden hat, beschränkt ist, so hat das Judenthum auch anderwärts die Auflösung der alten Bande und Vorstellungen dazu benutzt, um mittelst seines Antheils an der Geldmacht vorzubringen und sich die oberste Standschaft zu verschaffen.

Auch die anderen Völker sind, wie die Franzosen, Juden geworden, seitdem ihnen ihr Staat, Vaterland und Heimath fremd geworden sind, — müssen sie nicht also auch denjenigen, die es am besten verstehen, Juden zu sein, nachstehen?

Als im Ausgang des vorigen Jahres ein Berliner Tagesblatt in seinem Börsenbericht darauf hinwies, daß die Rücksicht auf seine Ehre es dem Staat zur Pflicht machen könne, nach dem Schwert zu greifen, wurde es durch ein Eingesandt in einer anderen Zeitung heftig darüber zur Rede gestellt, daß es die Börsenwelt durch die Erinnerung an die Ehre des Staats beunruhige, und daran erinnert, daß dieselbe ihm in der Berichterstattung über den Stand des Geldgeschäfts völlig fremd bleiben müsse. Das war ganz im Sinne der Geldmacht gesprochen. Nationale Ehre und Selbstständigkeit sind ihr veraltete und abgethane Vorstellungen.

Wenn die Völker eine große Epoche ihres Lebens abgeschlossen haben, für einen Augenblick scheinbar feiern und ihre bisherigen Zwecke sich selbst überlassen, so beginnt das eigentliche Geschäft des Juden, und kann er es ins Große treiben, indem er Alles, was bisher den Völkern Lebenszweck war, zum Gegenstand der persönlichen Berechnung und zu einer Formel macht. Seine historische Mission beginnt, wenn er den Tod der bisherigen schöpferischen Kraft aussprechen und mit seiner Gabe der Berechnung und Formel-Gewandtheit in die erstorbene Welt als lachender Erbe eintreten kann.

Mit seinen gemachten Versuchen in Kunst, Wissenschaft und Staatsweisheit beweist der Jude, was die Völker unter der Herrschaft der Geldmacht noch zu leisten vermögen. Die Machwerke der Niedergeworfenen können nur noch gekünstelt und kalt sein, aber darum hat auch der Jude das meiste Geschick dazu, den Ton, der nicht mehr aus der Seele quillt, künstlich fortzusetzen, die Ideenwelt der Wissenschaft, die vom Glauben verlassen ist, zu stützen und die Staatsformeln, aus denen sich das Vertrauen zurückgezogen hat, zu handhaben. Da er von vorn herein an dem inneren Seelenkampf, aus dem die Welt der

Gedanken und Ehren hervorgestiegen ist, nicht Theil genommen hat, so ist er auch der Mann dazu, in seinen Leistungen die Selbstentfremdung der Nationen und ihre augenblickliche Verlegenheit auszudrücken.

Im Mittelalter konnten die Juden des Triumphs, mit dem sie auf die inneren und auswärtigen Kämpfe der Völker herabsahen, noch nicht in völliger Ruhe froh werden. Die Völker, die ihnen als Thoren erschienen, wenn sie sich unter einander zerfleischten und ihnen Gelegenheit gaben, sich aus ihren Leiden und Kümmernissen, ja aus ihrem Wahnsinn Schätze zu schaffen, waren noch so barbarisch, ihnen auch wieder Noth und schreckliche Leiden zu bereiten. Aber jetzt ist ihre Zeit gekommen, wo sie in Ruhe ernten können, da die Völker ihnen ähnlich geworden sind und für die Thorheit, mit ihnen zu wetteifern, — (denn es ist noch eine Thorheit, so lange die Völker noch durch die Erinnerung an ihre Traditionen gelähmt werden) — büßen müssen.

Sein Geld hat den Juden schon immer über die Nationalitäten gestellt und ihn zum wahren Kosmopoliten gemacht. Jetzt ist er aber vollends überall zu Hause, weil die Nationalitäten keine wirkliche Heimath mehr haben und bei sich selbst in der Fremde leben. Die Erde ist mein! kann der Jude, der überall auf ihr fremd ist, mit vollem Recht jetzt ausrufen, seitdem das Gefühl der Fremdheit Alles durchdrungen hat.

Der Jude rühmt sich, daß er die Welt zur Benutzung und Ausbeutung erhalten habe; aber nicht stolz genug, sich als ihren Meister zu betrachten, nicht seelenvoll genug, um sie von innen heraus zu ergreifen, zu bearbeiten und sich anzueignen, kann er sie nicht zu seiner Heimath machen. Er dringt überall vor, aber immer nur als fremdes Element, das seine Fremdheit behauptet und sich nur die Schwäche der Welt, in die er eindringt, zu Gute macht.

Der Unsicherheit der Verhältnisse allein legt Herr Zunz die Schuld dafür bei *), daß das Geld für die Juden des Mittelalters der einzige Anker war, der ihnen auf dem treulosen Meer, auf welchem sie sich befanden, zum Halt dienen konnte. Zeit und Umgebung, sagt derselbe **), brachten es allein dahin, daß sie fast nur von der „Bestechlichkeit, Dummheit und Verschwendung ihrer Feinde“ leben konnten. Hat der Jude es aber nicht immer nur als Fremdling mit Feinden zu thun gehabt, die in seinen Augen so tief unter ihm stehen, daß er bei ihnen kein gemeinsames Interesse voraussetzen kann, und auf deren Schwächen er achten muß, um ihre Feindschaft für ihn unschädlich zu machen?

Geld und bewegliches Vermögen war schon damals das einzige Streben der Juden, als sie in den beiden letzten Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung in sämmtlichen Küstenländern des mittelländischen Meeres zahlreiche Körperschaften bildeten. Durch ihr Gesetz von den

*) Zur Geschichte und Literatur I., 185.
**) Ebend. p. 7.

nationalen Angelegenheiten der Völker ausgeschlossen und für die selischen Interessen derselben unzugänglich, waren sie darauf angewiesen, durch die Ausbeutung der Schwächen, die sie um sich bemerkten und für die ihr Auge um so schärfer und ihre Berechnung um so sicherer war, da sie mit den Völkern keinen ihrer politischen und allgemeinen Zwecke theilten, ihre persönliche Existenz zu gründen. Ja, schon in der Zeit des babylonischen Exils war der Erwerb des beweglichen Vermögens das einzige Mittel, um Ansehen und zugleich die Selbstständigkeit zu gewinnen, die ihnen die Ausübung ihrer Gebräuche sicherte.

Wie die Juden schon während ihrer Zerstreuung in den Zeiten des Alterthums, längst vor der Zerstörung Jerusalems, durch die Einheitskraft ihrer Vorstellung über die polytheistische Zersplitterung der heidnischen Volksanschauungen sich erhoben fühlten und mit Hülfe der Geldmacht ihre geistige Burg vertheidigten, so stehen sie auch jetzt noch, mit dem Stolz auf ihr Blut und ihr aufgeklärtes Gesetz, welches den Glauben der Völker verwirft, den nationalen Interessen und Zerwürfnissen der Völker gegenüber, und leben sie der Ueberzeugung, daß sie mit Hülfe der Geldmacht aus dem Zwiespalt der Nationen als Sieger hervorgehen werden.

Die Geldmacht gewährt ihnen das Mittel dazu, nicht nur trotz der socialen Ordnung, die sie umgiebt, zu bestehen, sondern auch dieselbe zu bekämpfen. Die Geldmacht mit ihren kosmopolitischen Verzweigungen ist ein Protest gegen den Stolz der Nationalitäten und ihrer Bestrebungen. Das Geld spottet der Absperrung, durch die sich die Corporationen schützen, rivalisirt mit den Ehren, auf denen der Zusammenhalt der Stände beruht, und ebnet die gesellschaftlichen Unterschiede. Die Geldmacht tritt in keine der bestehenden Klassen ein; indem sie vielmehr darauf hinarbeitet, die beiden äußersten Glieder der alten Ordnung, den Grundbesitz und die arbeitenden Klassen, zu ihren Sclaven zu machen und auf den Ruin und die Vernichtung der Mittelklasse ausgeht, strebt sie nach der unbeschränkten Alleinherrschaft; sie rechnet endlich darauf, daß es ihr gelingen werde, das Räthsel zu lösen, an welchem die Kirche, die Stände und Corporationen, so wie der neuere Liberalismus vergebens ihre Kraft versucht haben, die Allmacht des Staates nämlich vollends zu brechen und denselben zu einer bloßen Ordnungsanstalt zu machen.

Die Gesetzgebung.

Nichts kann die verzweifelte Lage der Gesetzgebung mehr beweisen, als ihr Verhältniß zu dem herrschaftlichen Stande der Gegenwart. Ihr Gedanke, daß es möglich sei, die Geldmacht durch politische Herabsetzung unschädlich zu machen, ist nur ein Zeugniß von der Heuchelei und tiefen Zerrissenheit, die unsere Zeit innerlich nicht zur Ruhe und vom Entschluß nicht zur That kommen läßt.

Die Thatsache, daß es die Geldmacht ist, was in oberster In-

stanz die Politik bestimmt, ist damit noch nicht gestürzt, daß man dieser Macht ihre politische Anerkennung versagt und sie zu einem unpolitischen Wesen degradirt, denn der thatsächlich herrschende Stand rächt sich für seine politische Verwerfung damit, daß er seinerseits wiederum die Politik zu einem unpolitischen Wesen herabsetzt und es ihr unmöglich macht, sich in große Unternehmungen einzulassen.

Es hilfts Nichts, die Geldmacht politisch zu fesseln und zu annulliren, da sie ihrerseits die Politik in Fesseln schlägt und ihr gebietet, jede Erschütterung, die die Empfindlichkeit des Geldmarktes störend berühren könnte, zu vermeiden. Es ist vergebens, die Geldmacht durch Versagung der Emancipation niederzuhalten, da sie ihrerseits nicht daran denkt, die Politik von ihrer Oberaufsicht zu emancipiren, und dieselbe zwingt, der ausgeschlossenen Macht durch immer und immer wieder erneuerte Beweise der Entsagung ihre Huldigung darzubringen.

Eben so unglücklich ist die Gesetzgebung daran, wenn sie die Synagoge über die scheinbare Zurücksetzung damit tröstet, daß sie ihr mit der strengeren Absonderung Schutz gegen die auflösende Reform gewähre. Statt die Großmuth und Sorgfalt, mit der ihm die Gesetzgebung als einer Ruine neben dem modernen Staatswesen eine Stelle einräumen will, anzuerkennen, will der Jude vielmehr das ganze christliche Staatsleben mit seinen Ständen und Ehren zu einer Antiquität machen und von dem Glanz derselben nur so viel erhalten, als zur Zierde seiner Herrschaft dienen kann. Das Geschenk einer abgeschlossenen Existenz, das ihm die Gesetzgebung darbietet, weis't er zurück, indem er sich auf die Herrschaft beruft, die er schon thatsächlich besitzt, und wenn die Gesetzgebung ihn mit ihren Organisations-Versuchen unterstützen will, erinnert er sie an die Desorganisation der christlichen Welt und an den Antheil, den ihm diese Auflösung an ihrer eigenen Verschlimmerung eingeräumt hat.

Der Christ hat keine Ursache mehr dazu, auf den jüdischen Talmudismus mit Stolz herabzusehen, denn er ist in seiner Gesetzgebung selbst ein Talmudist geworden. Er und seine ganze innere Welt sind verändert und mit den bestehenden Gesetzen in Widerspruch getreten; aber seinem eigenen Innern traut er noch zu wenig, um sie in einer neuen Gesetzgebung auszudrücken; statt dessen arbeitet er nun an der alten und erreicht er doch Nichts, als eine heuchlerische Abfindung mit den wirklichen Zuständen. Glücklich schätzt er sich noch, wenn er es so trifft, daß er seine Gesetze, die ihm über seine Zustände eine trügerische Illusion vorgaukeln, auch wieder illusorisch machen und umgehen kann, ohne sie geradezu anzugreifen.

Die Weltherrschaft.

Während die Gesetzgebung sich bemüht, dem Judenthum ein Asyl neben der Kirche zu gründen, ist dasselbe auf ein Ziel gerichtet, welches

sogar weit über die Emancipation hinausgeht. Gleichheit der Rechte — das wäre dem Judenthum nicht genug, selbst unerträglich. Es will nicht die Gleichheit, sondern die Ungleichheit und Ausschließlichkeit.

Emancipation — das war den Juden noch zu wenig — sie wollten mehr, wenn sie sich auch über den Umfang ihrer Ansprüche selbst noch nicht ganz klar waren oder selbst, wenn sie es noch so entschieden in Abrede stellten, daß sie für sich ein ewiges Vorrecht verlangten, da jede ihrer Wendungen, mit denen sie die Aufopferung ihrer nationalen Ansprüche betheuerten, vielmehr das Eingeständniß enthielt, daß sie herrschen, Alles sein und die oberste Leitung der Weltgeschichte behaupten wollten.

Darum sind alle bisherigen Emancipations-Versuche gescheitert und ist die Emancipation selbst da, wo sie gesetzlich ausgeführt ist, in Wirklichkeit lebhaft bestritten. Sie hat nicht nur die Reaction des christlichen Geistes und der europäischen Nationen gegen sich, sondern eben so sehr die Reaction der jüdischen Nationalität.

Bloße Emancipation im Sinne der Herren von Vincke und Beckerath wäre die Anerkennung, daß die Juden keinen Grund mehr haben, sich für etwas Besonderes zu halten, und das Eingeständniß, daß ihre Gesetze und die der Christen dieselben sind oder daß beide für ihre früheren Diener ihren Werth verloren haben. Gegen eine Emancipation dieser Art wehrt sich nicht nur das christliche, sondern auch das jüdische Selbstgefühl.

Selbst den Fall gesetzt, daß der Staat auf jedes Eingreifen in die Religions-Angelegenheiten Verzicht geleistet und zu Gunsten der bürgerlichen Gesellschaft abgedankt hat, ist damit der Kampf der Religionen erledigt? Ist er dann nicht vielmehr in die bürgerliche Gesellschaft verlegt? Kann der Gegensatz in ihr verschwinden? Wird er nicht durch die freie Concurrenz, die ihr Gesetz ist, unterhalten und durch die Gleichberechtigung, die den Rechtstitel des bürgerlichen Wetteifers bildet, nur gesteigert? Der Kampf des Gegensatzes wird dann erst am heißesten entbrennen, wenn er freigegeben ist, und sobald die Religionen nicht mehr durch den Staat siegen wollen oder durch ihn nicht mehr verurtheilt werden können, werden sie den Sieg um so mehr ihrer Kraft verdanken wollen und wird ihre Intoleranz durch die bürgerliche Toleranz gesteigert werden?

Die strenggesetzlichen Juden, die wie Herr Zunz die Nichtachtung, mit der sich ihre Väter im vorigen Jahrhundert von der historischen Basis des Judenthums abwandten, aufgegeben und ihr Studium wie ihre Zuneigung der Geschichte ihres Volkes wieder gewidmet haben, sprechen sich mit offenem Stolz über die hohe Rangordnung aus, die ihr Volk im Zeitalter der Emancipation einzunehmen habe. Sie sind stolz auf die ungeheuere Zukunft*), für die ihr Volk im Mittelalter

*) Zunz, zur Geschichte und Literatur I., 178.

gelitten habe, stolz auf ihre Entdeckung, daß der Jude des Mittelalters durch Cultur und Geistesbildung alle europäischen Nationen überragte, — endlich stolz darauf, daß ein Jude — Mendelssohn im Verein mit Lessing die neue Zeit geschaffen hat, und daß unter der Leitung dieser beiden Männer die europäische Menschheit mit den Juden endlich zum Bewußtsein ihrer Aufgabe gelangt ist. *)

Der Europäer kann sich zwar darüber trösten, daß es ihm noch nicht vergönnt worden ist, einen Blick in die vermeintliche Wunderwelt zu thun, die der Jude im Mittelalter geschaffen haben soll und die namentlich Herr Zunz in der mittelalterlichen Literatur der Juden entdeckt haben will; er kann auch die Stellung, die ihm eine mangelhafte Geschichtsanschauung zu Mendelssohn anweist, ruhig dahinnehmen; aber ernster wird für ihn die Sache und er muß eine offene Kriegserklärung annehmen, sobald sich die Reformer über die Ansprüche erklären, mit denen sie Freiheit und Anerkennung verlangen. Noch Herr Ghillany meinte im Geiste Dohms, daß die Juden erst dann in den unbeschränkten Genuß der bürgerlichen Rechte eintreten könnten, wenn sie ihre nationalen Vorurtheile und Hoffnungen aufgegeben und sich namentlich zu einem „reformirten Bekenntniß“ verstanden hätten, **) aber gerade in der Reform werden wir die Vollendung des Judenthums und die Steigerung der Ansprüche kennen lernen, die mit nichts Geringerem als dem vollständigen Sieg über das Christenthum zufrieden gestellt sind.

Das Judenthum ist ewig, sagt Herr Rießer, ***) seine Ewigkeit ist die der Idee, des Geistes, die Ewigkeit der Ueberzeugung, über welche der Sturm der Zeit und die Feindschaft der Völker Nichts vermögen. Bisher immer schon Herold und Vorkämpfer des Fortschritts des menschlichen Geistes, †) hat es noch große Dinge zu erwarten, und an seinem endlichen Siege ist nicht zu zweifeln. ††) Seine Bestimmung ist zu allgemein, als daß es sich mit seiner mittelalterlichen Absonderung begnügen sollte, und der Gedanke, von dem es geleitet wird, zu großartig, als daß es nur nach nationaler Selbstständigkeit streben könnte; †††) die Welt, die Menschheit sind sein Ziel, die geistige Erlösung der Menschheit und die Bekehrung der Völker zu dem einzigen Gott ist die Zukunft, der es harrt, und der große Verschmelzungs-Prozeß, *†) der die Anschauungen der Völker auf die Eine Formel des Judengottes reducirt, die wahre Erfüllung der messianischen Zeit, die ihm verheißen ist. Das Judenthum, versichert endlich ein Frankfurter Reform-Freund, **†) ist dazu berufen, Weltreligion zu werden.

*) Ebend. I., 27.
**) Ghillany, die Judenfrage 1843, p. 46. 47.
***) Hoffnungen und Befürchtungen, p. 8.
†) Holdheim, das Ceremonial-Gesetz im Messiasreich, p. 8.
††) Holdheim, die Autonomie der Rabbinen, p. 57. Derselbe, das Religiöse und Politische im Judenthum, p. 85.
†††) Salomon, in seiner Schrift gegen Banner, p. 84.
*†) Holdheim, das Ceremonial-Gesetz, p. 41.
**†) Zur Judenfrage in Deutschland. Zeitschrift, herausg. v. Freund, 1844, p. 115.

Um seine Zukunft herbeizuführen, muß daher das Judenthum, statt sich abzusondern, nach der Ansicht der Reformer, vielmehr in die Welt eingehen, sie durchdringen, sie assimiliren und sie sich gleich machen. Was heißt das aber anders als: es muß die Welt judaisiren und seinen Geist an die Stelle der anderen Volksgeister setzen?

Eingehen, kann z. B. Herr Freund seinen Stammgenossen nicht dringend genug an das Herz legen, eingehen muß nicht blos die Judenschaft, sondern auch das Judenthum in das Deutschthum,*) — er meint, damit es sich in deutschem Geiste umgestalte. Wenn aber dies Werk des Judenthums gelingt, wird dann nicht vielmehr die jüdische Umgestaltung des deutschen Geistes die Folge sein? Kann das Judenthum überhaupt in das Deutschthum eingehen, wenn dieses sich nicht selbst judaisirt — vielleicht sich schon judaisirt hat?

Wie der deutsche Geist und das deutsche Gemüth vor drei Jahrhunderten den Romanismus in der Religion überwunden haben, so will derselbe deutsche Geist und dasselbe deutsche Gemüth, versichert Herr Freund, nun auch den Orientalismus in der Religion überwinden und ein lebensfrisches deutsches Judenthum erzeugen. Ist es aber wirklich derselbe deutsche Geist, wäre dann nicht vielmehr von ihm zu erwarten, daß er das Werk der Reformation vollenden und die Frage zur Entscheidung bringen werde, die Luther in den ersten Jahren seines Auftretens angeregt, aber durch die übereilten Abirrungen seiner Anhänger erschreckt wieder hatte fallen lassen? Er hat das Römerthum als einen entehrenden und erniedrigenden Mittler aus dem religiösen Gewissen vertrieben, — aber giebt es in demselben nicht auch ein anti-christliches Judenthum, mit dem die Kirche seit dem Anfang ihres Bestehens gekämpft hat und dessen sie noch nicht hat Herr werden können?

Versteht Herr Freund dieses anti-christliche Judenthum unter dem Asiatismus, mit dem es jetzt der deutsche Geist aufnehmen will? Unmöglich, denn dann könnte er nicht auf ein deutsches Judenthum hoffen, welches vielmehr nichts als die Judaisirung des Deutschthums sein würde.

Auch Herr Stern stellt dem Judenthum die Aufgabe, durch das Aufgehen in die nationale und politische Existenz der Völker sich als ein integrirendes Glied in den Staats-Organismen der Gegenwart geltend zu machen und zugleich auf die Gesammtentwickelung der Menschheit den ihm gebührenden Einfluß zu üben. **) In derselben Weise, wie der Protestantismus sich dem Staat unterordnet, ihn aber auch mit seinem inneren Wesen durchdringt und sich die geistige Oberleitung der Gesellschaft bewahrt hat, so soll auch das Judenthum die Oberhoheit des Staates anerkennen, aber nun auch als „ein organisches Moment" desselben mit Allem, was es als sein eigenstes Leben betrachten kann,

*) Ebend. 1844, p. 5.
**) Ebend. 1843, p. 125.

auf seine Entwickelung einwirken. Uebt es denn aber nicht schon seinen Einfluß, fragt Herr Stern, — bildet es nicht bereits „ein ebenbürtiges Moment der Gesammtentwickelung?" Bleibt dem Staat also noch etwas Anderes übrig, als die Anerkennung des Judenthums als eine „Staatsreligion" neben der herrschenden Kirche? *) Herrscht es nicht bereits in der That? Hat es nicht in die Gesammtentwickelung der Menschheit bereits so mächtig eingegriffen, daß es dem Augenblicke nahe steht, wo es sich als das weltgeschichtliche Judenthum über alle anderen historischen Gegensätze erheben kann?

Herr Stern und seine Mitarbeiter sprechen so, als ob der Jude das Germanenthum sich schon wirklich unterworfen habe. Angegriffen und beschädigt ist das Germanenthum allerdings, beschädigt zumal durch das ihm noch inwohnende Judenthum, welches die Handhabe zu den Angriffen war, denen es sich selbst dargeboten hat. Aber deshalb ist es noch nicht unterworfen; es kämpft noch und wird um so gründlicher kämpfen, je mehr es zur Einsicht kommt, daß der wahre Gegner in seinem Inneren wohnt und daß es nur durch eine neue Fassung seiner selbst den Sieg über seine eigene Schwäche und über die Gegner, die es von draußen ergreifen, gewinnen kann.

Für den Augenblick haben die Forderungen der jüdischen Reformer in den inneren Zerwürfnissen des Germanenthums ihre Berechtigung, aber eine andere Frage ist es, ob ihre hochgespannten Erwartungen auf die Dauer sich halten können. So lange es eine Geschichte giebt, hat bisher nur immer diejenige Macht die Herrschaft antreten können, die der Welt mit einer neuen Geistes- und Seelenarbeit entgegentrat. Kann nun das Reform-Judenthum wirklich eine solche Arbeit genannt werden, welcher der Sieg gewiß ist? Beruht es auf Leistungen, welche die Fragen entscheiden, für die die anderen Völker zu schwach geworden sind? Hat es überhaupt nur seine eigene häusliche Angelegenheit zur Entscheidung gebracht, und ist es wirklich, wie es sich rühmt, des Talmudismus, der das Judenthum bisher von der Welt trennte, Herr geworden? Oder ist es selbst nur eine abgeschwächte Wiederholung des Talmudismus, mit dem es sich für immer auseinandergesetzt zu haben glaubt?

Die Beantwortung dieser Fragen wird über die Haltbarkeit der jüdischen Reform und über die Zukunft ihrer Welt-Religion entscheiden.

*) Ebend. p. 147.

Sächsische Briefe.

II.

Ich schloß meinen ersten Brief mit der Hinweisung auf die Thatsache, daß die Volksbildung sich nicht auf diesem oder jenem Gebiete des Lebens isolirt manifestire, sondern daß sie eine einheitliche, eine auf allen Lebensgebieten sich kundgebende sei, und daß deshalb derjenige, der einen alten Volksbrauch und eine alte Volkssitte in Schutz nehme, Hand in Hand gehe mit dem, der etwa ererbtes Recht gegen französische Gleichmacherei vertheidige. Gestatten Sie, daß ich, auf diese Thatsache fußend, das geistige und materielle Leben der Sachsen in größerer Breite schildere, als das gewöhnlich in der Gegenwart geschieht. Ich habe auf Möser hingewiesen, der mit scharfem Blick die einseitig und bloß negirend vordringende Kunstbildung auf allen Lebensgebieten sofort erkannte und bekämpfte: ihn möchte ich als Muster nehmen, so weit dazu ein Epigone im Stande ist.

Das Land der Sachsen. Ich beschränke mich auf das Sachsenland zwischen Rhein und Elbe, der Nordsee und den Wohnsitzen der Thüringer und Franken in den Gebirgen Deutschlands, ohne dabei innerhalb dieses Gebietes die Grenzen zwischen den Sachsen auf der einen und den Thüringern und Franken auf der andern Seite bis in's Einzelne genauer zu bestimmen, noch auch die gewaltigen Einflüsse in Betracht zu ziehen, die die Sachsen auf das Land jenseit der Elbe, auf die alte Wendenmark zwischen Elbe und Weichsel ausgeübt haben. Es würde das eine zu große Ausführlichkeit erfordern und auch für meinen Zweck gleichgültig sein. Die Grenze gegen Friesland ist überdies eine sehr schwankende. Zur Zeit ist die niedersächsische Sprache sogar überall bis an die Nordsee vorgedrungen, so daß Friesisch nur noch auf Inseln, wie z. B. auf Wangeroge und Norderney, gesprochen wird und auf entlegenen, durch Moore von der übrigen Welt abgeschiedenen Landstrichen, wie im Saterlande an der Leda. Nur die Wasserstraße der Leda führt zu dem Völkchen der Saterländer, nur diese Straße hinaus aus dem Lande zur Ems. Kein Wunder deshalb, daß selbst die Franzosen im Anfang dieses Jahrhunderts, als sie die ganze germanische Tiefebene von der Schelde zur Elbe unterwarfen, den Weg zu den Saterländern nicht finden konnten. Sachsen besteht demnach aus Gebirgen und aus Ebenen, und zwar umfaßt es das bergisch-märkische Kohlengebirge, das sauerländische Gebirge und einen Theil des Westerwaldes, auf dem sich Franken und Sachsen begegnen; ferner das Gebirgsland der Weser, wo sie sich mit den Hessen begegnen; den Teutoburger Wald, das Wiehengebirge und den Harz; von der Ebene endlich den Busen von Münster und Paderborn und die ununterbrochene Tiefebene vom Rhein bis zur Elbe.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, Ihnen hier die Physiognomie des Landes nach ästhetischer Seite hin zu zeichnen: es würden da die wunderlichsten Gegensätze zu Tage kommen. Vielmehr habe ich die Physiognomie im Auge, die das Land durch die Ansiedelungen der Menschen erhalten hat. Sachsen hat Städte: ich übergehe sie vor der Hand, um bei der ländlichen Bevölkerung zu verweilen. Im Allgemeinen — die Ausnahmen sind nicht im Hange nach Zusammenleben, sondern in äußeren, ganz localen Verhältnissen zu suchen — gilt noch heute, was Tacitus von den Wohnsitzen der Deutschen sagt, daß nämlich Jeder da seine Wohnung erbaue, wo eine Quelle, ein Waldessaum, ein Hain ihn besonders locke. Wandern Sie deshalb mit mir von Osnabrück nach Cappeln, von Minden nach Herford, von Hannover zum Steinhuder Meer, oder den Hellweg am Haarstrang entlang: wir werden stets von Gehöft zu Gehöft wandern; nur hier und da liegen mehrere Höfe in der Nähe von einander; nur hier und da erhebt sich der Kirchthurm eines Hauptdorfes, zu dem mehrere andere Dörfer oder Gehöfte eingepfarrt sind. Zu einem Gehöfte gehören aber das Haupthaus, sodann die Scheunen, Speicher, Kotten u. s. f., die in der Regel in der Nähe des Haupthauses, oft aber auch entfernt davon liegen. Es ist das so verschieden, als die Natur und der Boden verschieden sind. Liegen die Kotten, Speicher, Scheunen u. s. f. in der Nähe des Haupthauses, so sind sie mit dem Haupthause auch gemeinschaftlich durch einen Zaun oder durch eine Mauer eingefriedigt und liegen gleich dem Haupthause unter dem Schatten hoher Eichbäume, Linden- oder Birnbäume. Ein Haus ohne ein Stück Wald: der Sachse würde davor stehen bleiben und es anstaunen, wie die Kuh das neue Thor. Liegen die Kotten außerhalb des Haupthofes, so fehlen meist die Obstbäume und die Linden und die Eichen, aber der Garten ist dafür da als Ersatz und der Schatten der Bäume des Haupthofes in den Stunden der Erholung nicht fern. Wandern wir an einem schönen Sonntag-Nachmittag im Frühjahr, Sommer oder Herbst und lehnen uns einige Augenblicke auf die Mauer oder den Zaun, um auf das Gehöfte zu lugen, so bietet sich uns ein interessanter Anblick dar. Auf dem Hofe tummeln sich Pferde, Kühe, Schweine, auf dem Teiche des Hofes schwimmen Enten und Gänse, unter den schattigen Bäumen lagern auf dem Rasen die Burschen und erzählen sich Geschichten vom wilden Jäger, von der letzten Prügelei, oder besprechen die Dorf-Neuigkeiten. In der Nähe, an den Thüren stehend oder auf einem Baumstamme sitzend, gewahren Sie die Mädchen des Hofes. Alles sonntäglich geputzt. Vielleicht sind auch die Mädchen und Burschen vom benachbarten Hofe gegenwärtig, vielleicht stimmen sie gegen Abend, wo das Sonnenlicht nur noch matt durch die Lindenblätter glitzert, ein Volkslied mit seiner einfachen Weise an. Es dunkelt allmählich, der Gesang verstummt und aus den Fenstern der Häuser winken freundliche

Lichter. Es ist ein merkwürdiger Tag, der ächt sächsische Sonntag. Fern von aller puritanischen Ascese, fern von aller jüdischen Sabbathsstrenge feiert der Bauer seinen Sonntag auch als den Tag der Freude, des Genusses der Natur, der Sammlung. „Et was up'n sundage morgen, de lüde wören alle so fro": man muß in Sachsen gelebt haben, um die Tiefe des Gefühls in diesem Anfange eines Volksliedes nachzufühlen.

Wandern wir am Tage, wo noch alles scharf zu unterscheiden ist, auf ein Gehöfte. Die Hunde erheben einen entsetzlichen Lärm, aber sie werden schon zur Ruhe gebracht werden, sobald man im Hause sieht, daß wir nicht „Leute von der Schreiberei", d. h. Staatsbeamte sind. Diese hält nämlich der Bauer für überflüssig, wie Sie das ja aus dem Münchhausen von Immermann und auch ohnedies aus eigener Erfahrung wissen. Das Haupthaus sticht außerordentlich von allen andern Häusern ab, durch Länge, Breite, Höhe und stattliches Aussehen. Prüfen wir die Außenseite, so erkennen wir leicht, ob es ein ganz altsächsisches Haus ist oder ob moderne Zuthaten im Spiele sind. Das altsächsische hohe Giebelhaus ist nämlich ein regelmäßiges Oblongum, vielleicht 60 bis 120 Fuß lang und 40 bis 70 Fuß breit. Die eine kleine Seite des Oblongums ist nach Süden, die andere nach Norden gekehrt. Die Haupteinfahrt ist auf der nördlichen Seite; links und rechts derselben vor dem Hause die Mistgruben, während im andern Ende die Wohnungen sich befinden. Das Practische an dieser Lage ist, daß die Wohnungen Sonne haben, die Düngergruben dagegen nicht von den Strahlen der Sonne leiden. Das Oblongum selbst gliedert sich in fünf Theile. Durch das große Einfahrtsthor kommen wir nämlich auf die „Dehl" oder Hausflur; über der Mitte derselben ist im Boden oder „Balken" eine Oeffnung, die „Luke", durch welche das eingeerntete und eingefahrene Korn im Herbst auf den Bodenraum gereicht wird. Einst ging die Luke, wie Sie wissen, auch durch das Dach, so daß der Hausvater, wenn er auf dem Hochsitze saß, auch den freien Himmel sehen konnte. Neben der Dehle sind die beiden Seiten für die Viehställe, für die Vorrathskammer, für die „Häckselkammer" und für die Schlafkammern des Gesindes, so daß die Ställe zunächst der großen Einfahrt, die Schlafkammern am obern Ende der Seiten sich befinden. Von dem südlichen Theile des Oblongums ist ein Theil, etwa 20 bis 30 Fuß, abgeschnitten, „Kammerfach" genannt, in welchem sich befinden: die Wohnstube mit Fenstern nach Osten, Süden und der Hausflur; die Kammer des Besitzers mit Fenstern und einer Thür (in den Garten) nach Süden, einem „Laden" nach der „Dehle", einer Thür nach Osten in die Wohnstube und häufig mit einer dritten Thür nach der „kleinen Stube" im Westen, die zum Empfang für Freunde, Verwandte oder vornehme Personen bereit gehalten wird. Die „Laden" dienen dazu, daß der Besitzer von seinem Bette aus, wenn er will, Nachts die Hausflur übersehen

kann. Demselben Zwecke dienen am Tage die Fenster der Wohnstube, die nach der Hausflur führen. Ueber den drei Zimmern des Kammerfaches befinden sich die geräumigen Kornkammern, so daß das Kammerfach zwei Stockwerke hat, während der Theil des Hauses, der die Dehle mit den beiden Seiten umfaßt, mit seinem schon 10 bis 12 Fuß von der Erde beginnenden Dache nur einstöckig ist. Zwischen Kammerfach und Dehl befindet sich der fünfte Theil des Hauses, ein Raum, der von Osten nach Westen durch das ganze Haus führt, mit Thüren im Osten und Westen zum Eingange für Menschen, „Seitenthüren" genannt; neben denselben, nach dem Kammerfache hin, sind große Fenster angebracht, „Utluchte", durch welche dieser Raum, der um so viel breiter ist als die Dehle, als die Breite der beiden Seiten beträgt, seine hinlängliche Beleuchtung erhält. Auf demselben befindet sich in der Mitte der Heerd, von dem aus die Hausfrau das Haus übersieht, auf eine äußerst bequeme Weise die innern Angelegenheiten desselben im Auge halten und endlich nach drei Seiten hin den Blick auf den Hof richten kann.

Das Practische dieser Anordnung schildert Justus Möser vortrefflich, indem er sagt: „Die Wohnung eines gemeinen Bauern ist in ihrem Plane so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann. Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zugleich drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer und sie behält aus derselben (vermöge der erwähnten „Laden") eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer verlöschen und anbrennen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen und beachtet Keller und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, Jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Heerde ist der schönste von allen, und wer den Heerd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Dehle absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd futtert; er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr, die Einfahrt wird ein Schleichweg seines Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rad am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern und seine Schweine in einem dritten hat und in einem eigenen

Gebäude drischt, der hat zehn mal so viel Wände und Dächer zu unterhalten, und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsicht zubringen." — An vielen Orten ist die Aufsicht im Winter oder überhaupt die Aufsicht noch dadurch erleichtert, daß das Kammerfach etwas breiter wie der übrige Theil des Hauses ist. Es ist dadurch möglich geworden, an diesem Vorsprunge Fenster anzubringen, so daß man nun vom Wohnzimmer die Aussicht auf den Raum vor dem Hause, auf den Raum an der einen Seite und am entgegengesetzten Ende desselben hat, abgesehen von der Aussicht auf die Dehle. — In den Kotten fehlt das Kammerfach, dieselben bestehen nur aus der breiten Dehle und aus den beiden Seiten für die Stallungen und Wohnungen. Selbstverständlich fällt damit die Gliederung durch „Seitenthüre" und „Utluchte" weg, und dem großen Einfahrtsthor im Norden entspricht eine kleine Thür im Süden.

Ich habe Möser als Lobredner des alten sächsischen Hauses angeführt. Merkwürdiger Weise mehren sich in neuester Zeit die Bewunderer desselben wieder, nachdem auf alle mögliche Weise Abänderungen in den letzten Decennien versucht worden sind. Wir nehmen Act davon: es ist ein Beweis, daß das Denken aus der Phrase sich wieder zur Wirklichkeit wendet. Ich erwähne hier nur Kutzen. Derselbe wird in seinem Buche „Das deutsche Land" zu folgender Aeußerung geleitet: „Wo Alles unter Einem Dache, um Ein Feuer beisammen lebt, wo der weite Raum der Einfahrt gleichsam ein bedeckter Marktplatz für das kleine häusliche Gemeinwesen ist, um welchen herum dessen sämmtlichen Gliedern, Menschen und Vieh, ihre besondern Plätze angewiesen sind; wo eben dieser Raum die Jugend nicht blos zu angestrengter Arbeit, sondern auch zu heiterem Tanze und Gelage versammelt: da mußte ein haushälterischer, anhänglicher Sinn zur Familie, eine größere Anhänglichkeit selbst zum Vieh, mußte für den Genuß der Freuden des Lebens im engen, bekannten Kreise eine festere Neigung entstehen, als wo alles innerhalb derselben Wirthschaften zerfahren und getrennt lebt. Wo ferner, wie man das im Osnabrückischen und Münster-Lande zu sehen Gelegenheit hat, die Gehöfte oft ganz zerstreut und vereinzelt auseinanderliegen, wo der Landmann nicht selten fast eine Viertelstunde bis zum nächsten Nachbar, eine Stunde bis zum nächsten Wirthshause zu gehen hat, da muß gleichfalls die Häuslichkeit natürlicher, entwickelter, als in jenen Gegenden sein, in welchen durch entgegengesetzte Verhältnisse leicht Störungen in den Familienkreis kommen. In der That, nicht darf man sich Deutschland zu kennen rühmen, hat man nicht auch diese niedersächsischen Gaue mit ihren isolirten Bauerhöfen, mit ihren prächtigen Wiesenplanen und Eichenwäldern kennen gelernt. Es ist wahr, unser Vaterland hat anderwärts, besonders in seinem Südwesten und in dem mittleren Westen, den unbestrittenen Vorzug weit mannigfaltigerer Gliederung, weit größerer Individualisirung in Bodenbeschaffenheit und Volksleben; aber auch das Weite, Auseinandergezogene,

Bequeme, Stätige, Gleichmäßige des niedersächsischen Landes übt auf den Betrachtenden einen wohlthuenden Eindruck, wie es sich in Sitte und Tracht, in Sprache und Art der Leute darstellt. Da ist, wenn auch schwerfälliger, doch sicherer Schritt und Tritt, ruhige Bewegung und bewußte Haltung. Wie die einzelnen alten Wirthschaften meist in breiten, sehr kenntlichen Zügen angelegt, wie die einzelnen Bauerhöfe unter den alten Eichen mit einem Zaune umgeben und wie die zu ihnen gehörenden Ländereien durch Waldhecken und Gräben geschieden sind, welche links und rechts die Wege einschließen und dem Wanderer nur einen engen Horizont frei lassen: — so bequem abgeschlossen und auf sich selbst ruhend, gemessen und scharf umschrieben ist dort des Menschen Sinn und Sitte. Aus der flachen, zerfahrenden und verschwimmenden Weite der Außenwelt hat er sich ins Enge und Heimathliche seines Gemüthes gezogen und hat in dieser heiteren Selbstbeschränkung einen tiefen Zug ächt deutschen Wesens bekundet."

Wie gefällt Ihnen das, Verehrtester? Ist das nicht vortrefflich beobachtet, vortrefflich philosophirt? Nun wohlan, wir erkennen auch die tausende von Vorzügen der altsächsischen Wohnung an, aber wir verhalten uns zu derselben nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch: wir wollen das altsächsische Haus erhalten wissen. Und da kommen wir mit allerlei Sächelchen an, die dem Liberalismus nicht munden. Zum Beispiel frage ich: wo bleibt das altsächsische Haus, wenn der Hof zersplittert werden kann? Wie müssen die Gesetze bezüglich der Erbfolge beschaffen sein, um das zu verhindern? Wie steht es mit der Gütergemeinschaft? Wir werden solche und ähnliche Fragen oft wiederholen, und bei der Gelegenheit mehr als nöthig sehen, was die Männer der Bewegung, die den Bauer von seiner Scholle bewegen wollen, mit dem Volke vorhaben, und was von ihrem Enthusiasmus für die Wohlfahrt des Volkes zu halten ist. Es sind auch materielle Fragen, die bei der Einrichtung dieses Hauses in Betracht kommen; es werden durch diese Bauart sociale Fragen gelöst, die das kleine Haus mit dem kleinen Grundbesitz nimmermehr lösen kann.

Begeben wir uns wieder aus dem Hause auf den Hofraum. Sie unterscheiden, wenn Sie das Haus von der Seite betrachten, deutlich das Kammerfach mit hohem Dach von dem übrigen Theile des Hauses mit niedrigem Dach. Das Dach besteht bei alten Häusern noch aus Stroh, das im Winter die Kälte, im Sommer die Hitze fern hält vom Bodenraume, auf dem bekanntlich viel das Jahr über zu arbeiten ist. Das Ziegeldach der neueren Zeit dagegen, das in vielen Fällen durch polizeiliche Verordnungen verlangt wird, schützt weder gegen das eine, noch gegen das andere: im Winter herrscht auf dem Bodenraume grimme Kälte, im Sommer eine Gluth-Atmosphäre. Ein guter Grund, weshalb der Bauer, wo er kann, sein altes Strohdach in Ehren hält. Ueber den Seitenthüren lesen Sie im Vorbeigehen noch die alten

Sprüche, und stellen wir uns dann der großen Einfahrt gegenüber auf. Ein hoher, spitzer Giebel, meist Fachwerk und gewandet mit Backsteinen, erhebt sich über der Einfahrt. Ueber derselben lesen Sie die Angabe, wann und von wem das Haus gebaut ist, und dazu vielleicht einen frommen Spruch, vielleicht aber auch das stolze Sachsen-Epigramm:

„Wat frag' ick na de Lü!"
Gott helpet mi!"

Ein Prachtstück von einem Giebel! Oben laufen die Seitenspeere in zwei Pferdeköpfen aus, die sich hier das Gesicht zu-, dort das Gesicht abwenden: es ist das Wahrzeichen des sächsischen Hauses, das Sie nicht nur überall in Sachsen sehen, sondern auch überall da, wo sächsische Bevölkerung hingedrungen ist im Laufe der Zeiten. Dieser Giebel ist das Letzte, was bei der „Hausrichtung" emporgehoben wird, und seine Aufrichtung ist das schwerste Stück Arbeit bei der Hausrichtung. Wenn er aber einmal steht, dann ist der Jubel groß. Der Zimmermeister steigt hinauf zu der Blumen- und Laubkrone, dankt Gott und fragt mit zufriedenen Blicken den Hausherrn, ob ihm der Bau gefalle. Rauschend fällt die Musik ein, und die schönsten Mädchen des Hofes steigen die hohe Leiter hinauf und kredenzen den Wein. Der gläserne Pokal wird geleert und mit voller Manneskraft zu Boden geschleudert, daß die Scherben klirren. Das ist eine gute Vorbedeutung für das künftige Glück des Hauses.

Es ist ein merkwürdiges Haus, dieses alte Sachsenhaus! Durch dieses große Einfahrtsthor wird das Kind zur Taufe getragen, das als Erbe des Hofes heranwächst und den schwer beladenen Erntewagen durch dasselbe Thor in das Haus fährt; aus diesem Einfahrtsthor führt aber auch der Weg zur letzten Ruhestätte. Und dazwischen eine Welt tief gefühlter Freuden und Leiden. Als Knabe steht er vor seiner Mutter am Heerd und horcht ihrem Munde, der ihm ein Märchen erzählt; neben dem Stuhle sitzt auf dem Boden die ältere Schwester, das Gesicht seitwärts zur Mutter gewandt; daneben die weiße Katze, mit gesenktem Kopfe spinnend, gleichsam als ob sie fürchtete, beim Aufblicken etwas von dem Erzählten zu verlieren. Gegenüber der Bauer, im Munde die kurze Pfeife, das eine Bein auf die warme Heerdmauer gelehnt, ebenfalls aufmerksam horchend, wie der Spitz, der sich neben dem Stuhle aufgestellt hat und seiner Herrin aufmerksam in das Gesicht sieht. Und wie ändert sich das, wenn der Knabe herangewachsen ist, wenn er im lustigen Tanz auf der Dehle sich schwingt, oder an langen Winterabenden auf der Spinnstube die herrlichen Volkslieder anstimmt, die wer weiß wie lange schon auf dem Hofe gesungen sind!

Doch sparen wir uns das geistige und poetische Leben auf den Gehöften für ein anderes Mal auf, und werfen wir noch zum Schluß einen flüchtigen Blick auf den Hof. Sehen Sie sich ja die Dünger-Grube links und rechts neben der Einfahrt an: ist sie voll, so wohnt

ein tüchtiger Bauer in dem Hause; ist sie leer, wächst Gras neben den Mauern des Hauses, dann ist es schlecht mit ihm bestellt. Der Einfahrt gegenüber dehnt sich der Hofraum aus. Auf demselben ein Schuppen für die Wagen, ferner ein Speicher für den Fall, daß das Haupthaus die Vorräthe der Ernte nicht zu bergen vermag. In dem Giebel findet sich häufig eine große Hof-Uhr, deren Schlag weithin gehört wird. Innerhalb der Hof-Einfriedigung, aber auch häufig außerhalb derselben, liegen die Kotten, deren Bauart bereits beschrieben ist. Ferner in einiger Entfernung vom Haupthause sehen Sie das „Backs", das Backhaus mit dem Backofen, in dem das Schwarzbrod für die Hof-Eingesessenen gebacken wird. Vor dem Kammerfach ist ein Garten mit Obstbäumen und Blumen, häufig auch mit einer großen, gegen Sonne und Regen schützenden Laube. Neben dem Hofe und außerhalb der Hof-Einfriedigung liegt dagegen der große, mit Wallhecken umgebene Gemüsegarten, und weiterhin die Wiesen, Aecker und Felder des Gehöftes, das in dieser Weise ganz abgetrennt ist von den Besitzungen des Nachbars, und, so zu sagen, eine Welt für sich bildet, nicht nur in materieller, sondern auch in geistiger Beziehung. Jeder Hof hat sogar seine eigenthümlichen Traditionen, ja sogar seinen eigenthümlichen Kreis von Sagen. Auf diesem Hofe verweilen die Zwerge, auf jenem sind Hexen, auf einem dritten spukt's, auf einem vierten haust ein Kobold u. s. f. Zwerge wohnten, um einige Beispiele anzuführen, Jahrhunderte lang auf Lindemann's Hofe zu Eilshausen, wie mir der alte Konrad Berg erzählt. War des Abends gesäuert, so war am andern Morgen, man wußte nicht, wie, gebacken; war der Spinnrocken Abends voll, so waren es am andern Morgen die Spulen. Da will der alte Lindemann endlich sehen, wie das zugeht. Er setzt sich unter eine Wanne, unter der man die Zwerge sehen kann. Da kommen denn die kleinen Geschöpfe an, säuern, kneten, rollen und formen den Teig. Aber der alte Lindemann wird steif und kann es in seiner Stellung nicht mehr aushalten. Aber wie sich die Wanne rührt, da eilen die Zwerge von dannen. Seitdem haben sie nicht wieder auf Lindemanns Hofe gesponnen und gebacken. — Wie kommt es, daß die Gerling's den Aswen-Hof in Hille besitzen? Ein Gerling war im vorigen Jahrhundert Schäfer auf der Waghorst und hütete seine Heerde an der Babilonie, in der Wittekind schläft wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, um einst wieder zu herrschen über Land und Leute der Sachsen. Da findet er die in der Sage sattsam bekannte Blume, öffnet den Berg, verläßt ihn schwer mit Schätzen beladen, vergißt aber das Beste, die Wunderblume. Aber kaum tritt er an das Tageslicht, als die Thür mit solcher Gewalt hinter ihm zuschlägt, daß ihm eine Ferse abgeschlagen wird. Und nun fährt die sächsische Sage — das bis jetzt Mitgetheilte ist auch sonst bekannt — in concreter Weise fort: „Dieser Schäfer liegt in der Kirche zu Hille auf dem Chore unter einem großen Steine begraben. Er hat nach diesem Ereig-

nisse viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie wieder erblickt und seine Ferse ist nie heil geworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nie anders als mit einem niedergetretenen Schuh an diesem Fuß gesehen hat. Er hat manche Vermächtnisse nachgelassen, unter andern auch eins für die Kirche zu Hille. Und die Nachkommen seiner Erben besitzen noch gegenwärtig den Aswen-Hof in Hille, der von ihm erst angekauft ist." So sind die Gerlings in den Besitz des Aswen-Hofes gekommen.

Lassen Sie mich für heute meinen Brief schließen. Sie sehen, daß eine Wanderung zwischen sächsischen Gehöften für einen Sachsen von den mannichfaltigsten Anregungen sein muß. Nur ein verhältnißmäßig kleines Areal überschaut sein Auge, aber es ist ein Areal, das nicht todt da liegt, sondern in mannichfachster Weise zu ihm redet. In meinem nächsten Briefe werde ich das Begonnene weiter vollenden und auch die Einwohner mit vorführen.

Genealogie und Heraldik.

(Ledebur, Adels-Lexikon. — Hesekiel, Compendium. — Kneschke, die Wappen der freiherrlichen und adligen Familien. — Bagmihl, pommersches Wappenbuch.)

Wir haben mehrfach schon auf die große fleißige Arbeit des edeln Freiherrn von Ledebur, auf sein Adels-Lexikon der Preußischen Monarchie (Berliner Verlag von Ludwig Rauh) hingewiesen; das in vielfacher Hinsicht höchst bedeutungsvolle Werk, das, trotz der ihm anfänglich gemachten Ausstellungen, sich allgemach Bahn bricht und endlich auch die Anerkennung, die ihm gebührt, allseitig erlangen wird, nähert sich nunmehr seiner Vollendung, der erste Band ist vollständig und die letzterschienene Lieferung führt uns schon bis zum Artikel Seebach. Wir haben uns über Zweck und Bedeutung dieses eben so mühsamen als verdienstlichen Unternehmens oft genug in der „Revue" ausgesprochen, als daß es nöthig wäre, noch ein Mal darauf zurück zu kommen; wir wollten nur bemerken, daß Se. Maj. der König, unser allergnädigster Herr, der überall ein hoher Beförderer und einsichtsvoller Protector der Wissenschaft ist, auch diesem Buche seinen Schutz hat angedeihen lassen, indem er die Dedication desselben anzunehmen Allerhöchst geruht hat. Vielleicht ist es auch für manche von unsern Lesern wünschenswerth, die Abdrücke einzelner Artikel aus dem Adels-Lexikon zu haben; der Verleger hat sich entschlossen, auch Artikel über einzelne Familien (in Partien zu 25 Stück für 3 Thlr. 20 Sgr.) abzulassen. In demselben Verlage erschien auch Compendium der Heraldik von George Hesekiel, mit einem Vorwort von L. Freiherrn von Ledebur, der das kleine Buch namentlich den Freunden der Heraldik als zweckmäßig empfiehlt, die nicht Zeit und Lust haben, sich eingehend und wissenschaftlich mit der Heraldik zu beschäftigen, sondern eben nur so viel von dieser Wissenschaft kennen lernen wollen, um im

Allgemeinen damit auskommen zu können. Das kleine Buch, das, eben nur für Laien und Liebhaber geschrieben, keine höheren Ansprüche macht, als den, zur Verbreitung heraldischer Kenntniß im größeren Kreise beizutragen, enthält nebenbei noch mehrere sehr interessante Einzelheiten über Orden u. s. w. Herr von Ledebur macht in seinem Vorwort auch besonders auf die in der „Berliner Revue" mitgetheilten Wappensagen desselben Verfassers aufmerksam, mit denen derselbe einen ähnlichen Zweck sehr glücklich verfolgt habe. Ein sehr werthvolles Unternehmen: Die Wappen der deutschen freiherrlichen und adeligen Familien in genauer, vollständiger und allgemein verständlicher Beschreibung mit geschichtlichen und urkundlichen Nachweisen (Leipzig, Verlag von T. O. Weigel) ist bis zum dritten Bande vorgeschritten und erfüllt in glänzender Weise die Erwartungen, die man davon bei dem Fleiß, der Kenntniß und der Umsicht des Herrn Verfassers (Prof. Dr. Kneschke in Leipzig, Verfasser des bedeutenden heraldisch-genealogischen Werkes über die deutschen Grafenhäuser, das in drei Bänden ebenfalls bei T. O. Weigel erschienen ist) im Voraus hegen durfte. Dieses Werk giebt in jedem einzelnen Artikel zuerst eine Wappenbeschreibung nach dessen jetzigem Gebrauch und begründet die Beschreibung auf die möglichst besten Quellen, indem sie Lackabdrücke mit den Abbildungen in den bessern Wappenbüchern vergleicht. Dann folgen bei den alten Familien die Angaben älterer Werke über die früheren Formen des Wappens. Heraldiker und Wappensammler werden in dem vorliegenden Werke so ziemlich Alles finden, was sie brauchen, der gesammte Adel aber, so wie Freunde und Forscher der Geschichte werden auf manche interessante Nachweisung mit Vergnügen stoßen, selbst Künstler, welche ja so oft Nachrichten über Wappen bedürfen, werden im vorliegenden Werk bald ein sehr nützliches Hülfsmittel erblicken. Freilich fehlt diesem Buche ein großer Vorzug, den das Werk über „die deutschen Grafenhäuser der Gegenwart" hat, es hat nicht wie jenes neben den Wappenbeschreibungen auch Wappenabbildungen, indessen würde das auch ein so umfangreich angelegtes Werk auf's Höchste vertheuert haben. Was die Aufnahme in dieses Buch betrifft, so spricht sich der Herr Verfasser selbst darüber aus, wie folgt: „Dasselbe soll den gesammten deutschen Adel berücksichtigen, und wie auf blühende alte und neue Familien, so auch auf erloschene Geschlechter sehen." Demgemäß sind nun in jedem der drei bis jetzt vorliegenden Bände eine Anzahl alter und neuer, so wie erloschener Familien nach ihren Wappen abgehandelt und die Artikel in jedem Bande alphabetisch geordnet; die Einfachheit und Zweckmäßigkeit dieser Anordnung, die all das mißliche und oft völlig unausführbare Theilen, entweder nach Stämmen, oder noch gar nach den gegenwärtigen politischen Staatsformen, beseitigt, springt in die Augen und hat unseres Erachtens nur den einen Fehler — jeder Band müßte ein besonderes Namensregister haben, oder doch zwei oder drei Bände eins zusammen. Wir können uns wohl denken, daß für den Schluß des Werkes (aber wann wird ein solches Werk geschlossen?) ein Register beabsichtigt wird; besser gewiß für die, welche das Buch in Gebrauch nehmen, wäre es, wenn bald ein Register käme. Es ist nicht angenehm, daß man jetzt schon, wenn man eine Familie sucht, die Bände durchblättern muß, vielleicht nur, um sich zu überzeugen, daß sie noch nicht darin ist. Wir möchten wirklich dringend um ein Register bitten. Das Pommersche Wappenbuch, gezeichnet und mit Beschreibung der Wappen und historischen Nachweisen versehen, von J. T.

Bagmihl (5 Bände) ist wohl dem größten Theil unserer Leser, die sich für Genealogie und Heraldik interessiren, bekannt, wir wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß es nun vollständig und in den Verlag des hiesigen Buchhändlers Ferdinand Schneider übergegangen ist. Keine Provinz des Preußischen Staates kann sich rühmen, ein so treffliches Wappenbuch zu besitzen, wie Pommern an dem Bagmihl'schen hat. Es wäre für die Wissenschaft ein ganz bedeutender Gewinn, wenn sich auch in anderen Provinzen die Mittel und Kräfte fänden, ein Wappenbuch herauszugeben. Bei aller Anerkennung soll übrigens damit nicht gesagt sein, daß Bagmihl nichts zu wünschen übrig ließe, im Gegentheil, es liegt ja recht eigentlich im Wesen dieser Arbeiten, daß man um so mehr wünschen muß, je mehr geleistet wird. Wir haben wohl eine Anzahl von Ausstellungen zu machen, so, um nur ein Beispiel anzuführen, sind in dem Artikel Bohlen beim freiherrlichen Wappen die Schildhalter nicht richtig angegeben, die Greifen sind nicht gekrönt, wie angegeben ist, sondern ungekrönte widersehende Greifen. Ferner fehlt dem Gräflich Bismark-Bohlen'schen Wappen ein Helm, Bagmihl hat nur drei, das richtige Wappen aber hat vier Helme: 1) den mit dem wachsenden Adler, 2) den Bismark'schen Helm, 3) den Bohlen'schen Helm, 4) den Schwerin'schen Helm. Es fehlt bei Bagmihl der Adlerhelm. Solche Ausstellungen könnten wir noch mehrere machen, aber sie beweisen mehr für als gegen die Trefflichkeit der Arbeit.

[Stammbäume.] Die Geringschätzung, mit welcher der Adel lange Zeit die Literatur betrachtete, hat sich schwer gerächt, und der Adel hat lange unter der Rache der Literatur gelitten, ja, er leidet noch immer unter dieser zu weit getriebenen Rache. Indessen ist es doch bedeutend anders geworden, als es noch vor zwanzig, ja, als es noch vor zehn Jahren war. Damals wußte die deutsche Literatur kein besseres Bild der Bornirtheit, der Plumpheit und der Rohheit, als einen Edelmann vom Lande, vulgo Junker, kein besseres Bild eines schmeichlerischen, speichelleckerischen, sittenlosen Intriguanten, als einen Edelmann vom Hofe, vulgo Hofschranzen, kein besseres Bild eines brutalen, dummstolzen, unwissenden Narren, als einen Edelmann vom Heer, vulgo Kamaschenritter — in allen Büchern war die Schlechtigkeit und Dummheit oder Niedertracht stets auf Seiten des Adels und kämpfte gegen höchst edle, aber immer bürgerliche Menschen. Diese durch Nichtachtung oder wirkliche Geringschätzung provocirte Rache der Literatur hat hauptsächlich den Schaden für den Adel gehabt, daß man ihm die Achtung versagte, die ihm als Stand zukommt, als man ihn nicht mehr zu fürchten brauchte, und noch heute klingt in manchen Stichworten der liberalen Parteien der alte, lange gepflegte und großgezogene Haß gegen den Adel heraus. Es ist nicht das geringste Verdienst der conservativen Presse, die im Jahre 1848 geboren wurde, daß sie dem stupiden Adelshaß endlich ein Ende gemacht hat, daß sie die Literatur zu dem Anerkenntniß gezwungen, daß auch Schurken sündigen außerhalb des adeligen Ilium und daß auch unbetitelte Dummköpfe durch die Welt laufen. Das ist wichtiger, viel wichtiger, als es auf den ersten Blick scheint, denn nur durch eine gegenseitige Anerkennung der verschiedenen Standesvorzüge ist ein gedeihliches Verhältniß der Stände unter einander möglich. Der Adel sollte nie vergessen, was er in dieser Beziehung der neuen conservativen Presse verdankt.

Vor zehn Jahren noch galt man, selbst in adeligen Kreisen, denn die Adeligen waren nicht die Letzten, welche sich an der Ehre ihres Standes mit einer kaum begreiflichen Thorheit vergriffen, schon für einen ziemlich witzigen Kopf, wenn man mit der gehörigen Geringschätzung, dem nöthigen liberalen Aplomb und dem wohlwollenden Lächeln auf den Lippen von „vergilbten Pergamenten“ oder „ellenlangen Stammbäumen“ oder „wurmzerfressenen Diplomen“ sprechen konnte. Seit einigen Jahren ist das doch ziemlich anders geworden, man fängt doch wieder an, sich auch laut der Ehren der Väter zu freuen, die „vergilbten Pergamente“, die „ellenlangen Stammbäume“, die „wurmzerfressenen Diplome“ sind Gegenstände ernster historischer Forschung geworden, und die vaterländische Geschichtsforschung hat sogar den Muth wieder gewonnen, sich mit der Heraldik auszusöhnen und die mächtige Stütze und Hülfe anzuerkennen, die diese Wissenschaft ihr bietet. Wer hätte das für möglich gehalten in den Tagen, da ein Geschichtsforscher wie Wohlbrück seine Geschichte der Altmark, über den unhistorischen Sinn der liberalen Gegenwart verzweifelnd, zu Fidibussen zerriß und sie gänzlich aufgebraucht haben würde, wenn sie der edle Freiherr von Ledebur nicht gerettet hätte!

Nun, wenn man denn jetzt dem Adel seine Stammbäume nicht nur verzeiht, sondern auch begreift, welchen Vortheil dieselben nicht für die Familien allein, sondern für die Geschichtsforschung überhaupt darbieten, so möchte man gewiß sehr verständig handeln, wenn man noch einen Schritt weiter ginge und die Anlage von Stammbäumen und Geschlechts-Registern auch in Familien nicht adeligen Standes veranlaßte, begünstigte und beförderte. Abgesehen von der Erweckung, Belebung und Befestigung conservativen Sinnes, die offenbar Hand in Hand mit der Anlage und Fortführung solcher Familienpapiere gehen, haben dieselben noch einen Vortheil, der bei unserer vortheilsüchtigen Zeit und deren geldhungrigem Geschlecht doch gewiß schwer genug in die Waage fallen wird.

Oder meint man in der That, daß die Erben des Fräuleins Thomas, die im Gespensterhause an der Schloßfreiheit zu Berlin starb, ihre Vermögens-Antheile für ein Butterbrod hätten dahingeben müssen, wenn sie, ihre Stammbäume in der Hand, ohne ein kostspieliges Prozeßverfahren vorher, sich hätten gleich in Besitz der ihnen zufallenden Antheile setzen können? In den letzten Tagen sind wieder zwei Fälle, einer in Tyrol, ein anderer hier in Berlin, vorgekommen, in welchen der Mangel legalisirter Stammbäume tief beklagt wird. Authentische Stammbäume der bürgerlichen Familien Frenzel und Reinert wären in diesem Augenblick acceptirte Wechsel auf Millionen. Bald hier, bald dort sehen wir Leute sterben, die einen colossalen Reichthum hinterlassen und keinen Erben dazu, wenn nicht ein Verwandter ihres Namens aufzufinden ist in dem Lande, aus dem vor hundert und mehr Jahren ihre Aeltervåter auswanderten. Ein Stammbaum! ein Königreich für einen Stammbaum! Der reiche Onkel aus Amerika spielt, wie wir sehen, nicht nur im deutschen Lustspiel eine Rolle, und vielleicht gilt er bald als einer der Beförderer heraldischer und genealogischer Wissenschaft. In unseren Zeiten suchen zu viele Menschen Millionen, als daß man es länger dulden könnte, daß herrenlose Millionen nach Besitzern suchen. Haltet was auf Stammbäume, und alle Millionen haben ihre Erben!

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Fünfzehntes Capitel.

Die Tochter des Mennoniten.

„Erst wenn erkältet seine Wunde spannt,
„Fühlt Schmerz der Krieger. So erst, wenn die Gluth
„Des hitz'gen Fiebers seiner Seel' vorbei ist,
„Empfindet Reu' der Sünder."
(Sir Walter Scott.)

Das große Haus in der Friedrichsstraße zu Berlin, wo steinerne Stufen breit hinauf führen zu Laden und Comtoir und das Schild prangt mit der respectablen Firma „Rost und Pillersberg", wo sich dagegen die Hausthür, ungastlich eng an die Seite geschoben, scheu zurückzuziehen scheint, ist schon mehrmals der Schauplatz unserer Erzählung gewesen; wir haben dort die liebe Antonie gefunden, in Armuth und Frost des Geliebten harrend, den sie nur besitzen sollte, um ihn zu verlieren; wir sahen in diesem Hause die edle Waldemare dem armen Mädchen wie ein Engel erscheinen, wir waren darin, als der Sohn des Mennoniten, der treue, ehrliche Abraham Ruitsteen, Abschied nahm von seiner Schwester, die er verloren geben mußte; wir sahen da die hohe, schlanke, die wilde Schönheit aus dem Mennonitendorfe der Weichsel umgarnt von den Netzen einer selbstsüchtigen, elenden Frau und umworben von den Huldigungen eines alternden Lüstlings — treten wir ein, es ist darin im Jahre 1816 so manches verändert.

Unten im Comtoirzimmer sitzt der alte Kaufmann, Herr Rost, und er ist sehr alt geworden. Die Unzufriedenheit zuckt um seine dünnen, blassen Lippen, eine innere Qual und Unruhe stiert aus seinen fast ganz erloschenen Augen; die Leidenschaft hat sein graues Haar gelichtet und seine Wangen gefurcht mit ihrer unerbittlichen, harten Hand; der ganze Körper des Mannes, der sich sonst mit dem Bewußtsein des Reichthums so hochmüthig aufrichtete, ist gebückt unter dem Druck einer schweren Bürde. Ihm gegenüber sitzt nicht mehr sein alter, cynischer Compagnon, der immer rechnende Pillersberg mit den falschen Augen, sondern dessen Sohn, der würdige Alexander Pillersberg, mit dem

glauen, faunischen Gesicht und der falschen Seele, der eben so gut rechnet wie sein Herr Vater weiland, aber die Gabe hat, seine Berechnungen dem forschenden Auge des Dritten zu entziehen.

Herr Alexander Pillersberg, mit viel Luxus und herzlich wenig Geschmack gekleidet, sieht sehr zufrieden, sehr satt und sehr hochmüthig aus, und hochmüthig ist auch der Blick, mit welchem er auf den alten Rost niedersieht, der, vor sich hin stierend, gewiß keine Ahnung davon hat, daß ihn sein Compagnon schon seit einer Weile scharf beobachtet.

„Herr Rost!“ sagt endlich der jüngere Compagnon, indem er sich in einer Weise, die er für elegant hält, mit der flachen Hand über das stark pomadisirte Haar fährt, daß er seine Finger fettglänzend zurückzieht. Da er keine Antwort bekommt, so wiederholt er lauter seine Anrede und begleitet sie mit einer ungeduldigen Bewegung.

Der alte Kaufmann blickt auf, schaut seinen Compagnon verdrießlich an und fragt dann endlich zögernd: „Was wollen Sie denn, Alexander?“

„Ich will,“ entgegnete dieser in einem Tone, der gutmüthig sein sollte, aber eigentlich nur derb war, „ich will, daß Sie sich nicht so unmäßig grämen sollen über einen Verlust, der Sie doch noch nicht arm macht; Herr Rost, Sie sind ja immer ein kluger und glücklicher Kaufmann gewesen, können Sie es denn nicht vertragen, daß Sie ein Mal einen Verlust haben?“

„Fast zwanzig Tausend Thaler dahin mit einem Male,“ entgegnet der Kaufmann nachdenklich, „aber möchte es darum sein! es bliebe mir noch genug, um Alles einzubringen, wenn nur —“

Herr Rost hielt plötzlich inne und blickte wieder vor sich nieder.

„Wenn nur?“ rief Pillersberg ärgerlich, „so reden Sie doch, Herr Rost, mit diesen halben Worten martern Sie mich nun schon seit zwei Tagen, so sprechen Sie doch!“

„Ich will's Ihnen sagen, Alexander,“ antwortete der Kaufmann, sich plötzlich zusammennehmend, „ich habe keinen Muth mehr, ich bin alt, das Glück hat mir den Rücken gewendet, ich habe kein Vertrauen mehr auf meinen Blick, ich fürchte, ja, ich habe die bestimmte Ahnung, daß dieser Verlust der Anfang ist von meinem Ruin!“

„Pah!“ rief Pillersberg fast verächtlich, er hatte noch nie Ahnungen gehabt.

„Sie haben gut reden, Alexander,“ fuhr der Kaufmann ernsthaft fort, „ich verdenke es Ihnen auch nicht, es ist noch gar nicht so lange her, da würde ich ebenso, wie Sie jetzt, mich über einen Kaufmann lustig gemacht haben, der mir von Ahnungen erzählt hätte; jetzt aber steht die Sache anders. Alexander, Sie sind, wenn auch nicht mein Sohn, so doch ein Kind dieses Hauses, Sie müssen, wenn auch nicht mehr, so doch eine gewisse gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit an dieses Haus haben —“

„Herr Rost," unterbrach Pillersberg und versuchte den Gekränkten zu spielen, „Sie wissen, daß ich ein Kaufmann bin, daß ich nie mich darauf verstand, viel Worte von meiner Liebe zu machen, aber Sie kennen mich lange genug, um wissen zu können, daß ich für Sie stets mehr gefühlt habe, als eine gewisse gewohnheitsmäßige Anhänglichkeit; ich habe Sie stets mehr geachtet und verehrt, als meinen armen Vater!"

„Ich wollte Sie wahrhaftig nicht beleidigen, Alexander," versetzte der Kaufmann, obenhin begütigend, „lassen wir das, ich zweifle nicht an Ihrer Anhänglichkeit, doch hören Sie mich an, ich muß mich mittheilen, Sie sind jung und klug, Sie können und sollen mir rathen. Als ich im vorigen Jahre meine jetzige Frau heirathete, hatte ich ein Vermögen von fast neunzig Tausend Thalern mit dem, was mir meine selige Frau vermachte, jetzt habe ich keine sechszig Tausend mehr —"

„Aber das ist ja nicht möglich!" fuhr Alexander in die Höhe; sein Erschrecken war nicht verstellt.

„Es ist so," entgegnete der Kaufmann trübe, „ich habe außer dem, was in unserer Handlung steht, keine zehn Tausend mehr!"

„So haben Sie noch vor diesem letzten großen Verlust schon Unglück gehabt?" fragte Pillersberg gespannt.

„So ist es, mein Freund," entgegnete der Kaufmann kleinlaut, „ich habe eine Reihe von kleinen Verlusten gehabt, ganz kleine, so daß ich sie gar nicht für Verluste hielt und sie kurz und gut mit einem Schlage wieder einbringen wollte, ein Schlag, der mich über zwanzigtausend Thaler kostete; nun sind die vielen kleinen Verluste mit dem einen großen zusammen ein sehr großer, aber auch der würde mich noch nicht beugen, wenn mich nicht ein Umstand mit, ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll, einer Art von Grauen erfüllte; bedenken Sie, Alexander, daß ich stets ein glücklicher Kaufmann war, und daß meine Verluste, daß mein Unglück begonnen hat mit dem Tage, an dem ich meine Frau geheirathet habe."

Alexander warf einen raschen lauernden Blick auf den Kaufmann, es blitzte etwas auf in seinen Augen, das seinen ältern Compagnon erschreckt haben würde, wenn er es gesehen hätte, aber er sah es nicht, und Pillersberg sagte mit angenommener Herzlichkeit: „Was sind das für Ideen, Herr Rost? eine schöne Frau bringt nie Unglück; böser Zufall, weiter nichts, schlagen Sie sich diese Dinge aus dem Kopf, übrigens paßt das auch nicht, Sie wissen was wir gerade im letzten Jahre mit der Handlung verdient haben?"

„Ich weiß es, Alexander," erwiederte der Kaufmann, „aber Sie wissen auch, daß in der Handlung nur mein Geld arbeitet, daß ich mich um das Geschäft gar nicht bekümmert habe, daß Sie nach unserem Vertrage ganz selbstständig in gewissen Grenzen verfahren können und es auch thun. Nun, das eben bestärkt mich in meinen Befürchtungen, Sie haben Glück, darum haben Sie auch Muth, ich

habe mit dieser Frau das Unglück in mein Haus geführt, ich habe keinen Muth mehr!"

Die letzten Worte sagte der Kaufmann scheu und fast tonlos; Pillersberg stand auf, ging zweimal mit großen Schritten auf und ab in dem Comtoirzimmer, blieb dann, die Arme kreuzend, vor seinem Compagnon stehen und sprach: „Herr Rost, gestatten Sie mir eine Frage?"

„Fragen Sie?" entgegnete der Kaufmann aufblickend.

„Hatten Sie irgend eine Absicht, ich meine irgend einen bestimmten Zweck dabei, als Sie sich in diese Papierspeculationen einließen?

Pillersberg lauerte sichtlich mit großer Spannung auf die Antwort; der Kaufmann schlug die Augen nieder und war sichtlich verlegen.

„Ich kann von Ihnen keine Antwort erpressen, Herr Rost," nahm Alexander das Wort wieder, „vielleicht aber wäre es gut, wenn Sie mir meine Frage beantworteten? Sie können sich denken, daß es mir auffallen mußte, als ich von Dritten zuerst von Ihren Speculationen hörte!"

„Ich will Ihre Frage beantworten," sprach der Kaufmann, sich zusammennehmend, „Sie können darum nicht schlechter von mir denken. Als Sie meiner seligen Frau auf dem Wege nach Verona das Leben gerettet hatten, fand ich's natürlich, daß sie Ihnen ihre Dankbarkeit bezeigen wollte, ich war auch damals mit andern Dingen sehr lebhaft beschäftigt —"

Ein faunisches Lächeln umflog Pillersberg's Züge, als der Kaufmann auf die Leidenschaft anspielte, die er damals für die schöne Susanna hegte, aber er sagte kein Wort, und Herr Rost fuhr fort: „Meine selige Frau hatte mir gesagt, daß sie Ihnen ein Legat in ihrem Testamente vermachen würde, sie hatte mir auch die Summe genannt, ich hatte gar nichts dagegen, denn einmal war sie ja Herrin über ihr Vermögen, und dann dachte ich, das Geld bleibt doch in der Handlung. Als sie nun gestorben war, wahrhaftig Alexander, ich beneidete Sie nicht um die zwanzigtausend Thaler, da noch dazu die Clausel dabei war, daß die Summe noch zehn Jahr im Geschäft bleiben und erst dann Ihnen zur freien Verfügung gestellt werden sollte, dennoch sagte ich mir: du hast zwanzigtausend Thaler weniger, als du haben könntest, und ich sagte mir das so oft, daß ich unruhig wurde und bald überzeugt war, daß ich meine Ruhe nicht eher wiederfinden würde, bis ich diese Summe ersetzt. Ich begann jene Papierspeculationen, und diese kosteten mich dreißigtausend Thaler, dazu mein Vertrauen auf's Glück. Jetzt wissen Sie Alles!"

Mit unverhehltem Hohn schaute der jüngere Compagnon nieder auf den ältern; er besann sich lange, endlich sagte er ziemlich gleichgültig: „Herr Rost, ich bin nicht im Stande, zu begreifen, warum Sie so traurig sind, nehmen Sie mir das nicht übel, aber wenn ich wie Sie wäre, wenn ich wie Sie die Zuversicht und den Glauben an meine Einsicht und mein Glück verloren hätte, so würde ich es eben aufgeben,

zu speculiren; ich würde mich mit dem bedeutenden Gewinn begnügen, den Ihnen das Capital abwirft, welches Sie in der Handlung stehen haben; ja, wenn mir auch das noch zu gefährlich schiene, so würde ich noch einen Theil herausziehen, es in Hypotheken anlegen und als Rentier leben. Das ist so einfach, daß ich in der That nicht begreife, wie Sie sich so quälen können!"

„Sie sind ein Kaufmann," fragte Rost verdrießlich, „und rathen mir, mit einem solchen Verlust abzuschließen?"

Alexander zuckte die Achseln und schwieg.

„Und wenn ich weiter speculire?" fragte Rost nach einer kleinen Pause ungeduldig.

„So werden Sie wahrscheinlich bald fertig sein," erwiederte Alexander kalt, „denn wer mit Angst und Furcht speculirt, der kann nicht gewinnen, sondern muß verlieren! Aber Sie haben auch gar nicht den Trieb zur Speculation, Herr Rost, Sie haben viele Jahre lang eine respectable Firma mit Umsicht und Thätigkeit gehalten, aber Sie haben sich nie auf so halsbrechende Operationen eingelassen und sind als ordentlicher Kaufmann mit mäßigem Gewinn zufrieden gewesen; es ist etwas anderes, was Sie zu diesen Geschäften treibt."

„Was meinen Sie, Alexander?" fragte der Kaufmann ängstlich und scheu.

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Rost," antwortete Pillersberg ernsthaft, „Sie haben eine junge schöne Frau geheirathet, Madame liebt den Luxus und die Freuden, die der Reichthum geben kann; daran thut sie sehr recht, es wäre unnatürlich, wenn sie nicht Putz und Schmuck und Glanz und Gesellschaft liebte, aber Sie, verehrter Herr Compagnon, übertreiben die Sache, Sie können mit den Mitteln, welche Ihnen die Handlung abwirft, den Aufwand nicht bestreiten, den Sie machen, um Ihrer Frau gefällig zu sein, darum wollen Sie speculiren, schnell Geld, viel Geld gewinnen; habe ich Recht oder nicht?"

„Sie haben Recht, Alexander," entgegnete der Kaufmann heftig, indem er aufstand und verzweifelt in das glatte Gesicht des Compagnons starrte; „ich habe keine ruhige Stunde gehabt, seit ich diese Frau gesehen, ich weiß nicht, ob ich sie mehr liebe oder mehr hasse; es treibt mich fort und fort, ihr Gold in den Schooß zu werfen, mit Gold und blitzenden Steinen ihre Augen zu verblenden, daß sie meine grauen Haare nicht sieht, daß sie meine welke Wange nicht bemerkt, daß ihre blühende Jugend sich nicht schaudernd abwendet von meinem Alter, Sie haben Recht, ich muß Geld haben, viel Geld!"

Es kam jetzt wirklich eine mitleidige Regung in die Seele Pillersberg's, denn der alte Mann bot in der That ein unbeschreibliches Bild des Elends dar in seiner Aufregung.

„Ich bitte Sie, lieber Herr Rost," rief Alexander, „Sie ruiniren sich vollständig!"

„Das will ich, Mann!“ schrie der Alte und seine Augen funkelten über den fieberisch brennenden Wangen.

„Herr Rost, beruhigen Sie sich!“ bat Pillersberg.

„Ich will mich ruiniren, aber nicht beruhigen!“ brach der Kaufmann in ungebändigter Leidenschaft los, „ich will mich ruiniren, sehen Sie, wenn ich mich ruinirt habe für sie, dann wird mir diese Frau wohl glauben müssen, daß ich sie liebe —“

„Und wird sie dann mit Ihnen betteln gehen?“ fragte Alexander schneidend, dessen gemeiner, aber schlau verständiger Sinn solche Raserei der Leidenschaft nicht mehr ertragen konnte.

Der Kaufmann stutzte vor dieser barschen Frage.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Rost,“ fuhr Pillersberg fort, „Sie sind wahnsinnig; wenn Sie sich ruinirt haben, dann hat Madame vielleicht die Ueberzeugung, daß sie das Glück hat, von Ihnen geliebt zu werden, aber den Bettler können Sie dann allein spielen, eine schöne Frau hat das nicht nöthig, verstehen Sie mich, Herr Rost? Eine schöne Frau hat nicht nöthig zu betteln; wollen Sie dann Almosen von ihr empfangen? Ha!“

„Tod und Hölle!“ fluchte der Kaufmann, aber doch schon in ganz anderm Tone redend, als zuvor, Pillersberg konnte wohl hören, daß seine Worte Eindruck gemacht hatten auf den verliebten Alten. Er benutzte seinen Sieg meisterhaft, indem er fortfuhr: „Was ist das für eine entsetzliche Einbildung, Herr Rost, wie können Sie glauben, daß eine Frau, die den reichen Kaufmann Rost nicht liebt, daß die den schmutzigen Bettler Rost lieben würde? Seien Sie kein Narr, Herr Rost, verzeihen Sie, wenn ich so zu sagen grob werde gegen Sie, aber ich bin nun einmal keiner von den Leuten, die ihre Freunde ohne ein Wort zu sagen in's Verderben stürzen sehen können; so lange ich den Mund noch aufthun kann, werde ich nicht aufhören, Sie zu warnen. Hören Sie, Herr Rost, Ihre Frau hat Sie niemals geliebt, was machen Sie für große Augen? Sie wissen das so gut, Sie wissen das viel besser als ich; es ist eine schöne, sehr schöne Frau, aber auch sehr leidenschaftlich, sehr wunderlich, sehr launisch —“

Jedes Epitheton bekräftigte der Kaufmann durch mehrfaches Kopfnicken.

„Sie haben bisher versucht, das Herz Ihrer Frau zu gewinnen, durch demüthige Unterwerfung unter jede Laune, durch glänzende Geschenke, durch Schmeichelei und Feste, damit sind Sie nicht zum Ziele gekommen, das haben Sie selbst zugestanden?“

Der Kaufmann bejahete.

„Nun,“ meinte Pillersberg lächelnd, „und wie Sie damit nicht zum Ziele gekommen sind, so werden Sie damit auch die Liebe Ihrer Frau nicht gewinnen, sondern lediglich Ihren Ruin, denn wissen Sie, eine Frau, wie Madame ist, gewinnt man eben weder durch Geschenke,

noch durch Nachgiebigkeit gegen ihre Launen, ich kenne die Frauen etwas, Herr Rost!"

Die Selbstgefälligkeit, mit welcher Herr Alexander das sagte, war eben so abscheulich als albern. Er kannte allerdings die Frauen, aber freilich nur die Frauen, mit denen Männer wie er Einer war, überhaupt in Berührung kommen können.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Rost," fuhr er im Tone der vollsten Ueberlegenheit fort, „lassen Sie die verlorenen Dreißigtausend schießen, Sie bleiben mit Sechszigtausend immer noch der reiche und angesehene Herr Rost, die Conjuncturen sind nicht schlecht, Sie wissen, was ich im vorigen Jahre im Geschäft gemacht habe, es soll noch besser kommen, sage ich Ihnen, lassen Sie mich nur machen und ich verspreche Ihnen, in ein paar Jahren haben Sie Ihre Dreißigtausend wieder, aber handeln Sie wie ein verständiger Mann!"

„Wie meinen Sie das, sprechen Sie sich näher aus!" drängte der Kaufmann, halb bittend, er war sich der Abhängigkeit noch gar nicht bewußt, in die er mehr und mehr gerieth.

„Sie sollen leben, wie Sie müssen," antwortete Pillersberg bestimmt, „das heißt, wie ein reicher Kaufmann, der kein Jüngling mehr ist. Sonst hielten Sie etwas auf einen guten Tisch, Ihre selige Frau sorgte musterhaft dafür —"

„Das ist wahr!" warf Rost bekümmert ein.

„— es war in ganz Berlin bekannt, daß man bei Herrn Rost vortrefflich esse, und die angesehensten Leute waren gern Ihre Gäste, jetzt haben Sie gar keine Küche, Madame läßt das Mittagsessen wie das Abendessen aus einem Speisehause holen, das ist miserabel, davon werden Sie auch mit krank, könnte Madame nicht wenigstens eine gute Köchin halten, wenn sie's denn einmal nicht versteht, Ihnen Leckerbissen zu bereiten, wie die selige Frau? Der Keller ist noch nicht ganz in Unordnung gerathen und ich werde dafür sorgen, daß er sich bald wieder im alten Flor zeigt, wenn Sie mir versprechen, eine gute Köchin zu engagiren und Ihr Haus überhaupt wieder auf einen respectabeln bürgerlichen Fuß zu setzen."

„Ich will es, lieber Alexander," antwortete der Kaufmann, „aber ich sehe nicht ein, wie das in der Hauptsache —"

„Hören Sie mich an, lieber Herr Rost," dieser gute Alexander wurde in dem Maße, als er seine Ueberlegenheit fühlte, freundlicher und zutraulicher, „hören Sie mich an, Sie sollen erst Ihr Haus wieder einrichten und eine Weile gut essen und trinken, wie sonst, dann aber sollen Sie ein anderes Regime Madame gegenüber einführen. Bleiben Sie ruhig, übereilen Sie nichts, Sie haben Madame bis jetzt nur den zärtlichen Liebhaber gezeigt, zeigen Sie ihr einmal, daß Sie auch der reiche Kauf- und Handelsherr, Inhaber der hochgeachteten Firma Rost und Pillersberg, sind. Wie? Sie glauben das nicht zu können? ich sage

Ihnen, Sie werden es können, denn ich will Ihnen ein Geheimniß mittheilen: die Frauen mögen oft das, was ihnen lieb ist, nicht, sie mögen nur das, was ihnen schwer wird, zu erreichen, und das, was ihnen verboten ist, das mögen sie am liebsten. Nun denn, führen Sie Madame nicht mehr zu Concerten und Bällen, fahren Sie nicht mehr mit ihr spazieren, schicken Sie ihr Morgens keine Blumen mehr, machen Sie ihr nicht Tag für Tag kostbare Präsente. Einige Tage wird das keinen Eindruck auf Madame machen, aber Geduld, Mann, wir können's abwarten, wir essen gut zu Mittag, spielen Nachmittag bei Theerbusch in der Ressource unsere Partie und essen zu Abend recht anständig. Was wetten wir, lieber Herr Rost, daß ehe viele Tage vergehen, Madame sich nach einiger Abwechselung sehnen und dann verlangen wird, was sie jetzt wie eine Königin hochmüthig ohne Dank hinnimmt. Verlangt Madame auszufahren, so haben wir leider ein wichtiges Geschäft, befiehlt Madame ein Concert, so sind wir gerade bei einer Inventur, kurz, auf die Befehle und Wünsche von Madame antworten wir stets mit der Pflicht und dem Geschäft, wie es sich ziemt. Dann wird Madame sehr böse werden, sehr böse werden, ich sehe das kommen, aber wir werden ihrer übeln Laune aus dem Wege gehen und sie allein lassen. Ruhig, ich bitte Sie, Herr Rost, wir lassen sie allein, und eines schönen Tages geht Herr Alexander Pillersberg hinauf und sagt als besorgter Hausfreund: Ich begreife Sie gar nicht, Madame, kennen Sie denn Ihren Herrn Gemahl gar nicht? Sie wollen den Kaufmann Rost mit Trotzen, Schelten und Zürnen zwingen? Da kennen Sie ihn schlecht, werden Sie freundlich, gefällig gegen ihn, schmeicheln Sie ihm, sorgen Sie als gute Hausfrau für seine Küche, und ich versichere Sie, er schlägt Ihnen nichts ab. So machte es die selige Frau und sie erreichte Alles von ihm! So werde ich reden und ich wette hundert gegen eins, lieber Rost, Madame wird Ihnen schmeicheln, gefällig und freundlich gegen Sie sein, um den zehnten Theil nur von dem zu erlangen, was sie jetzt hochmüthig und ohne Dank hinnimmt. Dann aber rechne ich darauf, daß Sie sich nicht durch die Schmeicheleien der schönen Frau den Kopf wieder verdrehen lassen, nein, ich fürchte das nicht einmal, Sie sind ein zu guter Kaufmann, wenn Sie erst den reellen Gewinn meiner Rathschläge gesehen haben, dann werden Sie nicht mehr in die alten Fehler zurückfallen, sondern Sie werden sich stets erinnern, daß man die Liebe einer launischen schönen Frau am besten durch angenommene Gleichgültigkeit erlangt, und daß es viel angenehmer ist, sich das, was man geben will, abschmeicheln zu lassen, als es ohne Dank und Gruß hinzugeben. Nun, wie ist's, Herr Rost, wollen wir's versuchen?"

Der alte Mann ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, langsam auf und nieder in dem Comtoirzimmer und gab lange keine Antwort. Pillersberg wußte gar nicht, in welchem Grade seine gemeinverständige Redeweise auf diesen Mann gewirkt hatte, er hatte mit sei-

nen Worten den Kaufmann aufgeweckt in der Seele eines Mannes, welcher der Leidenschaft als Opfer gefallen schien, aber mit dem Kaufmann hatte er auch das Mißtrauen und die Vorsicht geweckt. Im selben Augenblick, wo Pillersberg den höchsten Sieg wirklich errungen hatte und die Abhängigkeit seines Compagnons von sich begründet zu haben glaubte, hatte er demselben seine Unabhängigkeit wieder gegeben. Das klingt seltsam und ist doch vollständig richtig. Das Raisonnement Pillersberg's, klar und gemein, hatte den von Leidenschaft Berauschten ernüchtert, aber mit seinem ersten nüchternen Blick erkannte Rost auch ganz deutlich, daß der theure Compagnon einen Zweck verfolge, daß er ihm nicht ohne Eigennutz so guten Rath gebe.

Der alte Kaufmann war entschlossen, den ihm von Pillersberg vorgeschlagenen Plan zu befolgen, denn er hatte im Allgemeinen keine bessere Meinung von den Frauen, wie sein würdiger Compagnon, obwohl er doch eine bessere Natur war, als dieser gemeine Mensch, der wohl über die Leidenschaft und Liebe des alternden Mannes zu der jungen schönen Frau spotten konnte, aber mit all seiner Jugend überhaupt keiner Leidenschaft fähig war. Der alte Kaufmann also wollte den Plan Pillersbergs befolgen, aber ohne diesen; das „wir" in der Rede des jungen Mannes hatte vielleicht mehr als alles Uebrige dazu beigetragen, ihm die Augen zu öffnen.

Langsam ging Herr Rost auf und ab und wurde einig mit sich; wohl zitterte er bei dem Gedanken, daß er kalt und gleichgültig dem vergötterten Weibe gegenüber stehen solle, aber er war darum nicht weniger entschlossen dazu, und als er endlich wieder zu seinem jüngern Compagnon trat, da sagte er in einem Tone, der sonderbar gegen das klägliche Wesen, mit dem er zuvor gesprochen, abstach, indem er sich aufrichtete und den Kopf hochmüthig in den Nacken warf: „Sie haben mir einen sehr großen Dienst geleistet, lieber Alexander, wahrlich heute haben Sie die Zwanzigtausend vollständig abverdient, die Ihnen meine Selige vermacht hat. Lassen Sie mich jetzt nur handeln und versprechen Sie mir, mich nur dann an diese Stunde zu erinnern, wenn Sie mich der alten Schwäche fröhnen sehen sollten; daß ich diese Stunde nicht vergessen werde, das werde ich Ihnen beweisen!"

Trotz seiner großen Schlauheit war Meister Alexander viel zu wenig fein, um den Doppelsinn zu fühlen, der in den Worten des Kaufmanns lag; er schlug ein in die dargebotene Hand und versprach, am selben Tage noch einige gute Weine für den Keller des Hauses zu besorgen.

Nach einigen Tagen schon speiste Herr Rost wieder sehr gut in seinem Hause, bald nachher sah er zu Mittag einige alte Geschäftsfreunde bei sich und war nicht wenig stolz auf die Anerkennung, welche die Schönheit seiner Frau bei diesen Männern fand. Uebrigens hatte er in der That mit ungeheurer Anstrengung sich enthalten, den Liebhaber

bei Madame zu spielen, er war gleichgültig freundlich gewesen, und so wie es Pillersberg vorausgesehen, Susanna hatte gar keine Notiz von diesem veränderten Benehmen genommen, sie hatte mit den Herren gescherzt und kokettirt und sich um ihren Gemahl nicht bekümmert. Rost bekämpfte seine Aufwallungen mit festem Willen und gutem Madeira, und Meister Alexander rieb sich die Hände, indem er sich selbst für den höchsten Schlaukopf hielt

An einem Morgen waren die Blumen verwelkt in dem Zimmer der Frau vom Hause, sie liebte frische Blumen, es war ihr ärgerlich, daß sie keine hatte; in dem Augenblicke gerade, als sie sich über diese Vernachlässigung, wie sie es nannte, ärgerte, trat ihr Gemahl mit Hut und Stock ein und sagte freundlich: „Liebe Susanna, ich habe einen Geschäftsgang zu machen, vielleicht komme ich erst spät zurück, sei doch so gut, und arrangire den Tisch, ich habe einige Freunde gebeten, und möchte Alles in guter Ordnung finden bei meiner Rückkehr!"

Ohne auf diese Bitte zu antworten, trat Susanna ihrem Gemahl einen Schritt entgegen und sprach verdrießlich: „Für mich scheint hier Niemand zu sorgen, da sitze ich unter lauter verwelkten Blumen, ich kann verwelkte Blumen nicht leiden, das weißt Du, warum hast Du mir seit zwei oder drei Tagen keine frischen gebracht?"

O ja, sie sah allerliebst aus die schmollende schöne Frau, ihre üppige wilde Schönheit hat sich noch kräftiger entwickelt in den letzten zwei Jahren, Susanna war das rechte Bild einer sinnlichen Schönheit, das schwarze Kleid von schwerem Seidenstoff hob die Weiße ihrer klassisch schönen Formen, das blaue Auge, einst so sanft und fromm, glühte leidenschaftlich auf bei dieser kleinen Veranlassung, und zugleich gab der schmollend verzogene Mund dem ganzen Gesicht doch etwas Kindliches; dem armen Rost versagte das Wort fast, die Leidenschaft packte ihn, und beinahe wäre er diesem Sturme schon erlegen, aber er faßte sich zusammen, streckte seine Hand aus und streichelte mit seinem Finger die glühende Wange der Frau, die sich heftig abwendete, und sagte dann ruhig: „Ja, liebes Kind, das wird wohl noch öfter passiren, das Geschäft nimmt alle meine Zeit in Anspruch, wo es sich um den Verlust von Tausenden handelt, da kann ich nicht an das Verwelken einiger Blumen denken!"

„Und das sagst Du mir?" fuhr Susanna auf.

„Gewiß, liebes Kind," entgegnete der Gemahl, der eine Prise nahm, um an sich zu halten, „aber warum bist Du böse? Laß Dir doch Blumen holen; ich will Dir den Hausknecht schicken, der kann diese verwelkten forttragen und frische dafür holen; er bekommt sie bedeutend billiger, wenn er die alten Töpfe wieder abgiebt. Adieu, mein Kind, vergiß nicht, den Tisch hübsch einzurichten, adieu!"

Der Kaufmann ging hinaus; als die Thür hinter ihm ins Schloß fuhr, sagte er hoch aufathmend: „Gott sei Dank! das ist mir redlich

schwer geworden, oh! wie schön sah sie aus! oh! wie schön! abscheulich von mir, aber nothwendig!“

Damit ging er entschlossen die Treppe hinunter, und zwar so schnell, als fürchte er, daß ihm seine Leidenschaft einen Streich spielen und ihn zurückführen könne in das eben verlassene Zimmer.

In dem Zimmer aber stand Susanna, sie hatte drohend den Arm ausgestreckt nach der Thür, aber sie ließ ihn sinken, der Ausdruck des Zorns wich aus ihrem Gesicht und machte dann einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz: „Ich habe mich ihm verkauft,“ sagte sie leise, „er ist ein Kaufmann, er hat mich gekauft, d'rum kann er mit mir machen, was er will. Er sagte mir, daß er mich liebe, ich habe es ihm nie geglaubt, er ist ein unverschämter alter Narr und ich bin ein schönes Weib; er ist lange meiner Launen Sclav gewesen, ich habe ihn mißhandelt, jetzt ist er's müde, mit mir als wie mit seinem Spielwerk zu spielen, er wird jetzt den Herrn zeigen, den Herrn der Sclavin gegenüber!“

Susanna trat an's Fenster; es war ein schöner klarer, wenn auch kalter Märzmorgen draußen, sie achtete nicht darauf, ihre Gedanken waren wo anders, wenn auch ihre Augen durch die Scheiben blickten. Da sah sie ihren Gemahl über die Straße gehen, sie folgte ihm mit ihren Blicken, so lange sie ihn sehen konnte, dann kehrte sie um und setzte sich still nachdenklich nieder.

„Ich habe es!“ rief sie endlich ganz laut und ihre Augen blitzten, dann setzte sie leiser hinzu, „muß ich denn Sclavin sein, so will ich wenigstens eine Sclavin sein, die ihren Herrn beherrscht; ja, Kaufmann, gehe Deinen Geschäften nach, sammle Geld, viel Geld, scharre zusammen, aber Du sollst für mich sammeln, für mich zusammenscharren, denn Du bist alt und ich bin jung, und wenn Du stirbst, dann bin ich nicht nur frei, sondern auch reich!“

Die schöne Frau stand auf und kokettirte vor dem Spiegel, sie zog die Bänder der Haube fester zusammen, sie lächelte, sie war zufrieden mit ihrem Aussehen: „Mein gestrenger Gebieter,“ lachte sie leise vor sich hin, „wir wollen ein Mal sehen, ob Ihr meiner Freundlichkeit, meiner Schmeichelei eben so gut Widerstand leisten könnt, wie meinem Schmollen. Oh! ich werde Euch nicht hindern, Geld für mich zu sammeln, aber das werden diese Augen, diese Schultern verhindern, daß Ihr eine andere Erbin habt, als mich. Wahrlich, ich werde das Musterbild einer guten Hausfrau, einer zärtlichen Pflegerin des alten Mannes sein, diese Stadt soll mich bewundern in meiner Rolle; doch vorsichtig, Susanna! nicht zu viel auf ein Mal. Indessen ein Anfang muß gemacht werden, ich werde mich in der Küche umsehen, er ißt gern gute Bissen, das wird gehen! Ich werde mich nicht mehr langweilen, Beschäftigung ist allein schon etwas werth!“

Die schöne Frau eilte in ein Nebenzimmer, sie kehrte mit einer weißen Schürze zurück, sie band dieselbe um vor dem Spiegel und kokettirte

anmuthig damit, es war ein seltsamer Uebermuth über die Frau gekommen, sie schien wieder völlig Kind.

„Ah!“ rief sie, „wie klug diese tölpelhaften Männer sind, wie klug sie sich dünken und wie sie doch nur unsere Diener sind!“

So plauderte die Dame eine Weile mit sich selbst vor dem Spiegel, da drangen plötzlich ernste Klänge in ihr Ohr, sie horchte einen Moment, es war ein von Blasinstrumenten getragener Choral, der von der Straße zu ihr heraufscholl.

Susanna trat an's Fenster und blickte hinunter. Eine große Menschenmasse drängte sich auf beiden Seiten eines Leichenzuges, den ein Musikcorps eröffnete, das ein frommes Lied blies. Susanna schauderte und zitterte, aber sie verließ das Fenster nicht. Dem Musikcorps folgten Schulknaben singend, zwei und zwei in langer Reihe. Es war eine große Leiche, wie man damals in Berlin sagte. Der Sarg war mit Blumen bedeckt, Trauer-Marschälle traten demselben vor, dicht hinter dem Sarge folgte ein Stabsoffizier in Parade-Uniform, aber in tiefer Trauer, zwei Geistliche begleiteten ihn, nach ihm folgte paarweise ein Leichengefolge in schier endlosem Zuge.

Nachdem Susanna den ersten Schauer überwunden, blickte sie neugierig wie ein Kind auf den Leichenzug nieder. Die Gesichter der Leute waren ihr unbekannt, nur Einen kannte sie, das war der alte Kriegs- und Domainenrath Scheffer, bei dem sie drei Jahre zuvor einmal gewohnt, er ging tief betrübt neben einem Herrn, der nur einen Arm hatte.

Der Leichenzug war vorüber, Susanna hatte ihn fünf Minuten später vergessen und erschien zur Verwunderung der Köchin in der Küche. Ihr einschmeichelndes Wesen hatte die Köchin bald gewonnen. Susanna wollte eine Speise bereiten, eine einfache Speise, deren Bereitung sie sich halb und halb aus ihrer Heimath erinnerte. Die Köchin half ihr gern und willig.

Aus der Küche eilte Susanna in das Speisezimmer und besorgte die Tafel. Die Blumen, die der Hausknecht brachte, ließ sie nicht in ihr Zimmer bringen, sondern arrangirte sie geschmackvoll auf dem Tisch. Dann aber — die Zeit vergeht schnell unter solcher Thätigkeit — hastete sich Susanna, sich in einer wahrhaft verführerischen Weise anzukleiden. Die Mode von damals, welche sehr schlicht abfallende Roben von geringem Umfang erheischte, kam ihr bei ihrem tadellosen Wuchs sehr zu statten, und wenn sie sich auch gegen allen guten Geschmack mit Schmucksachen der verschiedensten Art behängte, so stand gerade ihr das doch nicht schlecht und gab ihr einen Reiz mehr.

Als der Kaufmann ganz kurz vor der Tischzeit nach Hause kam, hatte er Mühe, sein Erstaunen zu bergen, denn er fand das Arrangement der Tafel vortrefflich und den Anzug seiner Frau unbeschreiblich schön; glücklicher Weise für seine Vorsätze war bereits vor ihm ein

Gast gekommen, der sich sehr eifrig mit der strahlend schönen Hausfrau unterhielt.

„Ich hoffe, daß Dir das so recht ist!“ sagte Susanna in halb gleichgültigem, halb mürrischem Tone zu ihrem Gemahl und deutete durch die offene Thür auf die im Nebenzimmer gedeckte Tafel.

Sie wußte sehr gut, daß es Alles in Ordnung war, aber sie war doch etwas betreten, als der Kaufmann nur so nebenbei und obenhin sagte: „Ja, es ist gut!“

Sie hatte eine jubelnde Anerkennung erwartet, diese Gleichgültigkeit schlug sie etwas nieder, aber sie war nicht entmuthigt. Wie würde sie triumphirt haben, wenn sie in das Herz des Kaufmanns hätte sehen können!

Die Gesellschaft war sehr heiter, und wenn sich Herr Rost auch nicht rühmen konnte, daß die Dame ihm mit besonderer Freundlichkeit entgegenkomme, so zeigte sie gegen ihn doch keine Spur mehr von der verletzenden Gleichgültigkeit, mit der sie ihm sonst oft begegnet war.

Zum zweiten Male ließ sich Herr Rost die Schüssel mit den gespickten Kalbfleischroulaten reichen, „ganz ausgesucht das!“ sagte er, „essen Sie, lieber Commerzienrath, die Citrone macht sich ganz vorzüglich dabei!“

„Dir schmecken diese Fleischschnitte?“ wendete sich Susanna an ihren Gemahl, indem sie zu sich selbst sagte, „das ist also der Punkt, wo ich ihn fassen kann; nun, mit ein paar Kochbüchern und einigem guten Willen kann ich da weit kommen, wie ich sehe.“

„Ganz vorzüglich!“ antwortete der Kaufmann offenherzig.

„Nun, da werde ich Dir diese Schüssel öfter bringen,“ nahm Susanna das Wort wieder, „es war das eins unserer Gerichte in der Heimath, ich wollte den Herren gern ein westpreußisches Nationalgericht vorsetzen, und ich freue mich sehr, daß meine Kochkunst Beifall findet!“

Die Herren erschöpften sich in Lobeserhebungen, nur der Gemahl blieb still, und gerade er war am meisten entzückt; Alexander winkte ihm bedeutsam mit dem Finger, er aber schleuderte dem Compagnon einen wüthenden Blick zu.

Susanna war mitten in einem heiteren Gespräch, da sagte einer der Herren plötzlich zu Rost: „Haben Sie die selige Präsidentin von Lohmeier gekannt?“

Dieser bejahte und Susanna horchte auf.

„Vortreffliche Frau,“ rief der Commerzienrath, „viel Geld da!“

„Das war heute auch ein Leichenzug, wie ihn Berlin nicht oft sieht!“ sagte ein Anderer.

„Die Lohmeier's sind immer sehr angesehene Leute hier gewesen,“ bemerkte der Commerzienrath, „der selige Präsident ist zwar erst geadelt worden, aber er war von Mutterseite her schon mit dem ganzen Adel verschwägert, und dann die Präsidentin, sehr kluge Frau, sehr vornehm!“

„Aber auch sehr wohlthätig und sehr patriotisch!“ meinte Herr Rost.

„Das ist wahr,“ bestätigte der Commerzienrath und schenkte sich ein, „ich freue mich sehr, daß die edle alte Dame, doch noch zuletzt ihren höchsten Wunsch erreicht hat; Sie wissen, drei Tage vor ihrem Tode kam ihr Neffe, der Major von Krummensee, aus Paris zurück, sehr braver Offizier, wurde blessirt auf der Verfolgung nach der Schlacht bei Belle-Alliance, lag lange in Paris krank, kurz er kam noch zur rechten Zeit an, und an ihrem Todestage hat die Präsidentin ihn mit ihrer Tochter Waldemare, mit welcher er längst verlobt war, an ihrem Bette trauen lassen. Macht eine reiche Partie!“ schloß der Commerzienrath.

„Kann's auch brauchen,“ meinte ein Banquier, „der Papa hat sehr lustig gelebt, das Gut nicht groß und sehr verschuldet, mit der Majorsgage würde er's nicht in die Höhe bringen!“

„Die hat er nun nicht mehr nöthig!“ sagte Herr Rost, und sah einem sehr zierlichen Spiele der Finger zu, denn Susanna schälte einen Apfel, dabei bemerkte er nicht, daß seine Frau mehrmals die Farbe wechselte bei der Erzählung. Artig, auf der silbernen Klinge, mit der sie geschält, bot Susanna ihrem Gemahl den Apfel, ihre Hand zitterte nicht, trotz der Nachricht, die sie da empfangen. Sie freute sich ihrer Stärke und sagte zu sich selbst: „der Offizier, der zunächst hinter dem Sarge ging, war also Philipp, mein Auge hat ihn nicht erkannt, mein Herz sagte mir nichts; man erzählt da, daß er mit dem blassen Mädchen verheirathet ist, und meine Hand zittert nicht einmal so wenig, daß der Apfel von der Klinge gleitet, es ist aus!“ Laut aber fragte sie den Kaufmann: „Du ißt gern Reinetten?“

„Ist mir der liebste von allen Aepfeln!“ antwortete Rost, der den Apfel entzückt empfing und sich dankend vor seiner Frau neigte, um sie sein von Glück strahlendes Antlitz nicht sehen zu lassen.

„Aber, lieber Herr Rost,“ rief Alexander dazwischen, „das ist ja keine Reinette, sondern eine Calville!“

„Calville esse ich noch lieber!“ antwortete der Kaufmann, seinen Compagnon zum zweiten Male nicht eben freundlich anblickend.

„Geschmackssache!“ brummte Alexander, über diesen Blick etwas aus der Fassung gerathen.

„Wenn Sie Reinetten vorziehen, Herr Pillersberg, hier, darf ich bitten!“ Susanna präsentirte ihm die silberne Schale mit einer etwas spöttischen Anmuth, denn sie fand es nicht in der Ordnung, daß sie der, Compagnon ihres Gemahls corrigirte.

„Ich danke, Madame,“ antwortete Pillersberg ärgerlich, „ich liebe Aepfel nicht, ich würde sie nur essen, wenn sie von schöner Hand geschält mir geboten würden.“

„Dem ist leicht abzuhelfen!“ erwiederte Susanna mit ihrem verführerischen Lächeln.

Das Antlitz Alexander's verklärte sich.

„Sie brauchen nur eine recht schöne Frau zu heirathen," fuhr Susanna fort, „dann können Sie es wohl auch so gut haben, wie Ihr Compagnon!"

Rost wagte nicht aufzusehen von seinem Teller, er hätte in diesem Augenblick seiner Frau zu Füßen fallen mögen.

Die Herren lachten laut, und der große Alexander Pillersberg war wirklich klug genug, mit zu lachen.



Verfassungsmäßige Gedanken.

Ein Artikel der „Deutschen Vierteljahrsschrift", welche im Verlage von Cotta zu Stuttgart und Augsburg erscheint, kommt uns bei der Fortsetzung unseres Gedankens über eine Reform der inneren preußischen Verfassung als ein willkommener Bundesgenosse eben in die Hand. Er beschäftigt sich allerdings Angesichts der in vielen Staaten jüngst laut gewordenen Forderungen der Beamten nach einer Vermehrung ihres ja allerdings oft zu dürftigen Gehaltes zunächst, wie auch seine Ueberschrift so lautet, mit der „Besoldungsfrage, ihrem Charakter und ihrer Lösung", kommt aber nach Begründung des Satzes, „daß beim Fortbau der Staatsmaschine im jetzigen Maßstab bald von einer Verdopplung, ja Quadrirung des Besoldungsetats die Rede sein könnte", zu der Ausführung, daß nur durch eine einfachere Construction der Verwaltungsmechanik dem Uebel der Besoldungsnoth dauernd abgeholfen werden könne. Die Vorschläge zu solch einer einfacheren Construction legt der Verfasser dieses Artikels in zwei Rubriken: „A. Einschränkung der bisherigen Verwaltungsaufgabe durch Belebung bürgerlicher Selbstverwaltung" und „B. Veränderung in der Verwendung der Beamtenkräfte" in höchst anregender, wenn auch oft etwas zu allgemeiner Art dar.

Die Revue hat ihrem formalen Charakter wie ihrer Tendenz nach die Pflicht, diese Stimme aus dem Süden Deutschlands nicht unbeachtet zu lassen, und sie legt daher im Folgenden den Lesern in Kurzem den Gedankengang des Aufsatzes in einzelnen Hauptbruchstücken desselben dar, indem sie sich vorbehält, in geeigneter Weise kritisirend und ergänzend darauf zurückzukommen.

„Die Staatsgewalt muß jene Aufgaben verlassen, welche nicht allgemein sind, welche vielmehr durch bürgerliche Selbstthätigkeit verwaltet werden können und sollen. Die Staatsverwaltung muß eine alte Usurpation aufgeben, die bürgerliche Gesellschaft will keine neue begehen.

Ist dieser Verzicht etwa eine Einbuße an Kraft oder eine Gefahr für die Kronen? Nicht im Mindesten.

Das bureaukratische System der Allesverwaltung gefährdet in seinen Folgen die Zukunft und die Stärke der Kronen wie der Völker. Während die frische Regsamkeit der verschiedenen Glieder des Volkskörpers erlahmt, der individuell sich betheiligende Bürgersinn abstirbt, verliert die Centralgewalt ihre beste Kraft in der Friction der weitläufigen Maschine, in der mechanischen Anstrengung für Alle, welche an die Stelle der organischen Thätigkeit von Allen getreten ist. Die Spannkraft für die tüchtige Erfassung der wahren centralen Verwaltungs-Aufgaben geht verloren, schwindet ein im Sande der Vielschreiberei. Während schon die lästige Reglementirungssucht die Bürger und bürgerlichen Interessenkreise verbittert, macht die Resultatlosigkeit der doch so vielgeschäftigen Administration sie auch noch unzufrieden; denn es ist klar, daß nur diejenige Verwaltung befriedigende Resultate erzielen kann, welcher die kräftige Initiative zur Entwickelung der allgemeinen Wohlfahrt nicht verloren geht, welche den Gesichtspunkt des allgemeinen Interesses innehält, und daher mit den einfachsten, bekanntlich durchgreifendsten, Mitteln agirt.

Wer unbefangene Vergleichungen zwischen den Verhältnissen von heute und denen vor zwanzig oder gar sechszig und hundert Jahren anstellt, der kann den ungemeinen Fortschritt bürgerlicher Reife, der Heranbildung der Unterthanen zu individueller oder associativer, von der Staatsgewalt abstrahirender Verwaltung der eigenen Interessen und selbstthätiger Verfolgung ihrer besonderen Zwecke nicht verkennen. Man muß nur davon abstehen, dem viel genannten und viel verkannten Selfgovernment den Begriff der politischen Volkssouverainetät unterschieben zu wollen. Diejenige Selbstregierung des Bürgers, welche allein das administrative Surrogat der Vielschreiberei werden kann, hat nichts gemein mit einer Usurpation politischer Regierungsrechte durch den unterschiedslos gleich fingirten Pöbel, sondern ist gleichbedeutend mit dem Tact und der Gewöhnung des Bürgers, zuerst sich selber zu helfen und die Hülfe des Staats nur da in Anspruch zu nehmen, wo bloß der allgemeine Wille und die allgemeinen Mittel durchgreifen können.

Die Ersparniß am Beamtenpersonal, beziehungsweise die Ermöglichung einer besseren Besoldung ohne Erhöhung des Besoldungsetats, auf dem Wege der Abschiebung eines Theils der bureaukratischen Geschäftslast an die selbstthätiger gewordene bürgerliche Gesellschaft, hat nun freilich eine Reconvalescenz des aristokratischen Elements im öffentlichen Leben zur Voraussetzung und Folge. Wenn eine geordnete und namentlich eine wohlfeile Pflege der von der bureaukratischen Verwaltung abgeschobenen Geschäfte stattfinden soll, so muß ein freies sociales Beamtenthum, welches die genossenschaftliche Zweckverfolgung kraft Ehrenamts versieht und leitet, an die Stelle der abgedankten Bureaukratie treten.

Das Zeitbewußtsein sträubt sich zwar bei bloßer Nennung der

Stärkung des aristokratischen Elements, aber mit Unrecht, wenn man die Verhältnisse beim rechten Lichte betrachtet.

Es ist wohl wahr, daß die aristokratisch zugespitzte bürgerliche Selbstverwaltung ein egoistisches Element als unvertilgbares Ingredienz in sich trägt. Die Leute, welche sich an die Spitze von Vereinen, gemeinen Veranstaltungen, Corporationen u. s. w. stellen oder stellen lassen, verfolgen dabei immer mehr oder weniger egoistische, wenigstens ständische Zwecke.

Wenn ihnen daher keine höhere Macht gegenüber steht, welche sie an der einseitigen Berücksichtigung ihrer eigenen oder der Interessen ihres Standes hemmt, ihren Egoismus beständig im Zaume hält, so tritt leicht ein Mißbrauch der Selbstverwaltung, eine Uebervortheilung der nicht im socialen Amte sitzenden Klasse, Corruption, aristokratische Mißregierung ein. Nun sind aber die sichersten Corrective solcher Gefahr in unserem Gemeinleben in solcher Stärke vorhanden, daß eine aristokratische Ausbeutung des Volks durch Anbahnung einer aristokratisch geformten Selbstregierung nicht zu befürchten steht. Die Staatsgewalt, welche den Kampf der Sonderinteressen vermittelt zum allgemeinen Wohl, ist stark und dauernd festgestellt. Die Oeffentlichkeit, getragen von der Presse, ist ein geltendes und zur Geltung gelangendes Princip, welches aristokratische Corruption nicht aufkommen läßt. Die zur Abstellung der Vielschreiberei und Einführung einer tüchtigen Selbstverwaltung der Bürger erforderliche Reconvalescenz aristokratischer Elemente ist also ganz unbedenklich, wenn man einerseits dem öffentlichen Leben aufrichtig eine freie Bewegung und andererseits der Staatsgewalt den gebührenden durchgreifenden Einfluß einräumt, um die sociale Beherrschung des Rechts und der Interessen der Schwachen durch die regierende Klasse abzuschneiden.

Damit Letzteres der Fall sei, bedarf der Staat eine Klasse von Dienern, welche den Sonder-Interessen ihres Standes entrückt sind und nur dem allgemeinen Interesse dienstbar sein dürfen. Mit andern Worten, das Staatsamt darf nicht in die Hände der social herrschenden Klasse, nicht in die der bevorzugten Stände, heißen sie Geld- oder Geburtsadel oder sonst wie, gelegt werden. Deshalb hat der Staat seine Diener nicht aus einzelnen, in der Regel herrschenden, Ständen zu rekrutiren, sondern überallher die Tüchtigsten des Volks herbeizuziehen und ihre ökonomische Stellung durch gute Besoldung zu verbürgen.

Ein sociales Beamtenthum der verschiedenartigen aristokratischen Kräfte, frei und unentgeltlich, und ein aus dem allgemeinen Interesse ergebenes Staatsbeamtenthum, moralisch und intellectuell zuverlässig, weil gut bezahlt, und gut bezahlt, weil tüchtig, jenes der Erbe des zu extirpirenden Schreiberthums, dieses der Träger und Entfalter der ganzen Hoheit und Tiefe der centralen Staatsaufgabe, verhalten sich also wie Pol und Gegenpol, einander eben so spannend und stärkend, wie

beschränkend und ungefährlich machend, die innere Entzweiung wie die höhere Einheit des modernen Gemeinlebens spiegelnd. Wohl unserer Zeit, daß sie diese Einheit wieder zu entwickeln vermag! Sie war verloren gegangen seit der klassischen Zeit, da jeder gute Bürger geborener Beamter und der oberste Staatsbeamte nur der erste Bürger war. (Plato). Bekanntlich hat sich beim Absterben des Alterthums in der Cäsarenära der Staatsbegriff aus seiner unvermischten Einheit mit dem Gesellschaftsbegriff losgemacht. Eben damals trat auch im Beamtenthum der politische und sociale Pol auseinander, was u. A. seine charakteristischen Folgen hinsichtlich der ökonomischen Gestaltung des öffentlichen Dienstes alsbald nach sich zog, indem erst jetzt das besoldete Staatsbeamtenthum entstand. *) Für Deutschland war im Mittelalter trotz des äußeren Glanzes von Kaiser und Reich die Staatsidee in der Uebermacht der feudalen Gesellschaft untergegangen, folgerichtig fehlte ein selbstständiges Staatsbeamtenthum, während die feudale Aristokratie die sociale Herrschaft über die niedrigen Stände zügellos ausbeuten konnte und als Privatvermögensrecht übte. Folgte die völlige Verkehrung im Zeitalter des absoluten Staats, in welchem das überwuchernde gewaltthätige Beamtenthum die bürgerliche Gesellschaft in's Zwangshemd legte und ihre Selbstthätigkeit im Vielregieren von oben erstickte. Dagegen hat die neueste Zeit, der Morgen einer neuen Cultur-Epoche, Willen und Kraft, beide Extreme zu versöhnen, sociales und politisches Beamtenthum zur Befriedigung sämmtlicher Verwaltungs-Bedürfnisse einerseits selbstständig neben einander auszubilden und sie auf der anderen Seite zu verknüpfen, mit einem Worte die verlorene antike Einheit bürgerlichen und staatlichen Gemeindienstes in höherer discreter Einheit wieder herzustellen.

Schon aus dieser geschichtlichen Flugperspective über die Entwickelung des öffentlichen Dienstes geht deutlich hervor, daß ein aristokratisches Selfgovernment heute unter ganz anderem Charakter, unter unbedenklicheren Auspicien sich in Vollzug setzen wird, als z. B. im Mittelalter. Es geht weiter daraus hervor, daß man bei Constituirung des bürgerlichen Selfgovernments sehr vorsichtig sein muß, Verhältnisse von fremden Ländern zu entlehnen, deren öffentliches Leben eine ganz andere Entwickelung gehabt hat, als die unsrige.

Wir sagen dies mit specieller Beziehung auf die zur bloßen Copie empfohlenen englischen Verhältnisse, speciell mit Beziehung auf das Friedensrichter-Institut."

Zunächst geht dann der Artikel der „Deutschen Vierteljahrsschrift" auf das Selfgovernment in der Pflege der materiellen Interessen ein. Hier sei das Schreiberthum bereits zum Bewußtsein seiner pygmäischen

*) Es ist gewiß bezeichnend, daß Cäsar Augustus die ersten eigentlichen Besoldungen einführte; vergleiche die Stelle bei Dio Cassius: Consilium suggessit Maecenas Augusto Caesari, ut officialibus certa salaria constituat.

Kraft gekonnnen. Gewerbepolitik und Gewerbepolizei habe sich seit einem Jahrhundert in überraschendster Weise beschränkt. In kurzer Zeit sei aus polizeilichem Privilegienschutz und schulmeisterlicher Reglementirung der Privatwirthschaften eine allgemeine Pflege der Volkswirthschaft geworden. Aber das Administrativ-Concessionswesen sei noch immer mehr zu beschränken, auch in Betreff der großen Creditanstalten aller Art, die dennoch, „wie ein reißendes Thier an einem Faden", durch den geringen Aufwand eines Registrar of Joint Stock Bank, wie in England, zu halten seien, in dem bloß auf Erfüllung der scharf definirten gesetzlichen Concessionsvorschriften gewacht werde.

Der Verfasser fordert dann, zu den positiven Fortschritten der Verwaltung übergehend, „eine corporative Gliederung des Gewerbelebens," die den Grundsatz der Gewerbefreiheit durchaus nicht beeinträchtigen würde. „Wir haben alle Achtung vor der Leistungsfähigkeit des freien Associationstriebes" — sagt der Verf. — „aber wir glauben, daß er sich innerhalb eines allgemeinen legalen Verbandes erst recht entwickeln würde."

Der Verfasser geht dann auf die Pflege der geistig-sittlichen Interessen über und verlangt für die Kirche, „neben der selbstständigen geistlichen Oekonomie auch die finanzielle Selbstverantwortung." Der Kirche soll vom Staate eine Kirchenbesteuerung eingeräumt werden (und der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß eine solche schon in der Presbyterialkirche im Preußischen Westen besteht.)

Die Gemeinde verlangt, wie er weiter ausführt, dann vor Allem eine neue Organisation.

„Zur Durchführung wohlfeiler gemeindlicher Selbstverwaltung gehört nun freilich wieder eine hingebende Gemeinde-Aristokratie, aber an dieser fehlt es nicht, wenn man sie nur nicht mit Schreibereien überladet, nicht mit übermäßiger Controle und Censur chikanirt. Fallen letztere Hemmnisse weg, so wird sie sich geltend machen bei demokratischem oder aristokratischem Zuschnitt der Gemeindeverfassung. Wenn übrigens nur die bureaukratische Bevormundung ernstlich aufgegeben werden wollte, so würden wir, namentlich für Landgemeinden von ungleichen Besitzverhältnissen, eine aristokratisch abgeformte Gemeindeverfassung gerne zugeben. Oeffentlichkeit und Presse sind zureichende Corrective aristokratischer Mißregierung auch im Gemeindeleben. Die widrigste Mischung ist die aristokratisch-bureaukratische Form der Gemeindeverfassung, weil Aristokratie und Bureaukratie sich viel feindlicher ausschließen, als Demokratie und Bureaukratie.

Mit der autonomischen Verselbstständigung der Gemeinden in der einen oder der andern Form müßte ferner eine reinliche Scheidung der politischen und communalen Functionen, welche bis jetzt vermöge des „gemischten Systems" in der Gemeindeverwaltung verquickt sind, Hand in Hand gehen; und die Folge hievon wäre, daß sich die

politische Verwaltung mit ausschließlichen Organen bis in die Extremitäten des Volkskörpers verzweigen müßte, was aber nur scheinbar eine Ausdehnung der Staatsverwaltungsmaschine bedingt.

Die Consequenzen dieser Vorschläge für unsere Frage sind:

1) Eine Ersparniß an höherer administrativer Arbeitskraft durch Wegfall der schleppenden Controle.

2) Eine Verminderung des Schreiberei-Personals, welches jetzt sowohl auf Staats- als Gemeinde-Kanzleien zur Besorgung der durch Anfragen, Cognitionen, Appellationen, Revisionen, Super-Revisionen &c. veranlaßten Geschäfte erforderlich ist;

3) würden die jetzt polypenartig verzweigten niederen Schreiberei-Zünfte zusammengelegt, die mechanischen Geschäfte der politischen Local-Verwaltung würden in den Händen Einer staatlichen, die der gemeindlichen in den Händen Einer communalen Schreiberklasse concentrirt werden können."

Auch die Rechtspflege sei neu zu ordnen. Friedens-, Standesschieds- und Fachgerichte seien die nothwendige Folge größerer Selbstthätigkeit im Volke, und bei einer solchen neuen Gesammtorganisation der innern Verfassung würden dann sogleich auch neue Quellen finanzieller Natur zu fließen beginnen; die Stiftungen für gemeine bürgerliche Zwecke, welche im Mittelalter so reichlich erfolgten und jetzt immer mehr schwinden, würden wieder zu Tage treten; endlich würde die Presse, die neue Macht, über Gemeinde und Corporation in ganz anderer Weise wachen können, als eine jede andere Macht.

Uebergehend zum zweiten Theile seiner Arbeit, der Veränderung in der Verwendung der Beamtenkräfte, verlangt der Artikel zunächst, daß der Unterschied zwischen niederem und höherem Verwaltungsdienste consequenter festgehalten würde. Gegenwärtig sei eine nachtheilige Vermischung beider Kategorieen vorhanden. Eine Menge junger Leute, welche es nicht zu einem höheren Amte bringen könnten, müßten gleichwohl auf der Universität eine hochgespannte Bildungsbahn für den höheren Finanz- und Regiminalstaatsdienst durchmachen. Darum sollten alle Stellen vorherrschend mechanischer Leistung der niederen Dienerklasse, den eigentlichen Schreibern, überlassen bleiben, und für sie empfiehlt der Artikel dann den Grundsatz des Stücklohnes. Drastische Schilderungen der Schreiber-Eitelkeit, wie sie in Deutschland wohl häufiger ist, die ihre Leistungen als operae liberales betrachtet, laufen hier zwischen der ernsteren Darlegung daher.

Zum Schluß gedenkt der Verfasser, wenn auch in sehr flüchtiger Art, der Möglichkeit, die schroffe Scheidung der einzelnen Departements zu beseitigen. Mancher Beamter könnte recht gut in zwei und mehreren Departements zugleich thätig sein, vor Allem dann, wenn erst eine Masse des mehr mechanischen Verwaltungsstoffes theils auf die Schulter

bürgerlicher Selbstverwaltung, theils auf die des niederen Beamtenthums abgelagert wäre.

Einen der bedeutsamsten Punkte, das naturgemäße Zusammenfallen der verwaltenden und richterlichen Thätigkeit in den niederen Ordnungen des Staates, läßt der Verfasser ganz aus dem Auge. Mag aber auch in vielen einzelnen Punkten mit ihm zu rechten sein, so bleibt es uns doch immer von Wichtigkeit, in einem der ersten und solidesten deutschen Organe eine Zustimmung für unsere Stellung zu der heutigen Bureaukratie und zu der Forderung einer Verbesserung der Besoldungen zu finden.

Wir nehmen jetzt den Faden unserer Entwickelung, welche wir durch die obigen Citate unterbrachen, wieder auf und suchen nach dem Grundgedanken der Richtung, welche auch in Preußen in den letzten funfzig Jahren mächtig geworden ist, und gegen welche anzukämpfen unsere Regierung durch die Natur der Dinge angewiesen ist.

Diese Richtung charakterisirt sich uns auf den ersten Blick als entstanden und bedingt durch die Ueberhebung des einzelnen Individuums, sie kennzeichnet sich ferner als Ausgang eines großen geistigen Prozesses im Völkerleben, der so Vieles und Großes gefördert hatte, daß er die Einzelnen mit Stolz und übertriebenem Selbstbewußtsein erfüllte und ihren Willen immer schrankenloser machte. Dieser Prozeß hatte über zwei Jahrhunderte sowohl in den protestantischen, wie auch in den katholischen Staaten gedauert, und in beiden die Aufgeklärtheit und Ungeschichtlichkeit und Voraussetzungslosigkeit und ein krankhaft schöpferisches Gelüsten des Individuums in großem Maßstabe ausgebildet.

Die Steuerkraft der Kurmark.

I.

Von allen Seiten hört man seit den Vorlagen des Ministeriums, über Steuer-Verhältnisse, Steuerkraft, Steuer-Modalität reden, und in der That ist die Zeit dazu angethan, diese Gegenstände jedem Einzelnen näher als gewöhnlich zu rücken, denn allem Anschein nach befinden wir uns in einer eben so wichtigen Periode als 1810, 1820 und 1850. Im Augenblicke wo wir diese Zeilen niederschreiben, wissen wir freilich nicht, welche Entscheidung der offenkundige Conflict zwischen der Regierung und der Landesvertretung haben wird; jedenfalls hat das Ministerium aber erklärt, größerer Summen für die Verwaltung des Staates zu bedürfen, und eben so bestimmt wurde ausgesprochen, daß diese Summen nicht auf dem Wege der indirecten Steuern erwartet werden. Der Widerstand gegen diese Forderung scheint zwar ein hartnäckiger werden zu sollen. Gegen die Erklärung des Ministeriums, einer

Mehreinnahme zu bedürfen, läßt aber bloßer Widerstand auf keinen durchgreifenden Erfolg hoffen, um so mehr, als der bis jetzt bekannt gewordene Widerstand die Basis der ministeriellen Forderung — das Bedürfniß — nicht absolut leugnet, sondern sich vorzugsweise gegen die Modalitäten richtet. Somit ist — wenn politische Leidenschaften sich nicht hineinmischen, — ein Uebereinkommen vorauszusehen, und auf alle Fälle wird die directe Steuerkraft des Landes nach irgend einer Richtung hin stärker angespannt werden. Der Ruhm Preußens — bei verhältnißmäßig bedeutender Leistung der nahehin am mindesten besteuerte Staat zu sein, — hat seit der „gewandelten Staatsform" ohnedies schon längst aufgehört, die Federn unserer statistischen Schriftsteller zu begeistern. In dieser Beziehung fehlt der Monarchie wenig zum Stadium reinster Constitutionalität.

Auf einem solchen Wendepunkt aber einmal angelangt, scheint es unabweislich, sich auch in weiteren Kreisen als denen der Regierung und Landesvertretung mit der so überaus wichtigen Frage der directen Steuern zu beschäftigen. Sie ist das Fundament für das ganze Staatsgebäude, in welches sich nur mit Gefahr neue Bausteine, neue Stützen einsetzen lassen. Dergleichen Stützen und Nachhülfen werden immer nur äußerlicher Natur sein, wenn man nicht wie das Gesetz vom 24. Februar 1850 ein ganz neues Gebäude aufführen will. Es war dies Gesetz eine Folge des Artikels 101 unserer Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar jenes Jahres, welcher das große Wort gelassen ausspricht:

„In Betreff der Steuer können Bevorzugungen nicht eingeführt werden. Die bestehende Steuergesetzgebung wird einer Revision unterworfen und dabei jede Bevorzugung abgeschafft."

Bei diesem Vorsatze ist es bekanntlich einstweilen geblieben, obgleich die Arbeiten für eine vorläufige Veranlagung der grundsteuerfreien und bevorzugten Güter in Bezug auf den Wegfall der bereits darauf lastenden, nicht vollen landüblichen Grundsteuern sehr umfangreich waren. Diesen Arbeiten dienten die Uebersichten des Grundsteuer-Ertrages vom Jahre 1849 in der ganzen Monarchie als Anhalts- und Ausgangspunkt. Sie ergeben:

1) für die Provinz Brandenburg mit 2,020,424 Einwohnern auf 734 Q.-Meilen: 923,429 Thlr., also pro Kopf 13 Sgr. 9 Pf.;
2) für die Provinz Preußen mit 2,474,555 Einwohnern auf 1135 Q.-Meilen: 978,434 Thlr., also pro Kopf 11 Sgr. 10 Pf.;
3) für die Provinz Pommern mit 1,149,198 Einwohnern auf 548 Q.-Meilen: 489,988 Thlr., also pro Kopf 12 Sgr. 9 Pf.;
4) für die Provinz Sachsen mit 1,718,361 Einwohnern auf

460 Q.=Meilen: 1,707,443 Thlr., also pro Kopf 29 Sgr. 9 Pf.;

5) für die Provinz Schlesien mit 3,035,781 Einwohnern auf 741 Q.=Meilen: 2,190,790 Thlr., also pro Kopf 21 Sgr. 8 Pf.;

6) für die Provinz Posen mit 1,350,918 Einwohnern auf 536 Q.=Meilen: 506,426 Thlr., also pro Kopf 11 Sgr. 3 Pf.;

7) für die Rheinprovinz und Westphalen mit 4,159,539 Einwohnern auf 855 Q.=Meilen: 3,293,188 Thlr., also pro Kopf 23 Sgr. 9 Pf.

Nach dieser Berechnung, bei welcher für die Q.=Meilen nur der Flächen=Inhalt ohne Wasser angenommen und jeder Bruchtheil fortgelassen ist, ergab die Grundsteuer pro 1849 für die gesammte Monarchie: 10,089,698 Thaler, also durchschnittlich pro Kopf 19 Sgr., oder 2013 Thaler für die Q.=Meile, und zwar galt für das letztere folgendes Verhältniß:

Brandenburg: 1258 Thaler für die Q.=Meile; Preußen: 862; Pommern: 894; Sachsen: 3712; Schlesien: 2952; Posen: 945; Rhein=Provinz und Westphalen: 3852 Thaler.

Für die Kurmark Brandenburg zerfiel diese Grundsteuer in eine Menge von einzelnen Kategorieen. Um uns auf das Nächste zu beschränken, nehmen wir den Ertrag der Grundsteuer des Jahres 1852 nur im Regierungsbezirk Potsdam. Wir finden hier für das genannte Jahr und für den gesammten Regierungsbezirk: 12,707 Thaler als Ertrag der Grundsteuer für veräußerte Domainen und Forstgrundstücke verzeichnet, dann aber eine wesentliche Scheidung zwischen den sogenannten kurmärkischen und den vormals sächsischen Landestheilen, welche letztere aus der Niederlausitz, dem Erblande und dem Fürstenthum Querfurt bestehen. Ueberall begegnen wir verschiedenen Nomenclaturen, und darunter sind viele, von deren Existenz nur Wenige außer den gerade Betheiligten wissen mögen.

Im kurmärkischen Theile z. B. bezahlt 1) die Ritterschaft: 13,030 Thaler Lehnpferdegeld; 2) das platte Land: 230,939 Thlr. Contribution und Cavalleriegeld (incl. der sogenannten Potsdamschen Bettgelder), 669 Thlr. Kriegsfuhrgeld, 667 Thlr. Quittungsgeld, 25,385 Thlr. Hufen= und Giebelschoß und 4 Thlr. Urbede; 3) die Städte: 3809 Thlr. Fundschoß, 1176 Thlr. Urbede, 91 Thlr. Justiz=Salariengelder, 200 Thlr. Zuchthaus=Beiträge und 78,270 Thlr. Servis.

In der Niederlausitz werden Contribution, Rations= und Portionsgelder, Milizverpflegungsgelder und Landes=Anlage, zusammen mit 137 Thalern, bezahlt.

In dem Erblande werden 19,837 Thlr. Schoßsteuer und Cavalleriegeld, 5269 Thlr. Quartembersteuer, 490 Thlr.

Straßenbaudienst- und Surrogatgelder, 187 Thlr. Städtisches Servis und 879 Thlr. Donationsgelder bezahlt.

Im Fürstenthum Querfurt (Jüterbog, Dahme) werden 7572 Thlr. Ordinaire Steuer, 1507 Thlr. Rations- und Portionsgelder, 195 Thlr. Zuschlag von Amtsortschaften, 262 Thlr. Städtisches Servis und 233 Thlr. Beiträge der Ritterschaft gezahlt.

Die Silbergroschen und Pfennige sind bei diesen Summen durchweg fortgelassen. Die Totalsumme der hier aufgezählten Nomenclaturen beträgt 403,521 Thaler.

Für die Stadt Berlin betrugen 1853 die Grundsteuern 132,386 Thlr. und zwar 969 Thlr. für Fundschoß und 131,416 Thlr. für Servis.

Diese so verschiedenen Rubriken zeigen die Nothwendigkeit, auf die historische Entwickelung derselben rückzuschauen, ehe wir dem gegenwärtigen Usus gerecht werden können. Wir sind selbst in den Kreisen derjenigen, welche diese Steuern zahlen, hin und wieder auf eine vollkommene Unbekanntschaft mit der Entstehung und eigentlichen Bedeutung derselben gestoßen, und so dürfte sich Gleiches auch in weiterer Ausdehnung annehmen lassen. Es fehlt zwar nicht an wissenschaftlichen Forschungen über die ältesten Steuerformen der Kurmark, und Riedel, v. Ledebur, Fidicin sind Gewährsmänner höchster Bedeutung. Ihre verdienstlichen Arbeiten und Forschungen wenden sich aber, eben ihrer wissenschaftlichen Form wegen, nur an Wenige, während die Praxis des Steuerzahlens eine sehr allgemeine ist. Wir wollen daher versuchen, aus dem reich vorhandenen Materiale möglichst kurz und übersichtlich zusammenzustellen, was diese Praxis verstanden machen kann.

Die Bede oder Urbede (precaria petitio), also recht eigentlich bittweises Verlangen der Landesherren an die Unterthanen, ist die erste Form, in welcher wir die directe Steuer in den Marken auftreten sehen. In den ältesten Zeiten bestritt der Landesherr aus den Einkünften der Regalien, Zölle, Hebungen und namentlich des sehr bedeutenden Allodialbesitzes die sämmtlichen Kosten seiner Hofhaltung und die Ausgaben für die Gesammtbedürfnisse des Landes. War ein besonderer Zuschuß nöthig, so mußte eine Vereinbarung mit den Prälaten, der Ritterschaft und den Städten erfolgen, welche dann zustimmten, daß die Leistung des Verlangten den Unterthanen auferlegt wurde. Die stattfindende Vertheilung geschah nach dem Hufenbesitz, daher die alten Benennungen des Hufen-, Word- und Ruthenzinses, und dieser Hufenbesitz war bereits in frühester Zeit für das ganze Land festgestellt, obgleich sich auch kleine Grundstücke finden, für welche eine amtliche Feststellung fehlte. Wahrscheinlich lagen diese ursprünglich außerhalb der Dorf-Feldmarken. Von einer Gleichheit oder Uebereinstimmung in dieser Veranschlagung des Grundbesitzes war keine Rede, und es lassen sich

die Ursachen dieser oft schreienden Ungleichheit in verschiedenen Gegenden der Mark nicht anders erklären, als daß die Maße, mit denen Wenden, Deutsche, Slaven, Sachsen u. s. w. maßen, an und für sich verschieden waren. Die Abgabe wurde entweder in Gelde oder in Naturalien entrichtet. Die letztere Form wurde von denen angenommen, welche das damals überhaupt seltenere Geld nicht beschaffen konnten, und dies war vorzüglich bei denen der Fall, deren Grundbesitz nicht mit in dem Hufenschlage der Dorf-Feldmark lag (Kossäthen). Man rechnete beispielsweise in der Mitte des 13. Jahrhunderts ½ Mark Geld = einen Wispel Hartkorn, oder 2 Wispel Hafer.

Die Hauptquelle der landesherrlichen Einnahmen, der Allodial-Besitz des Landesherrn selbst, verringerte sich indessen durch Stiftungen, Schenkungen, Verpfändungen oder Verkauf mit der Zeit so bedeutend, daß die Bitte (bede) um Beihülfe von Seiten des Grundbesitzes der zunächst gebotene Ausweg war. Einmal eingeschlagen und wirksam befunden, konnte es nicht fehlen, daß dieser Weg öfter betreten wurde. Eben so wenig konnte es fehlen, daß den Leistenden die Wiederholung zu viel und die Ungewißheit, wann und wieviel zunächst verlangt werden würde, drückend werden mußte. Namentlich zeigte sich unter den letzten Askaniern eine solche Unauskömmlichkeit, daß die Stände in den Jahren 1281 und 1282 darauf drangen, die Bede irgendwie zu firiren und zwar durch Uebernahme eines Kaufgeldes und Zinses (census), in den Städten Urbede (urbura), auf dem Lande aber „Bedezins" genannt. Dem augenblicklichen Bedürfnisse gegenüber, und auch wohl in der Aussicht, die Kosten für die Erhebung des Zinses zu sparen, gingen die Landesherren auf dieses Auskunftsmittel ein; der Erfolg aber lehrte, daß sie damit ein wichtiges Recht aus den Händen gegeben hatten. Denn mit Firirung der Urbede ging das Recht, Auflagen zu machen, auf die Stadtverwaltungen über, so daß die sich schnell vergrößernden Städte durch dieses Mittel sehr bedeutende Fonds zusammenbringen konnten, mit denen sie dem immer geldbedürftigen Landesherrn Güter und Rechte abzuhandeln wußten. Es sollte diese Urbede zwar weder verpfändet noch verkauft werden, indessen ließ sich dies dem Bedürfnisse gegenüber nicht aufrecht erhalten, und das bekannte Landbuch aus dem Jahre 1375 beweist, daß kaum hundert Jahre später schon sehr bedeutend geänderte Modalitäten eingetreten waren, obgleich namentlich die Städte so fest als möglich an dem einmal getroffenen Abkommen festzuhalten suchten.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1345 (abgedruckt in dem 4. Theile der berlinischen Urkunden von Fidicin S. 26) zeigt, zu welcher Macht und Widerstandskraft die Städte damals schon gelangt waren. Markgraf Ludwig hatte sich nämlich gezwungen gesehen, allen Ständen der Mark eine Abgabe (Schoß) aufzuerlegen, und eine Versammlung derselben zu Berlin ausgeschrieben. Diese Versammlung fand zwar statt,

beschloß aber gerade das Gegentheil von dem, was der Markgraf verlangte, und faßte ihre Beschlüsse folgendermaßen zusammen: Erstens wolle man den Markgrafen bitten und ermahnen, doch keine Neuerungen vorzunehmen und die verbrieften Rechte zu achten, welche er ihnen bei seinem Regierungsantritte bestätigt. Wolle der Markgraf aber auf diese Bitten und Ermahnungen nicht hören, und wohl gar versuchen, den Schoß mit Gewalt einzutreiben, so wollten die Städte Gewalt mit Gewalt vertreiben und jede Auspfändung alle für einen und einer für alle zu vereiteln suchen. In solchem Falle ließen sich indessen Beschädigungen Einzelner erwarten, und man kam daher überein, daß, wenn eine Stadt, ein Ritter oder ein Mann deshalb in Noth gerathen möchte, so wolle man gemeinschaftlich den Schaden ersetzen und tragen, namentlich aber die Wortführer und Vertreter des Beschlusses gegen den Landesherrn nicht im Stiche lassen. Ja man ging noch weiter und die sonst auf einander so eifersüchtigen Städte und Ritter gewährleisteten sich gegenseitig, im Falle es darob zu Feindseligkeiten käme, die Oeffnung der Städte und festen Schlösser, so daß die Ritter mit reisigem Volk in die Städte einziehen, die Bürger aber gewaffnet sich in die festen Schlösser einlegen sollten.

Auch der erste Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern vermochte es noch nicht, Ordnung in dieses Wirrsal streitender Interessen zu bringen. Er sowohl wie sein Nachfolger Friedrich II. sahen sich gezwungen, immer wieder neue Schulden zu machen und das kaum Eingelöste oder mit Waffengewalt Gewonnene wieder zu verpfänden. Doch kommt das Wort Bede zu ihrer Zeit nach und nach immer seltner vor, wogegen sich der Schoß einfindet. Staatlich als Abgabe an den Landesherrn wird dieser Schoß erst in dem Receß zwischen dem Kurfürsten Albrecht und den Märkischen Ständen am Bartholomäus-Tage 1472 genannt. Er sollte 100,000 Gulden, oder so viel mehr, als erforderlich sein würde, betragen, binnen 4 Jahren in 5 Terminen bezahlt werden und aus einer Consumtionssteuer von einem märkischen Groschen für jede Tonne Bier aufgebracht werden. Dagegen sollte die Orbede abgeschafft bleiben, wenn nämlich nicht „eine treffliche Niederlage des Landesherrn oder seiner Erben — ein Krieg überhaupt — oder die Vermählung einer Prinzessin" einträte. Daß die Orbede trotz dieser feierlichen Vereinbarung doch in den Städten keineswegs ganz abgeschafft wurde, beweist die noch in den heutigen Steuer-Registern angeführte Steuer von 4 Thlrn. 12 Sgr. 7 Pf., welche das platte Land, und die 1176 Thlr. 21 Sgr., welche die Städte des Regierungsbezirks Potsdam zahlen. Der Name der Steuer hatte sich somit vor jetzt beinahe 400 Jahren geändert, der Schoß hatte die Orbede ersetzt; die Sache war aber nicht allein geblieben, sondern wurde, eben so wie die Landeslasten überhaupt, fast mit jedem Decennium umfänglicher. Je nach Zeit und Bedürfniß fand sich der Fundschoß, der Mauerschoß, Landschoß, Zelterschoß,

Martinsschoß cum multis aliis ein. Der Charakter aller dieser Steuern war aber immer der einer außergewöhnlichen, nur für bestimmte Fälle verlangten und bewilligten Abgabe.

Mit dem dreißigjährigen Kriege trat aber nach und nach eine vollständige Veränderung für das Steuerwesen ein. Die Fortdauer der Noth machte den Schoß zu einer regelmäßigen Abgabe, und die Einrichtung stehender, dauernd besoldeter Heere führte auf bestimmte, jedenfalls und unter allen Umständen vom Lande aufzubringende Summen. So entstand die Contribution und die Einquartierungs-Verpflichtung, welche letztere zugleich die Verabreichung einiger Lebensbedürfnisse in natura in sich schloß. Sie tritt in den Städten als das spätere Servis und auf dem Lande als Cavalleriegeld auf. Die Verpflichtung zur Stellung der Lehnpferde, welche der Sache nach mit der Errichtung stehender Truppen keine Bedeutung mehr hatte, und welche 1635 unter dem Kurfürsten George Wilhelm überhaupt zum letzten Male stattfand, wurde ebenfalls in eine Geld-Abgabe verwandelt, für welche zunächst Reiter angeworben werden sollten. Es dauerte lange, ehe sich eine bestimmte Einigung dafür erreichen ließ. Wir finden in der verhältnißmäßig ruhigen Zeit von 1663 40 Thlr. und 1678, also kurz nach entscheidenden Kriegsleistungen, nur 10 Thlr. Lehnpferdegeld verzeichnet. Dieses Lehnpferdegeld wird ebenfalls noch gegenwärtig und zwar als eine Grundsteuer von den zum alten Verbande der Kurmark gehörigen Rittergütern erhoben. Wir haben in der Uebersicht Seite 459 schon angegeben, daß sie für den Regierungsbezirk Potsdam allein 13,030 Thlr. beträgt. Seine noch jetzt geltende Veranlagung von 40 Thlrn., von denen ein Viertel in Golde zu bezahlen ist, schreibt sich aus den Jahren 1717 und 1718 her, wo König Friedrich Wilhelm I. zuerst durch die sogenannte Assecuranz vom 10. Juni des ersten und dann durch Edict und principia regulativa vom 1. Februar des letzten Jahres den nexus feudalis der Pferdestellung aufhob. Die Worte dieser Aufhebung lauten:

„Die Aufhebung des nexus feudalis inter Dominum et Vasallum soll die Qualität der Ritter- und freien Güter, so selbige bisher gehabt, nicht im Geringsten alteriren, sondern es sollen dieselben auf ewige Zeiten von allen oneribus, als Contribution, Einquartierung und dergleichen Abgaben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, schon erdacht sein oder noch erdacht werden, für jetzt und künftig überall befreit bleiben, auch von der Ritterschaft nichts weiter, als der verwilligte Canon von 40 Thalern für Aufhebung der obgedachten Lehnbeschwerlichkeit gefordert und verlangt werden."

Mit dem Eintritt der Contribution hörte nun zwar die bis dahin gebräuchliche landesherrliche Abgabe unter dem Namen Schoß auf, indessen behielt er noch eine gewisse rückwirkende Kraft, indem den Ständen angedeutet wurde, wie es sich von selbst verstehe, daß er noch so

lange forterhoben werden müsse, als die auf ihn gemachten Schulden noch nicht ganz bezahlt wären. Aus diesem Verhältnisse schreibt sich der sogenannte Fundschoß her, der, wie die Orbede, noch gegenwärtig in den Städten als Grundsteuer erhoben wird und eine ursprünglich an jeder Feuerstelle haftende städtische Abgabe war.

Haben wir somit einen Ueberblick für die ältesten, gewissermaßen „gewachsenen" Abgaben gewährt, so müssen wir nun in unserer Darstellung trennen, was sich der Natur der Sache nach bei weiterer Ausbildung des Steuerwesens von selbst trennte, nämlich die Städte und das sogenannte platte Land.

Was die Städte betrifft, so wurde die schon erwähnte Bierziese von 1 Groschen pro Tonne später in eine Abgabe vom Braumalz verwandelt, welche unter dem Namen Biergeld vom Jahre 1513 an eine bleibende wurde. 1571 kam dazu eine Abgabe für fremde Biere unter dem Namen: Einlagegeld, und 1572 auch eine Abgabe auf Branntweinschroot (Blasenzins genannt), welche Abgaben sämmtlich mit dem Namen: „Die Ziese" bezeichnet wurden. Die Städte hatten das Recht, ihren Antheil an dieser allgemeinen Steuer nach eigenem Ermessen aufzubringen und machten von diesem Rechte den vollständigsten Gebrauch. Reichte die von den Magistraten gemachte Umlage auf die Bürger nicht aus, so wurden „Collecten" angeordnet, für die es gewisse Grundsätze gab, um die Belastung nicht zu ungleich zu machen. Als Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, fand er das Abgabenwesen der Städte in solche Verwirrung durch den dreißigjährigen Krieg gerathen, daß er den Ständen für die Städte 1641 eine Consumtionssteuer für Gegenstände des täglichen Gebrauches bewilligte. Der Ertrag dieser Steuer sollte zunächst in die ständischen Kassen abgeführt werden, von diesen aber vorzugsweise zur Bezahlung der Truppen verwendet werden. Es ist dies die Accise, aus welcher später auch die sogenannte Fix-Accise hervorging; eine Steuer, welche denjenigen Handwerkern auferlegt wurde, die sich nicht in den Städten, sondern auf dem Lande niederlassen wollten. Die Städte hatten nämlich verlangt, daß ihnen der Ertrag dieser Accise auch dadurch gesichert bleiben möge, daß der Betrieb der Gewerbe vorzugsweise und ausschließlich in den Städten stattfände. Dies bewilligte der Kurfürst durch Receß vom 26. Juli 1653 und führte jene Fix-Accise für die Niederlassung eines Handwerkers auf dem Lande ein, welche den Charakter einer Nahrungssteuer hatte und an die Accisenkasse der nächsten Kreisstadt eingezahlt werden mußte.

Die städtische Accise als Contributionsquantum für den Unterhalt des Heeres bewährte sich vollkommen und leitete bei ihrem regelmäßigen Functioniren von selbst auf die Idee, die Unterhaltung der Truppen ausschließlich auf diese Steuer zu basiren. Die Versuche dafür begannen mit dem Jahre 1667 und erwiesen sich nach allen Seiten hin so günstig,

daß im Jahre 1684 eine definitive Regulirung dieses Verhältnisses mit der bekannten „General-Steuer- und Accise-Ordnung" eintrat, gewissermaßen die Confirmation des stehenden Heeres für den brandenburgisch-preußischen Staat. Durch dieses Steuergesetz wurden in allen Städten der ganzen Kurmark Consumtions-Steuern für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens eingeführt und angeordnet, daß aus denselben nicht allein der ganze Betrag der bisherigen Contribution, sondern auch alle andern Kosten zur Verpflegung der Truppen bestritten, die „Collecten" aber ein für alle Mal aufhören sollten. Nur zur Befriedigung landschaftlicher Gläubiger sollte von dieser letzten Bestimmung eine Ausnahme gemacht werden dürfen. Von nun an trat ein vollkommen geordnetes Steuerwesen der Städte in ihrem Verhältnisse zum Staate ein, und wenn auch in einigen Städten noch Orbede, Fundschoß und die sogenannten Spandowschen Zuchthausgelder neben der Accise noch forterhoben wurden, so ging doch eigentlich alles Baarzuleistende in die Accise auf. Es fand dadurch nach und nach eine vollständige Trennung der Städte und des platten Landes mit Bezug auf die eigentlichen Heereslasten statt, und im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde diese auch gesetzlich ausgesprochen. Das platte Land steuerte durch seine, allerdings sehr verschieden benannten Grundsteuern und die Städte durch die Accise, so wie durch die Verpflichtung zur Einquartierung. Diese Einquartierung schloß übrigens nach der Ordonnanz vom 8. Januar 1635 die Verabreichung von Holz, Licht und Salz „nach Nothdurft derer Offiziere und Soldateska" ein, wobei die Lagerstätte sich von selbst verstand. Mit der festgestellten Ordnung beginnt indessen auch das Bestreben bei den Bürgern der Städte, sich der directen Last der Einquartierung zu entziehen und die Verpflichtung dazu durch Geld abzukaufen. Dies führte erst zu Einzel-Abkommen, dann zur Regelung durch den Magistrat, daß, wer bezahlte, frei war, und ärmere Bürger mit diesem Gelde bei ihrem Quartiergeben unterstützt wurden, endlich zu Kasernen-, Servis- und Quartiergeld.

Daß einige Städte mehr als andere durch Einquartierung in natura belastet waren, führte wieder die sogenannten Sublevations-Gelder herbei, welche schon 1712 denjenigen Städten auferlegt wurden, welche keine Garnison, oder eine schwache Garnison hatten, um die größeren Garnisonstädte mit dem Ertrage derselben zu unterstützen. Politische und militairische Rücksichten lassen es nicht zu, eine ganz verhältnißmäßige Vertheilung der Garnisonen, etwa nach der Kopfzahl, anzuordnen, und Friedrich der Große regelte endlich 1747 auch dieses Verhältniß dahin, daß alle Städte einer Provinz, mit Ausschluß der Hauptstädte, zu einer „Societät" vereinigt sein sollten, welche zu Servisleistungen aus dem Ertrage ihrer Accise beizusteuern hätten, gleichviel ob sie bequartiert oder nicht bequartiert wären, woraus denn folgerichtig eine an die Stadtkasse zu zahlende Steuer für die Einwohner der Städte wurde und noch gegenwärtig ist. Die General-Kriegskasse wies

ihre Bedürfnisse nach Quotisation auf die Accisekassen an, und Einquartierungs- oder Servis-Commissionen besorgten in den Städten die betreffenden Umlagen und Einziehungen.

Erwähnt muß hierbei werden, daß einige dingliche Immunitäten und persönliche Befreiungen von der Einquartierungslast in den Städten stattfanden, welche indessen gegen die Totalität der Verpflichtung und Leistung kaum in Betracht kommen.

Den Städten gegenüber stand das platte Land mit seiner für Alles geltenden Contribution. Bis zum Jahre 1653, wo bekanntlich der letzte allgemeine Landtag der Kurmark gehalten wurde, bedurfte die Erhebung und Umlage dieser allgemeinen Abgabe der Genehmigung der Stände. Seit sie durch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges eine beständige und regelmäßig wiederkehrende geworden war, diente sie gewissermaßen als das Fundament für den ganzen Staatshaushalt. Es wurden zwar außer derselben zeitweise noch andere Steuerkategorieen eingeführt, welche indessen theils wieder aufgehoben wurden, wenn die Veranlassung zu denselben fortfiel, oder sie blieben, wurden aber mannichfach modificirt und änderten jedenfalls an der eigentlichen Contribution nichts. Nach der Zeit der Einführung geordnet, sind dies die folgenden Abgaben:

1) Marsch- und Fuhrkosten, im Teltowschen Kreise: Kriegs-Fuhrgelder genannt, wurden schon 1703 eingeführt. Sie sollten zur Ausgleichung und Vergütigung für Natural-Lieferungen und sonstige Leistungen bei Truppenmärschen dienen. Namentlich unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. hatten die zunächst um Berlin liegenden Ortschaften wegen der regelmäßigen jährlichen Zusammenziehungen von Truppen mehr zu leisten, als alle anderen Orte der Provinz. Eine Ausgleichung wurde also nothwendig und durch eine sogenannte Molestien- und Marschkasse gefunden, die ihre Beträge zwar gleichzeitig mit der Contribution einforderte, diese aber neben derselben berechnete.

2) Die Schloßbau- und Legationsgelder. Sie fanden sich unter der Regierung Friedrich's I. ein, für Bedürfnisse, welche ihr Name erklärt. Sie trugen den Charakter der früheren städtischen Collecten und der Steuerzuschläge zur Contribution.

3) Die Potsdamschen Bettgelder. Bei Errichtung der rothen Grenadier-Garde — die bekannten Potsdamer Riesen — wollte König Friedrich Wilhelm I das Regiment nach Berlin verlegen; wogegen die Stadt indessen auf das Lebhafteste remonstrirte. So kam das Regiment erst nach Brandenburg und dann 1722 nach Potsdam. Da aber den Bürgern dieser Stadt nicht zugemuthet werden konnte, besonders große Bettstellen für diese Riesen machen zu lassen, die nun einmal in kein gewöhnliches bürgerliches Bette passen wollten, so wurde eine Abgabe von ungefähr 12,000 Thalern jährlich für die ganze Provinz

der Contribution zugeschrieben, um daraus die Anschaffung und Unterhaltung der Betten für die rothen Grenadiere zu beschaffen. Bei Auflösung des Regimentes unter Friedrich dem Großen wurden diese Potsdamer Bettgelder zwar ermäßigt, aber nie ganz aufgehoben. Sie stecken noch jetzt in der Contribution und den Cavalleriegeldern des platten Landes.

4) Die Justiz-Salariengelder. Sie wurden 1748 eingeführt, um daraus die Besoldung der Mitglieder des Kammergerichts zu bestreiten. In der ersten Anlage sollten sie 5000 Thaler betragen, und zwar für das platte Land und die Städte zusammen. Später sind sie fast auf das Doppelte erhöht worden, namentlich für die Städte, und werden noch jetzt in den Steuer-Registern geführt.

Nach der Feststellung der Contribution vom Jahre 1748 sollte es zwar bei den damals üblichen Steuersummen vor der Hand sein Bewenden haben, aber es wurde keineswegs eine künftige, wenn auch nur zeitweise, Erhöhung ausgeschlossen. Somit war durch die Feststellung in Friedenszeit eigentlich nur die Gewißheit gewonnen, daß die Contribution nie mehr vermindert werden würde.

Für die damalige Quotisation der Contribution, wenn sie die ganze Provinz traf, und nicht nach Ständen oder Landestheilen geregelt wurde, liegen gedruckte Nachweise vor. Die ganze geforderte Summe wurde in 80 Theile getheilt. Davon kam $^1/_{80}$ auf den Beeskow-Storkowschen Kreis, und dieses 80stel war wieder in 16 Theile getheilt, von denen $^9/_{16}$ auf das platte Land und $^7/_{16}$ auf die Städte kamen.

Von den übrigen $^{79}/_{80}$ kamen:

1) auf die Kurmark 20 pCt.; davon 10 pCt. auf das platte Land und eben so viel auf die Städte;
2) auf Altmark, Priegnitz, Ucker- und Mittelmark 80 pCt.; davon 59 pCt. auf die Immediatstädte und 41 pCt. auf das platte Land.

Der Schoßkataster vom Jahre 1624 war die Grundlage für die Umlage der Contribution innerhalb eines Kreises, welche übrigens selbstständig durch die Kreisstände geschah und für welche fast jeder Kreis seine besonderen Usancen hatte. Obgleich der eigentliche Charakter der Contribution derjenige einer Grundsteuer ist, so hat sie doch auch die Eigenschaften einer Nahrungs- und Personensteuer, denn unter Berücksichtigung der Gemeindeweiden, Holzungen, Berechtigungen und Nutzungen wurden die Hufen sehr verschieden eingetheilt, sowohl nach der Aussaat, wie nach gewissen Geldannahmen für Kossäthen- und Fischernahrungen. Diese sowohl wie Gewerbtreibende und kleinere Grundbesitzer wurden ebenfalls nach Hufen eingeschätzt, wenn sie deren auch nicht besaßen, und nannte man dergleichen Schattenhufen.

Nur die ritterdienstpflichtigen Güter, die davon abgezweigten

kleineren Güter und die darauf wohnenden Hausleute, die Dotal-Kirchen-Güter, Pfarren und Stifter, endlich aber diejenigen Colonisten, welche unter Zusicherung der Steuerfreiheit angesetzt worden waren, blieben von der Steuer überhaupt befreit. Es waren dies besonders diejenigen Colonisten, welche unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen in das Land gekommen waren. Hatte ein Rittergut indessen früher schon steuerpflichtige Hufen mit in seinen Besitz gezogen, so mußte es für diese die Contribution bezahlen.

Die zweite Steuer vom platten Lande wurde unter dem Namen des Cavallerie-Geldes erhoben. Sie schreibt sich aus den ersten Regierungsjahren des großen Kurfürsten her, und entstand aus dem Plane desselben, die Infanterie des damals beginnenden stehenden Heeres in den Städten, die Reiterei aber zur leichtern Verpflegung in Dörfern unterzubringen. Aus der Praxis gestaltete sich sehr bald Theorie und Regel, und so wurde denn nach und nach festgesetzt, daß der bäuerliche Wirth das Quartier, die Lagerstatt, Holz, Licht und Heerdfeuer für den Reiter, — Stall und Futter aber für das Pferd geben müsse, wofür 14 Thaler vergütigt werden sollten. Der Offizier dagegen erhielt nur Quartier und Stall. 1717 setzte eine Ordonnanz fest, daß diejenigen Wirthe, welche ein Quartier unbesetzt hatten, monatlich 12 Gr. im Sommer, und 1 Thaler im Winter an die Remonte-Kasse bezahlen mußten. 1718 änderte sich dies Verhältniß sehr wesentlich, da die Cavallerie ebenfalls näher zusammen und in Städte verlegt wurde. Die Regierung berechnete aber die Entlastung, welche dadurch den Dörfern wurde, in baarem Gelde und führte als Aequivalent dafür die Fourage- und Speisegelder ein, aus denen später das Cavallerie-Geld entstand. Das Exempel für die Umlage dieser Steuer war sehr einfach. Was von nun an die Verpflegung der Cavallerie in den Städten kostete, mußte vom platten Lande aufgebracht werden, und jeder Kreis mußte für so viele Quoten aufkommen, als er vorher Reiter im Quartier gehabt hatte. Auch hier überließ die Regierung den Kreisständen die Individual-Vertheilung der neuen Abgabe, weshalb diese sich auch in den Kreisen sehr verschieden gestaltete. Beim Regierungsantritt Friedrich's des Großen beliefen sich die Cavallerie-Gelder der Kurmark auf 155,525 Thaler.

Hin und wieder finden sich auch die sogenannten Metzkorngelder, eine indirecte Natural-Abgabe von allem zur Mühle gebrachten Getreide, die indessen später ebenfalls fixirt und in eine Geldgabe verwandelt wurden, so daß sie gegenwärtig mit in der Contribution stecken, ohne sich besonders bemerkbar zu machen.

Dies waren die Zustände, in welchen sich bis zu den Unglücksjahren 1806—7 das directe Steuerwesen der Marken befand. Seit 1653 hatte die Nothwendigkeit einer ständischen Bewilligung aufgehört. Es fanden zwar bei Einführung neuer Steuerformen Berathungen mit

den Kreisständen statt; sie beschränkten sich aber meist auf ein Gutachten über die bequemste Vertheilung derselben. Steuer-Erhöhungen in den vorhandenen Kategorieen wurden einfach decretirt. Das System functionirte eben ohne Schwierigkeiten. Unter Friedrich Wilhelm I. half die Ueberzeugung, daß der König selbst der sparsamste Haushalter war — unter Friedrich dem Großen die Nothwendigkeit und der Ruhm des Landes über manche Schwierigkeiten und Bedenken hinweg. Mit der französischen Revolution und der Regierung Friedrich Wilhelms II. fanden sich indessen Stimmen ein, welche theils auf eine regelmäßigere und gleichverpflichtende Vertheilung der directen Steuern hinwiesen, theils auf die wünschenswerthe Mitwirkung der Stände bei Auferlegung der Steuern überhaupt drangen. Die periodischen Schriften dieser Zeit enthalten sehr beachtenswerthes Material für den Umschwung, der sich in der Meinung des Volkes über diese Frage vorbereitete, und erklären, was eintreten mußte, als das bisherige Staatsgebäude vor dem Stoße des corsischen Eroberers zusammenbrach.

Somit stehen wir an dem Edicte über die Finanzen des Staates vom 27. Oct. 1810 und vor dem Beginn einer neuen Phase in der Entwickelung des directen Steuerwesens in Preußen.



Christliche Ritterdienste.

Geschichte christlicher Krankenpflege und Pflegerschaften, von Dr. Heinrich Haeser, Professor zu Greifswald.

Als die Wurzel der frommen Pflegerschaften erscheint in der frühsten Zeit bekanntlich die christliche Gemeinde selbst, in ihr die Diakonen, die Schwesterschaft der Wittwen, die Parabolanen, das Mönchthum. Aber ungeachtet dieser ursprünglichen Verbindung mit der Kirche ist die Zahl der im strengen Sinne geistlich zu nennenden Pflegerschaften verhältnißmäßig gering gewesen. Um so zahlreicher sind die Verbrüderungen zur Pflege der Armen und Kranken, welche wir seit früher Zeit, hauptsächlich im Abendlande, aus dem Volke, d. h. für jene Zeit aus den Reihen der Laien und Ungelehrten, zu tief eingreifender Bedeutung sich entwickeln sehen. Vor Allem trennen sich diese Krankenpflegerschaften in ritterliche und bürgerliche, von denen die ersteren bekanntlich vorzugsweise eine Frucht der Kreuzzüge waren. Die ritterlichen Krankenpfleger-Orden der Johanniter, der deutschen Ritter und der Lazaristen oder des heiligen Lazarus von Jerusalem, haben eine welthistorische Rolle gespielt, und die Geschichte derselben ist zu bekannt, als daß wir Mittheilungen daraus an dieser Stelle für wünschenswerth halten sollten, zumal auch der Herr Verfasser seine Mittheilungen auf solche allgemein bekannte Daten beschränkt. Nur

über den Johanniter-Orden, welcher ja bei uns in Preußen seit Kurzem wieder durch die Allerhöchste Fürsorge und Gnade Sr. Majestät des Königs eine neue Bedeutung erhalten hat, wollen wir uns einige Mittheilungen erlauben.

Der zweite Rector des Ordens, Raymund de Puy, aus der Dauphiné gebürtig, legte den ersten Grund zu der später so bedeutenden weltlichen Macht dieses Ordens, indem er die Wirksamkeit desselben dadurch erweiterte, daß zu der christlichen Pflicht der Pflege der Armen und Kranken die ritterliche Aufgabe der Bekämpfung der Ungläubigen hinzutrat. Die Verfassung, welche Raymund dem Orden gab, war im Wesentlichen folgende: Jeder, der in den Orden eintrat, mußte mindestens dreizehn Jahre zählen, kräftigen Körpers, von reinen Sitten und makelloser Herkunft sein; er durfte keinem Menschen sich durch einen Eidschwur verpflichten, keinem andern Orden angehören und niemals gegen christliche Streiter das Schwert ziehen. Die Ordensbrüder zerfielen in Ritter, denen nebst der Waffenführung die Pflege der Bedrängten oblag. Sie hatten außer den allgemeinen Erfordernissen noch die Probe auf acht Ahnen, je vier vom Vater und der Mutter, abzulegen. Später wurden zwar auch Ritter unehelicher Geburt aufgenommen, aber nur solche, die von Fürsten oder Grafen und von freien Müttern stammten; die höheren Aemter des Ordens blieben ihnen unzugänglich. Die geistlichen Brüder verwalteten in Krieg und Frieden das Amt des Priesters und Almoseniers. Der dienenden Brüder Pflichten waren, mit Ausschluß der Ahnenprobe, denen der Ritter gleich; auf ihnen ruhte mit der Zeit ausschließlich die ursprüngliche Pflicht Aller, die Pflege der Bedrängten. Die Ordenskleidung der Brüder, welchen häufige religiöse Uebungen auferlegt waren, durfte niemals abgelegt werden, und eben so durften sie niemals allein, sondern nur zu zwei oder drei sich öffentlich zeigen. Auf der Kleidung ward das bisherige rechtwinklige weiße Kreuz in das achteckige, zum Sinnbilde der acht ritterlichen Tugenden, umgestaltet.

Neue wichtige Statuten für den Orden entwarf Roger de Moulins, der achte Hospitalmeister, welche namentlich über die Krankenpflege die wichtigsten Aufschlüsse enthalten. Wir sehen daraus, daß für Aerzte und Wundärzte reichlich gesorgt war, und daß auch im Uebrigen die Kranken der sorgfältigsten Pflege sich erfreuten. Tag und Nacht waren Diener zur Pflege derselben bereit, und sie sollten dreimal frisches Schweinen- oder Hammelfleisch, nach Umständen auch Hühnerfleisch erhalten, ferner sollten je zwei Kranke eines gemeinsamen Pelzes und gemeinsamer Fußbekleidung sich bedienen.

Bekanntlich gab der außerordentliche Zuwachs des Ordens schon unter Raymund de Puy zu einer Eintheilung der Mitglieder nach den verschiedenen Nationen oder „Zungen“ Veranlassung. Die Vorsteher der „Zungen“ hießen Anfangs Prioren, dann Großprioren, und jedes Großpriorat zerfiel sodann in Priorate, Balleien und Commen-

den. Die größte Wichtigkeit unter den deutschen Comthureien hat unstreitig die jetzt wieder hergestellte Ballei Sonnenburg oder das Heermeisterthum Brandenburg. Wir dürfen die Geschichte desselben hier als bekannt voraussetzen und bemerken nur, daß dasselbe, auch nachdem 1382 seine Wiedervereinigung mit dem Johanniter-Orden erfolgte, so bedeutende Vorrechte genoß, daß es fast als eine unabhängige Gemeinschaft gelten konnte. Durch das Edict vom 30. October 1810 und vom 23. Januar 1811 wurde mit der Einziehung der geistlichen Güter auch die Ballei Brandenburg aufgelöst, aber bereits des hochseligen Königs Majestät errichtete durch die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 23. Mai 1812 „zu einem ehrenvollen Andenken der nunmehr aufgelösten und erloschenen Ballei des St. Johanniter-Ordens", den königlichen Johanniter-Orden. Hergestellt ist die Ballei Brandenburg bekanntlich von des jetzigen Königs Majestät durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 15. October 1852, und von den nach altem Brauche zu diesem Zwecke von dem Ordens-Capitel präsentirten Rittern ward von Sr. Majestät des Prinzen Carl von Preußen königliche Hoheit zum Herrenmeister des Ordens ernannt. — Hiernächst hat der Orden bereits zu Jüterbog ein Krankenhaus, zu Bukarest eine Diaconissen-Anstalt gegründet; ähnliche Stiftungen werden an anderen Orten vorbereitet, und so geht der durch den Geist der Liebe neubelebte Orden augenscheinlich einer segensreichen Zukunft entgegen.

Weniger bekannt als die Geschichte der Johanniter-Ritter sind die Schicksale der Schwestern des Johanniter-Ordens. Wir wissen von der frühsten Geschichte derselben nur so viel, daß gleichzeitig mit dem Hospitale des heiligen Johannes bei der Kirche Santa Maria della Latina zu Jerusalem ein Hospital für Frauen gegründet und der heiligen Magdalena geweiht wurde, und daß die Pflegerinnen darin im Allgemeinen nach der Regel der Johannisbrüder lebten. Im Jahre 1099 war die Römerin Agnes, welche zuweilen als die Gründerin bezeichnet wird, Superiorin der Ordensschwestern. Nach der Einnahme Jerusalems durch Sultan Saladin im Jahre 1187 wandten sich die Johanniterinnen zunächst nach Spanien, wo König Alphons ihnen zu Sirena ein Kloster zur Aufnahme armer adeliger Fräuleins gründete. Die adlige Herkunft der Aufzunehmenden mußte so unzweifelhaft sein, daß jede Ahnenprobe überflüssig erschien, und mußten sie sich verpflichten, für das Gedeihen des Johanniter-Ordens zu beten und im Dienste des Hospitals Werke der Barmherzigkeit zu üben. Die Ordens-Kleidung war Anfangs wie diejenige der Johanniter-Ritter, roth mit dem achteckigen weißen Kreuze; später nach dem Verluste von Rhodus trugen die Schwestern zum Zeichen der Trauer nur schwarze Kleider. Im Jahre 1470 entzogen sich die Schwestern des Klosters zu Sirena der Oberleitung des Großmeisters der Johanniter und stellten sich unmittelbar unter den päpstlichen Stuhl, 100 Jahre später wurde jedoch das alte Verhältniß wieder hergestellt. Außer diesem Kloster zu Sirena

bestanden in Spanien, Portugal, Malta und Frankreich noch andere minder wichtige Stiftungen der Johanniterinnen, und in diesem letzteren Lande stiftete außerdem Ritter Guibert von Themines zu Beaulieu en Queroy in der Diöcese von Cahors (gegenwärtig im Departement Lot) ein kleines Hospital, welches sehr bald eine gleiche Berühmtheit wie das Kloster zu Sirena gewann. — Im Jahre 1259 übergab er das Hospital den Johanniterinnen, und seine Gemahlin, Angeline de Maras, wurde die erste Priorin desselben. Nach dem Tode derselben ging diese Würde auf ihre Tochter, Angeline de Themines, über. In demselben Jahre wurde durch den Groß-Prior von St. Giles, den späteren Großmeister Johann von Villaret, das Hospital von Beaulieu zum ersten Hospital von Frankreich und Angeline zur Groß-Priorin desselben erhoben. Besonderen Ruhm erlangte das Hospital im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts durch seine fromme Priorin, Galiotte de Gordon. Die Bemühungen derselben, die ursprünglichste und wichtigste Aufgabe des Ordens, die Krankenpflege, wieder in ihre vollen Rechte einzusetzen, scheiterten indeß an dem verstockten Sinne der damaligen Vorgesetzten, die edle Galiotte vererbte indeß, als sie 1619, 29 Jahr alt, starb, ihren frommen Sinn auf ihre Nachfolgerinnen. Diese hatten Anfangs mit großen Anfeindungen zu kämpfen und waren deshalb genöthigt, nach Toulouse auszuwandern. Hier übten sie unermüdlich Werke des Erbarmens, und es gelang ihnen auch, sich der Leitung des Groß-Priors von Frankreich zu entziehen und unter die unmittelbare Obhut des Großmeisters sich zu stellen. Durch diesen, damals Paul de Lascaris, erhielten die Anhängerinnen Galiotte's im Jahre 1644 eine neue Constitution. Die Schwestern zerfielen danach in die soeurs de justice, welche sich der Ahnenprobe zu unterwerfen hatten, die soeurs servantes d'office, denen wahrscheinlich vorzugsweise die Krankenpflege oblag, und in die soeurs converses für die niederen Dienste. Die erste Klasse zahlte beim Eintritt 1000 Francs, die zweite 500 Francs, die dritte war frei. Die Wahl der Priorin erfolgte auf die Zeit von drei Jahren.

Die ferneren Schicksale der edlen Schwesterschaft der Johanniterinnen sind, wie der Herr Verfasser angiebt, unbekannt, er spricht aber die auch von uns aus vollem Herzen getheilte Hoffnung aus, daß sie gleich ihren Brüdern noch einmal zu einem verjüngten und segensreichen Dasein erweckt werden möchten.

Bevor der Herr Verfasser zu den nicht ritterlichen Verbrüderungen zum Zwecke der Krankenpflege übergeht, beschäftigt er sich noch mit den Beguinen und Begharden, sowie mit den Kalandsbrüderschaften, von denen namentlich die ersteren vielfach mit der Krankenpflege sich beschäftigten, wennschon dieselbe nicht ihre Hauptaufgabe war. Der Orden der Beguinen wurde bekanntlich am Schluß des zwölften Jahrhunderts von einem Priester Lambert le Begues in Lüttich ge-

stiftet, und noch jetzt finden sich in den Niederlanden vielfache Ueberbleibsel desselben, während die Beguinen in Deutschland, wo sie früher bereits den Namen der Seelschwestern angenommen hatten, zur Zeit der Reformation bereits verschwanden. Mit den Brüdern des Ordens, den Begharden, verhält es sich umgekehrt wie mit den Johanniter-Rittern im Verhältniß zu den Johanniterinnen. Dieselben haben im Verhältniß zu den Beguinen nur eine sehr untergeordnete Bedeutung, und ist ihre Geschichte auch nur wenig bekannt. Sie sollen 1228 in den Niederlanden gestiftet sein und ursprünglich aus armen verheiratheten Webern bestanden haben. Wir kommen auf die Beguinen und die Kalandsbrüderschaften vielleicht noch in einem besonderen Artikel zurück.

Die nicht ritterlichen Pflegerschaften sind zum größten Theil Laienverbrüderungen. Von den stillen Thaten des Erbarmens dieser zahlreichen Verbrüderungen findet sich, wie der Herr Verfasser hervorhebt, nur wenig aufgezeichnet, aber gleichwohl ist von ihnen Großes und der höchsten Anerkennung Würdiges in ihrem Berufe geleistet worden. — Sie folgen sämmtlich einer mehr oder weniger ausgeprägten Regel, die Mehrzahl der des heiligen Augustinus, einige der vom dritten Orden des heiligen Franciscus. Eine der ältesten Verbrüderungen dieser Art waren die Brückenmacher, die Hospitaliers Pontifes, in Italien und Frankreich, der in Montpellier gegründete Orden vom heiligen Geiste und in Spanien die regulirten Chorherren von Ronceval. Es kann hier nicht darauf ankommen, noch mehrere Namen dieser Pflegerschaften aufzuführen, und wollen wir nur noch erwähnen, daß die weiblichen, wie z. B. die bekannten Elisabethinerinnen, den männlichen an aufopfernder Thätigkeit völlig gleichstanden, sie sogar häufig bedeutend übertrafen. Entspricht ja das fromme Werk der Krankenpflege ganz besonders jener Energie in der Duldung und Aufopferung und jenem Sinne stiller Barmherzigkeit, wodurch fromme Frauen von jeher so glänzend sich ausgezeichnet haben.

Den allmählich gesunkenen Sinn für die Krankenpflege rief die Reformation zu einem neuen Leben. Wir erinnern nur an die von Juan di Dios 1534 zu Granada gegründeten barmherzigen Brüder und die Bon Frioux, welche 1615 zu Armantières in Flandern entstanden. Eine gleiche Berühmtheit genießt die zu Rom seit 1663 bestehende Confraternità della perseveranza. Ebenso bekannt sind die seit dieser Zeit entstandenen Schwesterschaften dieser Art, z. B. die von Vincent de Paula 1617 gestifteten barmherzigen Schwestern.

Der Herr Verfasser schließt sein interessantes Werk mit einer Hinweisung auf den auch in der protestantischen Kirche mächtig erwachten Geist für die Werke der Barmherzigkeit und der Krankenpflege, welcher namentlich in Deutschland, der Wiege des Protestantismus, in den Brüderschaften für die Mission und namentlich für die innere Mission, und in den Schwesterschaften für die eigentliche Krankenpflege einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß wir mehrfach Veranlassung gehabt hätten, dem Herrn Verfasser in Einzelnheiten, namentlich in Betreff seiner bisweilen scharf an die doctrinären Theorieen des Liberalismus streifenden Auffassung einzelner Institute Widerspruch zu leisten, daß wir aber absichtlich jeder Kritik der Art uns enthalten haben, um das zusammenhängende Bild nicht zu zerreißen, welches wir aus der im Uebrigen so verdienstlichen Schrift zusammenzustellen bemüht waren.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter von Boddien.

Alphons von Boddien wurde am 20. Februar 1802 in Ludwigslust im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein im Jahre 1845 als General-Major verstorbener Vater Johann Caspar v. Boddien damals Großherzoglicher Hauptmann und Adjutant Sr. Hoheit des Großherzogs Friedrich Franz war. Seine Mutter, Henriette geborene v. Dewitz, lebt in ihrem 79. Jahre in Mecklenburg auf dem Lande. Er war der älteste von 9 Geschwistern, deren glücklichem Kreise sein Tod die erste Lücke schlägt. —

Die erste Erziehung genoß Alphons v. Boddien im elterlichen Hause. Im Jahre 1815 kam er auf das Pädagogium zu Halle a. d. Saale, dessen hochverehrtem damaligen Vorstande, August Herrmann Niemeyer, er Verse der Dankbarkeit widmete, die auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Sein für alles Gute und Schöne so empfänglicher und strebsamer Geist legte schon damals ein namentlich für Malerei und Poesie reiches Talent an den Tag, deren schönste Blüthen fast immer einen frischen Hauch scharfen aber nie beleidigenden Humors athmeten. Alle seine Lehrer und Gefährten rühmen ihm nach, daß er bei ausgezeichneten geistigen Gaben stets ein vortreffliches Herz und oft einen wilden, jugendlichen Uebermuth gezeigt habe.

Am 10. April 1818 wurde er als Seconde-Lieutenant in der Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadier-Garde angestellt. Mancher jugendliche und ritterliche Zug, wodurch er seine körperliche und geistige Gewandtheit documentirte, lebt heut noch im Munde seiner Kameraden fort, und immer werden denselben sein Alles belebender Humor, sein einnehmendes Aeußere; sein gefälliges und gewandtes Wesen, sein kameradschaftlicher Sinn unvergeßlich bleiben.

Seinem Streben nach hohen soldatischen Ehren bot sich in der Vaterstadt wenig Aussicht auf Befriedigung. Er nahm daher aus Großherzoglich Mecklenburgschen Diensten seinen Abschied und wurde durch die Gnade des hochseligen Königs, nachdem er im November 1827 das Preußische Offizier-Examen abgelegt, als Seconde-Lieutenant, aggregirt dem 2. Garde-Ulanen-Regiment, angestellt, bald darauf als aggregirt zum 2. Ulanen-Regiment versetzt und im Jahre 1835 in dasselbe einrangirt.

Seine Lebensgeschichte gehört hiernach zum größten Theil diesem Regiment an, in welchem er am 19. September 1835 zum Premier-Lieutenant, und am 23. Januar 1847 zum Rittmeister und Escadrons-Chef avancirte, in welchem er unter ausgezeichneten Commandeuren, wie v. Horn (als General-Major a. D. gestorben), v. Katte (jetzt General-Lieutenant a. D.), und v. Lupinsky (jetzt General-Lieutenant a. D.) in strenger Soldatenschule seinem Talente jene gründliche tactische Ausbildung gab, welche, getragen von dem größten Enthusiasmus für den Reiterdienst, ihn zu einem Cavalleristen machte, auf welchen die ganze Armee mit gerechtem Stolz blickte und in welchem die Preußische Reiterei die höchsten Reiter-Tugenden: schnelle Entschlossenheit, Umsicht und Kühnheit in so hohem Maße bewunderte.

Die beschränktesten Verhältnisse kleiner Garnisonen an der östlichen Grenze des Preußischen Staates und das langsame Friedens-Avancement vermochten seinen Geist nicht zu lähmen, und aus allen Zeiten seines Lebens geben seine hinterlassenen Arbeiten, seine poetischen Versuche, sowie seine Zeichnungen ein glänzendes Zeugniß von seinem hervorragenden Geist und seinem unerschöpflichen Humor.

Die langen Lieutenants-Jahre, in welchen er mit seltenem Eifer, in militairischer und wissenschaftlicher Richtung, in Kunst und Sprachen sich weiter zu bilden

suchte, wurden durch öfteren Garnisonwechsel, durch Versetzungen und Commandos, die ihn nach Gleiwitz, Posen, Kosel, Ratibor und Pleß führten, unterbrochen.

Im Februar 1846 rückte das 2. Ulanen-Regiment in Folge der daselbst ausgebrochenen Revolution in Krakau ein. Nachdem dieselbe durch Russische, Oesterreichische und Preußische Truppen unterdrückt worden, und die letzteren die Stadt bereits wieder verlassen, finden wir den damaligen Premier-Lieutenant v. Boddien an der Seite des Oesterreichischen Feldmarschall-Lieutenants Castiglioni bei der Untersuchungs-Commission in Krakau. Seine Berichte aus damaliger Zeit liefern ein schätzbares Material zur Geschichte dieser unseligen Revolution, ein Material, was er mit seltener Umsicht und Gewandtheit zu sammeln wußte und dessen geistvolle Benutzung ihm die größte Anerkennung seiner militairischen Vorgesetzten erwarb.

Zu Anfang des Jahres 1847 wurde v. Boddien zum Rittmeister und Escadrons-Chef ernannt und übernahm die Führung seiner Escadron in Pleß.

Als im Herbst desselben Jahres Oberschlesien vom Hungertyphus heimgesucht und Militair-Commandos in den Kreisen Rybnik und Pleß Behufs Beaufsichtigung der an die Nothleidenden zur Vertheilung gewährten Lebensmittel und der sanitätspolizeilichen Vorschriften waren, wurde der Rittmeister v. Boddien durch Verfügung des Königlichen General-Commandos zum Militair-Commissarius der genannten Kreise ernannt und unterzog sich dieser Aufgabe mit der stets an den Tag gelegten Umsicht und Aufopferung. Die ihm zugewiesene Aufgabe war keine kleine.

Die unter seinem Befehle stehenden Hülfs-Commandos in der Stärke von etwa 4 Offizieren, 40 Unteroffizieren und Gefreiten, waren auf einem Flächenraum von fast 40 Quadratmeilen vertheilt.

Mit unermüdlichem Eifer besuchte er die einzelnen Stationen, betrat jede von ansteckender Krankheit heimgesuchte Hütte und brachte Trost und Hülfe in dieselbe. Auf diese Weise wußte er dem großen Vertrauen zu entsprechen, mit welchem die Allerhöchsten Orts angeordnete Maßregel in ganz Schlesien begrüßt wurde, und allseits die Anerkennung zu erwerben, daß der Soldat es versteht, den Elementen seiner Existenz, Ordnung und Disciplin, im weiten Kreise einer durch Krankheit und Elend heimgesuchten Bevölkerung Geltung zu verschaffen. Das Comité zur Milderung des Nothstandes in Oberschlesien, an dessen Spitze die ersten Männer dieser Provinz standen, sprachen dem Rittmeister v. Boddien für seine aufopfernde Thätigkeit und Umsicht in den schmeichelhaftesten Worten ihren wärmsten und innigsten Dank aus.

Die Anerkennung und Liebe, welche sich Rittmeister v. Boddien in dieser seiner Stellung so allseitig erworben, fand vornehmlich aber ihren Ausdruck darin, daß er im April 1848 von dem Kreise Pleß fast einstimmung zum Parlaments-Mitglied nach Frankfurt gewählt wurde.

Wie überall, so auch in dieser seiner neuen Stellung wußte v. Boddien Segen und Nutzen zu schaffen, und wenngleich er auch nur selten als Redner auftrat, so war er es doch, der mit den gleichgesinnten, edlen Männern seines Landes den radicalen Bestrebungen der Linken energisch entgegentrat, so war er es doch, der diesen fanatischen Freiheitsmännern die empfindlichsten Wunden dadurch schlug, daß er ihre Ansichten und Bestrebungen vor der ganzen Welt durch seine scharf treffenden Caricaturen lächerlich zu machen wußte. — Wer kennt nicht aus dieser Zeit seine „verkehrte Weltanschauung", seinen „Reichscanarien-Vogel", seine Illustration zum „Vorschlage der Bekleidung und Armirung der deutschen Reichs-Armee" u. a. m. Auf diese Weise hat er der guten Sache die wesentlichsten Dienste geleistet. Seine Thätigkeit in Ausschüssen und Commissionen war eine unermüdliche und von allen seinen Frankfurter Gesinnungs-Genossen als eine segensreiche anerkannt.

Im August 1848 wurde v. Boddien dem 2. Ulanen-Regiment aggregirt und zur Dienstleistung ins Reichs-Kriegsministerium commandirt.

Am 18. September, jenem grauenvollen Tage von Fürst Lichnowsky's und General v. Auerswald's Ermordung und dem Frankfurter Aufstande, war er es und Hauptmann Deetz (jetzt Oberst-Lieutenant und Commandant von Minden), die sich zuerst unter Kugelregen den Empörern entgegen warfen, um sie zur Ruhe zu ermahnen, die sich dann in Civilkleidung den Truppen anschlossen und sie gegen die Barrikaden führten. Vielleicht ist manchem Leser dieser Zeilen ein damals erschienenes Bild in die Hand gekommen, wie Rittmeister v. Boddien zu Pferde und in Civil, einen Stock statt des Säbels in der Hand, an der Spitze Darmstädtscher Chevauxlegers die Zeil heraufsprengte und säuberte. Von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Reichsverweser wurde v. Boddien in jenen Tagen der Empörung vielfach verwandt. — Die Frankfurter Bürger erkannten wohl, welche Verdienste er sich um ihre Vaterstadt erworben, und gaben ihm einen Ehrensäbel mit der Aufschrift: „Dem braven Rittmeister v. Boddien — die dankbare Stadt Frankfurt." —

Seine Majestät der König ernannte ihn schon im October 1848 zu Höchstseinem Flügeladjutanten, verlieh ihm den Johanniter-Orden und im November den Charakter als Major. Seine K. Hoheit der Großherzog von Baden verlieh ihm das

Ritterkreuz vom Zähringer Löwen 3. Klasse, Seine Majestät der König von Hannover das Ritterkreuz des Guelphen-Ordens 3. Klasse, Seine K. Hoheit der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha das Comthur-Kreuz des Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Haus-Ordens 2. Klasse mit Schwertern.

Bei Beginn des Feldzuges in Baden erhielt der Major und Flügel-Adjutant v. Boddien auf seine Bitten von Seiner Majestät die Erlaubniß, sich den Truppen anschließen zu dürfen. Er befand sich meistens beim Peuker'schen Corps, war stets mit keckem Muth in den Tirailleurlinien und zeichnete sich überall durch Unerschrockenheit und Umsicht aus. In dem Gefechte von Sinsheim befehligte er die Avantgarde des Generals Bechtold. Vor Beginn desselben war es ihm gelungen, den bekannten Dietzsch sammt seiner Bedeckung aufzuheben. An der Spitze einer Escadron Hessischer Chevaux-legers führte er manch' kecke Reiterthat aus, welche in ihm von Neuem den so hervorragenden cavalleristischen Geist erkennen ließ, der ihm während seiner ganzen militairischen Laufbahn die hohe Anerkennung seiner Vorgesetzten und die unbegrenzte Hingebung und Liebe seiner Untergebenen erwarb. Schon im September 1849 verlieh Seine Majestät der König Höchstseinem Flügel-Adjutanten Major von Boddien den Rothen Adler-Orden 4. Klasse mit den Schwertern, am 4. März 1853 den 3. Klasse. Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden verlieh ihm im August 1849 die Gedächtniß-Medaille für Baden und hierauf den Karl Friedrich-Verdienst-Orden 3. Klasse; der Herzog von Braunschweig den Orden Heinrich's des Löwen 3. Klasse.

Nach Beendigung des Badenschen Feldzuges kehrte Major v. Boddien zum unmittelbaren Dienst Seiner Majestät als Flügel-Adjutant zurück, wo er vielfache Beweise des Allerhöchsten Vertrauens und der Gnade seines Königlichen Herrn erhielt, die sich auch dadurch bethätigten, daß er zu wiederholten Malen von Seiner Majestät zu vertrauten, ehrenvollen Sendungen erwählt wurde.

Am 1. Januar 1850 wurde er zum wirklichen Major ernannt.

Im Februar 1851 erhielt er von Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich das Ritterkreuz des Leopold-Ordens III. Klasse; im Juni 1852 von Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland den Stanislaus-Orden 2. Klasse mit der Krone, später den St. Anna-Orden 2. Klasse.

Den schönsten Gnadenbeweis Seines Königlichen Herren erhielt von Boddien endlich in der Erfüllung seines langgehegten Wunsches, an die Spitze seines alten Regiments, des 2. Ulanen-Regiments, zu treten. Er wurde durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 17. März 1853 zum Commandeur dieses Regiments, am 20. März 1853 zum Oberst-Lieutenant ernannt. Er hatte sein geliebtes 2. Ulanen-Regiment im April 1848 als jüngster Rittmeister verlassen und sah es nach 5 Jahren als Commandeur wieder. In dieser seiner neuen Stellung fand er ein fruchtbares Feld, den alten Preußischen Reitersinn durch Lehre und durch sein leuchtendes Vorbild zu nähren und zu befördern. Geschätzt von seinen Vorgesetzten, geliebt von seinen Untergebenen, geachtet und verehrt von Allen, die ihn kannten, suchte und fand er sein ganzes Lebensglück in einem Wirkungskreise, dem er sich mit allen seinen Kräften widmete.

Im Februar 1856 überschlug v. Boddien bei der Besichtigung einer Escadron so unglücklich mit dem Pferde, daß er fast leblos vom Platze getragen wurde und alle ärztliche Kunst zu seiner Rettung vergebens schien. Auch bei diesem Unglück wurde ihm ein neuer Beweis Königlicher Gnade dadurch zu Theil, daß Seine Majestät bei der ersten Kunde hiervon einen ausgezeichneten Arzt zu seiner Behandlung nach Gleiwitz sandte.

Dank der liebevollen Pflege seiner sorgsamen Gattin, gebornen v. Porembsky, Dank den Bemühungen vorzüglicher Aerzte, wurde das Leben des verehrten Kranken, dessen furchtbare Leiden sein Enthusiasmus für seinen König und seinen Stand dennoch immer überragte, gerettet, und nach Gebrauch einer längeren Brunnen- und Badekur kehrte er im October 1856 vollständig hergestellt und von Seiner Majestät zum Obersten ernannt, an die Spitze seines Regiments zurück, um von Neuem in seinem dienstlichen Wirkungskreise und in stetem kameradschaftlichen Umgang sein ganzes Glück zu finden und so unbeschreiblich zu beglücken.

Am 31. Januar starb er nach kurzem Krankenlager am Nervenfieber, beweint von seiner Gattin und seiner Tochter, von seiner Mutter und seinen Geschwistern, tief betrauert von seinen Vorgesetzten und Untergebenen, von Allen, die ihn kannten.

Der ritterlich kühne Reitergeist, den er nährte und pflegte, dessen Träger er war, wird leben und forterben — sein Andenken aber wird niemals erlöschen.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

Vorläufige Anzeige.

Den geneigten Lesern beehrt sich die Unterzeichnete mitzutheilen, daß die „Berliner Revue" im nächsten Vierteljahr mit der Veröffentlichung eines neuen höchst fesselnden Romanes beginnen wird, der das sociale Leben einer deutschen freien Stadt, ihre Blüthe und ihren Verfall zeichnet. Die höchsten Interessen der Gegenwart spielen in dieses Gebiet einer glänzenden Vergangenheit hinüber. Außerdem hat die Redaction, getreu dem Plane, nach welchem diese Revue angelegt ist, für Anknüpfung geeigneter Verbindungen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, in den Niederlanden, Frankreich und England Sorge getragen, und wird fernerhin in der vorliegenden Zeitschrift neben den größeren leitenden Artikeln über die wichtigen Fragen der Zeit in Briefen aus den deutschen und fremden Hauptstädten, in Reiseskizzen ꝛc. die Schilderung einheimischer und fremder Sitte und gesellschaftlicher Thätigkeit beginnen.

Umfassende und so viel als möglich unterhaltende Referate und Kritiken über die Werke der ernsten und leichtern Literatur, der Kunst, des Theaters werden bemüht sein, den Leser stets in Bekanntschaft mit den neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete zu erhalten.

Die Redaction der Berliner Revue.

Drei Jahre.

Roman.

Sechszehntes Capitel.

Das von Lohmeier'sche Erbhaus.

Unter den Linden wogte ein Strom von Spaziergängern dem Brandenburger Thore und dem Thiergarten zu; der sonnige Märztag lockte zu mächtig, und Jeder, der nicht eisern fest an sein Zimmer gefesselt war, beeilte sich, dem schönen Wetter und dem Frühling die erste Huldigung darzubringen. Das Berlin von 1816 bot freilich noch nicht jenen Anblick, der heute die Augen schier verblendet; der Luxus von 1816, in der Kleidung namentlich, war ein sehr bescheidener gegen den unserer Tage. Die Einfachheit war damals Mode in Berlin, sie war eine Mode, die aus der Nothwendigkeit hervorgegangen war, denn der Krieg hatte nicht nur dem Staat, sondern allen Ständen, allen Familien, ja, jedem Einzelnen, große Opfer abverlangt, und die Beschränkung auf das Nöthigste war vielfach geboten. Die Einfachheit aber, die damals überall sichtbar wurde, war eine edle Einfachheit, und der natürlich gute Geschmack, den Berlin selten verläugnet hat, gab ihr oft einen Reiz, der niemals bei Prunk und Pracht bestehen kann.

Quer durch den Strom der Spaziergänger schreiten zwei junge Männer, Philipp und sein Cousin Rudolph, der seinen Arm gelassen auf dem Culmer Siegesfeld; die Mienen der beiden Vettern sind ernst, man sieht ihnen wohl an, daß sie den Verlust fühlen, den sie durch den Tod der Tante Präsidentin erlitten, aber man sieht auch, daß die Jugend in ihnen die Trauer trägt, wie sie muß, und daß der Odem des Frühlings, der sie umweht, jenen Frühling begrüßt, den sie in ihren Herzen fühlen.

Als die Vettern in die stillere Wilhelmsstraße eingetreten waren, sagte Rudolph zu seinem Cousin, indem er ihn durch eine Handbewegung einlud, langsamer zu gehen: „Ich bewundere Dich, lieber Philipp; es muß Dir doch sehr schwer geworden sein, um Deinen Abschied zu bitten, bei Deiner Liebe für den Soldatenstand, bei Deinen glänzenden Aussichten, bei dem schönen Avancement, was Du schon gehabt hast in den letzten drei Jahren; ich wußte wohl, daß Du thun würdest, was Du der seligen Tante versprochen, aber ich glaubte nicht, daß Du so pünktlich einhalten würdest und so gar nicht klagen!"

„Mein guter Rudolph," entgegnete Philipp ernst, „ich verdanke der seligen Tante so viel, sie hat mich so überhäuft mit Glück und Gut, daß mir oft ängstlich wurde bei dem Gedanken daran; ich bin eigentlich recht froh, daß ich für Alles, Alles, wenigstens ein Opfer bringen konnte, ein Opfer, das mir schwer wird, so schwer, daß es allenfalls einen Vergleich aushält meinem Glück gegenüber; wahrlich, mir ist es so schwer geworden, um meinen Abschied einzukommen, daß ich jetzt glaube, mein Glück, mein Weib, meinen Reichthum, wenigstens zum guten Theil, wirklich verdient zu haben."

„Waldemare hat sich lange gegen dieses Verlangen der seligen Tante gesträubt," bemerkte Rudolph.

„Sie weiß Alles," lächelte Philipp, „sie wußte natürlich auch, wie blutsauer es mir werden würde, den Ulanen auszuziehen; übrigens muß ich doch, um nicht ungerecht gegen die selige Tante zu sein, bemerken, daß ihr Verlangen nicht auf einer Abneigung gegen des Königs Rock, denn sie war eine sehr gute Patriotin, beruhte, daß sie auch nicht nur einer Laune folgte, sondern, daß sie gute Gründe hatte, denen ich auch nichts entgegenzustellen hatte, als eben meine Lust am Waffenhandwerk. Wahrlich die selige Tante hatte Recht, ich habe meine Pflicht gegen den König im Felde erfüllt, es ist Frieden, jetzt muß ich die Pflichten erfüllen, die ich als Landedelmann habe gegen das heruntergekommene Erbgut meiner Familie, gegen die guten Leute, welche seit Menschenaltern die Hintersassen meiner Ahnen waren, die aber weder meinen Vater, noch mich je gesehn haben und seit meines Großvaters Tode so zu sagen verwais't sind. Ich will mich auf das alte Haus Schorlibbe setzen und Landwirthschaft treiben, für meine Hintersassen, für meine Bäume und meine Felder sorgen. Das ist denn freilich nicht so lustig wie zu Roß durchs Leben zu traben, und wenn nicht Waldemare

wäre, so wüßte ich in der That auch nicht, wie ich's aushalten sollte, mit Waldemare aber kann ich Alles!"

Rudolph sah seinem Vetter erst lächelnd in's Gesicht und bemerkte dann wieder ernst: „Lieber Philipp, ich fürchte, daß Ihr, diese liebe Waldemare und Du, ein tüchtig Lehrgeld werdet bezahlen müssen, denn ich wüßte wahrhaftig nicht, wo Ihr etwas von der Landwirthschaft gelernt haben könntet, Du müßtest denn Deinen langen Aufenthalt in Frankreich also nützlich für diesen Zweck angewendet haben!"

Philipp warf einen raschen Blick auf seinen Vetter, es war in diesem Blick Unmuth und selbst Zorn, die Anspielung auf seinen langen Aufenthalt in Frankreich verdroß ihn, weil er fühlte, daß derselbe nicht ganz gerechtfertigt gewesen sei und weil ihn wirklich die Erinnerung an Paris jetzt noch verletzte; da überdem Waldemare nie ein Wort darüber gegen ihn gesagt, so schien ihm Rudolphs Anspielung doppelt verdrießlich, als er aber in das freundlich gutmüthige Gesicht seines einarmigen Verwandten sah und darin höchstens etwas Neugierde entdecken konnte, so beruhigte er sich sofort und entgegnete: „Lieber Rudolph, was meinen langen Aufenthalt in Paris und Frankreich betrifft, so kann ich Deiner Neugierde in Bezug auf die Veranlassung zu demselben in diesem Augenblick keine Satisfaction geben, denn —"

„Discretion ist Parole bei Ulanen, nicht?" fragte Rudolph unterbrechend und lachte vergnügt listig.

Diese Erinnerung an seine alte Lieutenants-Redensart, die in der Familie stereotyp geworden war, deren sich selbst die alte Tante Präsidentin bei Gelegenheit bedient hatte, stimmte Philipp noch trüber und sehr ernst erwiederte er: „Ich bitte Dich, Vetter, mich nicht nach meinem Aufenthalt in Paris zu fragen, es knüpfen sich daran so viele Erinnerungen der schmerzlichsten Art für mich, daß ich jetzt in der That noch nicht stark genug bin, ruhig darüber zu sprechen; ich habe aus Frankreich ein schweres Schuldbewußtsein mit in die Heimath gebracht; das Andenken an Paris, so viel Schönes und Herrliches ich dort auch gesehen, so viele edle Menschen ich dort auch kennen gelernt, so stolze Siegesfreude ich dort auch erlebt, es wird, so lange ich lebe, doch ein überwiegend schmerzliches sein, deshalb, guter Rudolph, bitte ich Dich herzlich, nicht mit mir von Paris zu sprechen, vielleicht kommt die Zeit, da ich Dir selbst Mittheilungen darüber machen werde."

„Wahrhaftig," entgegnete der Vetter mit bekümmertem Gesicht, „es ist mir sehr leid, daß ich ganz unwissentlich Dich verletzt habe, gewiß, Du sollst von mir nie auch nur eine Anspielung darüber wieder hören; wir sprachen aber eigentlich auch gar nicht von Paris, sondern von Deiner Selbstbewirthschaftung von Schorlibbe."

„Was diese betrifft," versetzte Philipp, dem's herzlich lieb war, rasch auf einen andern Gegenstand zu kommen, „so hat Waldemare einen vortrefflichen Plan gemacht, über den ich nicht genug mich freuen

kann. Du hast den Lieutenant Vollring bei uns gesehen, der hat vier unerzogene Kinder und kein Vermögen. Er war der Verwalter eines Grafen Bassewitz in Mecklenburg und hatte sich ehrlich ein Stück Geld erspart, als der Krieg ausbrach. Als guter Preußischer Patriot eilte er gleich beim Aufruf des Königs zu den Fahnen, hielt sich überall wacker und wurde 1814 nach dem Kampfe im Walde von Etöges Offizier; vor Paris schwer blessirt, mußte er sich einen Fuß abnehmen lassen, er lag lange im Lazareth und fand, als er endlich, zwar gesund aber mit einem Stelzfuß, in die Heimath zurückkehrte, seine Frau im Grabe, seine Kinder in den Händen fremder Leute. Nun, dieser brave Mann wird mit uns hinaus nach Schorlibbe ziehen und die Wirthschaft dort führen, das Ganze leiten und ich werde von ihm lernen, Waldemare aber ihm dafür seine Kinder erziehen. Was meinst Du, hat da Waldemare nicht wieder einen vortrefflichen Gedanken gehabt?"

Der Major war ganz entzückt von diesem Plane seiner Gemahlin, und auch Rudolph konnte denselben nur billigen.

Während dieses Gespräches waren die beiden Herren in den oberen Theil der Wilhelmsstraße gekommen, und Rudolph deutete auf ein sehr unbedeutendes einstöckiges Haus, das nur wenige Fenster Front hatte neben der Thorfahrt, die mit einer kleinen Thür zum gewöhnlichen Gebrauch versehen war.

„Ich glaubte das Haus größer!" meinte Philipp.

„Komm nur, Du wirst schon sehen!" entgegnete Rudolph, und trat durch die kleine Thür in die Thorfahrt.

Durch dieselbe gelangten die Herren auf einen sehr geräumigen Hof, wo ein stattliches Haus, von hohen lombardischen Pappeln umgeben, ihnen entgegentrat.

„Das ist das von Lohmeier'sche Erbhaus!" sagte Rudolph nicht ohne Stolz, „über welches Dir und Deinen Nachkommen in directer Linie die Verfügung zusteht nach der Stiftungsurkunde, lieber Vetter; es ist, wie Du weißt, zum größten Theil aus dem Vermögen unseres Oheims Hermann erkauft, das Fehlende und die Einrichtung aber hat die selige Tante Präsidentin dazu gegeben, und sich dafür nur bedungen, daß es den Namen von Lohmeier'sches Erbhaus führe zur Erinnerung an sie, obwohl es richtiger das von Krummensee'sche Erbhaus genannt würde. Doch komm erst in die Wohnung des Castellans, er hat seine Wohnung in diesem Vorderhause. Nach der Stiftungsurkunde hast Du diese Stelle mit einem Manne zu besetzen, der sich durch seinen Patriotismus, seine Hingebung an den König verdient gemacht hat. Pensionirte Königliche Beamte, denen die freie Wohnung, die kleine Besoldung und die andern Emolumente wesentliche Erleichterungen gewähren, sollen den Vorzug haben. Die anderen Zimmer in diesem Vorderhause sind für Diener und Dienerinnen bestimmt, welche alt und dienstunfähig im

Dienste der Familie geworden sind, Du hast allein über die Aufnahme solcher zu entscheiden."

Rudolph klopfte an und trat mit dem Major in ein Zimmer, wo ihnen der alte Kriegs- und Domainenrath Scheffer mit ungeheuchelter Freude entgegenkam und sie herzlich bewillkommnete.

„Ich bin Ihr Castellan hier, Herr Major," rief der alte Mann, „wollte mich neulich Ihnen schon als solcher vorstellen, aber Fräulein Waldemare, bitte um Entschuldigung, die gnädige Frau thaten mir's verbieten und meinten, es müßte eine angenehme Ueberraschung für den Herrn Major sein, ein altes schon bekanntes Gesicht hier zu begrüßen!"

„Ja, wahrhaftig," entgegnete der Major herzlich, „da hat mir meine liebe Waldemare in der That eine rechte Freude gemacht, aber ich muß doch auch erklären, daß ich in dem Moment, da mir mein Vetter unten im Hofe von dem Castellan des Erbhauses sprach, gleich an Sie gedacht habe, lieber Herr Kriegs- und Domainenrath!"

Der eisgraue Patriot rief jetzt seine Frau und seine Schwiegertochter herein, und es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, mit welcher Rührung die Kriegs- und Domainenräthin sowohl, als auch die gute Antonie den Major begrüßten, den Mann, der ihren Wilhelm einst im Lazareth gefunden und getröstet.

Unter Führung des Kriegs- und Domainenraths, der sehr stolz auf sein Amt als Castellan des Erbhauses war, begaben sich die Herren nun nach dem eigentlichen Stiftungshause, das zur Zeit nur von einem greisen Diener des verstorbenen Präsidenten von Lohmeier bewohnt war, der hier sein Gnadenbrot in Ruhe und Behaglichkeit verzehren sollte bis an sein Ende.

Mit einer eigenthümlichen Empfindung trat der Major in das Erbhaus ein mit seinen Begleitern. Schon in dem einfachen Vorsaale, in welchem die Treppe nach dem oberen Theil des Gebäudes führte, fühlte er sich angeweht von jenem Hauch vornehmer Einfachheit, welcher der Stifterin des Hauses, der Tante Präsidentin, eigen war bei Lebzeiten. Nirgend Prunk, nirgend Pracht, nichts von jenem Bequemlichkeits-Luxus unserer Tage. Die Bänke, die da an den Wänden hin standen, waren von Holz, aber von Eichenholz, wie die Treppe und die Thüren, es war Alles auf die Dauer von Menschen-Altern berechnet.

„Hier rechts", nahm der Castellan das Wort, „ist nach dem Willen unserer seligen Wohlthäterin, der Stifterin dieses Hauses, die bestimmte Wohnung des jedesmaligen Hauptes der Familie, welches auch zugleich als Herr des Erbhauses betrachtet wird. Diese Wohnung darf nie vermiethet werden, sie steht leer, wenn das Haupt der Familie nicht in Berlin anwesend ist; dies ist das Geschäftszimmer, wo auch die Papiere und Documente aufbewahrt werden."

Vom Flur aus, durch ein kleines Vorzimmer, führte der Castellan

die Herren in ein ziemlich großes Gemach, das mit soliden Schränken, Repositorien und einem mächtigen Schreibtisch versehen war. Noch vier große und einige kleine Zimmer bildeten die stiftungsgemäße Wohnung des Familienhauptes im Erbhause. Alle Zimmer waren in der angedeuteten Weise solide, aber sehr einfach meublirt, überall Nußbaum- oder Eichenholz. Philipp betrachtete Alles mit eben so viel Rührung, als Aufmerksamkeit; in jedem einzelnen Stück trat ihm der vorsorgliche Sinn seiner klugen und wohlwollenden Tante entgegen. Durch die Küche, welche nach hinten hinaus die Wohnung abschloß, traten die Herren mit ihrem Führer wieder auf den Vorplatz. Sie besuchten nun zunächst die Wohnung zu ebener Erde gegenüber, sie war ganz ähnlich wie die des Familienhauptes eingerichtet, und der Castellan gab die Erklärung, daß diese Wohnung an eine dem Lohmeier-Krummensee'schen Hause verwandte Familie vermiethet zu werden bestimmt sei, jedoch zu einem Miethpreise, der unter dem sonst in Berlin herkömmlichen sein müsse; die nähere Feststellung desselben sei, wie Alles, dem Familienhaupte überlassen.

„Tante Niedlich hat um diese Wohnung gebeten," bemerkte Rudolph, „die selige Tante hat sie an Dich verwiesen, lieber Philipp, sie wolle Dir nicht in zu vielen Stücken vorgreifen, meinte sie lächelnd noch am Tage vor Deiner Ankunft hier."

„Es versteht sich von selbst," erklärte Philipp eifrig, „daß Tante Niedlich die Wohnung bekommt!"

Die Herren gingen jetzt hinauf, und durch die geöffneten Flügelthüren traten sie in einen kleinen Saal, der trotz der auch hier herrschenden Einfachheit doch einen schönen und auch reichen Anblick bot, denn das Sonnenlicht, das durch die großen Fenster einfiel, beleuchtete eine Anzahl von Familien-Portraits, welche in blank polirten Ebenholz-Rahmen die Wände schmückten.

Philipp eilte dem wohlgetroffenen Portrait seiner Tante zu, das, mit dem Louisen-Orden geziert, neben dem Bilde ihres Gemahls, des Präsidenten, der Thür gegenüber zwischen den Fenstern hing; lange stand er vor dem schönen Gemälde, milde blickte das große graue Auge der edeln Stifterin nieder auf ihren Liebling. Auch die anderen Bilder waren, wenn auch keine Meisterstücke, so doch immerhin sehr anerkennenswerthe künstlerische Leistungen. Sein eigenes Portrait fand Philipp in der Ulanen-Lieutenants-Uniform, daneben aber ein Bild seiner Waldemare, das vorzüglich gelungen war; beide Bilder waren Kniestücke. Waldemare war in Blau und Weiß gekleidet, einen heiter sinnenden Ausdruck in den feinen Zügen. Auch ein Bild Rudolph's war da im grünen Collet mit dem kornblumenblauen Kragen der freiwilligen Jägerschwadron des brandenburgischen Kürassierregimentes und mit dem eisernen Kreuz und dem russischen Sanct Georg geschmückt.

„Dieser Saal," erklärte der Castellan, „ist für die Feste bestimmt,

welche etwa hier gegeben werden, zu Versammlungen der Familie und größeren Gesellschaften, doch dürfen diese Räume, denn auch diese beiden anstoßenden Zimmer gehören dazu, nicht ohne Erlaubniß des Familienhauptes benutzt werden, wenn dieses im Hause anwesend."

Aus diesem Saal, der mit den beiden anstoßenden Zimmern ein Ganzes für sich bildete und keine Communication mit den anderen Räumlichkeiten der oberen Etage hatte, gingen die Herren nach der Wohnung rechts, die über der des Familienhauptes belegen, auch ganz ähnlich eingerichtet und ausgestattet war. Nach der Mittheilung des Castellans war sie ebenfalls dazu bestimmt, an eine mit den Krummensee's oder Lohmeier's verwandte Familie vermiethet zu werden, und Rudolph erhielt natürlich keine abschlägliche Antwort, als er sich dieselbe von dem Familienhaupte ausbat. Auch ihn hatte die selige Tante Präsidentin abgewiesen und mit seiner Bitte an Philipp verwiesen. Die Zimmer links vom Saale sollten, nach den Bestimmungen der Stiftungsurkunde, nicht im Ganzen vermiethet werden, sondern als gemeinschaftliche Gast- und Logirzimmer dienen; überall kam der leitende Gedanke der Stifterin zum Vorschein, daß dies Haus ein Eigenthum der ganzen Familie sein solle. Auch sollten sie benutzt werden, wenn ein außerhalb Berlin's wohnendes Familienmitglied etwa in Geschäften auf längere oder kürzere Zeit nach Berlin kommen, oder einmal einen Theil des Winters in der Residenz zubringen wolle. Die alte Dame hatte mit der ihr eigenen Umsicht an alle möglichen Verhältnisse gedacht und dieselben vorgesehen.

Eine Treppe höher fanden die Herren vorn heraus vier sehr hübsche Mansardenzimmer, jedes mit einer kleinen Kammer versehen, noch einfacher als die bisher gesehene Wohnung ausgestattet. Das waren nach der Erklärung des Castellans Zimmer für einzelnstehende ältere Mitglieder der Familie weiblichen Geschlechts, die hier im Hause der Ihrigen eine freie Wohnung finden sollten. Durch besondere Wände war der Theil des Corridors, auf dem die Thüren dieser Zimmer sich öffneten, abgeschnitten. Das hatte die selige Präsidentin bei ihrem letzten Besuche im Erbhause noch angeordnet. Rudolph und Philipp lächelten sich zu, als sie den Grund dieser Absperrung erkannten, und sie erkannten ihn augenblicklich, als sie hörten, daß die vier kleinen Mansardenwohnungen auf der Rückseite des Hauses für jüngere Mitglieder der Familie männlichen Geschlechts bestimmt waren, die nach Berlin geschickt würden, etwa um zu studiren, oder um ihr Offizier-Examen zu machen, oder die Kriegsschule zu besuchen, kurz, für junge Leute, für die es ganz nützlich wäre, wie die selige Präsidentin meinte, daß sie sich auch alleinstehend bewußt blieben ihrer Zusammengehörigkeit mit der Familie.

Philipp hatte Alles sehr aufmerksam betrachtet und den waltenden, ordnenden Sinn der Tante Präsidentin erkannt in hundert kleinen Einzelnheiten; er war zum ersten Male in dem Hause, aber heimathlich

wehete ihn Alles an, denn Alles, was er sah, war hervorgegangen aus dem festen, starken Gefühl der Familien-Zusammengehörigkeit, dessen mächtige Trägerin die Stifterin dieses Hauses gewesen bei Lebzeiten, dem sie in diesem Hause ein fruchtbares Denkmal gesetzt hatte.

In jeder der kleinen Mansardenwohnungen lag auf dem Tischlein am Kopfende des Bettes eine Bibel, auf dem Deckel mit den verschränkten Wappen der Krummensee und der Lohmeier reich verziert.

„Gott gebe," sagte Philipp zu Rudolph als sie hinunter gingen, mit tiefer Rührung, „daß der Geist, in welchem die selige Tante dieses Haus gestiftet, daß der in die spätesten Zeiten lebe in demselben; was an uns ist, Vetter, wir wollen Alles thun, um ihn aufrecht zu erhalten!"

Die Vettern reichten sich die Hände und blickten sich tief bewegt in die Augen.

Philipp mußte unwillkürlich an seinen Pariser Freund, den Grafen Raucourt denken, der auch nur für die Wiederherstellung seines Hauses und für dessen Flor lebte, auf weit hinaus gewaltige Pläne machte und je mehr er erreichte desto höher hinaus wollte. Wie bescheiden auch die Stiftung der Tante Präsidentin war, gegen des Franzosen hochfliegende Pläne gemessen, es wollte Philipp bedünken, als ob das Erbhaus doch auf festern Grundlagen beruhe.

Aber noch war der Kriegs- und Domainenrath nicht fertig; der alte Mann war wirklich so kindlich stolz auf seine Würde als Castellan des Erbhauses, daß er den Herren nichts erließ, sie mußten wieder mit ihm in den Hof, und mit ganz eigenthümlicher Freude deutete er auf die im Hintergrunde desselben angelegte Wagenremise und Pferdeställe.

„Das ist so ein wenig mit mein Werk," sagte er zu Philipp. „Sehen Sie, Herr Major, als die selige Frau Präsidentin ein Mal hier war, erlaubte ich mir zu bemerken, daß doch vielleicht das Familienhaupt, oder sonst einer der Herren Vettern genöthigt sein könne, Wagen und Pferde zu halten, und sofort befahl die selige Frau den Bau der Remise und der Ställe. Sie war erst ein wenig böse, daß sie das vergessen hatte, dann aber wurde sie sehr freundlich und dankte mir, daß ich sie daran erinnert, ach, Herr Major, was war das für eine Frau!"

Philipp drückte dem wackern Alten schweigend die Hand, danach aber ertheilte er die nöthigen Aufträge für den Empfang der Familie, denn am andern Tage sollte die feierliche Uebergabe des von Lohmeierschen Erbhauses an ihn im Beisein aller in Berlin zur Zeit anwesenden Mitglieder der Familie stattfinden. Die Tante Präsidentin hatte nicht nur für diese Feierlichkeit jetzt, sondern auch für die spätern Uebergaben ein förmliches Ceremoniell angeordnet. Der Seelsorger der Familie eröffnete den Actus, wenn alle Mitglieder der Familie und die Diener des Hauses in dem Saal des Erbhauses versammelt waren, mit einem Gebet und einer passenden Ansprache, darauf erfolgte die Verlesung der

Stiftungs-Urkunde durch den rechtlichen Beistand, dann die Uebergabe an das neue Familienhaupt und dessen feierliche Erklärung, daß er den Bestimmungen der Stifterin gemäß den Brauch des Hauses aufrecht erhalten wolle. Danach beglückwünschten die Anwesenden das Familienhaupt und versprachen dabei, ihm zu helfen bei Aufrechterhaltung der Stiftung. Bis in's kleinste Detail hatte die selige Tante Präsidentin Alles vorgeschrieben, auch die Gerichte und Weine bestimmt, welche bei dem darauf folgenden Festmahl gereicht werden sollten. Ihrer Aeußerung nach müßten ganz feste Bestimmungen für dergleichen Dinge getroffen werden, nichts der Willkür und der persönlichen Ansicht überlassen bleiben, nur dann ließe sich eine solche Stiftung aufrecht erhalten dem veränderten Urtheil der wechselnden Geschlechter gegenüber. Ueberall war ganz besonders darauf Rücksicht genommen, das Familienhaupt nicht nur gegen unberechtigte Ansprüche, sondern auch möglichst gegen ungerechte Beurtheilungen zu schützen. Fast alle Fälle, in denen es zu Collisionen zwischen Haupt und Gliedern der Familie hätte kommen können, waren in der Urkunde vorgesehen und im Voraus durch klare Bestimmungen entschieden. Es ist nicht aus der Acht zu lassen, daß das Erbhaus auch noch mit drei kleinen Geldstiftungen dotirt war; mit einem Fonds für die Reparaturbauten und die Ergänzung des Mobiliars, mit einem Fonds zur Bestreitung der Abgaben und endlich mit einem Fonds, dessen Zinsen für die Hausarmen bestimmt waren.

Als Philipp das Erbhaus verlassen hatte und Rudolph mit ihm wieder die Wilhelmsstraße hinabschritt, sagte er, plötzlich stehen bleibend: „Ich muß Dir bekennen, Rudolph, daß ich erst jetzt, wo ich das Haus gesehen, den rechten Respect vor der Stiftung der seligen Tante bekommen habe. Bis heute Morgen bin ich der Ansicht gewesen, das bedeutende Capital hätte auch im Interesse der Familie weit vortheilhafter angelegt werden können; ich erkannte zwar den edeln Sinn der seligen Tante in der Stiftung, ich wußte auch, was sie eigentlich damit wollte, jetzt aber weiß ich, daß sie nicht nur edel, sondern auch klug gewesen; das Haus mit seinen Einrichtungen ist der größeste Vortheil für die gesammte Familie, den ich mir denken kann; es ist uns Allen in demselben ein Mittelpunkt gegeben für alle Zeiten, um die uns weder die leichtsinnige Wirthschaft eines Einzelnen, noch die Theilung, noch sonst etwas bringen kann; mir ist es unerklärlich, daß nicht Andere schon früher auf die Idee einer solchen Stiftung gekommen sind!"

„Nun," entgegnete Rudolph, „man hat ja ähnliche Stiftungen, die Tante Präsidentin hat selbst eine ziemliche Anzahl von Abschriften solcher Urkunden, die ich ihr besorgen mußte, benutzt; bei vielen Majoraten sind ähnliche einzelne Stiftungen, das Hauptverdienst der unsrigen liegt aber darin, daß so viele gute Gedanken zu einem schönen und wohlthätigen Ganzen vereinigt sind."

„Nein, Vetter, darin liegt nicht das Hauptverdienst," versetzte

Philipp lebhaft, „der Hauptvorzug unserer Erbhausstiftung ist der, daß von derselben kein Familienglied, welches bemittelt ist, einen nennenswerthen pecuniairen Vortheil hat, daß die pecuniairen Vortheile derselben lediglich den wirklich Bedürftigen zukommen, daß ihnen auch die Miethserträge, welche in die Reservekasse fließen, bestimmt sind; es sind lediglich geistige, oder moralische, ich weiß nicht, welches das richtige Wort ist, sittliche Vortheile, welche die Familie aus diesem Erbhause zum Besten ihrer ärmeren Verwandten und ihrer alten Diener zieht."

„Du hast Recht, mein theurer Philipp, es ist wunderbar, wie fein und richtig die selige Tante Alles berechnet hat, es ist vielleicht nie einer Familie so leicht gemacht worden, für ihre unbemittelteren oder ganz armen Verwandten so zu sorgen, und diesen doch das demüthigende Gefühl zu ersparen, daß sie Almosen von ihrer Familie begehren und empfangen, denn das ärmste Familien-Mitglied hat ein Recht auf die Wohlthaten der Stiftung, und vergilt durch seinen Genuß derselben, weil es dadurch das Familien-Bewußtsein stärkt, das, was es empfängt."

„Und die wohlhabenderen Familien-Mitglieder," setzte Philipp eilig hinzu, „zahlen für ihre Wohnung nicht mehr an Fremde, sondern an die ärmeren Familien-Mitglieder, erzeigen denen dadurch Wohlthaten, ohne sich derselben rühmen zu können, selbst wenn sie nicht durch das Leben innerhalb der Familie auch ihrerseits einen geistigen Vortheil hätten, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Ich bin begeistert für die Stiftung und will gewiß Alles thun, sie im Sinne der Stifterin zu leiten und zu befestigen."

Rudolph war entzückt über die Begeisterung, welche sein Vetter für das Erbhaus zeigte, denn er war der Tante Präsidentin bei der Stiftung zu Hülfe gekommen mit Rath und That, auch mit Geld, viel mehr, als er in seiner bescheidenen Weise verrieth.

„Ueber einen Punkt," sagte er, „bin ich noch nicht ganz beruhigt, wie wird es, wenn unter den das Erbhaus bewohnenden Familienmitgliedern Streitigkeiten ausbrechen, vielleicht gar Feindseligkeiten entstehen? Ich erlaubte mir eines Abends die Tante Präsidentin darauf aufmerksam zu machen. Sie sah mich groß an, nahm eine Prise und schwieg eine Weile, Du weißt, wie ihre Weise war, dann sagte sie freundlich: Mon neveu! ich bin nicht eitel genug, um zu glauben, daß meine Stiftung vollkommen ist, aber ich hege das feste Vertrauen zu Gott, daß er ein Werk, das ich in seinem Namen für eine ganze Familie und für kommende Geschlechter unternommen, nicht zu Grunde gehen lassen wird an der Elendigkeit einzelner Familienmitglieder! Das sagte sie und ich wagte nicht weiter gegen diese Zuversicht anzukämpfen!"

„Daran hast Du sehr wohl gethan," entgegnete Philipp, „glaube mir, der Mensch muß nicht Vorsehung spielen wollen, ich hab's an mir

selbst erfahren, daß der nicht schlecht fährt, der Gott sich und sein Werk anheimstellt!"

Rudolph sah Philipp etwas verwundert an, er hatte wohl bemerkt, daß Philipp viel ernster geworden war in den letzten Jahren, auffallend ernster, aber er war kaum fähig, die Veränderung, die mit seinem Vetter vorgegangen war, völlig zu begreifen. Practisch, wie er war, fuhr er fort: „Nimm einmal an, der Vetter August wäre nicht nach Breslau versetzt worden, da ich ein reicher Mann bin, er aber wenig Vermögen hat, so würde ich ihm jedenfalls die Wohnung im Erbhause überlassen haben, wie ich dieselbe überhaupt nur so lange beanspruche, als kein Familienmitglied da ist, dem sie auch zugleich eine materielle Erleichterung bietet; Du weißt, daß August's Frau und Tante Nieblich sich nie vertragen konnten, sich haßen, wie man so sagt, selbst die Kinder beider durften nicht mit einander umgehen."

„Und doch," rief Philipp, „habe ich die beiden Frauen so oft zusammen bei der Tante Präsidentin gesehen, sie unterhielten sich mit einander und wagten nicht, ihre gegenseitige Abneigung sehen zu lassen."

„Ja, das war in Gegenwart der seligen Tante, da hätte ich ihnen auch nicht rathen mögen, aber —" Rudolph schüttelte den Kopf.

„Du willst sagen, die Tante Präsidentin ist todt," unterbrach Philipp mit blitzenden Augen, „aber ich sage Dir, noch ist die Tochter der Tante da, und das versichere ich Dir, die Majorin von Krummensee wird sich in Respect zu setzen wissen, darauf kenne ich sie."

„Ich bezweifle es nicht," lächelte Rudolph, „wie aber, wenn diese Respects-Person in Schorlibbe ist und die feindlichen Verwandtinnen in Berlin?"

„So wird Kriegslist gebraucht," lachte Philipp, „Vetter, Du kennst den Geist, der im Ulanen lebt, noch nicht; wenn das würdige Familienhaupt nach Schorlibbe geht, so würde er die beiden Damen zum Abschied besuchen; der Einen würde er sagen: Liebe Tante, Dir übertrage ich für die Zeit meiner Abwesenheit die Sorge für das Haus, denn ich kann mich auf Niemanden so gut verlassen, wie auf Dich und Deinen Mann, thu mir den Gefallen und sei recht aufmerksam und zuvorkommend gegen August und seine Frau, der wird's schon übel nehmen, daß ich ihm nicht die Schlüssel übergebe, und Ihr steht nicht ganz gut zusammen, thu mir zu Liebe Dein Möglichstes — und ich wette, Tante Nieblich wird die Artigkeit und Zuvorkommenheit selbst sein gegen ihre Gegnerin. Zu der Andern aber würde ich sagen: Cousine, ich habe der Tante Nieblich die Sorge für's Haus übergeben; sie ist die Aeltere; es kommt ihr zu, aber die gute Tante versteht nicht, zu repräsentiren, und ich möchte doch, daß sich die ganze Familie zuweilen versammelt im Saal; Ihnen gebe ich die Schlüssel zum Saal, Sie werden dort das Familienhaupt würdig repräsentiren; aber ich bitte Sie, sein Sie recht aufmerksam und freundlich gegen Tante Nieblich und die Ihrigen, damit Erstere

nicht darüber zürnt, daß ich ihr den wichtigsten Theil ihrer Rechte entzogen habe, und zweitens, damit sie nicht eine persönliche Gegnerschaft vermuthet; doch ich brauche Ihnen das nicht zu sagen, es weiß ja Niemand so gut wie Sie zu repräsentiren. So würde ich sprechen, Vetter, und hundert gegen eins, Tante Niedlich wird von ihrer Gegnerin mit einer Rücksicht behandelt werden, wie kein anderes Familienmitglied, das wird dann, wie ich überzeugt bin, in der Folge eine wirklich freundschaftliche Annäherung der beiden Frauen bewirken. Was sagst Du nun?"

„Das nennst Du eine Kriegslist?" entgegnete Rudolph ebenfalls lachend.

„Nun, ist's keine?" fragte der Major.

„Wahrhaftig," versicherte Rudolph, „das ist Diplomatie, feinste Diplomatie, Du bist ein geborener Diplomat, Philipp!"

„Sage ein geborener Verwalter der Erbhausstiftung, und ich stimme Dir bei," versetzte der Major, „als solcher fühle ich mich jetzt wirklich, heute Morgen noch glaubte ich's nicht und das will viel sagen, da mir's meine Waldemare mehrfach versicherte, jetzt weiß ich, daß sie Recht hat, wie immer, und daß sich die kluge Tante Präsidentin auch in diesem Punkte nicht getäuscht hat. Wahrlich, jetzt thut's mir nicht halb so weh mehr, daß ich habe um meinen Abschied einkommen müssen!"

„Nun," meinte Rudolph, „wenn dem so ist, dann kann ich freilich weiter nichts thun, als dem Erbhause Glück wünschen zu einem so eifrigen und umsichtigen Verwalter, möchten alle seine Nachfolger den gleichen Sinn zeigen!"

„Und ich," antwortete Philipp, „wünsche meinen Nachfolgern immer einen so treuen Vertreter in ihrem Ehrenamt, wie Du mir sein wirst, höchst ausgezeichneter Vetter, denn während ich in Schorlibbe sitze mit meiner Waldemare, wirst Du mit Deiner Anna im Erbhause Familienvater und Mutter vorstellen in vorzüglicher Weise."

„Oh weh!" rief Rudolph, komisch die Achseln zuckend, „das wird gut werden!"

„So wird es, Vetter," erwiederte Philipp bestimmt, „es kann gar nicht anders, denn die selige Tante hat das gleich so festgesetzt."

„Da gilt freilich keine Appellation," meinte der Einarmige, obwohl er sich innerlich höchst geschmeichelt fühlte.

Sie standen an der Thür des Hauses unter den Linden, wo Philipp mit seiner Gemahlin noch die Wohnung der Präsidentin bewohnte.

„Du kommst doch heute Abend mit Deiner Frau?" bat der Major, „bringt den Jungen mit, Du weißt, Waldemare liebt das Kind so sehr!"

„Ich würde kommen, Vetter," erklärte Rudolph, „selbst wenn ich Geschäfte darüber verschieben müßte, Du weißt gar nicht, welche bittersüße Gefühle es in mir erregt, wenn ich Waldemare auf dem Sopha-

platz der Tante Präsidentin sitzen sehe, sie ist da so ganz wie ihre Mutter und doch auch wieder so ganz anders."

„Erinnere Dich, Vetter," nahm Philipp sehr ernst das Wort, „daß die selige Tante keine Lücke im Kreise leiden konnte; mußtest Du doch auch gleich nach dem Tode unsers wackern Oheims Hermann dessen Stuhl einnehmen, Waldemare würde gewiß nicht den Ehrenplatz der Tante Präsidentin beanspruchen, wenn es ihre Mutter nicht noch am letzten Tage ausdrücklich befohlen hätte."

„Wahrhaftig, Philipp," betheuerte Rudolph, „Du hast mich ganz falsch verstanden, es kam mir nicht in den Sinn, darin eine Anmaßung Deiner Frau zu sehen, nein, wahrhaftig nicht, Du weißt gar nicht, wie ich Waldemare liebe."

„Laß gut sein, lieber Vetter," begütigte der Major lächelnd, „und werden Deine Gefühle beim Anblick meiner Frau Majorin gar zu bittersüß, was ich wohl begreifen kann, so blicke auf mich, ich nehme mich auf dem kleinen Stuhl neben dem Sopha, auf dem Waldemare sonst saß, gewiß nicht bittersüß aus. Uebrigens kann ich Dir im Vertrauen mittheilen, daß ich in Schorlibbe als patriarchalischer Hausherr auf dem Ehrenplatz thronen werde; hier in Berlin und in dieser Wohnung namentlich lasse ich meine Würde aus gewissen Rücksichten, die Du nicht tadeln wirst, bei Seite. Ich sitze auf dem kleinen Stuhl gewissermaßen incognito, verstehst Du mich?"

Philipp sah sehr würdevoll aus, Rudolph drückte ihm lächelnd die Hand und entfernte sich mit raschen Schritten, die immer größer wurden, je näher er seiner Wohnung kam und je mehr ihm in's Bewußtsein trat, daß es eigentlich schon sehr spät sei, und daß Frau Anna wahrscheinlich schon auf ihn warte seit einer ziemlichen Weile.

Das Programm der Linken nach Dr. Adolph Lette.

I.

Gleich nach dem Erscheinen des Programms der Rechten haben wir es als einen wesentlichen Fortschritt erkannt, daß diese Partei sich entschlossen, die Hauptgesichtspunkte und das Ziel ihrer Bestrebungen mit Offenheit darzulegen. Die Erfolge dieses überaus wichtigen Entschlusses sind nicht ausgeblieben, wie insbesondere unsere Verhandlungen mit dem „Preußischen Wochenblatt" ergeben haben. (Bd. VII. S. 119 und 564 der „Berliner Revue".) Einen weiteren, nicht minder wichtigen Erfolg haben wir heut zu constatiren: auch die Partei der Linken unseres Abgeordnetenhauses hat ihr Programm publicirt. Denn wir glauben weder an dieser Partei, noch an dem Verfasser der so eben er-

schienenen Schrift: Ueber die Verfassungszustände in Preußen von Dr. Adolph Lette. Berlin, bei Fr. Duncker, gr. 8., S. 124, ein Unrecht zu begehen, wenn wir derselben den Charakter und die Bedeutung eines Partei-Programms beilegen, wie wenig diese Bedeutung auch formell begründet sein mag. Mindestens würde es eine Anomalie und allem parlamentarischen Gebrauch entgegen sein, wenn ein hervorragender Parteiführer ohne Zustimmung seiner politischen Freunde und im Widerspruch mit denselben, sein Votum über die leitenden Gesichtspunkte, wie über das Ziel der Parteibestrebungen veröffentlicht haben sollte. Auch entspricht der Inhalt der vorliegenden Schrift dem Verhalten und den Aeußerungen unserer Oppositionsmänner im Abgeordnetenhause, wie in der Presse so durchweg, daß kein Anlaß vorliegt, einen solchen Widerspruch zu vermuthen.

Die beiden großen Parteien in unserem Vaterlande: die liberale und die conservative, haben hiernach das Programm ihrer Politik offen dargelegt. Die politischen Zustände Preußens würden nach allen Richtungen hin offenbar, die Acten würden spruchreif sein, wenn zugleich das Programm der Regierung vorläge. Obwohl wir unser Bedauern nicht zurückhalten können, daß dies zur Zeit noch verschleiert ist, dürfen wir daraus doch einen Vorwurf nicht ableiten, indem die Regierungen vielfach durch Rücksichten gebunden sind, die denselben ein mehr abwartendes Verhalten zur Pflicht machen, und die Gründe, welche die Staats-Regierung zu dieser Zurückhaltung bewegen, auch unbekannt sind.

Unter allen Umständen wird der Schrift des Dr. Lette eine große politische Bedeutung zuerkannt werden müssen. Wir können uns um so weniger versagen, dieselbe einer eingehenden Beurtheilung zu unterwerfen, als durch Gegenüberstellung mit dem Programme der Rechten klar hervortreten muß: Ueber welche Gesichtspunkte die beiden großen Parteien in Preußen einig sind, über welche eine Verständigung möglich ist, und welches die Gegensätze sind, deren Lösung nur von der Macht der vorschreitenden Erkenntniß verhofft werden darf. Wie gewichtig diese Macht in unserem Vaterlande ist, davon giebt auch die vorliegende Schrift Zeugniß, denn sie ist in einer Weise versöhnlich und vielfach der conservativen Politik sich nähernd gehalten, daß der Verfasser ohne Zweifel von dem Liberalismus, wie er zur Zeit des Vereinigten Landtages noch spukte, entschieden verläugnet werden würde. Denn Herr Lette bekennt dem überraschten Leser, wie das französische Wesen und der französische Constitutionalismus ihm ein Gräuel sind, wie er seine Sympathieen den Institutionen Englands zugewendet habe. Auch er will durch organische Gliederung und daraus hervorgehendes Selfgovernment der weiteren Ausbreitung des bureaukratischen Elements entgegenwirken, dasselbe auf die geordneten Grenzen zurückführen — ja er drängt selbst darauf, daß die Landräthe wiederum ganz allgemein aus dem größeren Grundbesitz hervorgehen. Das im Hause der Abge-

ordneten wesentlich übereinstimmende Verhalten in Betreff der Steuern, welche zur Zeit vom Lande gefordert worden, kann selbst den Schein einer Annäherung der beiden großen Parteien in unserem Vaterlande hervorrufen. Wer sich durch diesen Schein zu sanguinischen Hoffnungen wollte verleiten lassen, wird durch den weiteren Inhalt der vorliegenden Schrift bald enttäuscht, bald zu der Ueberzeugung zurückgeführt werden, daß es sich hier nur um eine Verirrung unseres ehrenwerthen Gegners handelt, daß die beide Parteien trennenden Gegensätze noch in alter Kraft, noch unvermittelt fortbestehen.

Dies geht insbesondere daraus hervor, daß das Programm der Linken mit höchster Naivetät den erleuchteten Patriotismus und jeglichen Fortschritt für die eigene Partei als ausschließliche Domaine in Beschlag nimmt, während das Streben der Gegner überall auf das pure Gegentheil hinauslaufend geschildert wird. Man traut seinen Augen kaum, indem man (S. 26 seq.) nachstehender Schilderung der beiden Parteien begegnet:

„Auch in Preußen kämpfte, wie es allgemein bekannt ist, in der Epoche von 1807 ab eine französische, zum Theil zugleich reactionäre, gegen eine preußisch-deutsche und dabei für den Fortschritt und die Regeneration des Landes thätige Partei, zu welcher letzteren die Stein, Hardenberg, v. Schön, Scharnhorst, Gneisenau, v. Grolmann, v. Boyen, Wilhelm v. Humboldt u. s. w. gehörten; periodisch auch nicht ohne Erfolg. Die Königin Louise selbst warnte Stein vor den Hofcabalen. Später unter dem Staatskanzler Hardenberg und als dieser zu wanken begann, war der Widerstreit im Staate und dessen Lenkung durch den Kampf zwischen der liberalen und der Rückschritts-Partei noch nachhaltiger."

Ferner:

„Gegenwärtig sind es einerseits im Princip dieselben Anschauungen und Tendenzen, welche seit dem Jahre 1807 den Ausgangspunkt einer der preußischen Regenerations- und Reform-Gesetzgebung entgegenwirkenden Partei bildeten, unter deren Fahne auch gegenwärtig diejenige Partei in der Landesvertretung geschaart ist, welche sich die „conservative" oder „gouvernementale" nennt. Dagegen vertheidigt andererseits die s. g. Opposition jene Reformen in der Finanz-Verfassung, wie in der Agrar- und in der Gewerbe-Gesetzgebung u. s. w., deren Grundsätze hiernächst in die Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 übernommen, durch diese von Neuem sanctionirt und zum Theil nur bestimmter ausgeprägt oder vervollständigt wurden. Oder diese Partei will — so weit dies noch nicht geschehen — dieselben durchgeführt wissen.

Erläuterungsweise sind als Gegenstände dieser Art zu erwähnen: die Beseitigung der polizeiobrigkeitlichen Gewalt der Rittergüter, wie der Erlaß einer vollständigen, die bureaukratische Bevormundung ausschließenden und den gegenwärtigen Landes- und Verfassungszuständen

anpassenden Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Ordnung, ferner die Beseitigung der Grundsteuer-Exemtionen, wie die gerechtere Vertheilung der Staatssteuern überhaupt; sodann die Erhaltung der freien Agrar- und Gewerbe-Verfassung, mithin der Ablösbarkeit auch der geistlichen 2c. Reallasten, wie der Dismembrations-Freiheit und der Freizügigkeit innerhalb des Staatsgebietes; imgleichen die Aufrechterhaltung einer vom politischen System des Ministeriums unabhängigen Stellung des preußischen Beamtenstandes; endlich die wirksame thatsächliche Anerkennung von Glaubens-, Religions- und Culturfreiheit aller Staatsbürger, auch der sogenannten Dissidenten, dazu die staatsbürgerliche Gleichberechtigung aller Confessions-Verwandten, insbesondere auch der Juden, und die Ausführung der verheißenen, jene Freiheit und diese Gleichberechtigung bedingenden Institutionen (als z. B. die Civil-Ehe und gleichmäßige Eidesnormen)."

Endlich:

„Für den Parallelismus und zum Nachweise des historischen Zusammenhanges der jetzigen sogenannten conservativen und gouvernementalen Partei mit jener, welche **1807** und später die Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung bekämpfte, wird es genügen, an die der Geschichte angehörige, bekannte Eingabe des Lebusschen, Storkowschen und Beeskowschen Kreises im Jahre **1811** zu erinnern, an deren Spitze damals einer der heftigsten, aber doch zugleich ehrlichsten Gegner der Reform, der gleichwohl patriotisch gesinnte General v. Marwitz stand, so wie an die im Auftrage jener Stände vom Professor Adam Müller verfaßte Denkschrift. Darin werden unter Anderem die Aufhebung des Zunftzwanges, so wie derjenigen Bande von Dienst- und Hörigkeitsverhältnissen, welche die ackerbautreibenden Volksklassen mit dem Grund und Boden unauflösbar verknüpften, sodann die Beseitigung der Grundsteuer- und ähnlicher Freiheiten und Privilegien als Acte der Revolutionirung und Eigenthumsberaubung, die Gleichmachung der Stände aber als gefahrdrohend für die Monarchie geschildert, dabei die Beibehaltung der Dienst-Unterthänigkeits- und Gemeinheitsverhältnisse, wie die Erhaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit im Interesse der Consolidation des Staates gefordert 2c.

Zum Schluß wird noch darauf hingewiesen, daß die Bezeichnung der Parteien (rein conservativ und gouvernemental oder oppositionell 2c.) nicht für deren jedesmalige Stellung zum Ministerium zutreffend sei. Es habe vielmehr die Oppositionspartei fast bei allen wichtigen Gesetzentwürfen der Regierung, in Sachen der Justiz, der Finanzen, des Handels, der Gewerbe und Industrie die Referenten gestellt, auch diese Entwürfe größtentheils durch ihre Unterstützung durchgebracht. Das Ziel, welches die Opposition für die Befestigung und den Ausbau der Gesetzgebung in der Landesverfassung verfolgt, ist nicht wohl zu verändern, denn es sei dieses Ziel in denjenigen altpreußischen Traditionen und

Grundsätzen deutlich bezeichnet, durch welche der preußische Staat erwachsen, nach 1807 neu erstanden und seitdem intelligenter, wohlhabender und mächtiger geworden ist."

Was nun zunächst die Schilderung der conservativen Partei und ihre Bestrebungen anbetrifft, so wird der Verfasser einräumen müssen, daß dieselbe so verstanden werden kann, als finde diese Partei ihren Ursprung in der französischen Partei von 1807. Daß es damals Leute gegeben hat, welche den Glauben an ihr ruhmreiches Vaterland verloren und mit dem Feinde Buhlschaft getrieben, ist leider nicht in Abrede zu stellen. Daß die Zahl derselben so ansehnlich gewesen, um sie als Partei bezeichnen zu können, muß indessen entschieden verneint werden, mit der Rücksicht auf den Geist, der in den Provinzen, insbesondere in der ländlichen Bevölkerung sich offenkundig manifestirte. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Herr Dr. Lette diese Verdächtigung der Gegenpartei nicht hat aussprechen wollen, und bedauern es lebhaft, daß er zu diesem Mißverständniß Anlaß gegeben. Es wird überdies der Beweis nicht schwer sein, daß ein opferfreudiger Patriotismus und die Gegnerschaft zu den Reformen von 1807 sehr wohl vereinbar sind.

Die „Berliner Revue", deren Aufgabe es ist, den Bestrebungen der conservativen Partei Ausdruck zu verleihen, dieselben auf wissenschaftliche Grundlagen zurückzuführen, hat von Anbeginn anerkannt, daß auch für Preußen die Zeit gekommen war, wo die mittelalterliche Natural-Wirthschafts- und Social-Verfassung beseitigt werden mußte. Die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften in Folge ihrer Emancipation von der Herrschaft der Doctrin, die entsprechenden Fortschritte der Technik und Agronomie konnten zum Segen der Menschheit nur Anwendung finden nach Aufhebung des getheilten Eigenthums und bei freier Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte, d. h. nach dem Uebergange von der Natural- zur Geldwirthschaft. In sofern hatten die Bestrebungen der Staatsmänner von 1807 ihre volle Berechtigung.

Aber auch der Widerspruch, welcher denselben Seitens der unmittelbar Betheiligten entgegengesetzt wurde, war nicht minder berechtigt. Denn jene Reformen erstrebten ein das geordnete Maß bei Weitem übersteigendes Auflösungswerk, und Niemand wird in Abrede stellen können, daß eine Begünstigung der Verpflichteten auf Kosten der Betheiligten stark hervorgetreten ist. Es soll jedoch anerkannt werden, daß große welthistorische Reformen sich nicht mit der Goldwaage durchführen lassen, und mag unsere Reformatoren ein Vorwurf dieserhalb nicht treffen. Darin haben sie jedoch jedenfalls gefehlt, daß sie ohne Grund gewaltsam zu Werke gegangen sind, daß sie der freien Vereinbarung der Parteien nicht Zeit und Raum gelassen haben; ganz besonders jedoch darin, daß sie die tiefeingreifendsten Reformen unternommen, ohne von der künftigen Gestaltung der Verhältnisse eine auf Erfahrung begründete Vorstellung zu haben, daß sie nicht allein alle und jede Vorsorge verabsäum-

ten, durch welche deren gedeihliche Erfolge bedingt wurden, sondern daß sie obenein Maßregeln in das Reformwerk hineintrugen, welche dessen endliche Erfolge gefährden, die Interessen der Production nicht minder als der Producenten, so wie der Staatskraft gefährden mußten.

Denn war es nothwendig, mit der freieren Gestaltung des gewerblichen Lebens zugleich die corporativen Bande zu zerstören, durch welche die Gewerbsgenossen vormals aneinander gekettet, zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen, zum Schutz wider eine vernichtende Concurrenz befähigt worden? Sind nicht die größten Anstrengungen nothwendig, um nur aus dem Unsegen einer maßlosen Gewerbefreiheit wieder herauszukommen, zu einer wirklichen, die Existenzen sichernden Freiheit zu gelangen? Haben die Verfechter der freien Agrarverfassung bis zur Stunde erkannt, daß die Erfolge der Geldwirthschaft auch beim Landbau durch entsprechende Credit-Institute bedingt sind, daß die Befestigung des ländlichen Grundvermögens in den Familien die Basis jeder organischen Neugestaltung des Staatslebens sein müsse? Indem den Landbesitzern die unentbehrlichen Credit-Institute vorenthalten wurden, und indem gleichzeitig das gleiche Erbrecht auf ländliches Grundvermögen zur Anwendung gebracht worden, sind die Vortheile wesentlichen Theils aufgehoben, welche von den agrarischen Reformen erwartet werden durften.

Man wird nicht einwenden können, daß die Periode von 1807 zur Errichtung von Credit-Anstalten nicht geeignet war. Es sind inzwischen zwei und vierzig Friedensjahre verflossen, die unseren Reformatoren überreich Zeit und Mittel boten, ihr Werk zum Abschluß zu bringen. War unter solchen Umständen der Widerspruch, welcher gegen jene einseitigen Reformbestrebungen sich erhoben, ein unpatriotischer? Er stellt sich vielmehr als durchaus naturgemäß dar, sobald erwogen wird, daß die berechtigten Familien ihren Untergang vor Augen sahen, und daß auch den Rusticalen die Freiheit und das Eigenthum keinen Segen bringen konnten, sobald sie demnächst dem Wucher preisgegeben, und die Dienstbarkeit gegen den Grundherrn durch eine unendlich erniedrigendere Dienstbarkeit gegen den Gläubiger ersetzt wurde 2c.

Der dem Preußengeist innewohnende Patriotismus hat sich nie glänzender bewährt, als indem die Männer, welche durch die Einseitigkeit der gesetzlich angebahnten Reformen sich in ihrer Existenz bedroht fühlten, mit Gut und Blut für die Rettung des Vaterlandes eintraten. Oder wer waren die Mitglieder des ostpreußischen Landtages, der im Jahre 1813 die Landwehr stiftete? Es waren dieselben Männer, die nach vollbrachter Rettung des Vaterlandes mit wenigen Ausnahmen Haus und Hof, den angestammten Familiensitz verlassen mußten, wesentlichen Theils, weil sie den einseitigen Reformen nicht gewachsen waren. Es mag hier daran erinnert werden, daß von den 1800 Rittergütern der Provinz Preußen nach dem Friedensschluß über 1600 der Subhastation verfielen. Wir hegen einige Zweifel, ob selbst die Fort-

schritts-Begeisterung des Herrn Dr. Lette sich diesem Fortschritt gegenüber nachhaltig erwiesen haben würde, falls er davon betroffen worden.

Wenn derselbe den Ruhm seiner Partei darin sucht: sie habe bei allen wichtigen Gesetzentwürfen in Sachen der Justiz, der Finanzen, des Handels, der Gewerbe und Industrie die Referenten gestellt und diese Entwürfe größtentheils vermöge ihrer Unterstützung durchgebracht, so wollen wir derselben diesen Ruhm in keiner Weise verkümmern. Sie hat sich dadurch in Beziehung auf den Staatshaushalt, so wie auf das fortschreitende Bedürfniß neuer Steuern ein unvergängliches Denkmal gesetzt und die Veranlassung gegeben, daß wir uns eines Justizbeamten-Personals von gegen 23,000 Individuen erfreuen, welches 45 pCt. des gesammten Beamtenstandes umfaßt und eine überaus drückende Sporteltaxe nothwendig gemacht hat. Sie hat den Ruhm, daß vermöge einer fingirten Ablösung der Staat in dem Domainen-Zins ein Capital von 100 Millionen Thaler einbüßt ꝛc.

Doch es ist nicht unsere Aufgabe, hier das Gebiet der Anschuldigungen zu verfolgen, mit derartigen Waffen die große Mission zu unterstützen, welche der conservativen Partei in unserm Vaterlande beschieden ist. Wenn es befremden mußte, daß Herr Dr. Lette auf das Jahr 1807 zurückgegangen ist, um auf diese Partei ein möglichst ungünstiges Licht zu werfen, so ist dieses Verhalten um so unerklärlicher, als die vorliegende Schrift den Beweis liefert, daß der Verfasser zu den Lesern der Berliner Revue gehört, daß derselbe mit dem Programm der Rechten bekannt ist. Beide Erscheinungen führt derselbe auf die vor 20 Jahren erschienenen: „Grundzüge der Gesellschafts-Wissenschaft von Lavergne-Peguilhen“ zurück, und wir wollen den inneren Zusammenhang derselben keinesweges in Abrede stellen. Anstatt aber daraus zu entnehmen und ehrend anzuerkennen, daß, nachdem der Liberalismus nahezu dahin gelangt ist, alle Wissenschaftlichkeit und alles geistige Leben aus der Politik zu verdrängen und dieselbe auf dürre Abstractionen und liberale Phrasen zu reduciren, hier in der Behandlung der Staats-Wissenschaften jene Bahnen betreten worden, die auf dem Gebiete der Naturwissenschaften so unermeßliche Erfolge gehabt, und anstatt sich dessen zu erfreuen, macht unser Autor es sich bequem, er geht über das Programm der Rechten und über die Berliner Revue gewissermaßen zur Tages-Ordnung über, indem er sie für Phantasie-Gebilde, für ein in deutsches Gewand gekleidetes System des Socialismus erklärt.

Wenn unser Autor sich der Hoffnung hingiebt, daß Ideen, welche nach dem Eingeständniß des Preußischen Wochenblatts allen namhaften Anträgen der Rechten in beiden Häusern des Landtages zum Grunde gelegen haben, sich durch die Tagesordnung beseitigen lassen, so sind wir überzeugt, daß demselben die Enttäuschung nicht erspart werden wird. Was den Vorwurf des Socialismus anbetrifft, so hat der Verfasser versäumt uns eine Definition zu geben, was unter diesem Ausdruck zu ver-

stehen sei. Ist derselbe mit Social-Politik gleich bedeutend, so lehrt schon der Titel unseres Blattes, daß derselbe gerechtfertigt sei. Auf die Gefahr hin, uns zu wiederholen, werden nach dieser Provocation einige Erläuterungen nicht zu vermeiden sein.

Wir haben wiederholt erklärt, daß wir den edleren Bestrebungen des Liberalismus uns aus voller Ueberzeugung anschließen, dagegen die Mittel und Wege, welche derselbe zur Erreichung seines Zieles verfolgt, durchaus verwerflich erachten. Diese Wege können nur erfolgreich sein, so weit es sich um Auflösung bestehender Institutionen, um Zerstörung handelt, weil dem Liberalismus der Begriff des organischen Zusammenhanges, der, bestimmten Gesetzen unterliegenden Wechselwirkung aller gesellschaftlichen Kräfte und Bestandtheile mangelt. Er behandelt jede gesellschaftliche Kraft als eine isolirte, als außerhalb des gesellschaftlichen Verbandes, für sich bestehend. So den Menschen nach den Bedürfnissen und Verhältnissen, wie sie etwa auf wüster Insel sich gestalten; so das ländliche Grundvermögen den Anforderungen des Naturrechts entsprechend. Er baut seine politischen Institutionen ohne Rücksicht auf die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse, auf den Culturstand der Bevölkerungsmassen ꝛc. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß eine auf derartigen Grundlagen beruhende Politik überall das Gegentheil dessen erreiche, was sie anstrebt; daß wo sie Freiheit säet, sie Sclaverei und Säbelherrschaft erntet.

Die Social-Politik dagegen vermeidet diesen Fehler. Sie erkennt den organischen Zusammenhang der innerhalb der Grenzen des Staatsgebiets waltenden Kräfte und Bestandtheile an; sie sucht die ewigen Naturgesetze zu erkennen, auf denen das Wechselverhältniß derselben beruht, und will die Staats-Institutionen unter Beachtung dieser Gesetze und mit Rücksicht auf das Bestehende erbauen. Sie ist der Ueberzeugung, daß die Freiheit sich nicht decretiren, nicht durch Verfassungs-Paragraphen gewährleisten lasse, daß sie vielmehr als die edle Frucht eines hochausgebildeten, der Natur der Dinge entsprechenden Staatslebens allmählich heranreifen müsse. Nach ihrer Anschauung sind alle Bemühungen zur rechtlichen Gestaltung der obern Staatsgewalt, der gesetzgebenden Factoren ein müßiges Werk, so lange es verabsäumt worden, für die Gesellschaft selbst befestigte Grundlagen zu gewinnen, die Familien-Existenzen zu sichern, die gewerblichen und die grundbesitzenden Corporationen, die Gemeinden, die Kreise und Provinzen organisch zu gliedern und zur Selbstthätigkeit heranzubilden.

Dies ist die Grundanschauung, auf der die Social-Politik beruht, welche die „Berliner Revue“ fast in jedem ihrer Hefte verfochten, die in dem Programm der Rechten niedergelegt worden, die das Verhalten der Rechten in den Häusern des Landtags geleitet hat, und die unser Autor in einfacher Weise zu beseitigen hofft, indem er sie (§ 67) als Phantasie-Gebilde bezeichnet. Sollte Herr Dr. Lette wirklich der Ueber-

zeugung sein, eine täglich mehr Boden gewinnende Richtung in der Politik durch diesen absolutistischen Ausspruch beseitigen zu können? Freilich ist der Liberalismus verwöhnt. Seit einem Jahrhundert fast hat es genügt, daß ein liberaler Dictator im Beistande der Tagespresse sein Interdict ausgesprochen, um jede entgegenstehende Richtung auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Politik alsbald todtzulegen. Aber unser Autor möge nicht verkennen, daß diese Zeit in der That vorüber ist, daß die Freiheit der Meinungen dem absoluten Liberalismus gegenüber täglich mehr Boden gewinnt. Der Liberalismus hat dem Familienleben und den Staaten zu schwere Wunden geschlagen, als daß dessen fernere Alleinherrschaft möglich wäre. Die Sehnsucht nach Sicherung der bürgerlichen Existenzen ist ganz allgemein, eben so die Ueberzeugung an Ausdehnung gewinnend, daß die steigende Anspannung der Steuerkraft lediglich in der Zerstörung aller corporativen Bande und der darauf beruhenden ehrenamtlichen Verwaltung, daher in der liberalen Doctrin seine Quelle finde. Immer mehr bricht das Bewußtsein sich Bahn, daß im staatlichen, wie im wirthschaftlichen Leben der Bau von oben herab eine Thorheit sei, daß es sich vor Allem um Gewinnung gesicherter Grundlagen für das wirthschaftliche und das sociale Leben handele, daß auf dem Gebiete des Staatslebens die Willkür nicht minder ausgeschlossen ist, als auf dem des wirthschaftlichen Lebens, daß die Freiheit durch das ungezügelte Walten der Privatkräfte unendlich stärker bedroht wird, als durch den schlimmsten Absolutismus, daß corporative Schutzwehren für die Sicherung der Freiheit bedeutungsvoller seien, als Souverainetäts-Theilungen ꝛc.

Nur der Liberalismus ist dieser Ueberzeugung noch unzugänglich, er hält fest an seinen Evangelien: freie Agrar-Verfassung, absolute Gewerbe- und Handelsfreiheit, Freizügigkeit, Freiheit der Eheschließungen, absolute Gleichheit vor dem Gesetz; ferner: gleiche staatliche Behandlung des beweglichen und des unbeweglichen, des ländlichen und des städtischen Vermögens; gleiche Vertheilung jeder einzelnen Steuergattung ohne Rücksicht auf die unendliche Verschiedenheit der wirthschaftlichen und der historischen Verhältnisse; endlich: Gleichheit der politischen Rechte ohne Rücksicht auf die unendlichen Gegensätze in den Cultur-Verhältnissen, in den Leistungen an den Staat, in der größeren oder geringeren Ausdehnung der Berufs-Sphären, Theilung der souverainen Staatsgewalt ꝛc.

Der Kampf um die sogenannten Verfassungsfragen ist in unserm Vaterlande eingestellt, dagegen um so lebhafter in Betreff der gesellschaftlichen Grundlagen entbrannt. Beide Parteien wollen Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung, Jedermann ist darüber einverstanden, daß es nothwendig sei, die besoldete Beamtenschaft von einem wesentlichen Theil der kleinern staatlichen Geschäfte zu befreien, um die Zahl Jener mindern, die Besoldungen erhöhen zu können. Während jedoch die conser-

vativen Fractionen von der Ueberzeugung ausgehen, daß dieses Ziel sich nur in dem Maße erreichen lasse, wie der ländliche Grundbesitz wiederum in den Familien befestigt, wie auch das gewerbliche Leben ebensowohl mit Rücksicht auf die Producenten wie auf die Production gestaltet und dadurch befestigte Grundlagen für gewerbliche Corporationen gewonnen worden, halten die liberalen Fractionen fest an den Principien des socialen und des nationalökonomischen Liberalismus. Sie glauben Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung mit diesen Principien erreichen zu können, und auch Herr Dr. Lette macht der Rechten den Vorwurf, daß während dieselbe nach Inhalt ihres Programms die Beschränkung des bureaukratischen Regiments auf die wichtigeren Staatsgeschäfte anstrebt, sie gleichwohl durch ihre Abstimmungen zur Erweiterung desselben wesentlich beigetragen habe. Diese Thatsache kann nicht in Abrede gestellt werden, sie wird aber dadurch gerechtfertigt, daß so lange die befestigten Grundlagen für Gestaltung des genossenschaftlichen und des Gemeindelebens nicht gewonnen sind, dasselbe an und für sich unmöglich ist; daß unter solchen Umständen die Erweiterung des bureaukratischen Regiments absolut nothwendig erscheint, um die staatliche Ordnung überhaupt aufrecht erhalten zu können. Es wird dieserhalb auf die Besprechung der Verhandlungen in Betreff der rheinischen Gemeinde-Ordnung (Bd. V. S. 225 der „Berliner Revue") verwiesen.

Wir waren genöthigt, die conservative Politik hier nochmals in ihren Grundzügen zu entwickeln, weil es Herrn Lette beliebt hat, dieselbe zu ignoriren und die Bestrebungen der Rechten zu karrikiren. Es liegt keine Veranlassung vor, dieses Verhalten unlautern Motiven zuzuschreiben, da uns im Gegentheil Herr Dr. Lette als ein ehrlicher und aufrichtiger Doctrinär bekannt ist — wenngleich unheilbar, wie wir bereits bei Besprechung der rheinischen Gemeinde-Ordnung angedeutet. Unwillkürlich werden wir an die Sprachverwirrung erinnert, die uns früher bereits als Quelle unserer innern Zerwürfniß erschienen. (Bd. V. S. 120.)

Es ist, als wenn der in der naturrechtlichen Anschauung herangebildete Geist die Fähigkeit verlieren müsse, den Begriff der organischen Zusammengehörigkeit in sich aufzunehmen und die Consequenzen desselben zu erfassen. Das auf die Spitze getriebene Princip der Arbeitstheilung führt überall zur einseitigen Entwickelung der in Thätigkeit gesetzten Kräfte auf Kosten der übrigen, und es ist dieser Einfluß auf das Geistesleben eine der beklagenswerthesten Folgen, welche wir der langjährigen Herrschaft der liberalen Doctrin verdanken.

Wir behalten uns vor, die einzelnen Abschnitte der vorliegenden Schrift einer näheren Beleuchtung zu unterwerfen, können uns jedoch nicht versagen, schließlich den peinlichen Eindruck anzudeuten, den die stete Wiederkehr abgenutzter Phrasen auf den unbefangenen Leser machen muß. Dahin ist zu rechnen, daß die Herren von der Linken sich jederzeit als die Partei des Fortschritts, der Verfassungstreue bezeichnen,

während den conservativen Fractionen Rückschritts-Tendenzen u. s. w. untergeschoben werden. Ein an sich unwahres Feldgeschrei mag in Zeiten erregten Parteikampfes seinen Nutzen haben, indem es auf die Abstimmung der Massen einwirkt, es mag zum Wesen der freien Verfassungen gehören. Wo es sich jedoch um ruhige, wissenschaftliche Erwägung, um einen Versuch zur Verständigung handelt, da ist jedes politische Feldgeschrei vom Uebel, es ist ein Widerspruch mit der Würde des Gegenstandes. Ebenso möchten wir an unsere Gegner die Bitte richten, daß sie endlich aufhören wollen, sich mit Namen zu schmücken, die in der vaterländischen Geschichte hervorragen, und diese als ihre Parteigenossen zu schildern. Die Zweifel sind sehr gerechtfertigt, ob die Herren v. Stein, v. Hardenberg, v. Grolmann, Wilh. v. Humboldt u. s. w. ihre Plätze in den Reihen der Linken einnehmen würden, wenn sie heut zum Preußischen Landtage berufen werden könnten. Sie waren ohne Ausnahme viel zu geistvoll und viel zu patriotisch, als daß angenommen werden könnte, sie würden an starren Doctrinen festhalten, nachdem eine fünfzigjährige Geschichte gelehrt hat, welche Früchte das einseitige Beharren bei denselben überall tragen muß. Mindestens ist der Anspruch berechtigt, daß auch die Gegenwart sich ein freies Urtheil bewahre, sich nicht durch Autoritäten binden lasse, — Autoritäten, denen obenein der Parteigeist vielfach Ideen untergelegt hat, denen, wie sich leicht wird erweisen lassen, sie gar nicht gehuldigt haben. —



Die Steuerkraft der Kurmark.

II.

In dem Edicte über die Finanzen des Staats vom 27. October 1810, welches nicht allein eine nothwendige Folge der Katastrophe von 1806, sondern eine unvermeidliche Ausgleichung des ganzen Steuersystems mit der neu eingeführten Besteuerung der gewerblichen Verhältnisse war, sagte der Hochselige König zur Motivirung der nun gesetzlich ausgesprochenen Verpflichtung und Heranziehung Aller zu den Lasten des Staats nach gleichen Grundsätzen:

„Die bis jetzt von der Grundsteuer befreit gebliebenen Grundstücke sollen fortan ohne Ausnahme mit einer Grundsteuer belegt werden, und Wir wollen, daß dies auch mit Unseren eigenen Domanial-Besitzungen geschehe. Wir hoffen, daß diejenigen, auf welche diese Maßregel Anwendung findet, sich damit beruhigen werden, daß künftig der Vorwurf sie nicht weiter treffen kann, daß sie sich auf Kosten ihrer Mitunterthanen den öffentlichen Lasten entziehen, sowie mit der Betrachtung, daß die von ihnen künftig zu entrichtenden Grundsteuern dem Aufwande nicht gleichkommen, den sie haben würden, wenn die ursprünglichen auf

den Gütern haftenden Ritter-Dienstverpflichtungen von ihnen gefordert werden müßten, für welche die bisherigen ganz unverhältnißmäßigen Abgaben gegen die Grundsteuer fortfallen."

Diese Worte sind der wesentlichste und entscheidende Inhalt jenes Edictes, welches übrigens auch die Natural-Lieferungen, sowie die Verpflichtung zum Vorspann in Friedenszeiten, die letztere besonders mit der Bemerkung aufhebt, daß Vorspann für das Militair künftig nur gegen volle Bezahlung gefordert werden dürfe. Außerdem ordnete es an, daß auf kürzestem Wege ein neues Kataster angelegt werden sollte, um danach die Höhe der Grundsteuer zu bestimmen. Die Grundsteuer sollte indessen nicht erhöht, sondern nur durch das Aufhören aller bisherigen Exemtionen nach gleichen Grundsätzen vertheilt werden.

Mit Ausführung der in diesem Edicte ausgesprochenen Veränderungen ging es langsam, obgleich sich kein eigentlicher Widerstand gegen dieselben nachweisen läßt. In der trüben Zeit bis zu dem, alle Verhältnisse des Staates und der Gesellschaft erfrischenden und stärkenden Aufschwunge des Jahres 1813 fühlte Jeder, daß er dem Könige unbedingt vertrauen und entgegen kommen müsse. Ueberdies fehlte es an ständischen Organen, in denen sich das Mißbehagen Einzelner aussprechen oder gehört machen konnte. Auch die Kriegsjahre gingen ohne eine durchgreifende Veränderung vorüber. Desto dringender trat nach Consolidirung der Verhältnisse und nach der Vergrößerung des Staates die Mahnung an die Regierung, das 1810 Eingeleitete organisch zu gestalten. Die ernsten Vorarbeiten dafür begannen mit dem Jahre 1816, bis endlich das Gesetz vom 30. Mai 1820 das Fundament für das noch gegenwärtig functionirende Steuersystem legte. Nach diesen und dessen bis jetzt erlassenen Zusatzbestimmungen zeigen sich drei Gruppen der directen Steuern, und zwar Grundsteuer, Klassensteuer und Gewerbesteuer.

Beginnen wir mit der letzteren.

A. Die Gewerbesteuer

wird erhoben von

a) Allem Handel mit und ohne kaufmännischen Rechten, in sofern Comtoirs oder Verkaufslocale vorhanden sind.

b) Allen Gast-, Schank- und Speisewirthschaften.

c) Aller Waaren-Anfertigung für den Verkauf.

d) Allem Handwerks-Betriebe mit 2 oder mehr erwachsenen Gehülfen.

e) Aller Weberei auf 3 oder mehr Stühlen.

f) Allen offenen Läden.

g) Allen Mühlenwerken für Mahlen und Schneiden.

h) Allem Schifferei-Betriebe mit 6 und mehr Lasten.

i. Allem Fracht- und Lohnfuhrwerke, so wie allem Verleihen von Pferden, wenn das Geschäft mit mehr als einem Pferde betrieben wird.

k. Allen umherziehenden Gewerbetreibenden. In diese letztere Kategorie gehören nach dem Regulative vom 28. April 1824 alle Viehhändler, Hausirer, Gipsfigurenverkäufer, Lumpensammler, Topfbinder, Kunstreiter, Seiltänzer, Musikanten und Handlungs-Reisende. Sie müssen sämmtlich über 30 Jahre alt sein und erhalten ihren Gewerbeschein für die Dauer des laufenden Kalenderjahres, während alle anderen Gewerbe ihren Communalbehörden Anzeige über Betrieb und Aufgabe machen können.

Das Product der Gewerbesteuer findet sich in den folgenden Tabellen ausgedrückt, und zwar nach dem Grundsatze, daß für sämmtliche steuerpflichtige Gewerbe 4 Klassen angenommen sind, von denen die 3 ersten in den Städten allein, die 4. in den kleinsten Städten und auf dem platten Lande liegen und, kreisweise vereint, einen Steuerverband bilden. Die Steuersätze für die oben angeführten Kategorieen betragen:

	I.	II.	III.	IV.	Klasse.
1) Handel mit kaufmännischen Rechten	30	18	12	12	Thlr.
2) „ ohne kaufmännische Rechte	8	6	4	2	„
3) Gast-, Schank- u. Speisewirthschaften	12	8	6	4	„
4) Bäcker-Gewerbe	10	7½	6	4	„
5) Schlächter-Gewerbe	10	7½	8	6	„

6) Brauerei-Gewerbe für jede 24 Scheffel Braumalz 10 Sgr.

7) Brennerei-Gewerbe für jede 24 Scheffel Branntweinschroot 10 Sgr.

	I.	II.	III.	IV.	Klasse.
8) Handwerke	8	6	4	4	Thlr.
9) Müller-Gew. nach Bauart der Mühlen	12	8	4	—	„

Bei Wassermühlen wird jeder Gang nach der Wasserkraft mit 2, 4, 6, 8 und 12 Thlr. besteuert; Dampfmühlen zahlen für jede Pferdekraft 2 Thlr.; Roßmühlen für jeden Gang 2 Thlr.

10) Schiffer- und Lohnfuhr-Gewerbe nach der Tragfähigkeit der Schiffsgefäße für jede 6 Lasten 1 Thlr. 10 Sgr. und für jedes Pferd 1 Thlr.

11) Umherziehende Gewerbe 8, 6, 4 und 2 Thlr.

Auf die Kurmark und den Regierungsbezirk Potsdam angewendet, ergaben für das Jahr 1852:

Anzahl	Gewerbe	Betrag		Anzahl	Gewerbe	Betrag	
1914	Kaufleute . .	27,366	Thlr.	3324	Handwerker .	16,142	Thlr.
7580	Händler . . .	22,704	„	1685	Mühlen . . .	12,650	„
3737	Gastwirthe . .	18,886	„	859	Pferde und	12,250	„
1162	Bäcker	6796	„	1894	Schiffe		
807	Schlächter . .	6750	„	3086	Hausirer . . .	12,832	„
278	Brauereien . .	2280	„				

zusammen 145,656 Thlr., während unmittelbar nach dem Erlaß des Gesetzes im Jahre 1820 der Ertrag des ersten Jahres (1821) nur circa 96,000 Thlr. betrug.

B. Die Klassensteuer.

Wir übergehen, als unwesentlich für die gegenwärtige Wirksamkeit dieser Steuer, die Gestaltung derselben vom Jahre 1820 an bis zum Jahre 1851, wo das Gesetz vom 1. Juli nicht allein das sogenannte Gesetz vom 4. April 1848, sondern auch die Klassensteuer überhaupt, wie sie von 1820 bis 1848 functionirt hatte, aufhob. Es existirt demnach gegenwärtig eine Klassensteuer und eine classificirte Einkommensteuer.

I. Die Klassensteuer. Sie wird von allen Einwohnern nicht mahl- und schlachtsteuerpflichtiger Städte erhoben, welche ein jährliches Einkommen unter 1000 Thalern haben. Befreiung von dieser Steuer tritt nur für folgende Kategorieen ein:

1) Die Inhaber des eisernen Kreuzes, in sofern sie zur niedrigsten Hauptklasse gehören.

2) Alle, welche in dem vaterländischen oder einem verbündeten Heere an den Feldzügen von 1806—1815 Theil genommen, in sofern sie in die beiden ersten Stufen der ersten Hauptklasse eingeschätzt sind. Es macht keinen Unterschied, ob die betreffenden Personen Eingeborene eines damals noch nicht zum preußischen Staate gehörigen Landestheiles sind.

3) Alle Ausländer, welche sich kein volles Jahr in Preußen aufhalten.

4) Alle Arme, welche aus öffentlichen Armenfonds unterstützt oder in öffentlichen Anstalten verpflegt werden.

5) Alle Personen nach vollendetem 60. Lebensjahre, wenn sie mit dem geringsten Steuersatze eingeschätzt sind.

6) Alle in Reih und Glied stehenden Unteroffiziere und Soldaten des stehenden Heeres und der Landwehr. Die letzteren auch während der Uebungszeit. Offiziere und Militairbeamte mit Eintritt der Mobilmachung.

7) Alle jungen Leute bis zum vollendeten 16. Jahre.

Die in diesen Kategorieen erwähnten Hauptklassen zerfallen in 3 und jede derselben in verschiedene Abstufungen, in welche die Steuerpflichtigen nach allgemeiner Wahrnehmung ihrer Verhältnisse eingeschätzt werden. Diese Einschätzung geschieht von einer Commission, welche, unter Aufsicht des Landrathes, aus dem Gemeinde-Vorstande und gewählten Gemeinde-Mitgliedern besteht. Der Landrath hat die Vor-Revision der Anschlagslisten und die Regierung verfügt die Feststellung der Steuersätze, während die Aufstellung der Zu- und Abgangslisten dem Gemeinde-Vorstande obliegt. Die Hebung der Steuer geschieht nach den Haushaltungen, während Personen, die keiner Haushaltung angehören, oder keinen eigenen Haushalt führen, den vollen Satz ihrer Steuerstufe zahlen.

Die niedrigste der 3 Hauptklassen umschließt alle Lohnarbeiter,

Gesinde, Handwerksgesellen und solche Gewerbetreibende und Grundbesitzer, welche neben ihrem Besitz oder Gewerbe noch eine Lohn-Arbeit als Neben-Erwerb suchen müssen, um bestehen zu können. Jede steuerpflichtige Person dieser Klasse zahlt je nach der Unterstufe, in welche sie eingeschätzt wird, monatlich:

1 Sgr. 3 Pf. — 2 Sgr. 6 Pf. — 5 Sgr. oder 7½ Sgr.

Die zweite Klasse umschließt diejenigen kleinen Grundbesitzer und Gewerbetreibenden, welche durch Besitz oder Gewerbe selbstständig bestehen können. Sie zahlen monatlich:

10 Sgr. — 12½ — 15 — 20 oder 25 Sgr.

Die höchste Klasse endlich umschließt diejenigen Personen, welche höher einzuschätzen sind, als die zweite Klasse, aber doch noch nicht so viel einnehmen, daß sie zur Einkommensteuer herangezogen werden könnten, also jährlich 1000 Thaler. Sie bezahlen monatlich:

1 Thlr. — 1⅓ — 1⅔ und 2 Thlr.

II. Die classificirte Einkommen-Steuer. Sie wird von allen Angehörigen des preußischen Staates, (auch den im Auslande lebenden, wenn ihr Einkommen über 1000 Thlr. beträgt), erhoben. Es ist gleichgültig, ob dieses Einkommen sich nur von dem Oberhaupte der Familie herschreibt, oder ob es durch das Einkommen solcher Familien-Mitglieder mitsummirt wird, welche in dem Haushalte des Steuerpflichtigen leben. Wer in einer mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Stadt lebt, zahlt 20 Thlr. jährlich weniger. Nur die Mitglieder des Königlichen Hauses, so wie der beiden Hohenzollernschen Fürstenhäuser, und diejenigen Inländer, welche ihr Grund-Vermögen im Auslande liegen haben, sind von der Einkommen-Steuer ausgenommen. Doch tritt für die Letzten nur dann die Befreiung ein, wenn ihr Besitz im Auslande nicht einer gleichartigen Besteuerung unterliegt. Dagegen zahlen Ausländer, die in Preußen durch Grund-Eigenthum, Gewerbe oder Handels-Anlagen mehr als 1000 Thlr. jährlich einnehmen, die Einkommen-Steuer.

Die Steuer darf unter keinen Umständen 3 pCt. des Gesammt-Einkommens überschreiten, und dieses Gesammt-Einkommen wird nach dem Grund-Eigenthum, dem Capital-Vermögen, Rechten auf periodische Hebungen, Gewerbe-Erträgen, kurz nach jeder irgend nachweisbaren Einnahme von besondern Commissarien eingeschätzt. In Abrechnung bringen diese Commissarien nur die auf Grund und Boden lastenden Steuern, die Zinsen nachgewiesener Schulden und die Betriebskosten der Landwirthschaft oder des Gewerbes. Die Einschätzung erfolgt nach 30 Stufen, von denen die erste bis 1000 Thlr. Einkommen: monatlich 2½ Thlr., und die letzte bei 240,000 Thlr. Einkommen: 600 Thlr. beträgt. Die Steigerung ist folgendermaßen festgesetzt:

Thlr.	1000.	1200.	1400.	1600.	2000.	2400.	2800.	3200.	3600.	4000.	4800.	6000.
• •	2½	3	3½	4	5	6	7	8	9	10	12	15

7200.	9000.	12,000.	16,000.	20,000.	24,000.	32,000.	40,000.	52,000.	64,000.
18	20	30	40	50	60	80	100	130	160

80,000.	100,000.	120,000.	140,000.	160,000.	180,000.	200,000.	240,000.
200	250	300	350	400	450	500	600

Je größer demnach das Einkommen ist, je mehr Spielraum ist der Commission für die Einschätzung gelassen.

Nach dieser Tabelle und nach der Veranlagung der Einkommensteuer für das Jahr 1853, hat dieselbe im Regierungsbezirk Potsdam mit Einschluß Berlins 475,144 Thlr. eingetragen; und zwar für Berlin 530,526 Thlr., wovon indessen 165,460 Thlr. abgezogen werden müssen, welche durch die Vergütigung von 20 Thlr. für Mahl- und Schlachtsteuer entstehen, — also eigentlich nur 365,066 Thlr. — und für den übrigen Regierungsbezirk 133,338 Thlr., von denen 23,260 Thlr. für Einwohner mahl- und schlachtsteuerpflichtiger Städte abgezogen werden müssen — also 110,078 Thlr. übrig bleiben.

Aus der Veranlagung ergiebt sich, daß in Berlin 2727 Personen mit mehr als 1000 Thlr. Einkommen leben: 1156 Personen mit 1200 Thlr. Einkommen, 746 mit 1400, 981 mit 1600, 772 mit 2000, 491 mit 2400, 328 mit 2800, 277 mit 3200, 137 mit 3600, 210 mit 4000, 131 mit 6000, 111 mit 7200, 64 mit 10,000, 42 mit 12,000, 21 mit 16,000, 9 mit 20,000, 7 mit 24,000, 7 mit 32,000, 3 mit 40,000, 4 mit 52,000 und 1 mit 100,000 Thlr. Einkommen; während in dem übrigen Regierungsbezirke: 801 Personen mit 1000, 396 mit 1200, 268 mit 1400, 164 mit 2000, 106 mit 2400, 64 mit 2800, 51 mit 3200, 24 mit 3600, 40 mit 4000, 38 mit 3800, 25 mit 6000, 16 mit 7200, 8 mit 10,000, 9 mit 12,000, 5 mit 16,000, 2 mit 20,000, 3 mit 24,000, 4 mit 40,000, 1 mit 80,000 und 1 mit 100,000 Thlr. Einkommen leben.

C. Die Grundsteuer.

Schon im Beginn unserer Zusammenstellung haben wir eine Uebersicht der Grundsteuer-Erträge sämmtlicher Provinzen der Monarchie aus dem Jahre 1849 und eine Specification der Grundsteuer in dem Regierungsbezirk Potsdam, nach ihren einzelnen Bestandtheilen, für das Jahr 1852 gegeben. Aus beiden geht der gegenwärtige Zustand der directen Besteuerung in der Kurmark hervor, da das Gesetz vom 24. Februar 1850, welches in Folge der 4 Wochen vorher publicirten Verfassungs-Urkunde und namentlich ihres Paragraphen 101 erschien, seine volle Ausführung noch nicht gefunden. Für das gegenwärtig Vorhandene mit Bezug auf die Grundsteuer muß daher immer noch auf die Gesetze von 1810 und 1820 zurückgegangen werden. Das letztere sagt ausdrücklich, daß es nur die Vollendung der, im ersteren zugesagten Reform der Steuergesetzgebung sein wolle, und so lange Zeit zu seinem

Erscheinen gebraucht habe, weil vor Allem eine Revision der Grundsteuer-Verhältnisse in allen Provinzen des Staates nöthig befunden worden sei. Da eine solche Revision aber nicht allein mit großen Schwierigkeiten verknüpft, sondern auch ein Gegenstand ist, der sich zur Berathung mit den Ständen eignet, weil er vorzugsweise die Provinzial-Interessen berührt, so könne damit nicht übereilt vorgeschritten werden. Einstweilen bestimmte daher das Gesetz vom Jahre 1820:

Im Paragraph 5, daß die Grundsteuer in jeder Provinz nach den in derselben herrschenden Vorschriften und Grundsätzen forterhoben werden solle.

Derselbe Paragraph erklärt auch die Domainen- und Domanial-Forstgrundstücke für steuerpflichtig, wenn sie nämlich veräußert werden (Gesetz vom 3. März 1819). In diesem Falle werden sie überall mit der landesüblichen Grundsteuer belegt, welche indessen in keinem Falle niedriger, als zum sechsten Theile des Reinertrages veranschlagt werden darf.

Paragraph 6 setzt fest, daß der Servis bis zur vollzogenen Revision der Grundsteuer an die Staats-Kassen abgeführt werden soll. Es bezieht sich diese Vorschrift vorzugsweise auf die alten Provinzen, deren Städte und Districte den Servis zur General-Servis-Kasse und zu den sogenannten Haupt-Instituten-Kassen eingezahlt hatten. Wenn in einer Gemeinde gar kein Real-Servis erhoben wird, oder der zur allgemeinen Servis-Kasse abzuführende Servis mehr beträgt, als der Real-Servis, so soll dieselbe das Recht haben, ihren Servis-Beitrag den Grundbesitzern als eine Grundsteuer verhältnißmäßig aufzuerlegen.

Im Allgemeinen setzten andere Paragraphen noch fest, daß an keinem Orte, wo die Grundsteuer in Folge der 1789 eingetretenen Staatsveränderungen neu eingeführt oder erhöht worden war, der Bedarf derselben den fünften Theil des Rein-Ertrages von dem verpflichteten Grundstücke übersteigen, oder eine Ermäßigung bis auf diesen zulässig sein solle, wobei überdem Bezirks- und Gemeinde-Abgaben nicht mit in Anschlag zu bringen sind.

Dann aber wurde die Erhebung der Grundsteuern den Gemeinden als eine Verpflichtung auferlegt und die Abführung an die dazu bestimmten Kassen in monatlichen Raten verfügt.

Das Naturalquartier und der Hülfs-Servis für das in Bürgerhäusern einquartierte Militair der Garnisonen sollte für die Offiziere schon mit dem 1. September 1820 aufhören, für Unteroffiziere und Soldaten aber erst je nach der beabsichtigten Unterbringung in Kasernen.

Endlich hebt dies Gesetz auch die Beiträge der Städte für Unterhaltung der Gerichts- und Polizei-Behörden auf.

Die nächste Wirkung dieses Gesetzes war die Ausscheidung derjenigen Steuerbeträge, welche bis dahin von Gewerben und von Unangesessenen zu den alten Steuern beigetragen worden waren, und so figuriren denn in der seitdem erhobenen Grundsteuer:

a) Die Rittergüter mit den Lehnpferdegeldern.

b) Die Städte mit dem Servis, den Spandauschen Zuchthausbeiträgen, der Urbede und dem Fundschoß.

c) Das platte Land mit der Contribution (Potsdamsche Bettgelder u. s. w.), Cavalleriegeld, Hufen- und Giebelschoß, Kreisfuhrgeldern, Justiz-Salariengeldern und dem Quittungsgelde.

Mit dem 25fachen Betrage ablösbar erklärt die Cabinets-Ordre vom 13. August 1842 die Urbede und die Allerhöchste Ordre vom 6. Mai 1842 den Fundschoß in den Städten.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, das Verhältniß der neuveranlagten Grundsteuer gegen die auf den Gütern lastende Grundsteuer, wie sie die Ausführung des Gesetzes vom 24. Februar 1850 herausgestellt haben würde, zu veranschaulichen.

1) Die Rittergüter mit 1,844,025 Morgen 7 Q.-Ruthen Flächen-Inhalt haben 45,934 Thaler zu bezahlen und würden 152,538 Thlr. zu bezahlen haben, also 106,604 Thlr. mehr.

2) Die Kirchen-, Pfarrei- u. s. w. Güter mit 149,830 Morgen 154 Q.-R. zahlen 58 Thlr. und würden 12,406 Thlr., also 12,348 Thlr. mehr zu zahlen haben.

3) Die bürgerlichen Besitzungen mit 447,255 M. 154 Q.-R., zahlen 3745 Thlr. und würden 40,255 Thlr., also 36,509 Thlr. mehr zu zahlen haben.

4) Die städtischen Feldmarken mit 567,588 M. 53 Q.-R. zahlen 444 Thlr. und würden 43,476 Thlr., also 43,032 Thlr. mehr zu zahlen haben.

Diese 4 Kategorieen, zusammen mit 3,008,700 M. 8 Q.-R. zahlen 50,182 Thlr., würden aber 248,676 Thlr., also 198,493 Thlr. mehr zahlen.

5) Die Staatsdomainen mit 116,787 M. 116 Q.-R. würden 12,825 Thlr.,

6) die Staatsforsten mit 846,309 M. 84 Q.-R. 23,407 Thlr.,

7) die Kron-Fideicommiß-Domainen mit 6435 M. 92 Q.-R., welche 288 Thlr. zahlen, würden 86 Thlr. mehr — also 375 Thlr. zahlen, und

8) die Kron-Fideicommiß-Forsten mit 43,134 M. 136 Q.-R. würden 358 Thlr. zahlen.

Alle Summen zusammengerechnet ergeben: 4,021,367 M. 76 Q.-Ruthen, 50,470 Thlr. auf den Gütern lastende und 285,643 Thlr. neuveranlagte Grundsteuer, also einen Mehrbetrag von 235,172 Thlr. Groschen und Pfennige sind bei diesen Summen übereinstimmend weggelassen.

Die ermittelten Miethswerthe betragen in sämmtlichen Städten des Bezirkes außer Berlin und Potsdam 1,191,958 Thlr. und in Potsdam 412,395 Thlr., zusammen also 1,604,353 Thlr.

Nach einer dreijährigen Durchschnitts-Berechnung für die Jahre 1852 bis 1854 stellt sich demnach die Steuerkraft des Regierungs-Bezirks Potsdam folgendermaßen heraus:

Grundsteuer:	403,452	Thlr.
Einkommensteuer:	119,500	"
Klassensteuer:	426,800	"
Gewerbesteuer:	150,000	"
zusammen:	1,099,752	Thlr.

Sächsische Briefe.

III.

Ich habe Ihnen in allgemeinen Umrissen die Gebäude des sächsischen Hofes vorgeführt, ich lasse heute die Bewohner folgen. Voran schicke ich die Bemerkung, deren Richtigkeit sich in der Folge zur Handgreiflichkeit ergeben wird, daß der Hof ein Ganzes, einen lebendigen Organismus bildet, an dem die einzelnen Bewohner lebendige Glieder sind. Es ist das ein der modernen Auffassungsweise, die in dem Besitz ein todtes Mittel zum Zweck zu sehen gewohnt ist, fast ganz unverständlich gewordenes Verhältniß. Der Städter liebt seinen Besitz als Mittel, weil er seine Lebensbedürfnisse damit befriedigen, für seine Kinder sorgen kann u. s. f.; eine andere als diese materielle Bedeutung hat der Besitz nicht: er ist Waare. Dem sächsischen Bauern dient der Hof zwar auch zur Befriedigung jener materiellen Bedürfnisse, aber dieser materielle Gesichtspunkt ist einem ideellen untergeordnet: der Hof ist etwas über der Willkür des Einzelnen Erhabenes, das Dauernde im Wechsel der materiellen Güter, so zu sagen eine sittliche Autorität, an die er nicht die Hand anzulegen wagt. Er hat ihn von seinen Vorfahren überkommen, er muß ihn seinen Kindern wieder überliefern. An ein Verkaufen, Parcelliren u. d. m. ist also bei ihm nicht zu denken, so lange er die gesunde altsächsische Denkweise bewahrt. Ich habe Ihnen bereits erzählt, wie Colon Trampe über die Eisenbahnen dachte; ich erwähne noch ein anderes Beispiel, das Zeugniß für diesen Sinn ablegt. In Benzinghausen ist der Hof Nr. 4 im Anfang dieses Jahrhunderts subhastirt worden, und Lohmeier, ein wohlhabender Bauer, der auf Nr. 5 wirthschaftet, hat einen beträchtlichen Theil von dem subhastirten Ebmeier'schen Colonate erstanden. Nr. 1 ist der größte Hof, Nr. 2 der zweitgrößte u. s. f.; das Lohmeier'sche Colonat ist durch jenen Ankauf um etwas größer geworden als Nr. 3, und hat dadurch eine Anomalie in der Abstufung der Bauernhöfe von Benzinghausen hervorgerufen. Das ist nun etwas so Auffälliges, daß ein Fremder im Dorfe kaum nach Lohmeier fragen kann, ohne daß ihm

die Mittheilung wird, vor so und so viel Jahren sei das Ebmeier'sche Colonat verkauft und Lohmeier sei durch Ankauf größer als Nr. 3 geworden. Ja, noch mehr! Wenn Lohmeier seinen Knecht zum Pflügen auf ein ehemaliges Ebmeier'sches Grundstück schickt, so wird er nicht sagen: geh nach der Brandhorst und pflüge das und das Stück Land, wie er das bei den übrigen Grundstücken thut, sondern er wird sagen: geh nach der Brandhorst und pflüge das Ebmeiersche Grundstück. Das erscheint auf den ersten Blick vielleicht als etwas Unbedeutendes, aber Sie werden mir zugeben, daß aus dieser Thatsache ein Geist hervorleuchtet, der allen modernen Auffassungen vom Eigenthum schnurstracks entgegenläuft, namentlich der Auffassung der modernen Juristen in Preußen, die keine Ahnung von der ideellen Seite des Besitzes haben. Daher auch die letzten Decennien alles aufgeboten haben, um die altsächsische Denkweise zu beseitigen, daher noch neuerdings der Versuch, die Gütergemeinschaft allgemein einzuführen. Der Bauer muß bewegt werden, die Männer der Bewegung müssen ihn von der Scholle bewegen; er wird dann, wie es heißt, glücklich; ob er aber nicht bei dieser Fortbewegung auf das Gesicht falle, darnach wird nicht gefragt.

Der Hof ist also eine Macht, die über dem willkürlichen Wollen seiner Angehörigen, ja selbst seiner Besitzer erhaben ist. Sehr schön spricht sich dieses Verhältniß auch in der Benennung der Hofangehörigen aus. Der Besitzer von Dreimann's Hofe heißt „Dreimann's Jürgen", seine Frau „Dreimann's Marie", sein Sohn „Dreimann's Hermann", seine Tochter „Dreimann's Clara", sein Knecht „Dreimann's Konrad", seine Magd „Dreimann's Ilsabein", sein Kötter „Dreimann's Heinrich". Erst in neuerer Zeit fangen hier und da Bauern an, sich „Hermann Dreimann" nach dem Vorbilde der Städter zu nennen; ebenfalls ein Zeichen der Zeit, ebenfalls eine Mahnung, nicht ohne Noth zu rütteln an dem Ueberlieferten. Es ist sittlich wichtig, daß das Ebmeiersche Grundstück auch im Besitz von Lohmeier den alten Namen trägt und immer von Neuem die Thatsache vor die Seele der Dorfangehörigen bringt, daß einst Ebmeier durch liederliches Wirthschaften den Hof zu Grunde gerichtet hat; es ist sittlich wichtig, sage ich ferner, daß der Name des Hofes bleibt und fort und fort die fernste Vergangenheit mit der Gegenwart und diese mit der Zukunft verbindet. Wenn Dreimann keine Söhne hinterläßt, die Erbtochter aber einen Sohn von einem anderen Hofe heirathet, warum soll da nicht mehr die tausendjährige Sitte dauern, daß der neue Besitzer Dreimann heißt? Was hat euch, römische Juristen, der deutsche Bauernhof, was euch der Kern unseres Volkes gethan, daß ihr denselben nicht ungestört in und nach seinem alten Rechte leben lassen wollt? Warum soll alles Geistige beseitigt werden, auf daß das Volk nur ein willkürlich zusammengewürfelter Haufe von Menschen sei? Das Jahr 1848 sollte, meine ich, kein Grund für solches Streben sein, vielmehr ein Motiv zum entgegengesetzten Verfahren abgeben.

An der Spitze des Hofes steht also der „Bauer". Er ist, je nachdem der Hof ein Minorat oder Majorat ist, der jüngste oder älteste Sohn. Beide Arten der Vererbung laufen neben einander durch fast ganz Sachsen, so daß in dieser Gegend nach diesem, in der daran liegenden nach jenem Modus geerbt wird. Die Geschwister des Anerben erhalten, wo nicht neues Recht aufgezwungen ist und wird, nur einen verhältnißmäßig kleinen Antheil vom Erbe, ohne daß darüber das geringste Mißbehagen sich bei ihnen geltend machte. „Es ist einmal so"; nicht zu Gunsten des Erben wird also getheilt, sondern zu Gunsten des Hofes, dessen Erhaltung auch da noch Herzenssache ist, wo das Miteigenthum an demselben längst aufgehört hat. Unserem Städter will das nicht zu Kopfe, der Bauer hat sich eben so hartnäckig gegen die städtische Auffassung gesträubt. Der Antheil, den die Geschwister erhalten, ist ebenfalls in der einen Gegend verschieden von dem in einer anderen. Wo in der Grafschaft Ravensberg, im Fürstenthum Minden u. a. O. das Gericht nicht zur Schichtung kommen kann, sondern der Bauer nach eigenem Ermessen die Kinder „ausbringt", bekommen sie schwerlich zusammen mehr als ein Viertel vom Werth des Hofes in fahrendem Gut, von den liegenden Gründen des Hofes selbstverständlich gar nichts. In einigen Districten Oldenburgs wird den „auszubringenden Kindern" sogar nur 20 Procent vom Werth des Hofes gegeben; anderwärts hat der Einfluß städtischer Gesetzgebung 50 Procent, also die Hälfte, festgesetzt. Der gesunde Bauer ist gegen diesen Modus sehr aufgebracht: er überlade die Höfe mit Schulden und richte sie zu Grunde. Und nicht der Bauer allein redet so, sondern alle Ortsangehörigen. Es ist neulich bei Ihnen in den Kammern von Gütergemeinschaft die Rede gewesen. Ich erlaube mir hierzu die Bemerkung, daß dieselbe durch und durch und ohne Ausnahme gegen sächsisches Recht streitet. Allerdings ist sie auch in Sachsen in Aufnahme gekommen, aber nur in den Städten, wo sie selbstverständlich einen berechtigten Boden hat. Auf das Land hat sie indeß in sofern einen Einfluß geübt, als in einzelnen Theilen, wie z. B. im Münsterlande, Paderborn u. s. f., eine Gütergemeinschaft in Bezug auf den Erwerb während der Ehe eingetreten ist; ich sage in einzelnen Theilen, denn in vielen, in den meisten Theilen Sachsens ist gar keine Gütergemeinschaft, also auch nicht in Bezug auf den Erwerb in der Ehe. So z. B. im Herzogthume Westphalen mit Ausnahme einiger Gemeinden. So lange das gutsherrliche Obereigenthum bestand, war der Hof selbstredend überall außerhalb der Gütergemeinschaft; nach der Aufhebung des gutsherrlichen Obereigenthums erklären nun die modernen Juristen, im Gegensatz zum sächsischen Recht, daß ein so frei gewordener Hof unter die Gütergemeinschaft falle. Warum diese Erklärung nothwendig war und ist, möchte ich gern aus der Sache heraus, nicht aus der Sucht nach Gleichmacherei, deduciren hören.

Kehren wir zum „Bauern" zurück. Es liegt ein großes Gewicht

in dieser Bezeichnung, dasselbe Gewicht, das anderwärts in der Benennung „Edelmann" liegt. „Bauer" ist der Hofbesitzer im Gegensatze zu den übrigen Hofangehörigen, „Bauern" sind die Hofbesitzer im Gegensatz zu den übrigen Bewohnern des Dorfes, zu den „lütken Lüen" (kleinen Leuten). Auf einen „Akkenohmen" (Oekonomen), der, selbst ein Städter, seine Besitzung angekauft hat vielleicht in der Nähe einer Stadt, sieht der Bauer mit Geringschätzung herab; er gilt nicht für „voll", ist kein Aristokrat wie er. Mit denselben Augen betrachtet er den Städter, den er, sich und Seinesgleichen gegenüber, ich möchte fast sagen, für vogelfrei hält, anders ausgedrückt: den er übervortheilt, wo er nur kann. Wie er aber im Dorfe mit den übrigen Hofbesitzern die stolze Aristokratie bildet, so seinen Hofangehörigen gegenüber den Patron. Sein Haus steht Allen offen, sein Rath und seine That werden nirgends versagt, wo sie nöthig sind, so daß seine Arbeiter viel besser daran sind, als die Fabrikarbeiter. Ich setze den Fall, Griesen Töns und noch drei andere verheirathete Familienväter wohnten auf dem Hofe von Meier zu Hücker. Sie haben eine Wohnung, eine Schlafkammer, Stallungen, Bodenraum u. s. f. und einen kleinen Garten: für Alles dieses zahlen sie eine äußerst geringe Miethe, oder vielmehr wird ihnen eine äußerst geringe Miethe am Ende des Jahres in Abrechnung gebracht. Ist der Bauer gefällig, und das ist er in diesem Falle in der Regel, so überläßt er seinem Heuerling noch ein oder zwei Stück Land gegen eine billige Miethe und bearbeitet mit seinen Pferden dieses Land. Der Kötter hat dann das erforderliche Gemüse und das erforderliche Korn; reicht Letzteres nicht, so holt er den weiteren Bedarf vom „Hofe" und läßt sich den Betrag dafür „auf's Kerbholz" bringen. Die Kuh holt am Morgen der Dorfhirt ab und treibt sie auf die Gemeindeweide. Von ihr hat er Milch und Butter; sie ist außerdem noch eine hübsche Zugabe für die Traulichkeit seiner Familie. Für alle diese billigen Leistungen hat nun aber auch der Heuerling Billiges zu leisten: er muß, wann und wo es erforderlich ist, auf dem Hofe arbeiten und zwar gegen einen sehr geringen Tagelohn. Er muß das thun, wenn er auch anderwärts in dem Augenblicke das Dreifache verdienen könnte. Eine Weigerung wäre gleichbedeutend mit einem Fortziehen, mit einem Zerreißen aller Fäden, die ihn an den Hof binden. Und dieser Fäden giebt es nicht wenige. Arbeitet z. B. der Kötter mit seiner Frau auf dem Hofe, so gehen auch die Kinder auf den Hof und essen und trinken auf dem Hofe. Kommt der Winter und läßt den warmen Ofen suchen, wiederum geht der Kötter auf den Hof mit den Seinigen und setzt sich in die große Stube und spinnt. Gegen sieben Uhr wird gegessen: der Kötter braucht nicht bange zu sein um eine Abendmahlzeit, er wird von der Hausfrau an den Tisch genöthigt. „Wo so Viele satt werden, werden die auch noch satt." Die Kinder spielen in den weiten Räumen des Hauses mit den Kindern der anderen Kötter und den Kindern des Bauern, um schließ-

lich an einem Tische satt zu werden. Die Aufsicht führt die Hausfrau, die deshalb von den Kötterkindern „Hausmutter" genannt wird zur Unterscheidung von ihrer wirklichen Mutter.

Es ist in den letzten Decennien viel von der Lösung socialer Fragen gesprochen und geschrieben worden. Der sächsische Hof hat die Arbeiterfrage längst gelöst, und zwar gelöst in einer Weise, wie sie nicht vortheilhafter für den Arbeiter gelöst werden kann. Der Kötter hat alles zum Leben Nöthige vom Hofe, er hat ein reicheres Familienleben durch denselben, erhält zwar kein Geld vom Hofe, behält aber für sich und seine Frau Zeit genug übrig, um durch Nebenverdienste, durch Spinnen, Ausübung eines Handwerkes, Tagelöhnern auf andern Höfen u. s. f., auch das noch zu verdienen, was Kleidung und sonstige Bedürfnisse erfordern. Allen Krisen, die den Fabrikarbeiter treffen, ist er nicht ausgesetzt. Ist er treu und arbeitsam, so wird er auch sein Leben auf dem Hofe beschließen, so gut wie vielleicht sein Großvater und Vater. Krankheiten können ihn „zurück" bringen, aber nicht zum Bettler machen, denn für das Nöthigste sorgt der Bauer, nicht weil er besonders freigebig wäre, sondern weil er das für seine Pflicht hält. Die Woche über wird allerdings das Brod im Schweiße des Angesichts verdient, aber wenn der Sonntag kommt, wenn der Kötter heimkehrt mit den Seinigen aus der Kirche, dann hat auch der Hof ein anderes Gewand angezogen und ladet ihn zur Erholung ein. Es ist schön, es ist für ihn ein hoher Genuß, unter den schattigen hohen Wipfeln der Eichen auf grünem Rasen zu faullenzen und die Hofjugend auf dem Hofe herumtummeln zu sehen. Freilich, der Mann ist, wie der Bauer, an die Scholle gebunden, und wenn Ihr, Herren der Bewegung, den Bauer von der Scholle bewegt, dann bewegt Ihr auch den altsächsischen Kötter von der Scholle, und der Mann kann es noch zu etwas bringen, wenn er als Arbeiter in Eure Fabriken kommt. Er ist dann ein freier Mann, doppelt frei, wenn der Fabrikherr die Arbeit einstellt.

Die Zahl der Kotten und Kötter richtet sich nach der Größe des Hofes: es giebt Höfe mit sieben, aber auch Höfe mit nur zwei Kotten. Dasselbe gilt von dem Gesinde des Hofes. Große Höfe haben einen großen und einen kleinen Knecht, eine große und eine kleine Magd, hie und da auch wohl einen großen und einen kleinen Schweppenjungen (Schweppe = Peitsche). Wo der Bauer auf dem Felde, auf einer Fahrt, auf der Dehle oder sonst bei einer Arbeit zugegen ist, hat er den Befehl und die Leitung; ist er nicht gegenwärtig, so vertritt der große Knecht seine Stelle. Dasselbe gilt von der Hausfrau und der großen Magd. Der Dienst beginnt am Hofe mit dem Amte eines Schweppenjungen, zu dem sich der Sohn eines Kötters vermiethet. Beträgt er sich gut, ist er treu in seinem Berufe, so wird er vielleicht nach zwei Jahren kleiner und nach vier Jahren großer Knecht und damit ein Mann, der etwas mitzureden hat auf dem Hofe und selbst dem Bauer

gegenüber ein freimüthiges Wort sagen darf. Es ist ein eigenthümliches Verhältniß, in dem der Großknecht sich nach langem Dienst befindet, ein Verhältniß, das nur der zu würdigen vermag, der die im Eingange charakterisirte Bedeutung des Hofes versteht. Norm seines Handelns ist nämlich mit dem Laufe der Zeit nicht mehr der Befehl und der Wille des Bauern, sondern seine Auffassung von den Interessen des Hofes. Das giebt denn häufig zu allerlei Reibereien Veranlassung, die nicht selten einen komischen Anstrich tragen. So wünscht der Großknecht die besten Pferde des Dorfes zu haben, der Bauer will im Grunde dasselbe. Der Bauer macht einen Anschlag, wie viel Hafer die Pferde täglich bekommen, der Großknecht findet die Quantität zu gering und stiehlt den Rest. Da paßt denn der Großknecht auf die Zeit, in der der Bauer sich zu Bett legt, der Bauer aber spionirt auf den Großknecht, weil eine innere Stimme ihm sagt, daß derselbe ihn diesen Abend zu bestehlen die Absicht hat. So lauern sich Beide auf. Wird der Großknecht ertappt, so bekommt er eine lange Epistel zu hören, die er indeß mit größter Seelenruhe entgegennimmt, um am folgenden Abend von neuem zu stehlen. Die Folge ist, daß Beide in ein gegenseitiges Knurren hineingerathen, ohne daß dadurch das anderweitige cordiale Verhältniß zwischen Beiden gestört würde.

Lohn und Beschäftigung des Gesindes sind an den verschiedenen Orten verschieden. Wo früher Flachs gesponnen wurde und noch gesponnen wird, da erhalten Knechte und Mägde erstlich den Weinkauf, dann den Lohn und drittens Natural-Lieferungen. Letztere bestehen in Leinen für Kleidung und in Flachs zum Spinnen. Aber der Flachs wird nicht so ohne Weiteres fertig bedungen, sondern nur die „Leinsaat", d. h. der Bauer besäet ihm ein bestimmtes Stück Land mit Leinsamen, erntet den Flachs ein und bearbeitet ihn. Dadurch kommt es, daß das Gesinde eben so gut eine Mißernte haben kann, wie der Bauer selbst. Der Großknecht verkauft den Flachs in der Regel, weil ihm selbst im Winter auf den großen Höfen nicht die Zeit bleibt, ihn selbst aufzuspinnen. Die übrigen Dienstleute verspinnen ihn selbst an den langen Wintertagen und lösen für das Garn den Ertrag als ihr Eigenthum ein. Eine fleißige Magd bringt es sogar dahin, daß sie noch gekauften Flachs verspinnt; die faule dagegen verkauft wohl Flachs und bringt sich dadurch in schlimmes Gerede. Das männliche Gesinde hat gar nicht für den Hof zu spinnen: was sie spinnen, gehört ihnen alles. Die Mägde haben aber eine „Zahl" im Winter (im Sommer wird nicht gesponnen) zu spinnen, und erst, wenn diese gesponnen ist, können sie für sich spinnen. Die Spinnstube ist die im zweiten Briefe erwähnte große Stube, in deren Mitte die große Oellampe herabhängt. Die Hausfrau und die Töchter des Hauses spinnen ebenfalls, pflegen aber eher aufzuhören, namentlich eher aufzuhören, als die fleißigen Mägde. Gewisse Tage hat das „Gesinde", außer der Zeit, die das „Tagwerk"

in Anspruch nimmt, ganz für sich zum Spinnen, z. B. die Tage vor dem Jahrmarkte, der vom Hofe besucht wird.

Verheirathete Knechte und Mägde giebt es nicht, und kann es nach dem Mitgetheilten auch nicht geben. Hat der Großknecht oder die Großmagd sich ein Sümmchen Geldes, Vorräthe an Leinen und Hemden erworben, so können sie an das Heirathen denken, wenn irgend wo ein Kotten frei ist oder frei wird. In der Regel kommt der Knecht zu Jahren, bevor er ans Heirathen denken kann; die Magd hat, um einen Mann zu bekommen, darauf zu sehen, daß sie viel Garn und Leinen erwirbt, um davon die nöthigen Vorräthe für die Einrichtung eines Haushaltes zu besitzen; für vieles Andere sorgt der Bauer, wenn ihm Dienstboten lange und treu gedient haben, namentlich aber für eine Kuh, dieses Haupterforderniß eines ordentlichen Haushaltes. Vielleicht hat der Großknecht noch eine hübsche Forderung an Lohn vom Hofe zu erhalten; der Bauer giebt ihm dafür eine Kuh und läßt den etwaigen Ueberschuß, zu dem er dadurch kommt, durch Tagelöhnern abverdienen. Ohne Kuh ist der neu errichtete Haushalt bettelhaft und wird im Dorfe allgemein getadelt, unter Anderm schon deshalb, weil die Familie keine Milch hat. Giebt die Kuh eines Kötters keine Milch, so wird während dieser Zeit Morgens vom Hofe eine Schüssel Milch gebracht.

Unter und mit dem Gesinde wachsen die Kinder des Hofes auf. Sie müssen, wenn sie zu Jahren kommen, ebenfalls arbeiten, die Mädchen mit und unter der Leitung der Mägde, die Knaben unter den Knechten. Gehorchen ist ihre erste Pflicht, nicht allein den Eltern, sondern auch dem Gesinde gegenüber. Naseweises Dreinreden wird nicht gestattet. Ist einige Zeit nach der Confirmation verflossen, dann ändert sich die Sache allerdings etwas, namentlich bei den Töchtern des Hofes, die nun unmittelbar von der Hausfrau abhängig werden. Man sieht sich nach einer passenden Partie für sie um, namentlich nach einem Erbsohne, weil das Mädchen dadurch „Bauernfrau" wird. Von romantischer Liebe weiß der Sachse platterdings nichts. Glauben die Eltern eine passende Partie gefunden zu haben, so wird, meist von einem Unterhändler, der der einen oder anderen Familie angehört, dafür Sorge getragen, daß sich die Eltern des Knaben und des Mädchens in der großen Wohnstube des Hofes an einem Sonntag-Nachmittage versammeln und besprechen. Der Vater des Mädchens giebt an, was er seiner Tochter als Brautschatz geben will; der Vater des Knaben findet das Gebot zu gering, die Frauen reden drein, und nun wird gefeilscht und gefeilscht, bis man endlich einig wird. Oft dauern solche Unterhandlungen Monate lang, bevor ein Resultat erzielt wird. Das künftige Paar sitzt dabei, hört Alles an, darf aber nicht drein reden. „Kinder haben auf das achtzehnte Wort zu passen", heißt die Bauern-Regel. — Wie die Mädchen sich nach einem Erbsohne umsehen, so die Söhne nach Erbtöchtern. Oft verheirathen sie sich gar nicht und blei-

ben dann als „olle Jungen" auf dem Hofe und arbeiten mit den Knechten. Sterben sie, so vermachen sie ihre Mitgift fast ohne Ausnahme nicht den übrigen Geschwistern, sondern dem Hofe, für den sie ihr Leben lang gearbeitet haben. Sie sehen daraus wiederum, wie der Sachse den Hof ansieht, und was von dem vermeintlichen Unrecht zu halten ist, das nach dem Geschrei der Liberalen den Geschwistern widerfahren soll, die mit einer geringen Summe vom Hofe abgefunden werden.

Ist der Hof ein Minorat und ist der jüngste Sohn oder, falls Söhne nicht vorhanden, die jüngste Tochter zu den Jahren gekommen, daß sie heirathen können, so sorgt der Bauer für eine geeignete Partie und zieht sich nach vollzogener Trauung auf seine Leibzucht zurück. Diese besteht in einem Wohnhause, einem Garten und einem der Größe des Hofes entsprechenden Acker, den der neue Besitzer des Hofes unentgeldlich zu bestellen hat. Außerdem hat der Hof eine jährliche Rente zu zahlen. Es giebt Leibzüchter, die nur ihren Lebensunterhalt beziehen, aber auch Leibzüchter, die jährlich noch für eine beträchtliche Summe Korn verkaufen können. Um den Hof bekümmert sich der Leibzüchter in der Regel gar nicht mehr; er hat ihn getreulich verwaltet und ihn eben so gut und vielleicht besser seinen Nachkommen übergeben, wie er ihn von seinen Vorfahren überkommen hat. Damit hat er seine Schuldigkeit gethan; was der neue Besitzer anstellt, das scheint ihm gleichgültig zu sein. Auf dem Hofe interessiren ihn nur noch Personen, Söhne, die vielleicht noch nicht ausgebracht sind, die junge Frau und die Enkel. Letztere gehen gern zu den Großeltern auf der Leibzucht, schreiben, wenn sie so weit gekommen sind, Gratulationsbriefe zum neuen Jahre, und werden, wo sich Anlaß bietet, von den Großeltern beschenkt. Mit dem Hofbesitzer scheint der Leibzüchter nur in geschäftlicher Beziehung zu stehen. — Hat der abtretende Bauer keine Frau mehr, so bleibt er in der Regel auf dem Hofe. Da kommt denn die junge Frau häufig in eine schwierige Lage. Der alte Bauer will nach seinem Kopf gehandelt wissen, während der junge Bauer selbst Herr zu sein meint. Daraus die Aufgabe der Frau, überall zu versöhnen und zu vermitteln. In andern Fällen stellt sich die Sache auch so, daß der alte Bauer mit seinem Sohne gegen dessen Frau in ein feindliches Verhältniß tritt, in noch andern Fällen endlich, daß die jungen Leute gegen den alten Bauern dergestalt gemeinschaftlich Front machen, daß dieser droht, zu irgend einem andern seiner Kinder zu ziehen. Daraus aber würde dem Hofe Schaden erwachsen und die jungen Leute pflegen wieder einzulenken. Es versteht sich, daß auch friedliche Verhältnisse zwischen der abtretenden und der neuen Generation vorkommen, wie die menschliche Natur ja eben so gut zum Frieden wie zum Streit geneigt ist.

Ich habe bisher vom Bauern, von seinen Kindern, vom Gesinde, den Köttern und den Leibzüchtern des Hofes gesprochen. Nicht selten

finden sich auf den Höfen — für Preußen muß es heißen „fanden sich" — noch Erbpächter, Leute, die gegen eine bestimmte jährliche Abgabe einen Acker des Hofes gepachtet und darauf ein Haus errichtet haben. Sie stehen in einem loseren Verbande zum Hofe wie die Kötter, indem sie nicht zu Dienstleistungen auf dem Hofe verpflichtet sind. Vielleicht ist der Erbpächter sogar mit dem Bauern verwandt, indem er oder sein Vater ein Sohn des Hofes war. Er konnte keinen Hof erheirathen, wollte aber auch nicht Kötter werden oder „oller Junge" bleiben, und erhielt von seinem Vater deshalb die Erbpacht, wodurch er so zu sagen einen kleinen unabhängigen Staat im großen Staate begründete. Er kommt häufig auf den Hof, steht in der Regel gut mit dem Bauern, und ist zu Dienstleistungen bereit, wo solche gefordert werden. Dafür thut auch der Bauer allerlei für ihn: er bestellt gegen billigen Lohn seinen Acker, fährt unentgeldlich die Leichen u. dergl. m. In Preußen ist, wie ich andeutete und wie Ihnen bekannt ist, das Erbpachtsverhältniß neuerdings abgelöst. Die Folge wird sein, daß ein solches oder ähnliches Verhältniß nicht wieder angeknüpft werden wird. Es ist kein Schade darum, aber ein Schade ist es, ja tief zu beklagen ist es, wenn durch diese oder jene Maßregel, durch dieses oder jenes Gesetz die Integrität des sächsischen Hofes angetastet wird. Man zerreißt, wie das Wenige, was ich über die Bevölkerung eines Hofes gesagt habe, schon beweist, einen lebendigen Organismus, ein Institut, das die Arbeiterfrage besser bereits gelöst hat, wie unsere Juristen sie jemals werden lösen können. Aber man zerreist mit dem Hofe und in dem Hofe noch etwas Anderes, Wichtigeres, Höheres. Darüber in meinen nächsten Briefen.

Englischer Literaturbrief.

Unter den neuesten Erscheinungen der englischen Literatur erregt ein poetisches Werk, eine Art versificirter Novelle, am meisten Aufsehen. Es führt den Titel: „Aurora Leigh. By Elizabeth Barrett Browning. London. Chapman and Hall."

Wie wir in der Literatur eines Volkes und einer bestimmten Epoche überhaupt nicht bloß ein sogenanntes einseitig literarisches Interesse verfolgen, sondern ihre Erzeugnisse als Gradmesser des inneren Zustandes des Volkes zu erfassen suchen, so beschäftigt uns auch bei diesem Buche besonders der sittliche Standpunkt der Verfasserin, die wie jeder Schriftsteller doch einen größeren oder geringeren Durchschnitt der heutigen englischen Gesellschaft darstellt, und ferner die Wiederspiegelung der den Dichter umgebenden Zustände, welche — auch wenn er sich noch so sehr gegen die Einflüsse seiner Zeit sträuben sollte — doch stets in

sein Werk eindringen und mindestens den wohl sichtbaren Hintergrund desselben bilden werden.

Frau Elisabeth Browning gehört zu den ersten lebenden Dichtern Englands. Alle, auch ihre literarischen Gegner, z. B. Blackwoods Magazine, erkennen das an. Sie ist früh an die Oeffentlichkeit getreten; funfzehn Jahr alt, gab sie schon Gedichte heraus, und, im Griechischen und Lateinischen wohl bewandert, machte sie sich in einem Lebensalter, wo die Knaben in Eton noch mit der Grammatik kämpfen, an die Uebersetzung des gefesselten Prometheus von Aeschylus. 1844 erschienen von ihr zwei Bände Gedichte. Ein dritter folgte Ende des verflossenen Jahres. Sie hat schon in ihrer Jugend Italien gesehen und eine Zeit lang eine neue Heimath in Florenz gefunden, ist dann nach England zurückgekehrt und hat dort, die Dichterin, einen Dichter, Mr. Robert Browning, den Verfasser von Sordello, Paracelse und einer Reihe geschichtlicher Romane, geheirathet. Zunächst hat Hochachtung vor dem dichterischen Talente der Miß Barrett ihn zu ihr geführt, wie sie denn literarisch viel bedeutender ist, als ihr Gemahl.

Dies ist im Kurzen das Leben der Frau, welche schon 1843 an George Sand, die französische Emancipirte, ein Sonnett richtete, das in seiner Schönheit, Milde und Keuschheit in weiten Kreisen großes Aufsehen erregte. Der kurze Inhalt dieses Sonnettes war, daß die Verf. der berühmten Romanschriftstellerin, deren Talent sie verehrt, das Schönste, das ihr noch fehlt, wünscht: — fromme Weiblichkeit. Wir begnügen uns mit einer Zeile aus diesem schönen Gedichte, das in männlicher Kraft die Sinnlichkeit der G. Sand the lions of thy tumultuous senses (die Löwen Deiner aufrührerischen Sinne) benennt; diese Zeile lautet:

„Du, die so groß und schön, o sei auch rein!“ ...

Gewiß, die Engländerin, biblisch ernst und inmitten so vieler noch aufrechtstehender Autoritäten der Sitte und Zucht erzogen, konnte trotz aller ihrer Bewunderung des Talentes und der Phantasie der Französin nicht umhin, an den Frivolitäten Anstoß zu nehmen, welche in einer Gesellschaft, deren Sitten von alter Sitte nur in seltenen Ausnahmefällen noch profitiren können, nicht mehr auffallen. Aber das Bedenken gegen die Sittlichkeit der Sand, welches Miß Barret hegte, hätte in ihrem Herzen wohl zu einem Bedenken gegen alle Versuche weiblicher Dichter werden sollen, die Schatten der modernen Welt, ihre Excentricitäten und Schwächen, ihre Laster und Irrthümer, in Romanen, Novellen und Gedichten zu malen. Denn solch ein Gemälde kann nur durch Farben hergestellt werden, welche die Phantasie aus reiner Luft nicht sammeln kann, sondern zu deren Gewinnung ein Aufenthalt in den darzustellenden Regionen und eine gewisse Theilnahme an den Leidenschaften, welche dort herrschen, gehört.

Einem Manne wird dieses nothwendige Material der Darstellung

eher geboten, weil ihn sein Beruf in das Leben tief hineinführt, während die Frau diese Wege, die ihre Wege nicht sind, erst und meist heimlich und verstohlen aufsuchen muß. Es bleibt darum nur ein Doppeltes: Entweder die weibliche Schriftstellerin giebt treue Schilderungen des modernen Lebens, seiner Widersprüche und Laster, und sie bringt sich dann in ein böses Licht, oder sie läßt ihrer Phantasie einen freien Spielraum und giebt uns dann schwankende und unwahre Gebilde. Unsere Poetin würde entschieden überall in den letzteren Fehler verfallen sein, wenn ihr nicht die eigenthümlich ungezwungene Stellung, welche die Engländerin nach einer Seite hin im Leben einnimmt, Gelegenheit geboten hätte, hier und da Detailzüge des großen Menschenverkehrs doch zu erhaschen, freilich eben nur Einzelnheiten. Im Ganzen bleibt indeß doch ihre Phantasie ausschließlich für die fremdartigen Gebilde ihrer vorliegenden Novelle verantwortlich, so für den socialistischen Lord, der auf seinem Erbgute ein Phalanstère einrichtet, für das Bettelmädchen, das in den Höhlen des Lasters Tugend und Schönheit und die ganze Reinheit der Empfindung bewahrt, und das dann durch die Hände eines zweiten Lovelace geht, ohne das Mitgefühl der Dichterin und die Freundschaft der reinen und schönen Heldin des Gedichtes zu verlieren. Das sind Schaumblasen, die wir ohne Weiteres verurtheilen müssen.

Ganz anders aber stellt sich die Bedeutung desjenigen Theiles des Gedichtes, in welchem die Dichterin in die eigne Brust greift und in den tiefsten und vollsten Tönen ein großes, leidenschaftliches und innerlich wahres Gefühl bekennt. Auf diesem Punkt wird das Gedicht uns als ein Beitrag zur Kenntniß der heutigen Zustände Englands höchst interessant.

Die Wirklichkeit ist rauh, sie hat oft schon zarte Naturen verletzt und die meisten Dichter geärgert und gestört. Keines ihrer Themas ist älter, ist dabei unverbrauchter, als das von „Ideal und Welt“. England jedoch hatte bisher keinen Mangel an Dichtern, welche es statt solcher Klagen vorzogen, in diese rauhe Wirklichkeit hineinzusteigen und ihr poetische Seiten abzuringen und endlich zu finden, daß nur sie, nur das wirkliche, „volle“ Leben, Poesie sei. Dies Verhältniß ändert sich schon seit Beginn des Jahrhunderts, in die Dichter Englands fällt auf einmal eine tiefe Sehnsucht nach fernen Idealen, und so ist auch dieses Gedicht der Mistreß Browning symbolisch als ein Ruf dieser Sehnsucht aufzufassen.

Wir wissen, daß diese Unbefriedigtheit der englischen Poesie in ihrer tiefsten Wurzel sich mit ähnlichen Symptomen auf andern Gebieten vereinigt, daß sie um dieselbe Zeit beginnt, wo — außerdem durch die französische Revolution angeregt — auf einmal der Ruf nach Verbesserung der Verfassung, nach Trennung von Kirche und Staat laut wird, aber wir übergehen hier diese entfernteren Ursachen und halten uns an das Nähere, und da wird uns denn dies Gedicht zunächst ein neuer

Beweis dafür, daß es in der That heut sehr traurig, sehr nüchtern, sehr frosterregend aussehen muß auf der einst merry Old-England (lustiges Altengland) genannten Insel.

Nicht allein, daß die Sehnsucht nach Italien und die Abneigung gegen Englands kalten und nebeligen Himmel in jedem der Verse des Gedichts wiedertönt, auch die nationale Art Englands, die steif ehrbare und „hoch respectable" Familiensitte und Lebenstradition wird mit Widerwillen berührt und gezeichnet. In dieser versificirten Novelle tritt eine alte Tante auf, der die Heldin des Gedichts, aus Florenz zurückkehrend, sich für ihr weiteres Leben übergeben sieht. Die Schilderung dieser alten Dame ist an sich vortrefflich, man erblickt sie deutlich, wie sie auf der Treppe vor dem alten Landhause steht und mit kühler, gutherziger Miene die junge Nichte erwartet, und es liegt in der Wendung, mit welcher die Dichterin sich von dieser vorbereitenden Schilderung entfernt, etwas wirklich überraschend Männliches:

> „She had liv'd, we'll say
> A harmless life, she called a virtuous life,
> A quiet life, which was not life at all
> (But that, she had not lived enough to know),
> Between the vicar and the county squires." . . .

Welch eine, allerdings halb blasirte Sicherheit des Urtheils tritt uns nicht aus diesen Worten entgegen! „Sie hat, wir wollen sagen, ein harmloses, sie meinte, ein stilles Leben, geführt, aber es war am Ende doch kein Leben." In derselben souverainen Weise geht das Gedicht bis an sein Ende fort, und man muß sich immer wieder von Neuem in das Gedächtniß zurückrufen, daß es eine Frau war, welche diese Verse schrieb. In diesem Dichter-Gemüthe — das wird uns schon nach den ersten Seiten des Buches klar — ist, oder vielmehr war der Bruch mit den Realitäten des Lebens, mit der Sitte und den Institutionen Englands erfolgt, ein Act der revolutionärsten Natur hatte den Poeten von seiner Umgebung getrennt, er hatte jenseit der alten Ordnungen der englischen bürgerlichen Gesellschaft eine Stellung genommen, welche derjenigen wesentlich ähnlich war, die die literarischen Vorläufer der politischen Revolution in Frankreich und Deutschland einst einnahmen. Da aber, nachdem dieser Bruch im Dichtergemüthe vollzogen ist, bricht die Macht des Gewissens durch, über die Neigung und Abneigung siegt jener geheimnißvolle, mit allen möglichen Gegensätzen ausgestattete praktische Sinn, der den Engländer stets auszeichnete, der Sinn für das Gegebene, das Bewußtsein der Pflicht gegen die Welt in ihren so oder so gestalteten Ordnungen, und so gelingt es unserer Dichterin, das Sittengesetz zum Schluß bei ihren Helden zur Anerkennung zu bringen. Romney Leigh, der junge reiche Lord, der in seiner confusen Liebe zur Menschheit auf seinen Gütern ein Phalanstère errichtet hatte, in dem „die neue Gesellschaft" mit Genuß

arbeiten und am Genuß arbeiten sollte, kehrt in die klare Wirklichkeit, und zwar an der Hand einer reinen und hohen Liebe zurück, und es eröffnet sich uns im erquicklichsten Gegensatz zu allem Vorangegangenen die Perspective auf Ehe und Familie, auf die alten heiligen Grundlagen gesunden gesellschaftlichen Lebens.

So wird uns dies Gedicht, dessen literarische Seite wir hier dahin gestellt sein lassen, ein beredter Commentar zu den heutigen Zuständen Englands. Böse Uebel drücken dies merkwürdige uns eng verwandte Volk, große Gefahren drohen von dieser und jener Seite im Innern, aber ein ungemein kräftiger Zug und Trieb zum Leben überwindet ein Hinderniß der Weiterentwicklung nach dem andern, und auch der Poet und der Philosoph kehrt hier aus allen Kreuz- und Querfahrten der Phantasie und des Verstandes zum Gehorsam gegen die gegebenen Größen des Lebens und die christlich-englische Weltanschauung zurück. Nicht immer leichten Herzens, wie wir es dem eben besprochenen Gedichte ansehen, in dem oft in Tönen, die an die Sprache der Balkonscene in Romeo und Julia erinnern, die Seufzer einer Seele hörbar werden, welche den Nebel, die derbe Practik und die energische Prosa John Bulls nur mit Schmerzen erträgt.

George Sand würde aus solchen Empfindungen der Sehnsucht einen capriciösen Fluch gegen die ganze menschliche Gesellschaft schmieden, sie würde diesen Fluch irgend einem weiblichen Don Juan in den Mund legen und uns damit einen Roman liefern, in dem das Evangelium des Fleisches seinen Triumph feiert —, die Engländerin, Mrß. Browning, gesteht diese Empfindungen einer nicht befriedigten Seele, um sie alsdann zu bekämpfen und die reine helle Luft großer sittlicher Verhältnisse in die verquickte Atmosphäre solch einer einsam träumerischen Lebensanschauung zu führen. Es ist ein Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht.

Wappen-Sagen.

Brandenstein

„Andre Wappen ein Löw' oder Bär,
„Ein Greif und dergleichen Thiere mehr
„Zu sein pflegt; die von Brandenstein
„Den Wolf haben, so die Gans rein
„Davon trägt und sich erfreut;
„Wohl dem, der erlangt die Beut'
„Durch Mannheit, solche Speis' gebührt
„Dem Ritter, den seine Tugend ziert!"

So ist in alten Reimen der Brandensteine Art
Und ihres Schildes Deutung den Enkeln aufbewahrt.

Gar manche stolze Beute war ihrer Mannheit Preis,
Der graue Wolf war Sieger in manchem Kampfe heiß,
Und rein war stets die Beute, rein wie die Gans im Schild,
So kündet's dem Jahrtausend das edle Wappenbild.
Doch nicht allein im Kampfe, die feste Hand am Schwert,
Die Brandensteine glänzten als Ritter treu und werth,
Noch manche andere Tugend den mächt'gen Stammbaum ziert,
Deß Wurzel sich im Dunkel der Fabelzeit verliert,
Davon in allen Mähren manch gute Kunde klingt,
Die bis zum spät'sten Enkel den Ruhm des Hauses bringt.

Zu Erfurt in dem Dome ein Graf von Gleichen ruht,
Der war einst ausgezogen zum Kreuzzug hochgemuth,
Verwundet und gefangen, durch Liebe ward er frei,
Durch eine Mohrenfürstin, aus harter Sklaverei.
Die folgt' durchs Land, durch Meere, die folgt' ihm treu nach Rom,
Getauft auf Christi Namen wird sie in Peters Dom.
Und um die Lieb' und Treue, die sie im Herzen hegt',
Ward sie dem edlen Grafen als Gattin beigelegt,
Die heil'ge Kirche selber that's durch ihr Oberhaupt,
So ward dem Grafen Gleichen die Doppeleh' erlaubt;
Denn in dem Ahnenschlosse harrt ein Gemahl schon sein,
Die blonde Ernestine, die schöne Brandenstein,
Die nahm die Mohrenfürstin froh als Genossin an
Um ihrer Treue willen und was sie Ihm gethan.
In stillen Freuden lebten die Dreie manches Jahr,
Jetzt schlafen sie zusammen im Dome am Altar.

Vor Ofen fing der Türke Herrn Hans von Brandenstein,
Der mußt' des Emirs Sklave im fernen Stambul sein.
Er mußte Wasser tragen in heißer Mittagszeit,
Schwer trug der deutsche Ritter der Heiden Dienstbarkeit.
Doch hielt er fest am Glauben in Noth und in Gefahr
Und diente so als Sklave wohl an die sieben Jahr.
Da ward auch ihm gebrochen das Joch der Sklaverei,
Zu seiner Väter Schlosse, nach Oppurg, kehrt er frei.
Da saßen seine Brüder Otto und Joachim,
Die kleideten in Liebe sein großes Elend ihm.
Sie hatten einst getheilet des Vaters Gut nach Wahl,
Er hat sein Erb' verloren, sie theilten noch ein Mal.
Das ist von Bruderliebe ein Zug gar selt'ner Art,
Der sei auch zum Exempel den Enkeln aufbewahrt.
So klingt in alten Mähren noch manche Kunde fein,
Drum haltet mir in Ehren den Wolf von Brandenstein!

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.

An die Leser.

Die „Berliner Revue" ward im März 1855 gegründet, um die Social=Principien von 1789 zu bekämpfen und einem wachsenden Bewußtsein der Zeit, demjenigen von der Nothwendigkeit einer Umkehr zu den alten und erprobten Principien — wenn auch nicht zu bloßen alten Formen — zur Hülfe zu kommen. Sie tritt gegenwärtig, nach zweijährigem Bestehen in weiteren Kreisen bekannt und gewürdigt, mit der gegründeten und von Freund und Feind getheilten Ueberzeugung in ihr drittes Lebensjahr, daß sie in der Reihe der Gegensätze, welche die Zeit bewegen, einen nicht zu übersehenden Platz einnimmt und ein beachtungswerthes Moment, das der weitern Entwickelung unzweifelhaft von Nutzen sein wird, verkörpert.

Wir fahren fort, das allgemeine gleiche Staatsbürgerthum, das unbeschränkte einherrige Grundeigenthum, die Schrankenlosigkeit des Individuums gegenüber der Gesellschaft und ihren Einrichtungen in Familie und Corporation, in Stand und Sitte mit allen Kräften zu bekämpfen; wir fahren fort, ein Gefüge der Verfassung zu vertheidigen, welche dem großen Grundbesitzer wie dem Bauern, dem Stadtbürger wie dem Arbeiter Sicherheit, Freiheit und die Grundlage einer edelmenschlichen Existenz sichern wird, allein sichern kann.

Wir verfolgen diese unsere Arbeit, indem wir einerseits in verschiedenen Formen der zerrütteten Gesellschaft Vorbilder vor's Auge stellen, und wir haben dazu für die nächste Folge unserer Hefte einen neuen Roman gewählt, der in die deutsche Vergangenheit zurückgreift und das wahre Bürgerthum, das sich zur Erzeugung eines wahrhaft aristokratischen Bewußtseins und einer wahrhaften in der Corporation gegründeten Freiheit einst so fruchtbar erwies, schildert.

An den Roman werden sich Schilderungen aus den gesunden und kranken Sphären der Gesellschaft in Berichten aus den großen Hauptstädten der Welt 2c. reihen.

Leitende Artikel, Artikel, in welchen sich die Meinungen einer sich immer mehr ausdehnenden Fraction des Hauses der Abgeordneten wiederspiegeln werden, sollen die socialen Fragen in ihrer concreten Bedeutung zunächst für Preußen und Deutschland erörtern.

Kein Interesse der Zeit soll von der Besprechung ausgeschlossen werden. Literatur, Kunst und Theater, die religiösen und kirchlichen Bewegungen, die Armee, die modernen Mächte des Capitals werden geeignete Berücksichtigung finden, und zwar so, daß zu gelegener Zeit eine Ueberschau die Reihe der neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete zusammenfaßt und beurtheilt.

Die „Berliner Revue" ist Organ des Johanniter=Ordens und sie erfüllt einen ihrer Zwecke, wenn sie, so viel an ihr ist, das Interesse für eine Genossenschaft anfeuert, die recht eigentlich berufen scheint, neues Leben zu fördern und ein aristokratisches Element, zugleich eine rettende That der Barmherzigkeit und des Opfers der zerfallenden Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Von aller einseitigen Vorliebe für einen bestimmten Stand ist die „Revue" entfernt. Wie dem Adel, so wird sie ihre Kräfte ebenso dem Bürger- und Bauernstande widmen und für die Festigkeit des Bauernhofes ebenso offen einstehen, als für den Neubau der handwerklichen, kaufmännischen und industriellen Corporationen. In einer schon jetzt eröffneten Reihe „sächsischer Briefe" tritt sie als Anwalt westphälischen Bauernthums auf, in „Skizzen und Umschauen auf fränkischem Boden" wird sie die Folgen der Parzellenwirthschaft und der ewigen Unruhe des Grundbesitzes zeichnen.

Die ehrwürdigen Ueberlieferungen der Geschichte, Ueberlieferungen in Wort oder in Einrichtungen, werden der „Revue" immer theuer sein, sie schließt sich ohne Rückhalt dem Streben unserer großen Germanisten an, welche die Continuität deutschen Selbstbewußtseins durch ihre hervorragenden Arbeiten auf dem Gebiete der Literatur, des Rechts ꝛc. herzustellen bemüht sind. Sie glaubt an einen heiligen Beruf des deutschen Gesammtvaterlandes und ist überzeugt, daß der specielle Beruf Preußens zu jenem in keinem Gegensatze steht; sie sieht auch in der Trennung, welche seit drei Jahrhunderten auf kirchlichem Gebiete besteht, keine unüberwindliche Zerstückelung Deutschlands, und sie wird bemüht sein, in ihren Arbeiten, so oft die Gelegenheit dazu kommt, zu zeigen, daß die Entwickelung im katholischen Deutschland in einer merkwürdigen Parallele neben der protestantischen daher läuft und dem katholischen Volke eine geistige Gemeinsamkeit mit dem protestantischen sichert, welche in allen Tagen der Krisis und gewaltiger Bewegung sich als ein fester Halt Deutschlands und Preußens bewähren wird.

Alle, welche diesen Sätzen ihren Beifall schenken und sich berufen fühlen, an der „Berliner Revue" in dem bezeichneten Sinne mitzuwirken, werden dazu gehorsamst hiermit aufgefordert.

Berlin, im März 1857.

Die Redaction der „Berliner Revue".

Buchhändler, welche ihre Verlags-Artikel in unserer Wochenschrift besprochen zu sehen wünschen, werden ersucht, ein Exemplar des betreffenden Werkes der Redaction zuzusenden.

Inserate werden, die Petit-Zeile zu 2 Sgr., für die letzten Seiten der Wochenhefte entgegen genommen. Bisher haben besonders Handlungen, deren Artikel ein vornehmeres Publicum suchten, mit Erfolg diesen Weg der Veröffentlichung durch uns benutzt.

Bestellungen auf die „Berliner Revue" beliebe man bei dem nächsten Postamte zu machen. Das Abonnement für ein Vierteljahr beträgt für Berlin 1 Thlr. 25 Sgr., incl. Botenlohn 2 Thlr., bei allen preußischen Postanstalten 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., bei allen Postanstalten des deutsch-österreichischen Postvereins 2 Thlr. 20 Sgr.

Die Expedition.
Berlin, Deßauerstraße Nr. 5.

Drei Jahre.

Roman.

Dritte Abtheilung.

Hundert Tage.

Siebenzehntes Capitel.

Der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Schorlibbe.

„Glücklich der, welcher fern von der Welt, den ersten Menschen ähnlich, der Väter Erbe ackert mit eigenem Vieh .... der mit Lust die junge Rebe der hohen Pappel vermählt, taube Aeste mit scharfem Schnitt entfernt und fruchtverheißende dafür aufpfropft, der die brüllenden Heerden durch das abgelegene Thal wandeln sieht .... der an seiner Seite eine keusche Frau sieht, die für das Haus sorgt, und die süßen Kinder! ....“

(Horaz.)

Ein heißer Sommertag war's, die tiefste Stille herrschte rings um das bescheidene Herrenhaus in Schorlibbe, ein kleines Dorf, das seit undenklichen Zeiten den Herren von Krummensee erb- und eigenthümlich zugehörte; die Leute waren fast alle auf dem Felde beschäftigt, auch auf den Höfen und in den Gärten vernahm man keiner menschlichen Stimme Laut.

Mit raschen Schritten kommt ein stattlicher Mann, dessen alter blauer Ueberrock troß der Hiße militairisch zugeknöpft ist, auf dem Fahrwege, der durch das letzte Gewitter arg mitgenommen ist, von der großen Lehmgrube herauf, und nähert sich dem mit einer niedrigen Lehmwand umschlossenen Garten, der auf der Rückseite das Herrenhaus umgiebt. Einige von den breiten Steinen, mit denen die Lehmwand oben belegt ist, um sie dadurch etwas gegen das Wetter zu schützen, hat der Regen abgeschwemmt, oder der Wind hinunter geworfen, im Vorübergehen hebt sie der Mann auf und legt sie wieder sorglich fest auf der alten Stelle.

Nur das Auge des Herrn sieht solche Kleinigkeiten, und nur die Hand des Herrn hilft solchen Dingen sofort ab, und wirklich, der Mann mit der breitgeschirmten Mütze und dem tüchtigen Stock am schwarzen Lederriemen ist der Herr selbst, der Königliche Major a. D. Herr Philipp von Krummensee, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Schorlibbe.

Der Herr ist bis zur schmalen Gartenpforte gelangt, er wirft noch einen aufmerksamen Blick rückwärts auf den Weg, den er gekommen, er sieht in der Ferne seine Leute auf dem Felde beschäftigt, dann prüft er den Himmel, und ruhig wendet er sich um, zieht den hölzernen Riegel mit dem Riemchen zurück und tritt in den Garten, für den die Kunst der Gärtnerei eben nicht viel gethan hat, der aber doch ganz anmuthig aussieht. Der Garten ist von oben nach unten, so wie von rechts nach links durch zwei breite Wege, die sich in der Mitte kreuzen, in vier gleiche Theile zerschnitten. Der Langweg ist auf beiden Seiten mit Spike, der Querweg mit Federnelken eingefaßt, lustig bunt und wohlduftend. Auf den schmalen Rabatten dahinter wachsen und blühen Büsche von Feuerlilien und Löwenmaul, Sonnen-Rosen und Studentenblumen, Salbei, Malven und sonstigen sehr einfachen, aber doch zierlichen, oder wohlriechenden Gewächsen; hier und dort stehen auch wohl Fruchtbäume und Fliedersträucher mitten in den Rabatten. Hinter den Rabatten schließt sich das Nützliche dicht an das Schöne, da kriechen Gurken und Kürbisse am Boden hin, da ranken sich Erbsen und Bohnen an den schlanken, zu zwei und zwei oben zusammengebundenen Stangen empor, da giebt es Erdbeerenbeete und Gemüsepflanzungen aller Art, und wie grüne Federbüsche weht es über den Beeten, wo man den Spargel in Samen schießen läßt. Die häßliche Lehmwand aber ist auf der inneren Seite des Gartens versteckt durch Himbeer-, Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche und dicken Hollunder mit den schwarzen, vielfach nutzbaren Beeren.

Mit zufriedenem Blick schreitet Philipp durch den einfachen Garten; er hat sichtlich Freude daran, und bald hier, bald dort bleibt er stehen einen Augenblick, hier sich einer schönen Blume freuend, dort einige dürre Blätter entfernend. So gelangt er durch die hohe Geisblattlaube, die sich da erhebt, wo sich die beiden Wege kreuzen, endlich auf einen kleinen, halbrunden Platz an der Rückseite des Herrenhauses, wo auf der einen Seite einige alte Rüstern eine schattige Laube bilden, während auf der andern eine Anzahl nicht sehr werthvoller, aber gut gehaltener Topfgewächse zierlich auf einem terrassenartigen Blumenbrett thronen. Auf der kleinen Freitreppe, die zur Hinterthür führt, stehen vier Sandstein-Figuren, denen der Regen nach und nach den Oelfarben-Anstrich und mehr genommen hat. Eigentlich sind sie scheußlich anzusehen, aber sie machen sich doch ganz gut, denn sie tragen auf ihren Köpfen Urnen, über denen die lilafarbenen Dolden der Hortensia reich und prächtig hin und her schwanken. Unter der Rüsternlaube stehen einige hölzerne, grün angestrichene Stühle und Tische.

Auf dem einen Stuhl bemerkt Philipp ein Arbeitskörbchen; er lächelt und schaut sich schnell um, dann tritt er näher und kramt in dem Körbchen, darauf nimmt er einen Fingerhut, steckt ihn in die Tasche und eilt vergnügt in das Haus.

„Ich werde sie suchen lassen!“ sagt er zu sich selbst.

Auch in dem Hause herrschte tiefe Stille, nur das Tictac der großen Uhr auf dem Flur empfing den Hausherrn, und der alte Hund, der an der Treppe lag, begnügte sich, ihn zärtlich anzusehen und leise mit dem Schwanz zu wedeln. Die Stille und Kühle im Hause waren erquicklich, dennoch wurde Philipp's Angesicht verdrießlich, als er in das große Zimmer trat, aus dessen Fenstern man den Hof übersehen konnte.

Philipp lehnte seinen Stock in eine Ecke, wo drei oder vier ähnliche standen, lauter ehrliche Jungeichen- oder Weißdornstöcke mit gewaltigen Zwingen und Stacheln, denen des Drechslers geschickte Hand nichts von ihrer Wucht und Stärke genommen, um ihnen eine künstlerische Form zu geben. Mit verdrießlichem Gesicht, mit einer Art von Scheu näherte sich Philipp dem großen Schreibbureau, das zwischen den beiden Fenstern an der Wand stand; er schloß sehr langsam auf und warf einen wirklich sehnsüchtigen Blick auf den sonnebeglänzten Hof, wo um den eirunden Rasenplatz ganz junge, eben eingesetzte Acazien standen.

„Wahrhaftig,“ sagte er zu sich selbst, indem er die Klappe niederließ und sich in den mit braunem Leder beschlagenen Lehnstuhl fallen ließ, „wahrhaftig, ich bin müde genug, bin alle Mal müde, wenn ich mich an diesen Fleck setze, wenn ich schreiben muß; es ist heiß draußen und hier ist's so schön kühl, aber ich wäre doch lieber draußen geblieben. Was hilft's! Es muß sein!“

Mit großer Entschlossenheit kramte der Gutsherr einige Papiere zusammen und nahm die Feder. Da flog's plötzlich wie Sonnenschein über sein Gesicht, während sich zugleich eine Art von Rührung in seinem ehrlichen Gesicht zeigte. „Richtig,“ sagte er, „an den Aarons hat sie geschrieben, an den Eisenhändler auch, und wahrhaftig auch an Rudolph, ich brauche nur meinen Namen darunter zu schreiben und zu siegeln; diese liebe Frau von Krummensee!“

Philipp las die Briefe, sein Gesicht verklärte sich. „Nichts vergessen,“ sagte er entzückt, „gar nichts, ich hätte das nicht halb so gut zu Stande gebracht, wo sie nur die Zeit hernimmt?“ Er unterzeichnete die Briefe, und wenn man sah, mit welcher Umständlichkeit er dabei verfuhr und mit welcher Befriedigung er die großen steifen Buchstaben seiner Unterschrift betrachtete, mit welcher Zärtlichkeit er die unterschriebenen Briefe hin und her schwenkte, damit die Schrift desto schneller trocknen sollte, während er gar nicht an die Hülfe der Streusandbüchse dachte, die vor ihm stand, dann konnte man wohl begreifen, eine wie saure und verdrießliche Beschäftigung das Schreiben für ihn sein mußte.

„Nun gehen wir an die Couverts,“ sagte der ehrliche Major, als seine Unterschriften trocken waren, „das ist auch ein kitzliches Stück Arbeit,

möchte wohl wissen, ob ich's je fertig bekomme, sie hat's mir schon zehnmal gezeigt und sie macht das so hübsch mit ihren kleinen geschickten Fingern — na, ja," unterbrach er sich fast ärgerlich, denn er hatte bei der Scheere drei fertige Couverts gefunden, die überdem auch schon mit den Adressen der Briefe versehen waren, „das geht doch zu weit, ich muß mich ja schämen, ich wundre mich nur, daß sie die Briefe nicht auch schon gesiegelt hat, damit mir gar nichts zu thun übrig bleibt." Er siegelte jetzt die Briefe und sah mit einer unendlichen Befriedigung auf sie hin, als sie alle drei sauber und zierlich vor ihm lagen.

„Ungeheuer vornehm, auf Ehre," rief er lachend aus, „Secretair schreibt die Briefe, ich unterzeichne nur, ganz wie unser allergnädigster Herr der König, ungeheuer vornehm, auf Ehre; indessen würde ich meinen Secretair nicht umtauschen und wenn mir Seine Majestät seine sämmtlichen Secretaire für den einen anbieten thäten und seine geheimen Secretaire sämmtlich noch obendrein! Es lebe der Guts-Secretair von Schorlibbe! Uebrigens laß doch sehen, ob ich dieser kleinen Frau von Krummensee nicht eine kleine und wäre es auch nur eine ganz kleine Freude machen könnte!"

Mit ganz jugendlicher Heiterkeit sprang der Major auf und eilte an das Fenster, er öffnete das, legte sich hinaus und rief: „Herr Lieutenant, Herr Kamerad! einen Augenblick!"

„Was befehlen der Herr Oberstwachtmeister?" fragte mit tiefer rauher Stimme der Lieutenant Vollring, der erste Minister des Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn, der eben auf Stock und Stelzfuß in den Hof kam und sich nun dem Fenster näherte.

„Was haben wir denn morgen vor, lieber Vollring?" fragte Philipp zum Fenster hinaus.

„Hm, morgen," entgegnete der Lieutenant, der den Aufenthalt benutzte, um seine Blicke über den Hof und den Rasenplatz forschend hinschweifen zu lassen, wehe dem Knecht, oder der Magd, die da etwas unterlassen hätte, zu thun, was befohlen! „Ja, Herr Oberstwachtmeister," fuhr der invalide Offizier fort, nachdem er sich überzeugt, daß Alles in Ordnung, „ich denke, wir müssen uns jetzt ein paar Tage um das bischen Holz bekümmern, was Sie noch haben, damit's nicht ganz alle wird, sondern im Gegentheil sich ein wenig vergrößert; auch auf die Jagd müssen wir ein Auge haben, ein Edelmann muß Jagd haben, es gehört mit dazu, ganz nothwendig. Glauben Sie mir, Herr Major, alle diese kleinen Junker, diese Muttersöhnchen, es würde Lebtage nichts daraus, blieben Marzipanpüppchen und würden niemals Männer, wenn die Jagd nicht wäre. Habe das gesehen, wo der Adel keine Jagd mehr hat, da ist's aus mit ihm in der dritten Generation längstens. Ich habe auf heut Abend den Jäger bestellt, Herr Oberstwachtmeister, ich denke, wir sehen mal zu morgen, ob wir ein paar junge Enten kriegen können, wir müssen doch sehen, was vorkommt; auch muß mehr

Raubzeug vertilgt werden, als bisher geschehen ist, die Leute klagen, der Jäger ist ein ganz geschickter alter Kerl und auch soweit ehrlich, aber das wird nach und nach selbst beim besten Willen lahm, wenn das Auge des Herrn zu lange fern ist. Auf die Stubendressur versteht sich der Alte meisterhaft, ich bin vorgestern bei ihm draußen gewesen, die beiden braunen Hühnerhunde werden capitale Thiere!"

„Wie ist's, lieber Vollring?" fragte der Major, sich weiter zum Fenster herauslegend, „können wir nicht zum Sonntag ein paar junge Hasen für meine Frau schießen lassen, sie liebt das!"

„Ei warum denn nicht, Herr Oberstwachtmeister, wenn's für die gnädige Frau ist? Die Jäger thun's zwar nicht gern, ich weiß es wohl, aber die Jagd ist sehr gut besetzt und die gnädige Frau muß ihr junges Häschen haben, das versteht sich! Die Hauptsache ist aber das Holz, Herr Oberstwachtmeister, und ich denke, wir gehen morgen nach jungen Enten und besuchen dabei den Erlenbruch, ich habe da pflanzen lassen, wollen sehen, ob mir die Leute die Pflanzen ordentlich angetreten haben, denn da fließt das Wasser erst jetzt ab. Oben in der kleinen Schonung bei dem Sandkrug müssen wir wahrscheinlich, wenn die Dürre so fortdauert, die frisch eingesetzten Pflanzen gießen lassen, auch weiß ich nicht, ob wir nicht droben den Saamen der Unkräuter abschneiden lassen, ehe er reif wird, bei Graf Bassewitz haben wir das immer machen lassen; der alte Graf hielt das für sehr nützlich! Was meinen Sie, Herr Oberstwachtmeister?"

„Wir wollen morgen hinauf, Herr Lieutenant, finden Sie es dann für nöthig, so machen wir's natürlich wie Graf Bassewitz, die Künste, die Sie in Mecklenburg gelernt, lieber Vollring, werden hier keine Dummheiten sein?"

Der Major lachte herzlich; man mußte ihn nur in diesem kurzen Gespräch beobachten, und gewiß war man dann der Ueberzeugung, daß der wilde Ulan in wenigen Wochen schon ein eifriger Landwirth geworden war. Es hat sich die alte Sage von der nahen Verwandtschaft zwischen dem Schwert und der Pflugschaar in neuerer Zeit oft bestätigt gefunden.

„Ich habe auch ein paar junge Füchse gefunden," berichtete der Lieutenant. „Im Getreide, in Roth-Bauen, drüben an der Holzecke nach Trabbuchen zu — halt, was ist das?"

Der Stelzfuß drehte sich um.

„Was soll's denn sein?" fragte der Major, „ich höre nichts?"

„Das macht, weil Sie in der Stube stehen, Herr Oberstwachtmeister, ich höre Pferdegetrappel!"

„Nun, ist denn das so merkwürdig, Sie närrischer Mensch Sie?" lachte der Major.

„Bitte um Entschuldigung, Herr Oberstwachtmeister," entgegnete der Lieutenant, unerschütterlich ernst seinen grauen Kopf horchend vor-

streckend, „kommen zwei Pferde im Trabe, noch eins, zwei feine und starke Offizier-Pferde, ich sage, der Herr Oberstwachtmeister bekommen Besuch!“

„Nun, ich verstehe mich auch auf den Tritt eines Pferdes,“ neckte der Major in heiterster Laune, „so weit aber habe ich's noch nicht gebracht, aus dem Tritt der Pferde heraus zu hören, daß ein Gast darauf sitzt. Können Sie mir nicht sagen, lieber Vollring, ob mir die Gäste angenehm sind, oder nicht?“

„Ja, das kann ich auch!“ versetzte der Lieutenant mit unerschütterlicher Ruhe, hielt aber doch einen Augenblick inne und blickte scharf nach dem Thorwege.

„Nun?“ fragte Philipp ungeduldig.

„Die sind Ihnen immer angenehm, die im blauen Rock des Königs!“ sagte der Stelzfuß plötzlich und wendete sich um gegen den Major.

Zwei Ulanen-Offiziere in voller Uniform preschten von einem Lanzenreiter gefolgt auf den Hof.

„Hurrah!“ schrie Philipp mit Donnerstimme.

„Hurrah!“ antworteten die an das Haus sprengenden Offiziere.

„Falkenhayn!“ rief der Major und war mit einem Satze zum Fenster hinaus.

Eben so schnell war der zierliche und gewandte Offizier aus dem Sattel und herzlich umarmten sich die beiden Kameraden, die beim combinirten Ulanen-Regiment den russischen Feldzug zusammen mitgemacht.

„Kennen mich wohl nicht mehr, Herr von Krummensee?“ fragte jetzt der andere Ulanen-Offizier, der ebenfalls abgesessen war.

„Eine Minute besann sich der Major, dann rief er freudig: „nein, ich kenne Sie wohl, Herr von Lüderitz! Freut mich herzlich, willkommen! Tausendmal willkommen! Lieber Vollring, sorgen Sie für die Pferde, wenn ich bitten darf? kommt!“

„Entschuldige, lieber Krummensee,“ widersetzte sich der Rittmeister von Falkenhayn, „Du kennst meine alte Gewohnheit, ich muß sehen, wo mein Pferd bleibt!“

„Ich weiß, ich weiß, lieber Bruder,“ beeilte sich der Major zu antworten, „aber hier, Herr von Falkenhayn, Herr von Lüderitz, stelle Ihnen meinen Lehrer in der Landwirthschaft vor, alten Kriegskameraden von uns, Bein bei Panthin verloren, Lieutenant Vollring, diesem Kameraden kannst Du Dein Pferd getrost überlassen, versteht sich auf Pferdefleisch gewiß eben so gut wie Du!“

von Falkenhayn, der erst einen ziemlich mißtrauischen Blick auf den Stelzfuß geworfen, blickte plötzlich sehr freundlich, als er sah, wie derselbe mit dem Pferde umging.

„Sie verstehn sich auf Pferde, Herr Lieutenant!“ sagte er zufrieden, „man sieht das gleich.“

„Nun und auf dieses ganz besonders, Herr Rittmeister!“ antwortete Vollring lachend.

„Wie so?“ klang die verwunderte Frage.

„Ist ja von uns, das Pferdchen, von Graf Bassewitz!“ rief der Lieutenant.

„Ah! Sie sind bei Graf Bassewitz gewesen, nun dann verstehn Sie sich auf Pferde!“ meinte von Falkenhayn.

„Na Du kannst nachher noch genug mit dem Lieutenant schwatzen,“ unterbrach Philipp den Kameraden, „jetzt komm in's Haus, lieber Bruder!“

„Werde also die Ehre haben, heute der Frau von Krummensee meinen Respect zu bezeugen?“ fragte Lüderitz.

„Gewiß, meine Frau wird sich sehr freuen, so brave, liebe Kameraden zu begrüßen!“ erwiederte Krummensee, indem er die Thür zu dem großen Zimmer öffnete, die Gäste eintreten ließ und sämmtliche Hunde, die sich nachdrängen wollten, mit grimmiger Drohung zurückjagte bis auf den alten, grauen Hühnerhund, den Frau von Krummensee dem Oheim Hermann zu Ehren fütterte. Dieser kümmerte sich auch weiter nicht um den grimmigen Drohruf des Hausherrn, vor dem alle andern Vierfüßler scheu zurückfuhren, er wußte, daß ihn dieser Ruf durchaus nicht angehe, und schritt ruhig hinter den Gästen her in's Zimmer, als gehöre er mit dazu.

Der Rittmeister von Falkenhayn hatte erst aufmerksam durch's Fenster zugesehen, wie man sein Pferd nach dem Stall brachte, und der Major hatte einem Diener den Auftrag ertheilt, die gnädige Frau zu benachrichtigen, daß Besuch gekommen sei, denn die gnädige Frau war auf der Wiese, wo sie Leinwand bleichen ließ.

„Wahrhaftig, lieber Krummensee,“ begann der Rittmeister von Falkenhayn, der nur so lange sich mit Menschen zu beschäftigen schien, als er keine Pferde sah, „capitaler Mensch, auf Ehre, dieser Dein Amtmann, oder was er ist, weiß wahrhaftig mit Pferden umzugehen, viel schwerer mit Pferden umzugehen als mit Menschen, aber kein Wunder, wenn er bei Graf Bassewitz gewesen!“

Während der Rittmeister den „Pferdeverstand“ des guten Lieutenants Vollring bewunderte, hatte von Lüderitz dem Hausherrn die Veranlassung zu ihrem Besuch mitgetheilt. Auf einem vier Meilen von Schorlibbe entfernten Gute hatte Lüderitz den Rittmeister getroffen, der dorthin förmlich als Schiedsrichter geholt war, um eine Wette zu entscheiden über ein Pferd. Lüderitz behauptete, direct auf dem Wege nach Schorlibbe gewesen zu sein und Falkenhayn habe sich ihm sogleich als Begleiter angeboten, als er ihm das Ziel seiner Reise genannt.

Nach einigem Zureden Philipp's nahmen die Herren einen kleinen

Imbiß und tranken ein Glas Wein, das ihnen die gnädige Frau schickte, und machten dann in dem Nebenzimmer, das zur Aufnahme fremder Besuche eingerichtet war, ein wenig Toilette; ein Soldat braucht gewiß nicht viel Zeit, um sich zu putzen; auf dem Lande verlangt man auch nicht viel, aber der Tag war sehr heiß und ein scharfer Ritt über die sandige Scholle der Mark Brandenburg verbessert keine Toilette. Die Herren putzten also mit Hülfe ihres Ulanen und des Dieners vom Hause ziemlich lange an sich herum; es machte sich auch Alles ganz bequem, und Philipp stand beständig in der Thür, mit gutem Rath beispringend und fortwährend mit den Kameraden plaudernd. Er hatte sich nur zwei Mal entfernt, um ein paar kurze Conferenzen mit seiner Gemahlin und dem Lieutenant Vollring zu halten, welche einige junge Hühner, die für den folgenden Mittag bestimmt gewesen waren, schon am Abend in's Feuer brachten und mehrere Flaschen von verschiedenen Weinen an's Tageslicht förderten, die ohne die Ankunft der Herren Kameraden vielleicht noch lange im weißen Sande des Hauskellers ein stilles, dunkles, wenn auch nicht ganz ungekanntes und unbeachtetes Leben der Verborgenheit gelebt hätten.

Als die Officiers unter Scherz und Lachen endlich ihre Toilette beendet hatten, war Philipp ordentlich stolz, zwei so schmucke Kameraden seiner Gemahlin vorführen zu können; von Falkenhayn war nicht groß, aber elegant, zierlich und gewandt, und man bemerkte es kaum, daß ihm der Hieb eines Sichelschwertes, wie es die Mamelucken von der Garde Napoleon's führten, den linken Flügel etwas lädirt hatte, wie sich der tapfere Reiter selbst auszudrücken pflegte; von Lüderitz war groß, mager, vierkantig, eine echte Ulanenfigur mit heiterm, sorglosem Gesicht, dem man's ansah, daß sein Besitzer eben so fröhlich der Bataille wie der Bouteille entgegen gehe und dem Feinde gegenüber viel mehr Courage habe, als einer schönen Frau.

Man hatte, der Gäste wegen, heute im Herrenhause zu Schorlibbe früher zu Abend gespeist als gewöhnlich; ein kleines Gewitter war heraufgezogen und hatte mit einigen sanften Regengüssen die Hitze etwas abgekühlt, es war ein wunderschöner Abend geworden.

Wir finden Philipp mit seinen Gästen in dem Zimmer der Frau von Krummensee; es ist, wie sich von selbst versteht, das beste im Hause, aber es ist trotzdem ganz ungemein einfach und höchst altväterisch. Das Zimmer ist mit wenigen ganz nothwendigen Veränderungen durchaus so geblieben, wie es Philipp's Großvater hat einrichten lassen, als er etwa fünfzig Jahre früher das Haus mit einer jungen Gemahlin bezog und es kurze Zeit bewohnte.

Die Vergoldung der geschnörkelten Tische und Stühle ist sehr erblindet, die einst glänzenden Farben sind meist unscheinbar geworden, der Firniß hat sich abgeblättert, und auf der Tapete, die einst chinesisch bunt gewesen, hatte das zarte Grau des Grundes den Sieg über alle ande-

ren Farben davon getragen. Die hohen Spiegel, welche zwischen den Fenstern hingen, waren dunkel geworden, kurz, es war keine Pracht, kein Glanz mehr in dem ziemlich großen Gemach, und dennoch sah's stattlich und vornehm darin aus. Die mächtigen Potpourris von Meißener Porcellain auf den Consolen und eine Reihe von großen Portraits, sehr gut in Oel ausgeführt, so wie mancherlei alte köstliche Waffen, welche mit großer Umsicht und gutem Geschmack vertheilt waren, machten einen wirklich imponirenden Eindruck, und Frau Waldemare von Krummensee hatte sehr gut gethan, in diesem Gemach, das sie ihren Prunksaal zu nennen pflegte, nichts zu ändern.

Unter diesen seltenen Bildern zeichnete sich vorzüglich ein Bildniß des großen Friedrich aus; es war aus der Zeit kurz nach dem zweiten schlesischen Kriege und stellte den Einzigen dar mit noch jugendlichem Gesicht und einer Uniform von blauem Sammet; das bekannte Antlitz mit den mächtigen Augen noch nicht so eckig scharf wie auf den spätern und häufigern Bildern, sondern runder in den Formen, näher den Gesichtern anderer Sterblicher, war nach vorwärts gewendet mit kühnem und entschlossenem Ausdruck. Die erhobene Rechte, den Degen in der Hand, deutete rückwärts. Offenbar war es die Intention des Malers gewesen, einen vorwärts strebenden Heldenkönig darzustellen, der mit dem Schwert auf die Siege zurückwies, die ihm schon die Lorbeerkrone um die Stirn gewunden. Das Bild war vortrefflich ausgeführt, und von Friedrich dem Großen selbst an den General von Krummensee, den Urgroßvater des Majors, geschenkt worden; es hing allein in der Mitte der Hauptwand, ein gebührender Ehrenplatz, rechts und links davon Waffen aller Art. Unter diesen befand sich auch der Degen des edlen Barons von Batz mit einem kleinen silbernen Schild darunter, dessen Inschrift, von Waldemare verfaßt, besagte, welche Bewandtniß es mit dieser merkwürdigen Waffe habe und wie das letzte Schwert, das für das alte französische Königthum gezogen worden, in das Schloß des märkischen Edelmanns gekommen sei.

Die andern Bilder stellten die Großältern und Urgroßältern des Majors dar, von dessen Vater und Mutter kein Bild vorhanden war. Philipp glich weder seinem Großvater noch seinem Urgroßvater, wohl aber seinem Aeltervater, der in Harnisch und Perruque über der Thür hing und Einer von den Paladinen des großen Churfürsten gewesen war. Das alte Bild des Ahnen zeigte dieselben guten, frischen, kecken Züge da oben, wie das Gesicht des Enkels unten, doch hatte der alte Herr da noch einen Zug, der dem Nachkommen fehlte, der Alte war ein ehrgeiziger Edelmann gewesen, was Philipp gar nicht war, vermuthlich aber war ihm, vielleicht seiner unbestreitbaren Gutmüthigkeit wegen, nicht Alles geglückt im Leben, und darum stand auch unter seinem Bilde: „Zu viel ward mir zu viel, Gott steckt das Ziel!“ In der ersten Zeile redet der halb unzufriedene, vielfach getäuschte Ehr-

geiz, in der zweiten der resignirende Edelmann aus der Mark Brandenburg.

Charakteristisch waren die Bilder der Großmutter und der Urgroßmutter des Majors; beide Frauen waren nicht mit ihren Männern zu gleicher Zeit gemalt worden, sondern neben dem im Alter gemalten Urgroßvater, hing die in der Jugend gemalte Urgroßmutter; ihre etwas leichtsinnigen Airs paßten weit besser zu dem jugendlichen Bilde ihres genialen Sohnes, wie das alte, gute, fromme Gesicht der Großmutter unseres Helden.

Es wehte eine köstlich frische, kühle leise Abendluft durch die geöffneten Fenster herein, und spielte mit den schweren Damastvorhängen, dieselben nur in der Mitte leicht auseinanderziehend, während sie nicht Kraft genug hatte, die schweren Säume zu bewegen, und verstohlen schlich sich durch diese Vorhänge zuweilen ein sanfter Strahl des Mondes in das nur matt erhellte Gemach.

Auf dem schmalen hochlehnigen Sopha saß die Frau vom Hause, Frau Waldemare von Krummensee.

Waldemare ist nicht schöner geworden, seit wir sie in Berlin zum letzten Male gesehen, im Gegentheil, für den Geschmack unserer Tage sah sie gewiß zu wohl, zu gesund, zu heiter aus, eine rosige Farbe lag auf ihrem Antlitz, keine Spur mehr von der interessanten Blässe von ehedem; die üppig vollen Lippen lächelten und zeigten die Perlen ihrer Zähne, beinahe kokett lag das zierliche Häubchen mit den azurblauen Schleifchen und Bändern auf den dunkelblonden Locken, welche sich an die vollen Wangen, nach der Mode des Tages dreifach gestuft, anschmiegten. Die ganze Gestalt hatte an Fülle gewonnen, ohne eigentlich an Zartheit zu verlieren; kräftiger, man könnte vielleicht sagen derber, war aus dem interessanten und dabei schönen Fräulein wohl eine sehr hübsche Frau geworden, aber von jener Schönheit von höchst distinguirter Art, welche Fräulein Waldemare in den letzten Jahren vor ihrer Verheirathung gezeigt, war wenig geblieben, außer dem seelenvollen und klugen Blick der großen grauen Augen; selbst die Hände verriethen, obwohl ihre edle Form noch geblieben, nicht nur eine starke Neigung zum Embonpoint, sondern in ihrer höhern Färbung auch den Einfluß der Landluft und der Arbeit.

Der Aesthetiker mochte manchen Verlust beklagen, Philipp war seiner Ansicht nicht, der gute Major fand seine Waldemare alle Tage schöner, und seine Kameraden, die das Fräulein Waldemare gar nicht gekannt hatten, waren hingerissen von der Anmuth der reizenden Gemahlin ihres Kriegskameraden.

Waldemare trug ein sehr einfaches Sommerkleid, blau beblümelt auf weißem Grund, und auch das leichte Tuch, welches um ihre glatten Schultern lag, war blau mit weißem Saume, denn blau war die Lieblingsfarbe Philipp's.

„Blau ist der Himmel und blau ist das Wasser und blau ist des Königs Rock!“ pflegte der Major mit einem Anfluge von Poesie zu sagen. Blau und weiß aber waren auch die Wappenfarben der Krummensee, und blau und weiß war auch die jugendliche Urgroßmutter da an der Wand gekleidet. Blau blickten die Augen unter den gepuderten Locken hervor, weiß war das Gewand und blau der Leibgürtel mit dem silbernen Schloß, das ein brennendes Licht zeigte.

Philipp war ein Fanatiker für blau und weiß, und Frau Waldemare würde die Farben getragen haben, auch wenn sie ihr nicht so vorzüglich zu Gesicht gestanden hätten.

Frau Waldemare saß auf dem schmalen Canapée, in ihrem Schooß lag der weiße Strickstrumpf, denn selbst vornehmere Damen strickten damals noch Strümpfe, und lauschte den lustigen Schwänken, die der Rittmeister von Falkenhayn erzählte, dieselben zuweilen mit einem Wort unterbrechend, das die Lachlust der Hörer steigern mußte. Der Rittmeister saß der Dame zunächst, schrecklich beneidet von dem tapfern Lüderitz, der innerlich sich zwanzig Mal versicherte, der Rittmeister würde ihm nicht zuvorgekommen sein, wenn es sich um die Erstürmung einer französischen Batterie und nicht um den Stuhl zunächst einer schönen Dame gehandelt hätte. Das mochte ein Trost sein, aber gewiß ein schlechter, denn der neidlose, gutmüthige Lüderitz wurde fast verdrießlich, wenn Frau Waldemare über die doch wirklich lustigen Geschichten und Schwänke Falkenhayn's lachte. Je mehr sich der brave Lüderitz ärgerte über das unsinnige Glück seines Kameraden, wie er es nannte, desto mehr trank er, und er that wohl daran, denn der Wein war vortrefflich, und er that das mit solcher Ausdauer, daß der tapfere Lieutenant Vollring, als er, wie gewöhnlich, des Abends eintrat, um die letzten Stunden des Tages nach gethaner Arbeit mit seiner „Herrschaft“, wie er sich selbst ausdrückte, obwohl er Offizier gewesen war, zuzubringen, gleich noch einmal in den Keller mußte, um eine neue Batterie Flaschen zu commandiren. Uebrigens unterstützte Philipp den guten Lüderitz lebhaft beim Trinken. Er rauchte auch mit ihm, denn Frau Waldemare hatte erklärt, daß sie nur dann bei den Herren bleiben würde, wenn sie auf gut soldatisch Tabak rauchten. Nur von Falkenhayn nahm keine Pfeife an, gern hätte er sich ein Verdienst aus dieser Enthaltsamkeit der Frau vom Hause gegenüber gemacht, und Philipp war auch gutmüthig genug, zu schweigen, von Lüderitz aber war nicht im Stande, auch dieses Uebergewicht dem Rittmeister zu gönnen und verrieth kurz und gut, daß von Falkenhayn überhaupt nicht rauche. Wenn er indessen geglaubt hatte, den Herrn Kameraden in Verlegenheit zu setzen, so hatte er sich schrecklich getäuscht, denn von Falkenhayn betheuerte jetzt mit Aplomb als Wahrheit, daß er sehr gern rauche, daß er sich aber die Pfeife längst abgewöhnt habe, lediglich um den Damen nicht lästig zu fallen.

Im Gefolge des Lieutenants Vollring waren frische Flaschen ge-

kommen, auf Einladung der Frau Waldemare rauchte auch dieser Brave, Lüderitz hatte im Grunde seines Glases nach und nach einigen Muth bekommen, er hatte Frau Waldemare einige Male sogar angeredet und, unterstützt von der Güte und der Liebenswürdigkeit der edeln Frau, so wie durch den Beifall, den ihm die andern Herren zollten, selbst von Falkenhayn war kameradschaftlich genug, ihm zu helfen, einige Geschichten erzählt, die er gern zum Besten gab, wenn er in Gesellschaft war, und es war Alles im besten Zuge, als Lüderitz plötzlich wieder abbrach und trotz der freundlichsten Aufforderungen Waldemare's schweigsam weiter trank und rauchte.

„Hol den Kerl der Teufel!" dachte von Falkenhayn, „diese reizende Frau macht ihm wahrhaftig Avancen und er wird nun völlig zum Stockfisch; ich muß mich wirklich für ihn in's Feuer stürzen. Dieser rohe Krieger!" er drehte die Schnurren seines hübschen blonden Bärtchens keck in die Höhe, leerte das vor ihm stehende Glas auf einen Zug und begann auf's Neue eine jener Unterhaltungen mit der Gemahlin seines Kameraden, in denen die Preußischen Offiziere von jeher Meister waren, die, ohne eben gerade besonders geistreich zu sein, oder tiefer auf bedeutendere Gegenstände einzugehen, doch immerhin jenen flüchtigen Reiz und jenes Interesse erwecken, das vielleicht das Haupt-Ingredienz einer Geselligkeit ist, welche bestimmt ist, Stunden freundlichen Beisammenseins auszufüllen, den Geist zu erheitern, ohne ihn anzustrengen, die Sitte in leichtester Weise zu fördern und sicher zu stellen und so der Gesellschaft in der anspruchslosesten Weise wichtige Dienste zu leisten. Das ist der Geist der alten französischen, der guten Gesellschaft; in Frankreich ist er verloren gegangen, erstickt unter dem furchtbaren Griff revolutionärer Leidenschaften, erdrückt unter der Last commercieller Rasereien, der Gewinnsucht und der Wuth, reich zu werden, unter dem Einfluß von Verhältnissen, die dem Edelmann nicht ziemen, die ihn auch nie glücklich, wenn auch zuweilen reich oder einflußreich machen. In die Preußischen Offizier-Corps hat sich ein Rest jener guten altfranzösischen Gesellschaftsbildung gerettet, möchte er diese Burg halten und von da die Gesellschaft wieder erobern, die zwischen genial-gemeinen Frauenzimmern und gemein-verständigen Männern hin und her schwankt, und bald nach hier, bald nach dorthin das Gleichgewicht verliert.

Philipp befand sich ungemein behaglich, und mit ähnlicher Freudigkeit, mit der er, als man sich zu Tisch setzte, gerufen hatte: „Falte Deine Hände, lieber Bruder, ich will das Tischgebet sprechen!" fragte er jetzt ein paar Mal hinter einander: „Nun, meine liebe Waldemare, was sagst Du zu diesem lieben von Falkenhayn? nicht wahr, ich habe Dir nicht zu viel gesagt von ihm, ausgezeichneter Mensch, wird noch der Stolz der Königlichen Armee!"

Und dabei streckte er dem alten Kameraden so herzlich die Hand

entgegen, daß der nicht im Stande gewesen wäre, einen Hohn hinter dieser derben Anerkennung zu finden, selbst wenn ihn sein Mißtrauen dahin gebracht hätte.

So behaglich sich Philipp befand, fast eben so unbehaglich befand sich von Lüderitz, jedoch nicht in Folge der Heiterkeit seiner Kameraden, sondern in Folge eines officiellen Auftrags, dessen er sich zu entledigen hatte, und für den er weder die rechte Form, noch die nöthige Einleitung finden konnte. Mit dem festen Vorsatz war er zu Tisch gegangen, seinen Auftrag sofort auszurichten, sein fester Vorsatz war seiner Schüchternheit, die ihn jedesmal bei Frauen befiel, gegenüber zu Schanden geworden, und je mehr die Zeit vorrückte, desto unmöglicher schien ihm die Ausführung dessen, was ihn nach Schorlibbe geführt hatte. Glücklicherweise stand er auf in demselben Moment, da sich der gute Lieutenant Vollring erhob; Beide wollten sich mit Pfeifen versehen, welche wohlgestopft in einer Etagère an der Thür standen. Beide traten zu gleicher Zeit an die Etagère.

„Herr Kamerad," sagte der von Lüderitz leise, „ich bin in einer verzweifelten Verlegenheit."

„Kann ich dienen, Herr Lieutenant?" antwortete der brave Mensch, der was ganz Anderes vermuthete, gefällig und freundlich.

„Ich habe von meinen Kameraden," flüsterte Lüderitz, „etwas an die Frau von Krummensee zu übergeben, und weiß nicht, wie ich's anfangen soll!"

Der ehrliche Mensch starrte dem Ulanen-Offizier verdutzt in's Gesicht.

„Das verdirbt mir den ganzen Abend," fuhr Lüderitz verdrießlich fort, „hatte mich so drauf gefreut! Sagen Sie mir doch, wie ich's anfangen soll."

Der erste Minister des Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn von Schorlibbe sah den Offizier noch einen Augenblick an, dann sagte er lächelnd: „Die Sache ist gemacht, stecken Sie sich eine Pfeife an, Herr Lieutenant, und kommen Sie hinaus."

Beide Männer gingen hinaus.

„Was haben die?" fragte der Major, ihnen verwundert nachblickend.

von Falkenhayn fuhr in seiner Erzählung fort, ohne viel darauf zu achten, er hörte auch nicht, daß draußen dicht vor der Thür streitende Stimmen laut wurden. Die Stimmen wurden immer lauter.

„Du solltest wohl nachsehen, was Deinen Herren Kameraden fehlt!" sagte Waldemare zu ihrem Gemahl ernst und freundlich zugleich.

Philipp wollte sich so eben erheben, da flog die Thür auf und Lieutenant Vollring rief mit Stentorstimme in's Zimmer: „Deputation von der Königlichen Preußischen hochlöblichen Garnison zu Valsaigne

in Frankreich an Ihre Hochwohlgeboren die Frau Waldemare von Krummensee auf Schorlibbe."

Waldemare erhob sich, ebenso die beiden Herren, und von Lüderitz, der nun einmal im Feuer war, schritt stattlich vor und beugte endlich mit ritterlichem Anstande das Knie vor der Schloßfrau: „Gnädige Frau," sagte er, „verzeihen Sie mir, daß ich erst jetzt den Auftrag ausrichte, der mich hierher geführt hat, ich habe keine Courage Frauen gegenüber —"

„Stehen Sie auf, Herr von Lüderitz!" bat Waldemare freundlich.

„Bringen Sie mich nicht aus dem Text, gnädige Frau!" entgegnete von Lüderitz bittend, „der Herr Oberstlieutenant von Arenstorff, ein alter Freund und Kriegskamerad Ihres Gemahls, zur Zeit Commandant der Preußischen Garnison in der französischen Stadt Valsaigne, und die Offiziere der dortigen Garnison bitten Sie, gnädige Frau, dieses Armband als ein Zeichen der Liebe, die wir Alle für Ihren Gemahl hegen, anzunehmen und uns zu Ehren zu tragen."

Eine tiefe Rührung zeigte sich in dem Gesicht der edeln Waldemare, denn sie wußte wohl, daß nur der Aufenthalt weniger Stunden hingereicht hatte, ihrem Philipp die Liebe all der ritterlichen Freunde zu gewinnen. Sollte sie nicht stolz auf ihn sein? Sie warf ihm einen Blick zu, einen von jenen Blicken voll Glanz und Herrlichkeit, wie sie nur in besonders gesegneten Stunden den Frauen eigen, und der Major beugte sein Haupt vor diesem Blicke, als sei ihm solche Fülle von Seligkeit zu schwer.

Der Lieutenant von Lüderitz stand auf und sagte halblaut: „Gott sei Dank, ich habe es gethan!"

Stolz blickte er um sich, da legte Waldemare ihren weißen, weichen Arm um seinen Hals, zog ihn an sich und sprach: „Diesen Kuß gebe ich all' den ritterlichen Herren, die meines Gemahls und meiner gedacht haben auf eroberter Erde in fremdem Lande, ich danke ihnen allen, allen!"

Sie drückte ihre zarten Lippen leise auf die des Lieutenants, der stand wie vom Donner gerührt.

„Champagner!" rief der Major, außer sich vor Glückseligkeit, „Champagner, liebster Vollring, ich bitte Sie, Champagner!"

Leise lächelnd legte Waldemare das Armband, das mit himmelblauen Saphiren und Perlen reich besetzt war, um ihren schönen Arm.

„Nein," sagte sie freundlich zu dem Rittmeister von Falkenhayn, „hier hat Herr von Lüderitz den Vorrang vor Ihnen; Herr von Lüderitz, ich bitte, schließen Sie das Band, das mich durch besonderes Dankgefühl noch inniger der Armee des Königs verknüpfen soll."

Hoch beglückt schloß der Herr von Lüderitz das Band.

„Mein Philipp!" rief jetzt Waldemare, sie weinte Thränen der Rührung am Halse des geliebten Mannes. „Das verdanke ich nur Dir, solches ist nur Deiner Frau geschehen, mein theurer Philipp!"

Die drei Männer waren stumm, da brachte Lieutenant Vollring den Champagner, der Pfropfen sprang und perlend schäumte der edle Wein. Waldemare nahm ihr Glas, hob es und sprach laut: „Unser allergnädigster Herr, der König, soll leben und sein Heer, hoch! hoch! bis an's Ende!"

„Hoch! hoch!" wiederholten die Herren begeistert, „der König hoch! bis an's —

Ende!"

Die Gütergemeinschaft.

Die eheliche Gütergemeinschaft entwickelte sich in Deutschland zu einer Zeit, wo die ursprünglichen Rechtseinrichtungen des deutschen Volkes der Alles nivellirenden Wucht des römischen Rechts bereits erlegen waren, oder doch zum großen Theil bereits in ihren letzten Zügen lagen. — Es war im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts, als die von den römischen Juristen schon längst in Deutschland gepflegte Theorie, nach welcher den Weibern an beweglichen und unbeweglichen Gütern ein gleiches Erbrecht zustehen sollte, in der zu jener Zeit in den norddeutschen Handelsstädten sich entwickelnden Gütergemeinschaft von Neuem einen practischen Ausdruck fand. Das eigenthümlichste Wesen des deutschen Eigenthums mußte bereits vollständig vernichtet sein, bevor an die Entwickelung dieses Institutes gedacht werden konnte, welches hin und wieder sogar in der conservativen Partei an solchen, denen die Verhältnisse nicht bekannt waren, Lobredner gefunden hat. Um vollständig klar zu werden, ist es erforderlich, daß wir zunächst den Begriff entwickeln, welchen das deutsche Recht mit dem Eigenthum verband.

Das älteste deutsche Recht kannte ein Eigenthumsrecht nur an unbeweglichen Gegenständen, und zwar hing dieses Recht mit der Fähigkeit, diese Gegenstände gegen Angriffe zu vertheidigen, mit der Waffenfähigkeit, also mit der physischen Macht, sich im Besitze derselben zu erhalten, eng zusammen. Nur freie Männer waren waffenfähig, und also auch nur diese hatten eine Gewehre. Wurden sie alt und schwach und waren daher nicht mehr im Stande, das Grundstück zu vertheidigen, so ging ihr Recht auf den nächsten Anerben ohne Weiteres über. Aus diesen Grundsätzen folgte von selbst, daß Frauen ein Eigenthum an unbeweglichen Gegenständen nicht besitzen konnten. Diese Eigenthümlichkeit des deutschen Eigenthums war aber nicht die einzige. Der genußsüchtige Römer faßte das Eigenthum als ein Recht auf, um, wie die Publicisten sich ausdrückten, eine Sache zu besitzen und nach Willkür darüber zu verfügen; der Deutsche dagegen erblickte darin einen

Beruf, welcher ihn zur Arbeit und Thätigkeit mahnte. Die unbewegliche und unzerstörbare Scholle, welche er sein Eigenthum nannte, repräsentirte ihm die Familie, deren Dauer und Unzerstörbarkeit er wenigstens wünschte. Daraus folgte die Gebundenheit, die Beschränkung des deutschen Eigenthums, welche ein Grundzug desselben ist und einen scharfen Gegensatz zu dem freien Eigenthum der Römer bildete, welches namentlich in der späteren Zeit nur als Mittel zur Befriedigung des Genusses betrachtet wurde. Niemand hatte über ererbte Güter ein freies Dispositionsrecht, der Besitzer verwaltete dieselben nur im Interesse der Familie, er war nicht mehr als ein Haushalter und hatte auch im Grunde nur die Rechte eines solchen. Ein freies Eigenthum kannte das deutsche Recht nur an wohlerworbenen Gütern, es vermißte dasselbe aber auch nicht, da der Deutsche zur Ueppigkeit nicht hinneigte. Der ursprüngliche Erwerber eines Grundstücks hatte allerdings an seinem wohlerworbenen Gute ein unbedingtes Dispositionsrecht, aber die so eben von uns entwickelten Grundanschauungen des deutschen Volkes machten sofort bei der Vererbung eines solchen Gutes sich geltend. Der erste Erwerber vererbte dasselbe nicht etwa blos an seinen Sohn, sondern zu gleicher Zeit an seinen Enkel, seinen Urenkel, mit einem Worte, an seine ganze Familie, deren ideeller Begriff ihm das Bild einer einzigen Individualität gab, welche seinen Namen und seine Persönlichkeit fortsetzen sollte, wenn er lange bereits nicht mehr hienieden weilte. Goethe macht darauf aufmerksam, daß er bei der Betrachtung der Familien-Portraits alter Familien häufig wahrgenommen habe, daß bei einzelnen Gliedern derselben die bei den übrigen zerstreut vorkommenden Familienzüge sich vereint vorgefunden hätten, wozu er bemerkt, daß solche Persönlichkeiten recht eigentlich als Repräsentanten ihres Geschlechts zu betrachten seien. Wir weisen auf diese Erscheinung gleichfalls hin, weil sie recht deutlich das Bild von jener Einheit und Persönlichkeit veranschaulicht, welches den Rechtsanschauungen unserer Vorfahren zu Grunde lag.

Ziehen wir jetzt die Consequenzen, zu welchen diese Auffassung, welche dem deutschen Eigenthume zu Grunde lag, führen mußte und auch wirklich geführt hat.

Es folgte also zunächst daraus, daß kein Besitzer das ererbte Gut der Familie entziehen durfte, oder daß ihm, wie wir dies mit einem abstracten juristischen Ausdrucke vorhin bereits bezeichneten, das Dispositionsrecht über die Substanz solcher Güter fehlte. Es folgte aber ferner daraus, und dieser Grundsatz hat sich nebst den übrigen bei Lehen bekanntlich noch heute in practischer Gültigkeit erhalten, daß jeder Nachfolger sein Successionsrecht nicht dem letzten Besitzer, sondern dem ersten Erwerber des Gutes zu danken hatte. Außerdem aber steht damit in dem innigsten Zusammenhange jene deutsche Rechtssatzung, welche uns hier vorzugsweise interessirt, daß der Mannsstamm alle

Töchter und weibliche Nachkommen von der Succession ausschloß.

Der alte Begriff der *Gewehre*, nach welchem zum Besitze eines Gutes die Waffenfähigkeit erforderlich war, wodurch alle Weiber von dem Besitze eines Grundstücks selbstredend ausgeschlossen wurden, war im Laufe der Zeit immer mehr verblaßt, und die Grundsätze des römischen Rechts, welche den Begriff des Eigenthums zu einer Gedanken-Abstraction gemacht hatten und den Weibern ein gleiches Erbrecht mit den Männern beilegten, drohten durch die Bemühungen der gelehrten *Juristen* die deutschen Rechtsbegriffe immer mehr zu verdrängen. Es wurde daher von jenen Juristen, welche auf den Universitäten von Bologna und Paris römisches *Recht* häufig gründlich genug gelernt hatten, welche dagegen von deutschen *Volksrechten* nichts wußten, laut das Recht der Frauen behauptet, auch in unbewegliche Gegenstände zu succediren. Daß die nivellirenden Theorien der römischen Juristen von einem gleichen Erbrechte der Frauen nicht sogleich einen *vollständigen* Sieg davon trugen, dazu war der Umstand von wesentlichem Einflusse, daß das Interesse des Staats mit dem Bestreben der Deutschen, dem Besitzthum und dem Glanze ihrer Familien eine möglichste Dauer zu sichern, Hand in Hand ging, und daß namentlich das besonders handgreifliche Interesse, daß die Familie stets in Kriegsbereitschaft sich befände, dafür sprach, jene Rechtsverhältnisse aufrecht zu erhalten, welche der Familie den Besitz ihres Gutes sicherten. Solche Erwägungen lagen freilich den römischen Juristen fern, die kümmerten sich so wenig um deutsches Staats-Interesse, was eigentlich auch nicht ihre Sache war, wie um deutsches Recht, sondern gingen, ohne rechts und links zu sehen, mit dem schwerfälligen Geschütz ihrer römischen und byzantinischen Weisheit immer weiter zum Kampfe vor gegen die noch jungen und zarten Keime, welche das deutsche Rechtsleben hervorgebracht hatte. Aber bei Kaiser und Reich fanden diese deutschen Rechtsverhältnisse wenigstens Schutz. Während der deutsche König auf Grund jener unseligen Fiction, nach welcher er sich als den Nachfolger der römischen Imperatoren betrachtete, das Vordringen des römischen Rechts, des „Kaiserrechts“,*) wie es die Juristen nannten, überall begünstigte und dies bei dem für die unumschränkte Gewalt der Fürsten so vorwiegend günstigen Charakter desselben, bei dem immer mächtigeren und täglich für ihn gefährlicher sich gestaltenden Wachsthum der *Landeshoheit* seiner mächtigen Vasallen auch in seinem Interesse fand, so wurde eine gleiche Begünstigung der römischen Auffassung vom Eigenthume doch keineswegs zu Theil. Daher erklärt sich der auch von *Pütter*, dem gründlichsten Kenner dieser Verhält-

*) Der Ausdruck „Kaiserrecht“ wurde auch als Bezeichnung des geschriebenen Rechts im Gegensatz zum Gewohnheitsrechte gebraucht, und namentlich nannte man so eine von Senkenberg verfaßte kürzere Bearbeitung des Schwabenspiegels.

nisse, hervorgehobene Umstand, daß nicht bloß bei dem hohen Adel, welcher durch seine mächtigere Stellung und namentlich durch die ihm zustehende Autonomie namentlich in Bezug auf Familienverhältnisse den Einfluß des römischen Rechts vielfach von sich fern gehalten hatte, sondern daß auch bei den alten Familien des niederen Adels in Betreff der Stammgüter die alten Grundsätze des deutschen Rechtes sich zu einer Zeit noch erhalten hatten, wo das römische Recht sonst bereits fast in allen Verhältnissen unbestritten das Feld behauptete.

Betrachten wir jetzt den Einfluß, welchen diese deutschen Ansichten vom Eigenthume und von dem Erbrechte der Frauen auf das Güterrecht der Ehegatten hatten. — Es ist schon erwähnt, daß das deutsche Recht in ältester Zeit nur ein Eigenthum an unbeweglichen Gegenständen kannte, und die Folge davon war, daß an beweglichen Gegenständen nur dem ein Eigenthumsrecht zuerkannt wurde, welcher sich im Besitze eines Grundstücks befand, und daß „die fahrende Habe" daher gewissermaßen nur als Pertinenz jenes Grundstücks galt. — Da nun Weiber ein Eigenthum an Grundstücken nicht hatten, so brachten sie bei ihrer Verheirathung ihre von Eltern und Verwandten ihnen geschenkten beweglichen Gegenstände in den Umkreis der Gewehre ihres Mannes, und dadurch erhielt dieser auch das Eigenthum daran. Diese Gegenstände, die hauptsächlich zur Wirthschaft und Bekleidung der Frau gehörten, kommen in den Quellen unter den Ausdrücken Phader-fium, Aussteuer oder Heimsteuer, oder, da sie häufig der Braut auf einem Wagen zum Hause des Mannes nachgefahren wurden, unter der Bezeichnung Brautwagen vor. Am Morgen nach der Brautnacht pflegte der Mann seiner Frau ein Geschenk, die sogenannte Morgengabe, zu machen, welches nach der deutschen Sitte eben als Beweis der rechtmäßigen Ehe galt, während es bei dem später unter dem Namen einer Ehe zur linken Hand vorkommenden Verhältniß, welches in den alten Rechtsquellen concubinatus genannt wird, fortfiel. Neben dieser Morgengabe pflegte der Frau noch eine reichlichere lebenslängliche Ausstattung, das Witthum, in Form eines Leibgedinges von ihrem Manne bestellt zu werden. Auch hatte die Frau an dem Vermögen, welches die Eheleute durch gemeinschaftlichen Fleiß während der Ehe erwarben, an der sogenannten Errungenschaft, einen bestimmten Antheil. Uebrigens war die Unterscheidung dieser einzelnen Vermögens-Bestandtheile für die Dauer der Ehe unwesentlich, denn sie alle standen unter der Gewehre des Mannes, und dies galt namentlich von dem der Frau an der Errungenschaft gebührenden Antheil, worauf sie sogar ihr Recht wieder einbüßte, wenn sie später den Wittwenstand aufgab und zu einer neuen Ehe schritt. An diesen Umstand anknüpfend bemerkt daher auch Eichhorn in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, daß schon hiernach (abgesehen von anderen directeren Beweisen durch die Rechtsquellen) es sehr wahrscheinlich werde, daß das

ganze Vermögen beider Eheleute während der Ehe eine ungetrennte, der Verwaltung und Benutzung des Mannes als ehelichen Vormundes unterworfene Gütermasse bildete, womit sehr natürlich zusammenhänge, daß die Frau ohne seine Einwilligung überall nichts veräußern dürfte. Dagegen seien von ähnlichen Beschränkungen des dem Manne zustehenden Veräußerungsrechts eben so wenig Spuren aufzufinden, als von einem gemeinsamen Eigenthume beider Ehegatten an irgend einem Bestandtheile ihres Vermögens. *) Denn was der Ehefrau von dem Erwerb während der Dauer einer Ehe zufiel, war nur ein „Vortheil", der wie die dos zu ihrer Versorgung dienen sollte, und dessen Stelle daher auch nach bairischem Rechte ein wahres Miterbrecht an dem Vermögen des Mannes vertreten konnte, der ferner nach westphälischem Rechte ganz wegfiel, wenn die Frau ihre Mitgift erhielt. — Eine sehr interessante Bestimmung, das Veräußerungsrecht des Mannes betreffend, findet sich in dem älteren englischen Rechte, welches mit dem deutschen Rechte auf gleichem Boden emporgewachsen war. Die betreffende Stelle ist in Glanvilla's tractatus de legibus VI, 3 § 2 enthalten, und es heißt daselbst in wörtlicher Uebersetzung: Die Frau ist in allen Dingen, welche nicht wider das Gebot Gottes sind, gehalten, dem Willen ihres Mannes Folge zu leisten. Diese Pflicht des Gehorsams der Frau gegen ihren Mann geht so weit, daß wenn der letztere ihr Witthum unter ihrem förmlichen und ausdrücklichen Widerspruch verkauft hat, sie gleichwohl dasselbe nach dem Tode des Mannes aus diesem Grunde von dem Käufer nicht zurück verlangen kann.

Ein selbstständiges Recht der Frau an dem ihr zustehenden Vermögen nahm also nach ältestem deutschen Rechte erst dann seinen Anfang, wenn die Ehe durch den Tod des Mannes getrennt wurde. Blieb die Frau in dem Hause ihres verstorbenen Mannes, wozu sie befugt war, so ging das Mundium, die Vormundschaft über sie, auf den Anerben ihres Mannes über, und es hat nach den Quellen den Anschein, als wenn in diesem Falle das Güterrecht der Frau in gleicher Weise wie während der Ehe geordnet blieb, da ihr Alles zu ihrem Unterhalt Erforderliche gereicht werden mußte. Verließ die Frau dagegen das Haus ihres Mannes und kehrte zu ihren Verwandten zurück, so hatte sie gegen den Anerben einen Anspruch auf Auslieferung der oben erwähnten Vermögenstheile.

Diese ursprünglichen Verhältnisse änderten sich allmählich, obwohl bei der unseren Vorfahren eigenen Sittenreinheit und der hohen Verehrung, welche von ihnen den Frauen schon nach den Berichten von

*) Phillips spricht in seinem deutschen Privatrechte die Vermuthung aus, daß der Mann das Witthum nicht habe veräußern dürfen. Stellen aus den Rechtsquellen lassen sich für diese Ansicht nicht anführen, sie hat aber die Wahrscheinlichkeit für sich, da das Witthum zum Unterhalte der Frau nach Trennung der Ehe bestimmt war.

Tacitus gezollt wurde, diese damals sich sehr wohl dabei befanden. Schon im 10. und 11. Jahrhundert hatte sich, wie Eichhorn nachweist, die Sitte ausgebildet, daß der Mann während der Ehe das Vermögen der Frau nicht veräußern durfte, sondern nur die Nutzungen desselben genoß. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß dieser Grundsatz, welcher mit den Bestimmungen des römischen Rechts über die Befugnisse des Mannes an dem Eingebrachten, den „illata", der Frau genau übereinstimmt, von den Römischen Juristen eingeführt oder doch wenigstens begünstigt wurde, wir wollen indeß dahin gestellt sein lassen, ob nicht die Sitte damaliger Zeit solche Einschränkungen der Befugnisse des Mannes in Bezug auf das Vermögen der Frau bereits wünschenswerth machte. Wichtiger noch für die Umgestaltung des ehelichen Güterrechts war jedenfalls der andere allmählich zur Geltung kommende Grundsatz, daß auch den Frauen ein Erbrecht an unbeweglichen Gütern zustehe, und gerade dieser Grundsatz scheint die nächste Veranlassung für die eben erwähnte Beschränkung des dem Manne zustehenden Veräußerungsrechts gewesen zu sein. Die Frau behielt an den unbeweglichen Gütern, welche sie dem Manne in die Ehe brachte, ihre Gewehre, und auch die Erben derselben behielten ihre eventuelle Gewehre, von der sie bei einem Todesfall der Frau nur von den Descendenten derselben ausgeschlossen werden konnten. Es ereignete sich daher jetzt der nach den Grundsätzen des alten Rechts abnorme Fall, daß innerhalb der Gewehre des Mannes sich eine Person befand, welche gleichfalls eine Gewehre hatte. Aus diesem Verhältnisse entstand eine Art von äußerlicher oder formaler Gemeinschaft der Güter, die indeß von einer wirklichen Gütergemeinschaft noch weit entfernt war. Der Mann hatte weder ein Eigenthumsrecht an dem Gute der Frau, noch hatte auf der anderen Seite die Frau ein Eigenthumsrecht an dem Gute des Mannes, aber die Güter beider bildeten gleichwohl äußerlich eine gemeinschaftliche Vermögensmasse, zu welcher sie unter der „gewehr zu rechter Vormundschaft" des Mannes, wie die Quellen sich ausdrücken, vereinigt waren. Dies Verhältniß hat auch der Sachsenspiegel im Auge, wenn er sagt: „Mann und Weib haben kein gezweit Gut zu ihrem Leib." Eine Folge der ehelichen Vormundschaft des Mannes, in welcher sich die Frau befand, war es auch, daß diesem auch an ihren Gütern das Nießbrauchs- und Verwaltungsrecht zustand.

Fälle der Art, daß Frauen unbewegliches Gut in die Ehe brachten, kamen aber gewiß lange Zeit hindurch noch sehr selten vor. Es ist vorhin bereits darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Grundsatz, daß der Mannsstamm sämmtliche Weiber der Familie von der Succession in die Stammgüter ausschließe, bis weit in das Mittelalter hinein, und sogar über dasselbe hinaus, unter der Herrschaft des römischen Rechts noch sein Ansehen bewahrte. Wo aber hier jenes Recht mit seinen dem alten Rechte entgegenstehenden Grundsätzen zu mächtig ge-

worden war, da halfen sich die Familien durch sogenannte Erbverzichte, welche die Töchter für den Fall ausstellen mußten, daß das Gut, so lange noch männliche Erben in der Familie vorhanden, ihnen anheimfallen möchte.*) Frauen, die im Besitze von Grundstücken sich befanden, kamen also wohl nur in ziemlich seltenen Fällen vor; was jedoch das Veräußerungsrecht des Mannes betrifft, so scheint dies auch in Bezug auf die fahrende Habe der Frau damals bereits beschränkt gewesen zu sein.

Die alten deutschen Rechtsverhältnisse in Bezug auf Eigenthum und Erbrecht überhaupt und namentlich auch in Bezug auf das Güterrecht der Ehegatten erhielten gegen Ende des Mittelalters, zunächst in den Handelsstädten des nördlichen Deutschlands, einen gewaltigen Stoß. — Wenn wir das weiter oben über die Stammgüter Gesagte uns vergegenwärtigen, so ist wohl auf den ersten Blick erkennbar, daß dieselben für den mercantilen Verkehr Unbequemlichkeiten aller Art bieten mußten, eben weil sie nicht den Charakter einer Waare, sondern vielmehr die Bedeutung einer Institution hatten, zu welcher sich die bestimmte Familie in ähnlicher Weise verhielt, wie sich die bürgerliche Gesellschaft zum Staate verhält, d. h. nicht zu jener philosophischen Abstraction vom Staate, sondern zu jenem wirklichen, concreten Staate, dessen eigentliche Basis ebenfalls der Grund und Boden ist. Auch das alte Familiengut hatte seine Geschichte, seine feste Ordnung, seine obrigkeitliche Bedeutung, seine Unterthanen und seine geordnete Herrschaft über dieselben; aus demselben entwickelten sich die deutschen Staaten, wie jeder weiß, dem die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte auch nur flüchtig bekannt ist, und wie sofort auch äußerlich dadurch erkennbar ist, daß die Erbfolge für die deutschen Throne noch jetzt dieselbe ist, wie sie es für die alten Stammgüter war. Diese Stammgüter waren nun dem immer mächtiger in Deutschland sich entwickelnden Handel längst ein Dorn im Auge geworden. Die großen deutschen Handelsverbindungen, namentlich die alte berühmte Hansa, hatten aus fast sämmtlichen Theilen der damals bekannten Welt Schätze nach Deutschland zusammengetragen, und die fahrende Habe, besonders das Capital, hatte dadurch an den großen Handelsplätzen eine Bedeutung erhalten, welche daselbst das Ansehen der alten Stammgüter immer mehr in den Hintergrund drängte. Der Handel und die Industrie beruhen wesentlich auf dem möglichst raschen Umsatz der Waare, und das Stammgut ließ sich überhaupt nicht umsetzen, weil das Eigenthum daran eben der ganzen Familie zustand. Auf diesem Gesammteigenthume

*) Durch diese Erbverzichte entstand bekanntlich der interessante Streit zwischen der Erbtochter und der Regredienterbin, welcher eine ganze Literatur füllte. Die römischen Juristen faßten diese Verzichte als eigentlichen Grund des mangelnden Erbrechts und wollten daher bei dem Wegfall des Mannsstammes die Regredienterbin berufen; eine correcte Jurisprudenz hat aber diesen Streit längst zu Gunsten der Erbtochter entschieden.

der Familie war auch das Erbrecht dieser Güter gegründet; jedes Glied der Familie hatte als solches bereits eine eventuelle Gewehre, welche durch den Eintritt der Bedingung, durch den nach der Erbordnung für dasselbe eintretenden Erbfall, zu einer vollständigen wurde. Hatte also der Besitzer das Gut ohne Zustimmung der Familie veräußert, so hatte jedes Glied derselben, welches nicht ausdrücklich darin consentirt hatte, sobald der Erbfall dasselbe traf, das Recht, das Gut von dem fremden Inhaber zurückzufordern. Alle diese Unbequemlichkeiten fielen bei der fahrenden Habe fort, und in diesem Umstande liegt daher eine ausreichende Erklärung für die Thatsache, daß diese letztere in den größeren Handelsstädten Deutschlands gegen Ende des Mittelalters die alten Stammgüter zum großen Theil verdrängt, oder doch dieselben sich möglichst assimilirt hatte. Gehörten solche Stammgüter der Frau, so wurde es namentlich Sitte, daß dieselben dem Manne bei der Verheirathung gleichsam als Mobilien (like varende have, like kopschatt) aufgelassen wurden. An diesem Vermögen, welches gleichfalls unter der vormundschaftlichen Gewalt des Mannes stand, hatten beide Eheleute in sofern ein freieres Dispositionsrecht, wie bei den früher unter der Vormundschaftsgewehre des Mannes vereinigten Stammgütern, als sie die eventuellen Eigenthums-Ansprüche von Anerben nicht zu berücksichtigen hatten, und es wurde daher sehr gebräuchlich, daß die Eheleute durch Erbverträge sich einander als Erben einsetzten. Durch diese namentlich in den norddeutschen Handelsstädten sehr in Aufnahme kommenden Verträge gewann die vorher erwähnte, bloß äußerliche Gemeinschaft der Güter beider Ehegatten schon immer mehr den Charakter einer wirklichen, einer materiellen Gütergemeinschaft. Zur vollständigen Begründung derselben war noch ein anderes Moment wirksam, die Rücksichten nämlich, welche der kaufmännische Credit verlangte. — Dieser fand natürlich am meisten seine Rechnung dabei, wenn die Güter der Eheleute eine gemeinschaftliche Vermögensmasse bildeten, welche für die beiderseitigen Schulden und, worauf es besonders ankam, für die Schulden des Mannes, gleichmäßig haftete. — Wenn wir die Entwickelung dieser neuen Theorie historisch verfolgen, so tritt sie uns zunächst als maßgebend für diejenigen Rechtsverhältnisse entgegen, welche für die Bezahlung der Schulden eines verstorbenen Ehegatten sich heranbildeten. Für die Bezahlung dieser Schulden sollte kein Unterschied zwischen den Gütern beider Ehegatten gemacht werden, und das Gewohnheitsrecht nahm in dieser Beziehung sehr bald eine so bestimmte Gestalt an, daß wir in mehreren Stadtrechten, z. B. in denjenigen der Städte Stade, Bremen und Hamburg, diesen Grundsatz ausdrücklich ausgesprochen finden. Diese Grundsätze, welche nach Trennung der Ehe zur Anwendung kamen, wurden bald darauf auch auf die Dauer der Ehe in den erwähnten Städten übertragen, und so entstand die eheliche Gütergemeinschaft. Eichhorn behauptet in seiner deutschen

Staats- und Rechtsgeschichte, daß die Rücksichten des kaufmännischen Credits für die Entstehung der Gütergemeinschaft nicht wirksam gewesen seien, wenn er auch zugiebt, daß dieselbe ein wichtiges Förderungsmittel dieses Credits enthalte. Wir können diesem berühmten Kenner des deutschen Rechts allerdings darin nur Recht geben, daß die Entstehung dieses Instituts durch die Erbverträge der Ehegatten angebahnt wurde; dabei ist aber doch wohl nicht zu übersehen, daß diese Verträge im Grunde nur äußerlich die Entwickelung desselben vermittelten. Der innere Grund, das eigentliche bewegende Motiv waren aber doch unzweifelhaft wohl die Interessen jenes kaufmännischen Credits, welcher unbedingt auch für die Errichtung der Erbverträge in den meisten Fällen die nächste Veranlassung gegeben hat. Die Richtigkeit dieser Behauptung liegt unseres Erachtens in der Natur der Sache und wird auch von fast sämmtlichen Autoritäten des deutschen Privatrechts anerkannt. Uebrigens findet diese Auffassung auch dadurch ihre Bestätigung, daß, wie dies auch Eichhorn anerkennt, die gemeinschaftliche Schuldenhaftung der Eheleute das wesentlichste und sicherste Kennzeichen der Gütergemeinschaft ist, was auch die alten, das eheliche Güterrecht betreffenden Rechtssprüchwörter andeuten, wie z. B. das bekannteste darunter: Die dem Manne trauet, trauet der Schuld.

Nachdem wir zu diesem Punkte gekommen sind, blicken wir noch einmal rückwärts, um über das Wesen der Gütergemeinschaft uns den allgemeineren Gesichtspunkten nach zu orientiren; dann wollen wir die speciellere Gestalt derselben und die Verschiedenheiten, welche sie in einzelnen Gegenden angenommen hat, noch kurz betrachten. — Die Gütergemeinschaft ist allerdings nicht, wie so manche andere Institute, welche bestimmt waren, das alte deutsche Recht zu verdrängen, aus dem römischen Rechte eingeführt worden, sondern in Deutschland selbst herangebildet, sie verdankt aber gleichwohl ihre Entstehung zum guten Theil jener nivellirenden Richtung des römischen Rechts, welche die deutschen Grundsätze vom Eigenthum und von dem Erbrechte der Frauen beseitigt hatte, die ihre Entwickelung unmöglich gemacht haben würden. Ferner aber wird durch die historische Entwickelung der Gütergemeinschaft, welche recht eigentlich von den commerciellen Interessen der großen deutschen Handelsstädte großgezogen ist, die Richtigkeit der Behauptung wohl außer Zweifel gestellt, daß der eigentliche Boden für dieselbe die Städte sind, und daß sie für die Verhältnisse des Bürger- und Handelsstandes allerdings eine Einrichtung von großer Zweckmäßigkeit ist. — Es wurden indeß schon in früher Zeit Versuche gemacht, dieselbe über ihre naturgemäßen Grenzen hinaus auszudehnen, und diese Bestrebungen gingen wiederum von den römischen Juristen aus. — Namentlich im 16. Jahrhundert suchten diese alle diejenigen ehelichen Güterrechte, worin sich nicht das reine römische Dotalrecht wiederfand, auf eine Gemeinschaft des Eigenthums zurückzuführen. Die gelehrten Juristen waren in jener Periode wahr-

haft darauf versessen, wo es irgend möglich war, die Gütergemeinschaft heraus zu interpretiren, und zwar wohl namentlich deshalb, weil sie von dem dunklen Gefühle richtig geleitet wurden, daß dieselbe ein wichtiger Bundesgenosse für ihre Bestrebungen war, den Abstractionen des römischen Weltrechts zum vollständigen Siege über die alten deutschen Rechtseinrichtungen zu verhelfen. Man muß heut zu Tage lächeln über den Eifer, mit dem sie zu Werke gingen und der in der That nicht selten sie völlig geblendet hat. Nicht zufrieden mit dem Versuche, die von ihnen behauptete Theorie, daß die Gütergemeinschaft gemeinen deutschen Rechtes sei, auf den Schwabenspiegel zurückzuführen, suchten sie dieselbe sogar aus dem römischen Rechte und selbst aus dem canonischen Rechte herzuleiten. Das caput X. de donationibus inter virum et uxorem mußte sich gefallen lassen, diesen thörichten Versuchen als Quelle zu dienen. Es war das ein ähnliches Unternehmen, als wenn heut zu Tage Jemand den Versuch machen wollte, die englische Staatsverfassung aus dem römischen oder canonischen Rechte herzuleiten.

Gleichwohl fehlte es den Theorieen dieser Juristen keineswegs an Erfolg, wenn schon in den meisten Gegenden die gesunden Verhältnisse des Landes dem Eindringen der Gütergemeinschaft, welches nothwendig die Zersplitterung des Grundbesitzes und namentlich die Mobilisirung desselben zur Folge haben mußte, einen unüberwindlichen Widerstand entgegenstellten. Glücklicher waren die Juristen in Betreff der im Gegensatze zu der allgemeinen Gütergemeinschaft in vielen Gegenden vorkommenden particulären, welche sich auf die Gemeinschaft der Errungenschaft, des während der Ehe von den Eheleuten erworbenen Vermögens, bezog. Sie stellten nämlich die Theorie auf, daß in Betreff der Errungenschaft unter den Eheleuten eine Art von Societäts-Verhältniß eintrete, und daß sie dem analog auch überall betrachtet werden müsse. So willkürlich diese Argumentation auch war, namentlich da das deutsche Recht für die Errungenschaft bestimmte Rechtsverhältnisse herangebildet hatte, so war dieselbe doch wenigstens nicht völlig bodenlos, und behauptete demgemäß auch einen nicht unbedeutenden practischen Einfluß.

Also auf dem Lande, und zwar nicht blos bei dem hohen und dem reichsunmittelbaren, sondern auch bei dem niederen und dem landsässigen Adel fand die Gütergemeinschaft keinen Eingang. Der Grund davon war zunächst der, daß bei dem Adel immer noch die alte Erbfolge, welche nöthigenfalls durch Erbverzichte vermittelt wurde, sich erhalten hatte, wodurch die Töchter von der Succession in die Stammgüter ausgeschlossen waren und neben den Söhnen kein anderes Erbtheil erhielten, als bei ihrer Verheirathung einen Brautschatz und eine standesmäßige Aussteuer. Die Töchter fanden auch diese Einrichtung in ihrem eigenen Interesse, weil der dadurch in den allermeisten Fällen allein zu erhaltende Glanz der Familie, welche ihnen in allen Fällen einen siche-

ren Rückhalt bot, ja auch ganz besonders in ihrem Interesse lag. — Aber auch die städtischen Statuten nahmen keineswegs sämmtlich die Gütergemeinschaft auf, sondern manche erklärten den zur Gewohnheit gewordenen Inhalt der Erbverträge anders. Die hierbei für den überlebenden Ehegatten eintretenden Vortheile, welche natürlich denen bei der Gütergemeinschaft wesentlich gleich waren, hat man späterhin, da nur die letztern von den römischen Juristen als gemeinrechtlich anerkannt wurden, mit dem Namen portio statutaria bezeichnet. — Außer dem Adel gelten nach gemeinem deutschen Privatrechte von der Gütergemeinschaft namentlich noch die ehemaligen Leibeigenen und die sogenannten Eximirten als ausgeschlossen. Sie kann jedoch von diesen Personen, so wie von allen solchen, welche ihren Wohnsitz in einer Gegend haben, wo sie nicht eingeführt ist, durch Vertrag begründet werden, ebenso wie sie überall durch Vertrag ausgeschlossen werden kann.

Die Gestalt, welche die Gütergemeinschaft in den verschiedenen Gegenden Deutschlands angenommen hat, ist eine sehr verschiedene, obwohl sich fast überall, doch auch hier kommen Ausnahmen vor, wie z. B. bei der Münsterschen Gütergemeinschaft, der Grundsatz erhalten hat, daß die Frau unter der ehelichen Vormundschaft des Mannes sich befinde, und ihr deshalb ein Dispositionsrecht über die gemeinschaftlichen Güter während der Dauer der Ehe nicht zustehe. — Während der Ehe kann die Frau nur dann ein solches Dispositionsrecht ausüben, wenn ihr dasselbe von dem Manne ausdrücklich übertragen worden, oder sie dazu mit Bestätigung des Gerichts durch Krankheit oder lange Abwesenheit desselben genöthigt ist. Uebrigens ist auch das Dispositionsrecht des Mannes über das gemeinschaftliche Vermögen in der Regel Beschränkungen unterworfen, so daß er z. B. nur befugt ist, zum Besten des Gesammtvermögens oder zum Nutzen der Familie Veräußerungen vorzunehmen, oder daß er bei Veräußerungen von Grundstücken und Renten an die Zustimmung der Frau gebunden ist. In anderen Gegenden ist es ihm dagegen sogar gestattet, einseitig Bürgschaften zu übernehmen oder Geschenke zu machen. — Ein sehr wichtiges und durchgreifendes Unterscheidungsmerkmal für die verschiedenen Formen der Gütergemeinschaft ist auch darin enthalten, ob die Theorieen des deutschen Gesammteigenthums oder diejenigen des römischen Miteigenthums in den verschiedenen Gegenden für dieselbe maßgebend geworden sind. Nur in dem ersteren Falle kann von einem Eigenthume, welches jedem der Ehegatten an dem ganzen Vermögen zusteht, die Rede sein, während nach den Grundsätzen des römischen Miteigenthums jedem Ehegatten nur ein ideeller Theil des Gesammtvermögens zusteht. — Besonders das revidirte Lübische, aber auch das Hamburgische Stadtrecht von 1603 haben von jeher als die wichtigsten Gesetzgebungen für

die Gütergemeinschaft nach den Grundsätzen des deutschen Gesammteigenthums gegolten.

Der Anfang der Gütergemeinschaft wird von den meisten Particular-Rechten in die Zeit der Trauung verlegt. In manchen Gesetzen wird jedoch die Consummirung der Ehe, oder doch wenigstens jener alte deutsche Brauch der Beschlagung der Decke als Anfangspunkt derselben bezeichnet. Darauf deuten auch hin und wieder die Rechtssprüchwörter hin, z. B. das bekannte: „Ist das Bett beschritten, so sind beide Eheleute gleich reich." — Bisweilen wird sogar die Geburt eines Kindes verlangt, und damit die vollständigen Wirkungen derselben eintreten, sogar verlangt, daß ein Kind am Leben sei. — Einzelne Statuten verlangen sogar, namentlich bei kinderlosen Ehen, daß dieselben Jahr und Tag gedauert haben. Dies Erforderniß stellt z. B. auch das bekannte Landshuter Statut von 1423.

Stirbt bei einer beerbten Ehe der eine Ehegatte, so setzt, den meisten Statuten nach, der überlebende mit den Kindern, welche an die Stelle des verstorbenen Ehegatten treten, die Gütergemeinschaft bis zur Schichtung und Theilung fort. Die Quellen reden in diesem Falle ausdrücklich von einer fortgesetzten Gütergemeinschaft, einer communio bonorum prorogata. In welchen Fällen die Auflösung dieses Verhältnisses durch die Schicht- und Theilung eintritt, ob also jeder Theil diese einseitig beantragen kann, und unter welchen Umständen er dazu befugt ist, in welchen Fällen diese Schicht- und Theilung von Gesetzeswegen eintritt, und unter welchen Verhältnissen und Modalitäten sie zur Ausführung kommt, darüber finden sich in den Statuten die verschiedensten Bestimmungen. Es kann hier so wenig unsere Aufgabe sein, auf diese Einzelnheiten, so wie auf die besonderen Eigenthümlichkeiten der Gütergemeinschaft überhaupt ausführlicher einzugehen, wir wollen aber auf den aus unseren obigen Mittheilungen hervorgehenden Umstand noch ausdrücklich aufmerksam machen, daß es für die verschiedenen in Deutschland vorkommenden ehelichen Güterrechte drei Haupt-Eintheilungen giebt. Dahin gehört also zunächst die allgemeine Gütergemeinschaft. Diese darf aber keineswegs so verstanden werden, als wenn darunter überall auch sämmtliche Güter der Eheleute begriffen gewesen wären; es waren vielmehr gewisse Arten von Gütern, namentlich von unbeweglichen Gütern, in manchen Gegenden ausdrücklich davon befreit, und dies galt namentlich da, wo es den Juristen hin und wieder gelungen war, dieselbe auch auf die Verhältnisse des niederen Adels zur Anwendung zu bringen. Aber auch in den Städten kam es nicht selten vor, daß das alte Stammgut, wo es noch vorhanden, ausdrücklich davon ausgenommen wurde. Aber auch auf andere Gegenstände, z. B. auf Brautgeschenke, wurde diese Ausnahme ausgedehnt, und auch das Allgemeine Landrecht zählt eine nicht

geringe Anzahl solcher Sonder- oder Einhandsgüter, wie sie nach dem alten Sprachgebrauche genannt wurden, auf. Die zweite Hauptform des ehelichen Güterrechts ist die von uns vorhin geschilderte particuläre Gütergemeinschaft, welche der allgemeinen bisweilen sehr nahe kommt. Die gewöhnlichste Form derselben ist die Gemeinschaft der Errungenschaft; sie wird nicht selten aber auch auf die sämmtlichen beweglichen Güter beider Ehegatten, oder doch auf einen Theil derselben, ausgedehnt. Sogar gewisse unbewegliche Güter sind nach den Bestimmungen einzelner Statuten darunter begriffen. Außer diesen beiden Formen kommt drittens noch die gleichfalls bereits erwähnte portio statutaria vor. Für diese gelten entweder die Grundsätze des römischen Dotalrechts, oder die Bestimmungen des deutschen Rechts über das von der Frau in die Ehe gebrachte Gut.

Das preußische allgemeine Landrecht fand diese Verhältnisse in den einzelnen Theilen der Monarchie vor und hat daran nichts geändert. Es stellte freilich eine allgemeine Theorie der Gütergemeinschaft auf, aber die betreffenden Bestimmungen des Gesetzbuches sollten nur eine subsidiäre Geltung haben, wo etwa in den Provinzial- und Statutarrechten es an den nöthigen Bestimmungen fehlen möchte, und außerdem sollten sie für die durch Vertrag in Gegenden, wo sonst dieselbe keine Geltung hat, eingeführte Gütergemeinschaft gelten. — Das Landrecht hat in keiner Weise versucht, dieses Institut auf dem Wege der Gesetzgebung auch in solchen Gegenden einzuführen, wo es durch das Gewohnheitsrecht nicht begründet worden. — Diesen Versuch hat zuerst der unlängst im Herrenhause zur Debatte gekommene Gesetzentwurf, das eheliche Güterrecht in Westphalen und den rheinländischen Kreisen Rees und Duisburg betreffend, unternommen. Durch den im Herrenhause angenommenen Verbesserungs-Antrag des Grafen Merveldt ist jedoch dem § 1 des Gesetzentwurfes dadurch die Spitze abgebrochen, daß die Anwendung desselben auf diejenigen Gegenden beschränkt werden soll, wo die Gütergemeinschaft gewohnheitsrechtlich bisher begründet war. Dagegen ist die von mehreren hervorragenden Rednern bekämpfte Bestimmung desselben Paragraphen von dem Herrenhause angenommen worden, nach welcher das sämmtliche in Betreff der Gütergemeinschaft zu Recht bestehende Gewohnheitsrecht in jenen Gegenden aufgehoben und durch die Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts ersetzt werden soll, dessen Theorie der Gütergemeinschaft aus allgemeinen und häufig ziemlich willkürlichen Abstractionen, zu welcher alle möglichen Statuten das Material liefern mußten, zusammengestellt ist. — Auch in anderer Beziehung ist das Herrenhaus auf halbem Wege stehen geblieben, indem es nur den Adel und nicht eben so auch den Bauernstand von der Gütergemeinschaft eximirt hat, obwohl sie für die Verhältnisse des letzteren eben so wenig paßt und nur durch willkürliche Interpretationen der Juristen, und zwar leider auch in Westphalen, auf denselben

übertragen ist. Die alte Theorie, daß die Gütergemeinschaft im gemeinen deutschen Rechte begründet sei, hat nach Aufhebung des gutsherrlichen Obereigenthums, welches man irriger Weise als den Grund für die Exemtion des Bauernstandes von der Gütergemeinschaft betrachtete, den Juristen häufig Veranlassung zu der Annahme gegeben, daß seitdem auch der Bauernstand derselben unterworfen sei. — Wir dürfen nur auf unsere Mittheilungen über die historische Entwickelung der Gütergemeinschaft verweisen, um unsere Behauptung zu beweisen, daß es dieser Auffassung eines größeren Theiles unserer Juristen an aller Begründnng fehlt, und wir hoffen daher, daß auch das Haus der Abgeordneten im Interesse der Conservirung des ländlichen Grundbesitzes und des guten Rechts des westphälischen Landbestandes den von unserer Regierung sicherlich gebilligten Weg weiter verfolgen wird, welchen das Herrenhaus dadurch betreten hat, daß es den Adel im Einverständnisse mit dem Herrn Justizminister von einem Institute befreite, welches aus den Verhältnissen der Städte und des Handelsstandes heraus sich entwickelt hat und daher auch nur für diese eine Bedeutung haben kann. Wir haben freilich auch von conservativer Seite hin und wieder wohl die Bemerkung gehört, daß die Gemeinschaft der Güter unter den Ehegatten vorzugsweise dem Begriffe der christlichen Ehe entspreche, und daß aus diesem Grunde jene Einrichtung eine möglichst ausgedehnte Ausbreitung verdiene. Wir müssen gestehen, daß uns die Aufstellung eines solchen allgemeinen Princips im Widerspruche mit einem durch die Geschichte begründeten guten alten Rechte von vorn herein bedenklich erscheint. Die ersten Anfänge der Gütergemeinschaft reichen wohl kaum über das vierzehnte Jahrhundert hinaus, und die Grundsätze des Christenthums lebten damals doch wohl sicherlich, namentlich was die Heilighaltung der Ehe betrifft, eben so lebendig in dem Herzen des deutschen Volkes, wie in unseren Tagen. Freilich war es unseren Vorfahren nicht gut möglich, ein Vermögen zu erheirathen, eine sogenannte gute Partie zu machen, aber daran dachten sie auch nicht; sie suchten eine treue Lebensgefährtin und heiratheten nur dann, wenn sie im Stande waren, die Kosten der Ehe zu bezahlen.

In die Chablone des Liberalismus paßt zwar ein eingeschränktes Erbrecht der Frauen nicht, und die letzten Reste, welche davon bei uns sich erhalten haben, sind daher für ihn von jeher bekanntlich ein Gegenstand bitterer Angriffe gewesen. Das kann uns aber nicht irre machen in unserem Urtheil über die in diesem Aufsatze erwähnten Einrichtungen unserer Vorfahren, welche sich allerdings nicht auf dem Wege der Gesetzgebung wieder einführen lassen, seitdem die Sitte ihnen ungetreu geworden ist.

Heut zu Tage hat die Sitte auf Grund der von dem römischen Rechte angebahnten neuen Einrichtungen ihre ganz besondere Gestalt gewonnen, und wir sprechen nur eine allgemein bekannte Thatsache aus,

wenn wir behaupten, daß auch bei uns, wie zu den Zeiten des üppigen Roms, die Ehen in einer großen Anzahl von Fällen bereits zu einem Gegenstande der Speculation geworden sind, und daß die betreffenden Heiraths-Candidaten nöthigen Falls durch Vermittlung von Unterhändlern, Heiraths-Bureaux und Zeitungs-Annoncen, ein Capital, am liebsten, wenn dies möglich wäre, ohne eine Frau zu erheirathen suchen.

Gedanken über die Landwehr.

Der Aufsatz über die einjährigen Freiwilligen, im zweiten Hefte achten Bandes der Berliner Revue, erwähnt am Schlusse der Landwehr-Compagnieführer und desfallsiger Opfer der Linie, läßt aber in dieser Richtung ein großes Feld der Meinungen und Glaubensbekenntnisse, über Licht und Schatten der Abcommandirung besagter Compagnieführer, unerörtert und stachelt das patriotische Interesse des alten Soldaten, sein Herz hierüber unverhohlen auszuschütten.

Das Opfer, welches die Linie dem Landwehrinstitut — „in Beibehaltung ruhmvoller Ueberlieferung einer verjährten großen Zeit" — durch Entbehrung ihrer Premier-Lieutenants und jüngsten Hauptleute zu bringen hat, ist wahrlich nicht gering zu achten, weil grade diese geprüfteren Offiziere und ihre Diensterfahrung, ihre erfolgreichere Behandlung des Soldaten, ihr gutes Beispiel und ihr richtiger Tact bei den Linientruppen nur schmerzlich vermißt werden können, dies auch allerseits stark gefühlt wird, und die jüngeren Offiziere sich in kameradschaftlicher Beziehung als verwaist betrachten, da die ihnen zunächst verbleibenden Compagniechefs gewöhnlich nur im Dienst mit ihnen verkehren, die Hauptleute entweder durch die Fatiguen des Dienstes (denn die ganze Arbeit ruht fast nur auf ihren Schultern) oder durch häuslich-eheliche Sorgen und strenge Oeconomie von der geselligen Welt abgezogen werden; daher denn der junge Offizier selten außer Dienst und in der Frequenz gebotener Vergnügungen mit Hauptleuten und Stabsoffizieren zusammentrifft.

Diese Andeutungen mit ihren nothwendigen Folgerungen möchten allein schon hinreichen, das Opfer der Linie zu motiviren, und die Abcommandirung der Compagnieführer als ein Uebel ansehen zu lassen; es finden aber noch andere Gründe statt, welche zwar scheinbar in der Machtvollkommenheit der Regiments-Commandeure liegen, jedoch oft nicht umgangen werden dürfen. Es müssen nämlich dann und wann auch Offiziere zur Landwehr commandirt werden, welche bereits durch eine lange Reihe von Jahren in der Eigenschaft als Adjutanten, Kriegsschüler, Topographen, Lehrer, Turner rc. vom Regiment abcommandirt

waren, dem practischen Dienst dadurch entfremdet wurden und wo es denn Noth thut, daß sie nun endlich beim Régiment verbleiben; kaum aber dahin zurückgekehrt, müssen sie alsbald, und zwar in Folge ihres gewonnenen Rangverhältnisses und in ihrer Tour als Landwehr-Compagnieführer ein neues Commando antreten — was wohl keinem Theile zum Segen gereichen dürfte! — Ja man sollte es kaum glauben, es ereignet sich sogar, daß dergleichen Offiziere nach Beendigung der 3 Jahre, innerhalb welcher sie als Landwehr-Compagnieführer fungiren (wo sie meist ein ungebundenes, bequemes Leben führen, der Zwang des Garnisondienstes, reglementsmäßigen Anzugs ꝛc. vergessen wird) sie wiederum auf 3 Jahre in dieser Stellung verbleiben, — weil sie unter der Zeit zum Polka-Hauptmann avancirt sind und man beim Regiment vielleicht nicht gut weiß, was man mit einem Hauptmann dritter Klasse als Zugführer anfangen soll. — Dies Zwitterwesen dürfte mit dem Major bei der Cavallerie, welcher zugleich Escadronchef bleiben soll, Aehnlichkeit haben, wo auch mit den Majors-Epaulettes der Vortheil der Schwadron in Frage steht.

Bei den Infanterie-Regimentern ist hie und da der Glaube verbreitet, die Hauptleute dritter Klasse müßten nur die Compagnieführer-Stellen bei der Landwehr einnehmen; es liegt aber unbedenklich in der Beurtheilung der Brigade- und Regiments-Commandos, ob selbige länger bei der Landwehr verbleiben oder wegen ihrer weiteren Ausbildung und Benutzung, gegen andere Offiziere, zum Linien-Regiment zurückkehren sollen.

Es stellt sich, nach diesen Erörterungen, nothwendig die Frage: „Sind die Abcommandirungen der Compagnieführer leicht zu beseitigen? kann ihr Dienst bei der Landwehr auch von beurlaubten Landwehr-Offizieren genügend verrichtet werden? oder läßt sich das Opfer der Linie dadurch ermäßigen, daß die Compagnieführer, nach Abhaltung der Landwehr-Uebung und Control-Versammlung wieder zur Linie zurückgehen? Das Regiments-Commando hält, was den letzten Punkt betrifft, mit seinem „Ja!“ gewiß nicht zurück, und es giebt auch höhere Behörden, welche für die Rückkehr stimmen, dabei nur aber das Interesse der Linie im Auge haben, das Wesen der Landwehr nur aus der Vogel-Perspective kennen lernten.

Man sollte glauben, ein Jeder, wenn er die morschen Grundpfeiler des Landwehr-Instituts nicht noch unsicherer machen will, müßte von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß der Compagnieführer nur von der Linie zu entnehmen, um Linie und Landwehr besser amalgamiren, die strengere Disciplin, Diensterfahrung und den soldatischen guten Geist daselbst impfen und fortpflanzen zu können — welche Eigenschaften den beurlaubten Landwehr-Offizieren nicht in dem Grade des Bedarfs beiwohnen dürften — wenn ich auch dafür bin, seltene Ausnahmen zu gestatten, d. h. wo beurlaubte Landwehr-Offiziere durch Kenntniß, Eifer,

Energie und Persönlichkeit zum Dienst des Compagnieführers geeignet sind, solche auch, wenn sie im Bezirk wohnen, dazu gelangen zu lassen, um ihnen eine dergleichen Beförderung nicht ganz zu verbauen, ihnen den Sporn zur höhern Application nicht zu verleiden.

Es möchte, wie gesagt, eine solche Berücksichtigung nur als Ausnahme gelten können, weil nach meiner Erfahrung der Wehrmann lieber einen Linien-Offizier zum Führer hat, sein Vertrauen der größern Dienst-Umsicht und leichteren, zuversichtlichern Handhabung des Soldatenhandwerks zusteht, der militairische Instinct ihm sagt, daß davon in schwierigen Fällen mehr Heil zu erwarten, die Aufgabe des veralteten Instituts besser zu lösen ist.

Möchte denn nun aber dieser von der Linie entnommene Kitt auch außer der Uebungszeit und den Control-Versammlungen, oder außer dem Auftreten der Landwehr unter Waffen, wesentlich nöthig sein? Ich bin darüber nicht zweifelhaft, lebe vielmehr der Ueberzeugung, daß die Compagnieführer auch außer der Uebungszeit im Landwehr-Bezirk nicht fehlen dürfen, wenn das Vertrauen auf die Landwehr im Allgemeinen nicht mehr und mehr schwinden soll. — Die Compagnieführer haben viele große und wichtige Verpflichtungen im Bezirk. Müssen sie nicht ihre besondere Wirksamkeit auf den patriotischen Geist, den militairischen Gehorsam der Reserven und Landwehrmänner, auf treue Hingebung, auf Liebe zum Könige fort und fort richten? Haben sie nicht die persönlichen und häuslichen Verhältnisse derselben, ihr Treiben, ihre Vereine rc. kennen zu lernen und im Auge zu behalten, soll er nicht überall und in allen Lagen ihr treuer Rathgeber sein, auch gegen Wühlereien und Verführung sie schützen? O! solche Mühwaltungen sind so belohnend als erfolgreich, und ich habe sie früher zu meiner großen Freude mehrfach wahrgenommen, bin von dem erworbenen Vertrauen, wie Kinder zum Vater haben, Zeuge gewesen. Aber eben so kann der Compagnieführer seine Einwirkung bei dem Ersatzgeschäft documentiren, wo er dem Bataillons-Commandeur über die Verhältnisse der von der Linie als unbrauchbar oder unabkömmlich entlassenen Leute Bericht erstattet, durch seine Erkundigungen oft lügenhafte Angaben der Angehörigen des Betheiligten unterdrückt, damit selbst die Schulzen in Furcht und Respect hält; desgleichen giebt er Auskunft über Berücksichtigungsgründe dieses oder jenes Wehrmannes zur Versetzung in eine andere Klasse oder in ein anderes Aufgebot.

Er macht ja auf den Titel „Vater der Compagnie"! Anspruch, und weiß er dies zu würdigen und auszubeuten, gewinnt er Vertrauen, so wird er Beschäftigung genug finden, über Langeweile nicht zu klagen haben, denn seine Thätigkeit hat ihn auch Stifter oder Mitglied des Veteranen-, Krieger- oder Patrioten-Vereins werden lassen, desfallsige Statuten gehen durch seine Hände, er steht mit allen Gutgesinnten in der engsten Beziehung, Verführung kann in seinem Bezirk nicht Wurzel

schlagen, und Erlebnisse wie 1848 und 1849 möchten bei der Landwehr nicht vorkommen können.

Wo jedoch gestattet wird, daß Compagnieführer mehr auf Urlaub als im Bezirk leben dürfen, da kann die oben gedachte militairische Betriebsamkeit freilich nicht gefunden werden, und ist es einleuchtend, daß dieserhalb bei den Regiments-Commandos der Wahn genährt wird: „die Compagnieführer sind außer der Uebungszeit im Bezirke entbehrlich."

Eine wichtige Verpflichtung des qu. Compagnieführers ist ferner: „den Bezirks-Feldwebel zu überwachen und ihn zum Nutzen des Instituts soldatisch zu erziehen." Leider weiß man, wie viele Schreiber Bezirks-Feldwebel werden, welche als Soldat gar keine Beachtung verdienen, in der Bureau-Noth aber das Porte-Epée und den Feldwebel-Titel erwischt haben, um nur die vielen schriftlichen Arbeiten und Listen rc. beschaffen zu können. Soldatische Tugenden sind also bei solchen Schreiber-Feldwebeln nicht anzutreffen, und wenn dergleichen Subjecte im Bezirk obenein nicht controlirt werden, vielmehr sich selbst überlassen sind, so möchten der Willkür, Bestechung und Wühlerei Thor und Thür geöffnet sein, dem Wehrmann das gute Beispiel fehlen rc. In Ermangelung des Compagnieführers schickt der Feldwebel auch wohl seine Eingaben, Listen und Berichte direct an den Bataillons-Commandeur, oder läßt sie dann und wann von einem beurlaubten Landwehr-Offizier unterschreiben; ebenso wird unter diesen Umständen der Bataillons-Commandeur nicht selten gezwungen sein, mit dem Bezirks-Feldwebel direct zu verhandeln — und liegt es wohl auf der Hand, welche Nachtheile daraus entstehen können, wenn der Feldwebel (die Mutter der Compagnie) vor der Front der Compagnie sich unpractisch, in seinem persönlichen Wesen unsoldatisch zeigt, auch außer der Uebungszeit kein Vertrauen gewinnt, vielleicht sogar seinen Bezirks-Gefreiten unrechte Wege gehen läßt — und eine Controle nicht vorhanden ist.

Und wenn am Bau des Landwehr-Instituts immer mehr gerüttelt, wenig gethan wird, um Lust und Liebe zur Wehrkraft, Kampffähigkeit, Opferfreudigkeit und treue soldatische Hingebung zu fördern, ist es dann zu verwundern, wenn die Hoffnung auf Leistungen der Landwehr schwächer wird? — wenn auch, Gott sei Dank, die Landwehr-Zeughäuser gefüllt sind.

Nach dem § 54 der am 21. November 1815 gegebenen unvergeßlichen Landwehr-Ordnung sollte das 1. Aufgebot jährlich zwei, das 2. Aufgebot jährlich eine große Friedensübung haben. Die erste Uebung 1. Aufgebots sollte drei Wochen, die zweite Uebung, nach § 55, acht Tage dauern; das Bataillon des 1. Aufgebots mit seinem Bataillon 2. Aufgebots in der Mitte des Ergänzungs-Bezirks an einem schicklichen Orte zusammenrücken. Man hielt also damals solche Uebungen nicht allein für durchaus nothwendig, um die Landwehr schlagfertig zu erhal-

ten, sondern man dachte auch daran, den militairischen Geist in der Landwehr anderweit zu nähren, denn im § 57 heißt es weiter: „Auf welche Art, ohne Beeinträchtigung der Gewerbe, nach den Local-Verhältnissen es möglich sein dürfte, einen Theil der Sonntags-Nachmittage zu kleinen Uebungen zu gebrauchen, dies bleibt dem Ermessen der Local-Behörden überlassen." Die Instruction für die Landwehr-Inspecteure vom 10. December 1816 setzt die Uebungszeit für das 1. Aufgebot auf einen Monat fest und soll für das 2. Aufgebot die jährliche Uebungszeit auf acht Tage beschränkt werden.

Was ist nun, im Laufe der langen Friedenszeit, davon übrig geblieben? auf welches Minimum hat man die Uebungen der Landwehr reduciren lassen? wie haben Regierungen, Landräthe und Geldnothstände daran gezwackt und zu knausern gewußt? Wie die jüngsten Erfahrungen darthun, dauern jetzt die Uebungen des 1. Aufgebots acht Tage jährlich und zwar compagnieweise, fällt das Loos günstiger, im Bataillon vierzehn Tage und alle fünf Jahre zur großen Herbstübung drei bis vier Wochen! Von Uebungen des 2. Aufgebots ist, wie bekannt, gar nicht die Rede.

Bringt also nicht auch die Landwehr große Opfer und wird durch solches Rütteln am morschen Bau nicht der soldatische Geist in der Landwehr gelähmt? Ja man darf es dem Wehrmann kaum verargen, wenn er von seinen Wehrverpflichtungen ganz loszukommen sucht, und dem Drängen von Frau und Kindern nachgiebt, die Befürchtung einer Störung im Broderwerb von sich abschüttelt. Und was ist die Folge? Bei Mobilmachungen oder im Kriege selbst wandern Tausende der Landwehrmänner in die Lazarethe, simuliren Krankheiten und gehen im Rücken der Armee so lange von einem Lazareth in das andere, bis es ihnen gelingt, wohlbehalten zu Hause bei Weib und Kind anzukommen, haben vorher die Lazarethärzte methodisch gequält und geärgert, durch Grobheiten eingeschüchtert.

Davon ist aus der Vergangenheit, noch aus der letzten Mobilmachung, viel zu erzählen, und möchte die seitdem kund gegebene Sorge für die zurückzulassenden Familien der Wehrmänner in der Folge wenig helfen, wenn nicht ein Gesetz erlassen wird, was solche Simulanten lebenslang und empfindlich straft, auch die Familien derselben mit büßen läßt.

Es dürfte also nöthig sein, die Compagnieführer im Bezirk zu belassen, ihren Eifer und ihre Betriebsamkeit, wie der Bedarf angegeben, mehr und mehr zu fördern und die soldatischen Tugenden bei den Wehrmännern ꝛc. nicht erkalten zu lassen.



Aus König Friedrich's Zeit.

Drei Dank-Predigten über die von dem großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen, in demselben Jahre im Dom zu Berlin gehalten von August Friedrich Wilhelm Sack, s. Z. Königl. erstem Hofprediger. Zum hundertjährigen Gedächtniß der genannten Schlachten wieder herausgegeben. Berlin 1857. Bei Wilhelm Hertz.

Consistorialrath Sack zu Magdeburg legt dem Publicum so eben einen ganz in alterthümliches Gewand gehüllten, auf derbes graues Schreibpapier und mit den alten Typen, zum Theil Schwabacher gedruckten, im Titel schwarze und rothe Buchstaben enthaltenden, neuen Abdruck dreier Predigten seines Großvaters vor, deren Inhalt die Zeilen der Ueberschrift zeigen.

Der Verfasser dieser vor hundert Jahren gehaltenen, jetzt wieder erscheinenden Dank- und Sieges-Predigten, August Friedrich Wilhelm Sack, war seiner Zeit Königlicher erster Hofprediger in Berlin. Er war den 3ten Februar 1703 in Harzgerode im Bernburgischen geboren, und starb den 23sten April 1786. Vom Jahre 1731 bis 1740 war er Prediger an der deutsch-reformirten Gemeinde zu Magdeburg. In dem letztgenannten Jahre wurde er vom Könige Friedrich Wilhelm I. als Hofprediger an die Dom-Kirche in Berlin berufen, wo er das Amt eines Dieners des göttlichen Worts während der ganzen Regierungs-Periode des Königs Friedrich's II. verwaltet hat. Seine Predigten sind in sechs Bänden, von denen die beiden ersten sechs Auflagen erlebten, theils in Magdeburg, theils in Berlin, bei Haude und Spener, erschienen. Im sechsten Bande (Berlin 1764) sind die drei hier wieder erscheinenden Predigten auf die Siege des Königs, bei Prag am 6ten Mai 1757, bei Roßbach am 5ten November 1757, und bei Leuthen am 5ten December 1757, enthalten.

„Der Grund," bemerkt der Herausgeber, „aus welchem ich mich zur Herausgabe dieser Predigten meines Großvaters entschlossen habe, liegt nicht allein in der eigenthümlichen Stärke der Gedanken und Wärme des Dankgefühls gegen den Allmächtigen, das in ihnen lebt und zum Herzen spricht, sondern auch, und vorzüglich, in dem geschichtlichen Werthe, den sie als Ausdruck der allgemeinen Theilnahme und Begeisterung des preußischen Volks für den König Friedrich und seine Sache im siebenjährigen Kriege mir scheinen in Anspruch zu nehmen. Es ist bekannt, daß im ganzen Lande, auch auf den Dörfern, viele Prediger den Krieg mit religiös-patriotischer Wärme in Bezug auf das Wohl des ganzen Deutschlands und die Sicherheit der evangelischen Kirche auffaßten, und mittelbar viel zu dem Muthe des Heeres und der Ausdauer des Volkes beitrugen. In welchem Maaße dies auch der Sinn unseres Predigers war, beweisen folgende Worte aus der Vorrede zum sechsten Theile: „Da ich in diesem sechsten Theile meiner Predigten die mehrsten von denjenigen zusammen herausgebe, die ich über die wichtigsten Begebenheiten des letzten Krieges gehalten habe, so geschieht solches hauptsächlich in der Absicht, auch an meinem geringen Theile etwas beizutragen, daß das Gedächtniß der außerordentlichen starken Beweise möge erhalten werden, welche der König aller Könige in diesem höchst merkwürdigen Kriege und darauf erfolgten Frieden von seiner unumschränkten Herrschaft über die ohnmächtigen Götter der Erde gegeben hat, Beweise seiner Alles regierenden Vorsehung, die in ihrer Menge und Stärke dem überhand nehmenden Unglauben

recht angemessen sind, und ihn mehr als jemals in seiner wahren Gestalt, das ist als Unsinn und Verhärtung, darstellen."

Aus der ersten Dankpredigt, deren vollständiger Titel lautet: „Dank-Predigt über 1 Buch Mose 50, v. 20. wegen des den 6ten May 1757. bey Prag von dem Allmächtigen unserem Könige verliehenen herrlichen Sieges, Dom. Rogate Nachmittages, in der Ober- Pfarr- und Dom-Kirche in Gegenwart der Königin Majestät und des anwesenden Königlichen Hauses gehalten," erlauben wir uns folgende Stelle hervorzuheben:

„Andächtige in JEsu Christo! Geliebte und Geseegnete des HErrn! Wir haben in diesen Tagen fröhlicher Bothschaften, die immer noch fröhlicher auf einander folgten, mit Erstaunen gehöret, was vor grosse Dinge der HErr unser GOtt an seinem Gesalbten, unserm Könige und seinem Volke gethan hat; wie die Schrecken des Allmächtigen vor dem Könige und seinen Heeren hergegangen, die, gleich unvermuthet durchbrechenden aufgethürmten Wellen eines wütenden Meeres, sich auf die in Entsetzen und Verwirrung gerathene feindliche Schaaren plötzlich und unaufhaltbar daher gewälzet, dieselbe überall unstät und flüchtig, mit Verlassung ihrer vestesten Läger und angefülltesten Vorrathshäuser, vor unsern rasch folgenden Panieren hergetrieben, bis sie GOtt endlich in den Thälern des Todes bey Prag in die Hände seines Knechts beschlossen, da sie am 6ten dieses Monaths durch eine noch nie so stark empfundene Niederlage zerstreuet worden, wie Staub von mächtigem Winde, und dem von GOtt geleiteten Sieger ihr ganzes Lager, Geschütz und Krieges-Geräthschaften auf ihren unübersteiglich geglaubten Höhen zur Beute überlassen müssen; der dem Schwerd entronnene Rest aber in der Haupt-Stadt des Landes eingeschlossen worden.

Und das alles, was sonst kaum die Frucht von ganzen Feldzügen sein kann; das alles ist geschehen in einer Zeit von etwan vierzehen Tagen. Da der Feind uns noch weit von sich entfernt, und blos mit Anstalten der Vertheidigung beschäftigt glaubte, hatten bereits unsere Adler Böhmens Gebürge überflogen, und man hörte schon mitten im Lande unser Feld-Geschrey des Glaubens: Hie Schwerd des HErrn, und Friderich! Was wird das nicht vor Würkungen der Erstaunung und des Schreckens unter unsern übrigen Hassern und Feinden haben?"

Noch bezeichnender für die damalige Stimmung in Preußen und für den Zustand der öffentlichen Meinung zu einer Zeit, wo der große Friedrich doch schon aus den beiden schlesischen Kriegen als siegreicher Held hervorgegangen war, ist folgende Stelle derselben Predigt:

„— Daß die Feinde es mit uns sehr böse zu machen gedachten, ist weltkündig. Sie selber, nachdem die Geheimnisse ihrer Anschläge des Neides und Hasses entdeckt worden, haben dessen weiter kein Hehl gehabt, sondern es mit einem über alle Mäßigung gehenden Stolz und Hohn noch mehr offenbaret. Des Scheltens und Verläumdens, der Erbitterung und Aufwiegelungen war ja kein Ende. Die letzten Anstrengungen von Macht und Anstalten wurden zu unserer Vertilgung angewandt. Die Anschläge des Verderbens wurden gehäuft. Die ganze Welt mußte sich wider uns rüsten, und ganz ohne Scheu wurde von nichts als von Bann, von Theilung und Preussens gänzlicher Vernichtung gepocht, eben als wenn kein GOtt im Himmel wäre, der die Länder schützt und sich derselben Austheilung vorbehalten.

Welch eine Zeit! Noch nie hat die Welt eine solche Gährung unter den Völkern gesehen; noch nie sind so zahlreiche und mächtige Heere wider einen einzigen Fürsten zum Verderben ausgezogen. Alles erschrack; alles seufzete vor Furcht; alles zitterte; nur der König nicht; denn der Allmächtige sandte in ihn einen Geist der Unerschrockenheit, der Weisheit und Entschliessung, und der Frommen Gebeth, das GOtt so gern hört, befahl ihn und seine Sache dem HErrn. Aber ach! Der gottesfürchtige Patriot mußte nur leise reden; denn der Zweifel, die Furcht und die Kleinmüthigkeit waren so groß geworden, daß der Kleingläubige keinen Trost mehr hören, und der Unwissende keine Vorstellung annehmen wollte. Fast wurde der Glaube mit seiner Hofnung zu GOtt und frommen Ahndung von Sieg und Hülfe, schon öffentlich Schwärmerey genennt. Freilich war die Gefahr sehr groß, und wer hat das geläugnet?"

(Folgt eine Schilderung der zu erwartenden Kriegsgräuel. Im Laufe derselben heißt es):

„Der Geist der Verfolgung würde ganz unbändig gewütet haben, und unsere Gewissens-Freyheit wäre auf immer verlohren gewesen. Die Unbefestigten und

Leichtsinnigen, die Menschen nach der Welt, und deren mag es leider zu Tausenden unter uns geben, hätten den kleinen Rest ihres Glaubens ohne Bedenken abgeschworen; unsere Kirchen wären genommen oder verschlossen, Clöster und Heiligen-Tempel überall aufgerichtet, unsere Kinder (ach! welcher Vater und welche Mutter kann daran ohne eine Wehmuth gedenken, die das Herz zerreißt) unsere arme Kinder wären unserer Erziehung entrissen und vor unsern Augen in die Kerker des Aberglaubens geschleppt worden. — Deutschland, Deutschland deine Fesseln waren bereits geschmiedet; deine bürgerliche und deine Gewissens-Freyheit wäre mit uns zugleich das Opfer von Wien und Rom geworden, und in wenigen Jahren hätte in deinen Gränzen kein Protestant mehr freyen und sichern Aufenthalt gehabt, und der standhafte Bekenner der Wahrheit würde denen unmenschlichen Verfolgungen und Peinigungen, an welchen der blinde Eyfer der falschen Bekehrer einen unerschöpflichen Vorrath hat, ohnaufhörlich ausgesetzt gewesen seyn."

Die Leser bemerken, daß diese Predigten einen nicht unwichtigen Beitrag zum Verständniß jener großen Zeit und einen tiefen Einblick in die Art der Begeisterung, welche gegen Oesterreich aufstand und siegte, gewähren.

Wünschen wir, daß wie diese hundertjährigen Predigten, so die unseren Tage auch fernen Enkeln eine solche erhebende Aufklärung über die Gesinnung der Zeit geben und daß Zuversicht und stolze Hoffnung auf unsre Zukunft, wo sie sich heut wiederum an heiliger Stätte ausspricht, eben so gerechtfertigt werde, als die des braven gläubigen Hofpredigers Sack in der Domkirche zu Berlin 1757.

[Weibliche Dienstboten.] Es wird jetzt so viel auch über den bei dem weiblichen Gesinde herrschenden Luxus geklagt, gewiß ist es interessant, die Klagen von jetzt mit den Klagen von ehedem zu vergleichen; vielleicht sind auch die zur Zeit unserer Väter gemachten Abhülfsvorschläge nicht ganz unnütz. Hier ist ein Brief, welcher wörtlich so vor fast sechzig Jahren in Berlin geschrieben wurde:

„Zu den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg kann man jetzt mit Recht die weiblichen Dienstboten in den Residenzien rechnen.

Die Bestimmung des weiblichen Gesindes ist der gemeine Bürger- und Soldatenstand; gewissermaßen kann man das Dienen als eine Vorbereitung dazu, als die Gelegenheit ansehen, sich bis dahin nicht nur den Unterhalt, sondern auch nützliche Kenntnisse und einiges Vermögen zu verschaffen, um einst als Hausfrauen glücklich zu sein. Die Erfahrung zeigt gerade das Gegentheil.

Auch in dieser Volksklasse äußert sich der Charakter des Zeitalters, die verderbliche Sucht, es Andern gleich zu thun und leider nur zu sehr in der ganzen Bedeutung des Wortes frei zu sein.

Man widmet die beste Zeit des Lebens der Dienstbarkeit, um am Sonntage durch einige Stunden durch die Kleidung so zu scheinen, als ob man seiner Herrschaft gleich sei, und sich zugleich den jetzigen Lieblingsvergnügungen des schönern Geschlechts, einer etwas buhlerischen Coquetterie und einem eben solchen Tanze, zu überlassen.

Man sehe des Sonntags die öffentlichen Oerter, Kirchen, Spaziergänge, Gärten, Tanzhäuser; das lebendigste Bild von einer halben Cultur giebt die dienende Volksklasse. Schwerlich, daß man ein Dienstmädchen, gleichsam zur Satire auf alle die andern, in einem züchtigen, der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit angemessenen Anzuge, mit einem demüthigen

Anstande, steht; Alle sind eine elende Copie ihrer Herrschaft; eine lächerliche Nachäffung von Personen höheren Standes; halb Damen, halb Dienstmägde. Hier rennt Eine, dort tölpelt die Andere langsam einher in einem modernen mousselinenen Kleide, ihr sechs Tage von Luft und Sonne verbranntes Gesicht auf diese paar Stunden durch einen seidenen Schirm schützend. Die Grazien haben dieser Venus nicht den Gürtel angelegt; nach ihrer Meinung spielen die Liebesgötter mit den Haaren, welche buhlerisch aus der Mütze über die Stirn hangen, und auf den rothen beflitterten Schuhen und auf der den Busen und den Hals eben nicht schmeichelnden weißen mousselinenen Cravatte. Die seidenen menschenfarbenen Handschuhe sind ein wahres Pasquill auf Hand und Arme.

Es darf wahrlich nicht noch der freie Ton hinzukommen, wozu dergleichen Anzug nothwendig führet; man darf nicht erst in den Gesprächen der Dienstmädchen und auf den Tanzböden jene Anzeichen der Unsittsamkeit verwirklicht sehen, um es zu fühlen, wie nachtheilig dies ihrer Bestimmung sei. Man darf nicht erst durch die Erfahrung überzeugt werden, wie sehr dies zum Müßiggange, zur Unzufriedenheit und zu Veruntreuungen verleitet.

Sollte es denn keine Mittel geben, dem Luxus und der Eitelkeit des weiblichen Gesindes Einhalt zu thun? Wenn man in dem wirklichen gegen sonst sehr reichlichen Lohne der weiblichen Dienstboten den Grund finden, und die Ermäßigung desselben durch eine Gesinde-Ordnung vorschlagen wollte, den Fall angenommen, daß es möglich sei, das weibliche Gesinde in den Residenzien nach seiner mannichfachen Brauchbarkeit zu klassifiziren; so würde dadurch der Zweck nur immer unvollkommen erreicht werden können, denn es würde, wenn gleich weniger, doch noch immer Aufwand machen können; eine Kleider-Ordnung würde freilich dem Unwesen abhelfen; aber eine allgemeine Kleider-Ordnung hat zu viel gegen sich, und eine Kleider-Ordnung für die dienende Klasse allein würde diese zu sehr herabwürdigen; es scheint aber ein unfehlbares Mittel, die weiblichen Dienstboten in den Residenzien zu würdigen Mitgliedern des Staates zu machen, sehr nahe zu liegen; nur etwas Uebereinstimmung der Herrschaften würde dazu erforderlich sein.

Es würde nämlich nur nöthig sein, daß den Dienstmädchen statt eines Theils des Lohnes Kleidungsstücke gegeben würden. Es würde dann von sich selber folgen, daß die Dienstmädchen nur auf eine ihren Verrichtungen und ihren Verhältnissen angemessene Weise gekleidet gingen. Wenn sie weniger als jetzt ihre Eitelkeit befriedigen könnten, so würden sie häuslicher, sie würden genügsamer, treuer, sittsamer werden; sie würden ihren Herrschaften nützlicher sein, sich selber aber, wenigstens für die Folge, in ihrer dereinstigen Bestimmung als Gattin eines Mannes dürftigen Standes, glücklicher machen.

Man hat für die Sache das Beispiel der männlichen Dienstboten, und es ist eine bekannte Wahrheit, daß verschiedene Stände, als Fleischer, Fischer, ganze Volksklassen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten, welche bei ihrer alten, uniformen Kleidertracht geblieben sind, ihren Wohlstand vorzüglich diesem Mittel gegen die Kleiderverschwendung zu danken haben, und daß diese Leute, weil sie durch ihre einfache Lebensart und Kleidung mit gutem Beispiel vorangehen, das beste weibliche Gesinde haben." —

Dieser Brief ist, wie im Eingang gesagt, vor sechzig Jahren — 1796 — in Berlin geschrieben. Wir wüßten ihm kaum etwas hinzu-

zufügen, auch wenn wir ihn auf die heutigen Verhältnisse anwenden, nur scheinen denn doch die Berliner Dienstboten am Ende des vorigen Jahrhunderts sich mit Mützen begnügt zu haben, während heut der Seiden- und Sammthut auch schon Erforderniß ist.

Auf die Vortrefflichkeit der Bemerkung, welche diesen Brief schließt, und welche sich auf die Volkstrachten bezieht, haben wir unsern Lesern gegenüber eben nur nöthig, stillschweigend hinzuweisen.

[Seidengewänder im Mittelalter.] Die gelehrten Nachforschungen über die Zeit, in der zuerst im Abendlande seidne Kleider weitere Verbreitung fanden, sind in einem eben erschienenen Buche, das allerdings zunächst einen kirchlichen Zweck hat („Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. Von Fr. Bock."), weiter verfolgt. Unter dem griechischen Kaiser Justinian wurde bekanntlich die Seidenzucht aus dem fernen Osten nach Europa herübergeführt, König Roger von Sicilien brachte dann von seinem siegreichen Zuge durch Griechenland außer großer Beute von Athen, Korinth, Theben auch Seidenarbeiter und Arbeiterinnen (um 1147) mit sich nach Palermo, und von hier aus verbreitete sich dann die Seidenweberei über Italien, Frankreich, Flandern ꝛc. Doch blieben dabei immer noch die Karavanen, welche aus Indien und Persien die Seide nach Alexandria und Jerusalem brachten, in Thätigkeit, und Rom war ein Hauptstapelplatz dieser fremden Produkte. Die maurische Industrie im südlichen Spanien, vor Allem in der Stadt Almeria, wetteiferte mit diesen orientalischen Erzeugnissen lange Zeit. Sehr interessant ist die in dem oben angegebenen Buche zu findende Bemerkung, daß die Dessins kostbarer Seidenstoffe, welche aus dem Orient kamen, Jahrhunderte lang auf Geschmack und Kunstübung des Abendlandes eingewirkt haben. Man sahe darauf fremdartige Thiergestalten, Löwen, Adler, Greifen, und die phantastische Form der heraldischen Figuren in den Wappen der christlichen Ritter ist nach dem Urtheile Sachverständiger aus diesen Seidenbildern oft herzuleiten. So knüpft sich Vergangenheit und Ferne an uns mit geheimnißvollem Bande, und so mag ein persisches Götter-Symbol oder die Darstellung einer braminischen Legende zu manchem deutschen Ritterwappen Motive geliehen haben. Die alte Seidenfabrikation hatte ihre jetzt verlorenen Geheimnisse. Wir wissen nicht — und alle Entdeckungs-Versuche der Chemie waren in dieser Beziehung bis jetzt vergeblich —, von welcher Substanz die zarten Fädchen sind, welche vergoldet und dann in die Seide gewebt wurden. Unsere heutige Fabrikation muß sich, wenn sie drap d'or machen will, damit begnügen, einen stärkeren Seidenfaden mit einem Silberfädchen zu überspinnen und diesen dann zu vergolden.

An den Gebrauch der Seide schloß sich der des Seidensammtes (bei kirchlichen Gewändern seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts). Das Wort Sammet (Sammit) wird von Examitus abgeleitet, was die sechs Fäden, welche den Einschlag bilden, (das griechische Wort hex — sechs — und das griechische Wort mitos) bedeutet.

Druck von F. Heinicke in Berlin. — Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.





DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE



